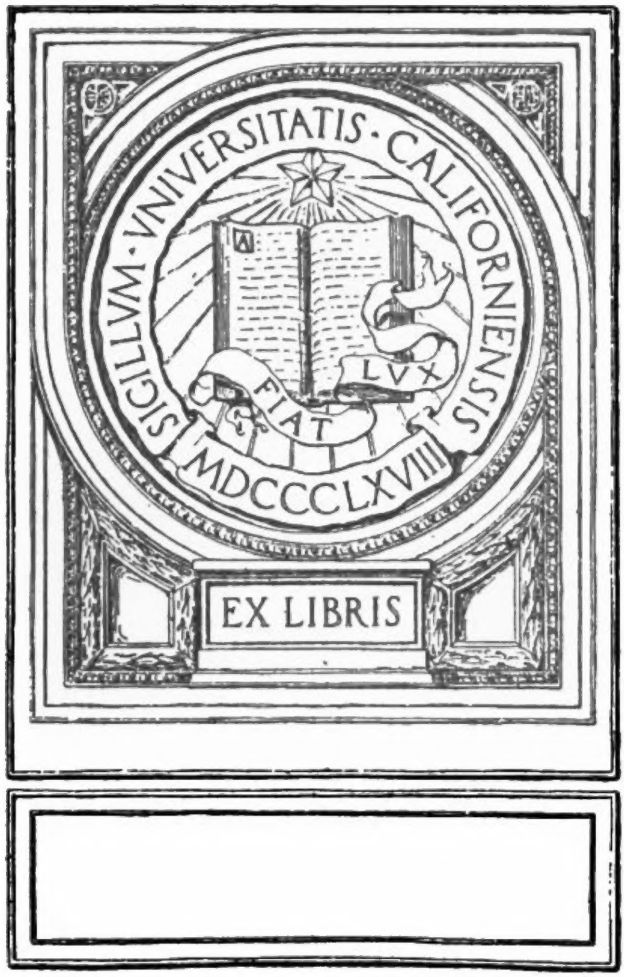

Printed in Germany.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

kadem
der Wissenschaften

Jahrbücher der Literatur.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Hundert drei und zwanzigster Band.

1848.

Juli. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

Digitized by Google

Z1007
J3
v. 123-124

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt des hundert drei und zwanzigsten Bandes.

Seite

Art. I. Das Naturgrundgesetz der Einheit und Harmonie als allgemeines Prinzip wissenschaftlicher Systeme. Ein Bruchstück, verfaßt von Jos. Krieger. Tirnau 1843 (Fortsetzung) 1

II. 1) ΕΥΡΙΠΙΔΗΣ. Euripidis fabulae. Recognovit, latine vertit Theobaldus Fix. Inest varietas codicum Parisinorum 2817 et 2887 accurate excerpta. Parisiis MDCCCXLVIII.

2) Fragmenta Euripidis iterum edidit, perditorum tragicorum omnium nunc primum collegit Fr. Guil. Wagner. Accedunt indices locupletissimi. Christus patiens, Ezechieli et Christianorum poetarum reliquiae dramaticae. Ex codicibus emendavit et annotatione critica instruxit Fr. Dübner. Paris MDCCCXLVI.

3) Euripidis Phoenissae. Cum commentario edidit Jacobus Geelius. Scholia antiqua in Euripidis tragoedias partim inedita partim editis integriora adjunxit C. G. Cobetius. Lugduni Batavorum MDCCCXLVI.

4) De quibusdam locis Euripidis Troadum Dissertatio scripta renuntiationi XXXIV doct. philos. et art. lib. mag. Cal. Maiis a MDCCCXLVII, a Godofredo Hermanno. Lipsiae 54

III. Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus österreichischen Originalquellen. Herausgegeben von J. Heller. Zweiter Band. 1703—1705. Wien 1848 . 105

IV. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Berlin 1847. Zweiter Theil 134

V. Geschichte der Eroberung von Peru, mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas, von William H. Prescott. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Band. Mit einer Karte von Peru. Leipzig 1848. (Schluß) 160

VI. Indische Sagen von Adolph Holzmann. Dritter Theil. Karlsruhe 1847 187

VII. Pseudo-Callisthenes. Primum edidit Carolus Müller. (Abgedruckt in dem Parisiis MDCCCXLVI erschienenen Bande der Sammlung griechischer Schriftsteller.) 192

VIII. Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Eduard Devrient. Leipzig 1848. 2 Bände 215

IX. Norddeutsche Sagen, Mährchen und Gebräuche, aus Meklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westphalen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz. Leipzig 1848 . . . 237

X. Zur Bibel. Naturhistorische, anthropologische und medizinische Fragmente von J. B. Friedreich. Zwei Theile. Nürnberg 1848. 248

753310

Digitized by Google

Seite

Art. XI Tradescant der Aeltere 1618 in Rußland. Der Handelsverkehr zwischen England und Rußland in seiner Entstehung. Rücksichtlich auf einige der älteren Reisen im Norden. Geschichtliche Beiträge, mitgetheilt der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg von Dr. J. Hamel. St. Petersburg 1847 260

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXXIII.

I. Ueber die Grafen von St. Georgen und Pösing in Ungarn und Oesterreich, und deren Münzrecht. Von Jos. Bergmann 1

II. Die Freiherren und seit 1716 Grafen von Prösing zum Stein in Kärnthen und in Oesterreich. Von Jos. Bergmann . 15

Ueber die Abkunft und Wanderungen der Langobarden. Zweite Abtheilung: Die Langobarden in Oesterreich (Schluß) . . 27

Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840 bis 1844. Von Professor Dr. Tischendorf (Fortsetzung) 40

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Juli, August, September 1848.

Art. I. Das Naturgrundgesetz der Einheit und Harmonie als allgemeines Prinzip wissenschaftlicher Systeme. Ein Bruchstück, verfaßt von Joseph Krieger, k. k. Hauptmann. Tirnau, 1843.

(Fortsetzung.)

Zweite Pforte, die der Zeit.

Wir werden unsere Wanderung in sieben Stationen zurücklegen, deren erste die sieben Alter des Menschen umfassen, die folgende Pentas, die Zeiteintheilungen der Jahre, Monate, Wochen, Tage und Tageszeiten in sich begreifen, die siebente endlich ausschließlich von dem Sabbathe handeln wird.

I. Die sieben Alter des Menschen.

Die Hauptstelle sind die bekannten bei Philo und anderswo enthaltenen elegischen Verse Solons, welche aber zehn und nicht sieben Alter des Menschen festsetzen; die sieben Alter schreiben sich eigentlich vom Hippokrates her. Philo führt die Stelle des Hippokrates von den sieben Altern des Menschen und den Eigenthümlichkeiten eines jeden derselben an. In den ersten sieben Jahren verlieren die Kinder die Milchzähne, das zweimal siebente Jahr ist das der Mannbarkeit, im dreimal siebenten Jahr geht der Flaum des Jünglings in Bart über, das Wachsthum hört mit dem viermal siebenten Jahre auf, das siebenmal siebente Jahr begränzt das männliche Alter [1]). Noch umständlicher wird dieß von Macrobius in seinem Commentare zum Traume des Scipio erörtert. Die siebente Stunde nach dem Beischlafe entscheidet über die Schwangerschaft [2]). Am siebenten Tage bildet sich das Häutchen des Naturhemdes [3]). Nach siebenmal sieben Tagen ist der Mensch gebildet [4]).

[1]) Philonis Opera, Lutetiae 1640, p. 24.

[2]) Semen, quod post jactum sui intra horas septem non fuerit in effusionem relapsum, haesisse in vitam pronuntiatur.

[3]) Hoc primum artifex natura molitur, ut die septimo folliculum genuinum circumdet humori ex membrana tenui. Macrobius lib. I. 6. Dann bei Aulus Gellius III. 10: Primis septem diebus conglobatur coagulaturque, fitque ad capiendam figuram idoneum.

[4]) Septima autem fere hebdomade, id est, nono et quadragesimo die, totus, inquit, homo in utero absolvitur. Ebenda und bei Macrobius, sexta hebdomade jam membra dividi; si masculus septima.

Digitized by Google

In der siebenten Stunde nach der Geburt entscheidet sich das Leben des Kindes [1]). Nach sieben Tagen wird der Nabel gereinigt; nach zweimal sieben Tagen beginnen die Augen sich nach dem Lichte zu richten, erlangen aber erst nach siebenmal sieben Tagen die vollständige Sehkraft. Nach sieben Monaten macht das Kind die ersten Zähne [2]) und sitzt nach zweimal sieben Monaten ohne Anstand; nach dreimal sieben Monaten spricht es die ersten förmlichen Worte aus und nach viermal sieben Monaten steht es fest und beginnt zu gehen. Nach fünfmal sieben Monaten ekelt das Kind die Milch der Amme an [3]). Macrobius bringt mit dem siebenten Jahre, in welchem das Kind vollkommen sprechen gelernt, die sieben Vocale der Griechen in Verbindung. Bis sechsmal sieben Jahre erhalten sich die Kräfte unvermindert, gehen aber dann bergab. Sieben mit Zehn verbunden wird als das Ziel des Lebens betrachtet. Nach siebzig Jahren soll der Mann, aller Amtsverrichtungen ledig, nur dem Studium der Weisheit obliegen und seine Kräfte nur dem Rathe und nicht mehr der That weihen [4]). Da Macrobius das siebzigste Jahr als das Ziel des menschlichen Lebens oder wenigstens aller Thatkraft in Geschäften ansetzt, Plato aber in seiner Republik das achtmal siebente, d. i. das sechs und fünfzigste als das bestimmt, in welchem der Mann den Leidenschaften abgestorben, sich mit der Gesetzgebung oder Verwaltung des Staates beschäftigen soll, so wären die zweimal sieben Jahre vom acht und fünfzigsten bis zum siebzigsten Jahre das politisch thätigste Alter des Menschen, nach welchem mit dem siebzigsten Jahre erst das eigentliche senatorische beginnen sollte. Der italienische Dichter Tassoni, welcher außer der Secchia rapita auch zehn Bücher verschiedener Gedanken [5]) geschrieben, behandelt in einem Abschnitte des fünften Buches das neunmal siebente Jahr als das climacterische oder große Stufenjahr des menschlichen Alters, und faßt die obigen Lehren des Macrobius, Philo, Censorinus und Seneca in den folgenden Worten zusammen: Climaterico significa pericoloso, ed è voce tolta da' Caldei, che chia-

---

[1]) Quem quisquis ultra septem horas sustinuerit, intelligitur ad vitam creatus. Macrobius.

[2]) Darauf bezieht sich das griechische Sprichwort: Ἀκμὴν ἑπταέτης ὢν οὐκ ἀνέφυσεν ὀδόντας. Schott adagia greca p. 580.

[3]) Macrobius ebenda.

[4]) Cum vero decas — ἑπτάδι, jungitur ut aut decies septem aut septies deni computentur anni: haec a Physicis creditur meta vivendi. Ebenda.

[5]) Dieci libri di pensieri diversi. Venezia 1627.

Digitized by Google

mauano Climateras i pericoli della vita, e della roba. Ma perche l'anno 63 dell'età dell' huomo sia più pericoloso che gli altri, ciò procede dalla mutazione, che si fà in essa di sette in sette anni, Septimus quisque annus aetati notam imprimit, disse Seneca. Alli 7 mesi il fanciullo mette i denti; alli 7 anni li muta, e comincia a discorrere; alli 14 si fà atto alla generazione; alli 21 non cresce più d'altezza; alli 28 è nel colmo delle forze; e alli 35 nel mezzo della virilità, e dell' età; onde si legge, che gli antichi Atleti, che fino a quel segno non haueano acquistato vittoria alcuna, non combatteuano più; alli 42 l'huomo è nel fior del senno; alli 49 comincia a mancare il vigore; alli 56 l'eta già precipita; e alli 63 manca, e s'estingue, se non è più che buona la complessione: onde pochi passano questo segno. È però da auuertire, che nelle donne questa del settenario è regola fallace, maturando elleno più per tempo; come quelle, che alli sei anni cominciano a discorrere; alli 12 possono generare; alli 18 lasciano di crescere, e così vanno di sei in sei; il perche Platone nel numero nuziale attribuì il pari alle femmine, e'l dispari a' maschi: e Aristotile per l'istesso rispetto nella decima parte dei suoi Problemi fù d'opinione, che le donne campassero meno degli huomini. L'Imperadore Augusto scriuendo a Gaio Cesare suo nipote, si rallegrò seco d'hauer passato felicemente l'anno 63 con queste parole: Ubicunque hoc die fuisti, spero te laetum, et benevalentem celebrasse quartum, et sexagesimum natalem meum; nam vt vides Climactira communem seniorum omnium, tertium et sexagesimum annum euasimus (p. 188). Den Philo und Macrobius wiederholt auch Censorinus [1]). Diese Lehre von der Entwickelung des Menschen in sieben Tagen nach der Schwangerschaft u. s. w. findet sich auch in dem von Diemer herausgegebenen altdeutschen Lobliede auf den heiligen Geist [2]). Hieher gehören endlich

[1]) Hippocrates medicus in septem gradus aetates distribuit, primae aetati 7um annum, secundae 14um, tertiae 28um, quartae 35um, quintae 42um, sextae 56um, septimae novissimum annum vitae humanae. Censorinus cap. 14. — Dann wieder: Nam dentes septem mensium infanti nasci — septimo anno primos eorum excidere; — post decimum quartum annum nonnullos, sed omnes intra decimum septimum annum pubescere. Huic opinioni in aliqua repugnant alii, alii in parte consentiunt; nam septimo mense parere mulierem posse, plurimi adfirmant. Cens. c. 7.

[2]) Daz ein iegelich menniſke pi ſibenen iſt geſcafen. V. 28 und 29, p. 315 — ware unze an den ſibenten morgen ſo uerwantelet got der gôte. den ſamen ze plôte. uber ſiben tage. ſo wirt daz plôt caro. dannen uber ſiben tage. wahesſet ader unte mage. uber ſiben tage chumet iz auer nein. ſo wehffet daz pein. ſo ſcheſphet

die sieben Zeiten, deren Daniel dreimal hinter einander erwähnt: Bis daß sieben Zeiten über ihn um sind [1]). Die sieben Alter des Hippokrates sind: παιδίον das Kind, παῖς der Knabe, μειράκιον der Jüngling, νεανισκός der junge Mann, ἀνήρ der Mann, γέρων der alte Mann, πρεσβύτης der Greis [2]).

II. Die Siebenzahl der Jahre.

Von der Veränderung, welche alle sieben Jahre im menschlichen Körper Statt hat und die sieben Alter des Menschen bedingt, hat schon der vorige Abschnitt gehandelt. Wir haben es also hier nicht mehr mit den sieben Jahren der physischen Bildung zu thun, wohl aber mit denen der geistigen, mit den climacterischen, mit denen der Feier und des Freiens, mit den Jahren der Strafe (Hunger, Pest, Krieg), mit Handlungen und Thaten, welche sieben Jahre umfaßten, und mit der Chronologie, in welcher sich die Siebenzahl der Jahre vorzüglich hervorwirft. Die climacterischen Jahre, die besonders für Leben und Tod gefährlich, sind sieben, nämlich: das dreimal siebente, in welchem so viele Jünglinge das Opfer tödtender Brustkrankheiten; das siebenmal siebente (49), in welchem so vielen Frauen ihre große Periode lebensgefährlich; das neunmal siebente (63), welches das Todesjahr so vieler großer Männer, wie Julius Cäsar, Mohammed [3]); das achtmal siebente (56), das zehnmal siebente (70), das eilfmal siebente (77) und endlich das zwölfmal siebente (84), als das von Herodot und Salomon anerkannte Ziel des menschlichen Lebens; die Bewohner hingegen einer der Cykladen, nämlich von Thera, waren anderer Meinung, indem sie das eigentliche Leben des Menschen nur zwischen das siebente und neunmal siebente Jahr setzten, und es gar nicht der Mühe werth fanden, die, so unter sieben oder über neun und vierzig hinaus starben, zu betrauern und zu beweinen [4]). Die alten Perser nahmen

---

danne der gotes trut. uber siben tage die hut. har unte nagele. uber tage sibene. daz sint sehs wochen. so ist der mennisk aller gesceafen. pag 346.

[1]) Daniel IV. 13, 20, 29.

[2]) Pronus ab amne bibit septenaque tempora lustrans Omnibus hirsutus silvis et montibus arsit.

[3]) Salmasius schrieb ein besonderes Werk: De annis climactericis, und Lindenberg im Anhange zu Woldenbergs Werk hat S. 680 einen besonderen Abschnitt: De annis climactericis.

[4]) Thera — in qua pueri citra septennium, aut homines ultra quinquagesimum annum indefleti fuêre: quòd illi rapti immaturo funere, vix primum vitae limen attigissent, isti autem satis diu vixissent. Alexandri ab Alexandro Neapolitani J. C. Genialium dierum iibri III. 7. Eben derselbe III. 24. Alii septimum quemque observârunt annum, propterea, quod aetatis hominis signum imprimeret.

von ihren Kindern nicht eher Kunde, als bis sie das siebente Jahr erreicht hatten [1]), bis dahin war die Erziehung den Frauen anvertraut, was auch bei den heutigen der Fall. Mit sieben Jahren werden bei den Mohammedanern die Kinder beschnitten und gehen bei den Katholiken zur Beichte, zu Sparta aber wurden die Knaben mit sieben Jahren geschaart; mit zweimal sieben Jahren wurden die Knaben der alten Perser in der Magie und in den vier Haupttugenden unterrichtet [2]). Sieben Jahre, mit denen nach der Meinung der Perser und der Bewohner von Thera das Leben der Menschen erst beginnt, sind nach Plinius das äußerste Ziel des Lebens der Bienen [3]), während siebenmal sieben das Ziel menschlichen Lebensgenusses [4]). Sieben Jahre sind die Jahre der Studien und Bildung, wie Allen, die je den Horaz gelesen, aus demselben bekannt: et studiis annos septem dedit [5]). Diese Siebenzahl tritt auch in den Perioden des alten Ritterthums hervor, in dem der Knabe bis in's siebente Jahr bei der Mutter blieb, im zweimal siebenten Edelknappe und im dreimal siebenten zum Ritter geschlagen ward. Bei den Moslimen ist der Studienkurs der Ulema auf sieben Jahre beschränkt [6]). Auch Johannes Müller erwähnt in seinem am siebenten Julius 1808 geschriebenen Testamente siebenjähriger literarischer Arbeiten. An die sieben Lehrjahre des Jünglings wollen wir unmittelbar die sieben Jahre des Dienstes der Liebe und des Freiens reihen. Sieben Jahre diente Apollo als Hirte dem König Admetus. Sieben Jahre freite Jakob um Lia und eben so viele um Rahel; die Liebe Petrarca's war noch beständiger als die Jakobs, denn sie dauerte dreimal sieben Jahre:

Tennemi amor anni vent' uno ardendo.

Wieland der Schmied lebte sieben Jahre mit einer Walkyrie. Sieben waren die fruchtbaren Jahre, welche dem Pharao

---

[1]) Jam Persarum admodum probabili institutum fuit quod liberos suos non prius agnoscant, quam septimum implessent annum. Valerius Maximus II. 6.

[2]) Δὶς ἑπτὰ δὲ γενομένων ἐτῶν τὸν παῖδα παραλαμβάνουσιν οὓς ἐκεῖνοι βασιλέους παιδαγωγους ονομαζουσιν. Plato beim Apul. Apolog. I. c. 25.

[3]) Vita eis longissima, ut prospere inimica ac fortuita cadant, septenis annis universa. Plinius XI. 20.

[4]) Nam cum aetas tua septenos vities solis anfractus reditusque converterit tuoque hi numeri quorum uterque plenus, alter altera de causa habetur, circuitu naturali summam tibi fatalem conferunt.

[5]) Ep. II. 2.

[6]) Mouradjea d'Ohsson.

im Traume durch die sieben fetten Kühe vorbedeutet wurden, aber sieben auch die unfruchtbaren, die Jahre des Hungers [1]) und des Feuers [2]), folglich der Strafe. Gott ließ dem David die Wahl der Strafe zwischen einer Pest von drei Tagen, einem Kriege von drei Monaten und einer Hungersnoth von sieben Jahren. Eine Pest für die Juden war auch der persische Satrape Bagoas, welcher dieselben durch sieben Jahre plagte [3]). Durch sieben Nächte wehte der brennende Wind, welcher das Volk von Aad und Themud ausgerottet [4]). Sieben Jahre lang herrschte Nabuchodonosor über Jerusalem, fraß dann aber sieben Jahre lang Gras als Vieh. Eine Wiederholung dieser historischen Legende scheint zu seyn, was Justinus vom Mithridates erzählt, der ein gewaltiger Jäger, wie Nimrod (dieser war durch sieben Jahre groß und mächtig gewesen), sieben Jahre lang die Wälder durchirrte [5]). Mehr als bei Hunger und Pest tritt die Siebenzahl in dem dritten Knoten der dreiknotigen Geißel Gottes, nämlich im Kriege hervor. Die Sage sowohl als die Geschichte kennt eine gute Anzahl siebenjähriger Kriege; ein solcher erscheint schon beim Nonnos [6]). Sieben Jahre lang dauerte der erbitterte Krieg zwischen den Venetianern und Genuesern zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, vom Jahre 1293 — 1299 [7]). Die Türken kündeten den Venetianern Candia's willen den Krieg auf sieben Jahre an, wie Heraklius auf sieben Jahre mit den Sarazenen Frieden geschlossen. Cypern blieb nach der Eroberung der Sarazenen sieben Jahre lang wüste [8]). Hieher gehört auch die siebenjährige Belagerung Constantinopels durch die Araber unter dem Befehle von Moawije und die Toledo's, welches durch sieben auf einander folgende Jahre von König Alphons belagert ward [9]). Von den Strafjahren des

---

[1]) Vocavit enim dominus famem et veniet super terram septem annis. L. regum IV. 8. I. III.

[2]) Succendent ea igni septem annis. Ezechiel XXIX. 9.

[3]) Et Judaeos per annos septem vexavit. Zonaras IV. 7.

[4]) Koran, LXIX. Sura, 7. Vers.

[5]) Per septem annos neque urbis, neque ruris tecto usus est, sed per silvas vagatus diversis montium regionibus pernoctabat. Justinus XXXVII. cap. 2.

[6]) φύλοπιν ἑπτα ἐτηρον. XXV. 3.

[7]) Sismondi IV. 248.

[8]) Constantinus Porphyrogenitus 47.

[9]) It is generally related, that the Christian king remained for seven consecutive years encamped before the city. Gayangos history of the Mohammedan dynasties in Spain II. p. 263.

Hungers, der Peſt und des Krieges wenden wir uns nun zu denen der Ruhe und der Feier, nämlich zum großen Sabbatsjahre der Juden, welches alle ſieben Jahre eintrat und in welchem allen Schuldnern die Schulden erlaſſen [1]), alle Gefangenen auf freien Fuß geſetzt wurden. Nach einer bei den Griechen gäng und gäben Sage ſollten die Juden alle ſieben Jahre einen Gefangenen geopfert haben [2]). Suidas nennt das ſiebente Jahr der Juden Ἀργὸν ἔτος. Am Laubhüttenfeſte mußte alle ſieben Jahre das zweite Buch der Geneſis geleſen werden [3]). Jeder hebräiſche Sclave erhielt im ſiebenten Jahre ſeine Freiheit [4]) und alle ſieben Jahre lag der Acker brach, um von der Arbeit auszuruhen [5]). Von dieſen Rechtsbeſtimmungen der Hebräer dürften auch zum Theil die mit der Siebenzahl in Verbindung ſtehenden Beſtimmungen neuerer Geſetzgebung abgeleitet werden. Schon bei den Römern waren ſieben Zeugen erforderlich. Auf ſiebenfache Weiſe ward der freie Bürger zum Sclaven [6]). Mit zweimal ſieben Jahren ſind nach dem öſterreichiſchen Rechte die Erzherzoge von Oeſterreich mündig. Nach dem alten deutſchen Stadtrecht wird die Gränze des Weichbildes und des Stadtbezirkes alle ſieben Jahre umgangen und neu beſchrieben. Die ſieben Jahre finden ſich beſonders in der Geſchichte großer Bauten wieder. So wurde der Tempel Salomons in ſieben Jahren gebaut. Sieben Jahre lang feierten die Arianer zu Conſtantinopel ihren Gottesdienſt in dem Kloſter des heiligen Makios, bis im ſiebenten Jahre die Kirche einſtürzte und viele Arianer erſchlug [7]). Hebron war ſieben Jahre früher als Tanis in Aegypten gebaut [8]). Sieben Jahre lang verkündete ein Stummer mit Wehgeſchrei den Ruin des Tempels und den Untergang Jeruſalems [9]). Die Siebenzahl der Jahre ſtellt ſich auch in anderen wichtigen Handlungen des menſchlichen Lebens heraus. Der indiſche Herakles (Dorſanes) machte ſeine Tochter, da er keinen würdigen Freier für ſie finden konnte, im ſiebenten Jahre

---

[1]) Philo Judaeus in der obigen Ausgabe S. 1783 und Deut. XV. 2.

[2]) Judaeos septimo quoque anno peregrinum captum sacrificare scribit Damocritus historicus. Suidas.

[3]) Deut. XXXI. 10.

[4]) Deut. XV. 12. Exod. XXIX. 2. Levit. XXV. 41.

[5]) Exod. XXIII. 10.

[6]) Woldenberg S. 429—435.

[7]) Anonymi antiquitatum Constantinopoleos lib. tres, beim Banduri I. 51.

[8]) Numeri XIII. 23.

[9]) Josephus Flavius de bello judaico L. VII. c. 12.

mannbar, und zeugte selbst mit ihr den Stammvater der indischen Könige [1]). Aische war sieben Jahre alt, als Mohammed mit ihr Hochzeit feierte, wiewohl er dieselbe erst zwei Jahre später vollzog; indessen sagt schon im Aristophanes der in ein Weib verkleidete Mesilochus, daß er mit sieben Jahren entjungfert worden sei. Sieben Jahre lang malte Protogenes sein berühmtes Gemälde für Demetrius zu Rhodos [2]). Häufig erscheint diese Siebenzahl der Jahre in Romanen: „Sieben Jahre sind verflossen, seit ich Euch liebe," sagt der Graf Claros von Montalban zu Claraninna in der spanischen Romanze [3]). — „Kann ich es wohl wagen, diese Nacht das erste Mal seit sieben Jahren ohne Harnisch bei Dir zuzubringen?" — „Sieben Jahre ist Gayfero's Frau in Gefangenschaft [4])." — Sieben Jahre lebt Vergilius in Gefangenschaft; sieben Jahre wird Juliana gesucht; sieben Jahre bringt die Infantin auf dem Gipfel der Eiche zu, wohin sie von sieben Feen verzaubert worden [5]). Diese romantische Vorliebe für die Siebenzahl der Jahre in der Geschichte von Liebeshelden findet sich schon in der des Aeneas und der Dido, diese schreibt ihm bei Ovidius:

Nec mihi mens dubia est, quin te tua numina damnent,
Per mare, per terras septima iactat hyems.

Ueberseeische Weine erreichten nach Plinius [6]) mit sieben Jahren ihr mittleres Alter. Gehen wir auf die Quellen der Chronologie zurück, so finden wir zuerst sieben Kalender: den der Römer, Griechen, Alexandriner, Aegypter, Perser, Araber und Hebräer, welche Schreckenfuchs gesammelt [7]). Die Dauer der Welt wird von den Morgenländern auf siebentausend Jahre berechnet. Rom ward in der siebenten Olympiade erbaut, deren erste im Jahre 777 vor Christi Geburt begann. Siebenhundert sieben und siebzig Jahre lang beherrschten die Araber Spanien, das sie im siebenhundert siebenten Jahre nach Christi Geburt, im siebenten Jahre der Regierung Roderichs erobert hatten; in keiner Chronologie wirft sich die Siebenzahl

---

[1]) Creuzers Symbolik, dritte Ausgabe, II. S. 638.

[2]) Plutarch im Demetrius XXII.

[3]) Carl Stahr in Prutz's literarischem Taschenbuche, IV. Jahrgang, S. 253.

[4]) Ebenda S. 254.

[5]) Ebenda dreyzehnte Romanze.

[6]) L. XIV. c. 18.

[7]) Wurffbain.

aber so oft heraus, als in der hebräischen [1]). Auch in Shakespeare kommt die Periode von sieben Jahren ein paarmal vor:

till seven years' het,
Shall not behold her face at ample view.
Twelfth-Night. I. 1.

A letter for me! It gives me an estate of seven years' health.
Coriolanus II. 1.

III. Die Siebenzahl der Monate.

Derselben ist schon bei der Entwicklung des Menschen und der siebenmonatlichen Geburt gedacht worden. Ein solches Siebenmonatkind der Semele war Bacchus [2]). Nach dreimal sieben Monaten fängt das Kind an zu sprechen [3]). Sieben-

---

[1]) Frank hat dieselben in der astronomischen Grundrechnung der biblischen Geschichte (Dessau 1783) folgendermaßen zusammengestellt:

	i. J. d. W.	
1) Esra stellt den levitischen Gottesdienst her	3724	= 49 × 76
2) Der Bau des zweiten Tempels vollendet	3675	= 49 × 75
3) Der Tempel von Nabuchodonosor zerstört	427	= 7 × 61
4) Josia stellt den zerstörten Tempel her	3577	= 49 × 73
5) Manase schafft die Mißbräuche ab	3528	= 49 × 72
6) Hesekias von Senherib befreit	3479	= 49 × 71
7) Osia will die priesterliche Würde mit der königlichen vereinen	3430	= 49 × 70
8) Amazia von seinen Unterthanen ermordet	3381	= 49 × 69
9) Jojada führt unter Joas die Regierung	3332	= 49 × 68
10) König Josaphat stellt den levitischen Gottesdienst her	3283	= 49 × 67
11) König Asa stellt den reinen Gottesdienst her	3234	= 49 × 66
12) Der Tempelbau unter Salomon in sieben Jahren vollendet	3185	= 49 × 65
13) David in Hebron zum König ausgerufen	3136	= 49 × 64
14) Samuel, Regiment des Volks	3087	= 49 × 63

Die folgenden Epochen sind historisch-cyklisch:

Vom Anfang der Welt bis zu Abrahams Geburt	2009	Jahre	41	Cyclen	von	49 J.
Von da bis auf die Austheilung des Landes Kanaan	2744	»	15	»	»	49 »
Bis auf Asa, den ersten Reformator	3234	»	10	»	»	49 »
Bis auf den Anfang der siebzig Jahrwochen	3724	»	10	»	»	49 »
Bis auf den Tod Christi	4214	»	10	»	»	49 »
			86	Cyclen.		

Henke's Archiv der Religionswissenschaft II. Bd. 3. Stück.

[2]) Diodorus Siculus.

[3]) Septimo ferme anno sermonem exprimit. Plinius XI. 37.

monatkindern fehlten oft die Löcher der Ohren und Naſen [1]). Nach zweimal ſieben Monaten zahnen die Kinder [2]). In der Geſchichte treffen wir die ſieben Monate ſchon in der Dauer der Sündfluth an, indem ſich die Arche nach ſieben Monaten auf dem Ararat niederließ. Sieben Monate lang ſtand die Arche des Herrn im Lande der Philiſter [3]). Sieben Monate lang klagte Orpheus um Euridice [4]). Alles dieß iſt natürlich, aber ſehr unnatürlich der von Cicero angeführte Wunſch der Epikuräer, nur ſechs Monate zu leben und das ſiebente dann dem Orkus zu weihen:

Mihi sex menses satis sunt vitae: septimum Orco spondeo [5]).

Sieben Monate lang irrte Alexander im Meere herum, bis er den Rückzug antrat. Sieben Monate verfließen von einer Tag- und Nachtgleiche und von einem Solſtitium zum andern. Das heiligſte Monat der Juden war das ſiebente, an deſſen ſiebentem Tage das Trompetenfeſt gefeiert ward [6]); dieſe Feier trifft faſt zuſammen mit der Feier des großen Mithrasfeſtes (Mihrdſchan), welches die Perſer am 16. September begingen; dieſer, wiewohl heute der neunte in der Zahl der Monate, war urſprünglich der ſiebente, und hat daher ſeinen Namen; in dieſem Monate ſetzte Octavius Auguſtus die olympiſchen Spiele zu Ehren ſeines Geburtstages und des Sieges bei Actium ein; er ſelbſt ſtarb in dieſem Monate, in welchem auch die Kaiſer Tiberius, Veſpaſianus, Titus, Domitianus, Aurelianus, Theodoſius der Große, Baſilius, der fünfte Konſtantin, Leo, Rudolph I., Friedrich III. und Karl V.; dann die franzöſiſchen Könige Pipin, der jüngere Ludwig, Karl der Kahle, Philipp III., Karl V. und Franz I. ſtarben [7]). Zur Zeit Dſchemſchid's waren in Perſien ſieben Monate der Wärme und fünf der Kälte. Sieben Monate brauchte der nach Taprobane (Ceylon) verſchlagene

---

[1]) Plinius XI. 37.

[2]) Hominis postquam natus est bis septimo mense dentes nascuntur. Ebenda.

[3]) Buch der Könige I. VI. 1.

[4]) Septem illum totos perhibent ex ordine menses
Rupe sub aëria deserti ad Strymonis undam
Flevisse. Georgicon L. IV. v. 507.

[5]) Cicero de finibus II. 22.

[6]) Et mensium septimus quotannis optinuit festorum maxime solenne, ut merito septimus annus numeri sanctificationem natus in honore fuerit. Philo Judaeus p. 1179.

[7]) Wurffbain S. 376 und 377.

Freigelaſſene des Annius Plocanius, um die Sprache des Landes zu lernen [1]), ein Sprachtalent, faſt ſo groß wie das von Sir William Jones, dem ſechs Monate zur Erlernung einer Sprache genügten.

IV. Die Siebenzahl der Wochen.

Wenn der Zeitabſchnitt von ſieben Tagen, d. i. der Woche, wie höchſt wahrſcheinlich, ſchon vor den Hebräern bei den Aegyptern, Chaldäern und Sabäern da geweſen, ſo reichen die hiſtoriſchen Urkunden doch nicht weiter als auf die Bibel hinauf, in welcher die ſechs Schöpfungstage mit dem Ruhetage die erſte Woche bilden [2]). Daß die ſiebente Woche bei der Bildung des Menſchen entſcheidend, iſt ſchon oben bei den Altern deſſelben erwähnt worden [3]). Die Araber haben ein beſonderes Wort für die Thiere ungeſpaltenen Hufes, welche ſieben Tage alt, ſie heißen dieſelben Feraiſch [4]). In der erſten Woche des Monats mußten zu Athen die Truppen in's Feld ziehen, daher das griechiſche Sprichwort *Ἐντὸς ἑβδόμης*, d. i. binnen einer Woche [5]). Nirgends wirft ſich die Siebenzahl der Woche ſo heraus, als in der Bibel, in welcher auch ſieben Jahre eine Woche genannt werden: „Halte mit dieſer (der Lia) die Woche (d. i. ſieben Jahre) aus, ſo will ich dir auch die (Rahel) geben," ſagt Laban zum Jakob [6]). Das Feſt der Wochen wurde mit den Erſtlingen der Weizenernte gefeiert [7]). Zwiſchen den zwei großen Feſten der Hebräer wurden ſieben Wochen gezählt [8]), wie bei uns zwiſchen Oſtern und Pfingſten. „Sieben Wochen ſollſt du dir zählen und anheben zu zählen, wenn man anhebt mit der Sichel in der Saat" [9]). Die Jahreswoche erſcheint vorzüglich beim Daniel, erſt die ſiebenmal Zehn, dann die Sieben [10]). Die Eſſener hatten alle ſieben Wochen großen Sabbath, weil ſie die Zahl

---

[1]) Septem deinde mensibus sermonem perdoctus admissusque ad colloquia regis. Solinus cap. 66.

[2]) Hexadi quidem ortu mundi partium consecrato, hebdomadi vero absolutione perfecta data. Philo p. 1178.

[3]) Membra dividuntur in utero, hebdomade septima si mascula. Macrobius.

[4]) Siehe Meninski und Freitag.

[5]) Schott, Adagia Graecorum p. 71.

[6]) Geneſis XXIX. 27.

[7]) Exodus XXXIV. 22.

[8]) Leviticus XXIII. 15 und 16.

[9]) Deuteronomium XVI. 9.

[10]) Daniel IX. 24, 25.

Sieben besonders in Ehren hielten [1]). Da wir uns schon in der Woche befinden, so wollen wir, ehe wir zu den Tagen übergehen, die einzelnen Tage der Woche nach den wichtigen Begebenheiten vornehmen, welche die arabische Sage jedem derselben zuschreibt und welche Ibn Chodscha in einem Werke, welches nur von der Siebenzahl handelt, aber den Titel Sukerdan [2]), d. i. die Zuckerbüchse, führt, abhandelt. Nach dieser morgenländischen Ueberlieferung schuf Gott am Sonntage die sieben Himmel, die sieben Erden, die sieben Meere, die Sterne, das Feuer, den Menschen und die Zeiten. Der Montag ist der Tag des Beginnens aller Arbeit, aber vorzüglich der Reise, weil an diesem Tage viele Propheten und Heilige die zwei wichtigsten Reisen des Menschen, die Reise in's Leben und aus dem Leben unternommen haben, nämlich an einem Montage geboren worden und gestorben sind, wie Jethro, Moses, Mohammed u. s. w. Der Dinstag ist der Tag des Blutes, denn an diesem Tage wurden Abel, Johannes, Zacharias, Dscherdschis (St. Georg oder Sergius) u. A. erschlagen, und Eva hatte an diesem Tage zum ersten Male die monatliche Reinigung. Am Mitwoch, dem unglücklichen Tag der Woche, gingen Tyrannen, wie der Riese Audsch, Karun (der Kora der Schrift), Nimrod, Pharao und Propheten, wie Hud und Ssalih zu Grunde. Der Donnerstag ist der glücklichste Tag zu Geschäften, ein Tag der Rettung und Befreiung; an diesem Tage wurde der ägyptische Joseph aus dem Brunnen und aus dem Kerker befreit. Der Freitag, welcher auf arabisch Jaumol-dschuma, d. i. der Tag der Versammlung heißt, ist auch der Tag des Liebevereins; an diesem Tage vereinten sich liebend Adam und Eva, Jusuf und Suleicha, Salomon und Balkis; Mohammed feierte an diesem Tage seine Hochzeit mit der ersten seiner Frauen Chadidsche und dann mit der geliebtesten Aische, und sein Eidam Ali mit dessen Tochter Fatima. Dem Sonnabende ist in der Folge ein besonderer Abschnitt geweiht. In den Abschnitt der Woche und nicht in den der Tage gehören alle Zeiträume von sieben Tagen, wenn auch in den dieselben betreffenden Stellen der Name Woche nicht vorkommt, sondern nur von Tagen die Rede ist. Diese Stellen lassen sich in zwei Klassen eintheilen, deren erste die Naturerscheinungen, welche durch eine Woche begränzt sind; die zweite menschliche Handlungen, welche eine Woche währen, umfaßt. Den natürlichen Abschnitt der Woche gab die Bewegung des

---

[1]) Henke's Archiv der Religionswissenschaft, IV. Band, 2.

[2]) In dem gedruckten Kataloge der morgenländischen Handschriften der k. k. Hofbibliothek Nr. 102.

Mondes binnen sieben Tagen [1]). Nach Plinius ist die kürzeste Zeit, in welcher Kometen sichtbar, der Zeitraum von sieben Tagen [2]). Die Gerste geht am siebenten Tage auf [3]); am siebenten Tage ward nach Plinius der Biß wüthiger Hunde durch Wolle geheilt [4]). Die Seidenpuppe ahmt den Lauf des Mondes nach, indem sie sich viermal in sieben Tagen jedesmal verändert; Menschen halten den Hunger nicht länger als sieben Tage aus ohne zu sterben [5]). Nach einem alten römischen Aberglauben hatte Hasenfleisch die Kraft, denen, die eine Woche lang davon aßen, körperliche Schönheit zu verschaffen; daher das Epigramm Martials:

Si quando leporem mittis mihi, Gellia, dicis
Formosus septem, Marce, diebus eris.
Si non derides, si verum, lux mea narras,
Edisti nunquam Gellia, tu leporem.

Zu dieser Fabel gehört auch die des Heraklides von einer am siebenten Tage nach ihrem Tode wieder zum Leben erweckten Frau [6]). Dieses in so manchen Erscheinungen des Himmels und der Erde ausgesprochene Naturgesetz mochte dem Moses oder den alten Aegyptern, von denen er einen großen Theil seiner Gesetzgebung entlehnte, bei der Bestimmung der Reinigkeit und Unreinigkeit der Kindbetterinnen vorgeschwebt haben, die er bei einem Knaben auf sieben, bei einem Mädchen auf zweimal sieben Tage bestimmte [7]). Ein Ochse, Lamm oder Ziege mußte eine Woche lang bei der Mutter bleiben, und durfte nicht eher als am achten Tage dem Herrn geschlachtet werden [8]). Der von Moses am Sinai für eine Woche lang eingesetzten Faste erwähnt auch Justinus [9]). Diese Siebenzahl der Tage findet sich schon in der ägyptischen Mythologie. Sieben Tage dauerte die Flucht

---

[1]) Die vier Wochen des Mondesumlaufs beim Macrobius in somno Scipionis I. 18.

[2]) Brevissimum quo cernerentur spatium septem dierum annotatum est. Plinius II. 25.

[3]) Erumpit à primo satu hordeum die septimo. Derselbe XVIII. 7.

[4]) Post diem septimum solvitur. Derselbe XXIX. 2.

[5]) Lindenberg im Anhange zu Woldenberg S. 676.

[6]) Huc pertinet nobile illud apud Graecos volumen Heraclidis, septem diebus foeminae exanimis ad vitam revocatae. Plin. VII. 52.

[7]) Leviticus XII. 1—5.

[8]) Ebenda XXII. 27. und Exodus XXII. 30.

[9]) Quo septem dierum jejunio — septimum diem more gentis sabbatum appellatum in omne aevum sacravit. Justinus XXXVI. cap. 2.

des Typhon [1]); eine Woche lang dauerte zu Memphis das Geburtsfeſt des Apis, bei welcher Gelegenheit eine goldene Schale in den Nil geworfen ward [2]); eine Woche lang dauerten auch die Saturnalien [3]), daher der Vers des Novius:

Olim exspectata veniunt septem Saturnalia —

alſo eben ſo lange, als bei den Hebräern das Feſt der Laubhütten; eine Woche lang faſtete David aus Schmerz über die Krankheit ſeines Sohnes aus der Berſabe [4]). Sieben Tage gab Simſon den Verwandten Delila's zur Auflöſung des Räthſels [5]), und die Philiſter banden ihn hierauf mit ſieben Seilen [6]). Eine Woche lang verweilten die Freunde des Job, um ihn zu tröſten. Sieben Tage lang dauerte das Tempelfeſt Salomon's [7]), ſieben Tage dauerte die Einweihung des Altars und ſieben Tage das Feſt; der Waffenſtillſtand, den Saul den Ammoniten gewährte, war der einer Woche [8]). Sieben Tage wehte der Glühwind, welcher die arabiſchen Stämme Aad und Themud verderbte [9]). Die Leibwachen Alexanders löſten ſich alle Wochen ab [10]). Die von Noah ausgeſandte Taube blieb ſieben Tage aus. Julius Cäſar ſoll ſeine ſpaniſche Reiſe in einer Woche und Erasmus von Rotterdam in derſelben Zeit ſein Buch über die Narrheit geſchrieben haben [11]). „Mein junger Trager,“ ſchreibt Leſſing an Nikolai, „macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen.“ Eine Woche war von jeher für die Dauer großer Feſte und namentlich für die Hochzeitfeſte beſtimmt, welche deßhalb bei den Arabern es-seba, d. i. die Siebner hießen; der Oberſtkämmerer Abdolmelik, welcher zu Cordova in den erſten ſieben Jahren dieſes Jahrtauſends chriſtlicher Zeitrechnung regierte, er-

---

[1]) Plutarchus de Iside et Osiride XXXI.

[2]) Haec solennitas per septem dies agitur. Jul. Sol. Polyhistor XXXIV.

[3]) Ideo Saturnalibus talium commerciorum coepta celebritas septem occupat dies. Macrobius Saturnalia I. 10 und 11.

[4]) David magno dolore affectus ad septimum diem cibo abstinet. Zonaras II. 3.

[5]) Buch der Richter XIV. 12.

[6]) Ebenda XVI. 7.

[7]) Und Salomo hielt zu derſelben Zeit ein Feſt ſieben Tage lang, und das ganze Iſrael mit ihm, eine ſehr große Gemeine, von Hemath an bis an den Bach Aegyptens. Chronica II. Buch 6. 7.

[8]) Illi septem dierum inducias petunt. Zonaras I. 27.

[9]) Thaberi's Geſchichte.

[10]) Curtius IX.

[11]) Wurffbain S. 198.

hielt diesen Beinamen, weil die sieben Jahre seiner Amtsführung den sieben festlichen Tagen einer Hochzeit verglichen wurden [1]). Eine Woche lang wird die Hochzeit zu Pastrovich gefeiert [2]). Nicht nur Hochzeitfeste, sondern überhaupt alle großen Feste der Alten waren auf den Zeitraum einer Woche beschränkt; zuerst die natürlichen der drei großen Epochen des menschlichen Lebens: der Geburt, der Hochzeit und des Begräbnisses; dann die religiösen und politischen Feste, die Befreiungs- und Siegesfeste. Zu den Hochzeitfesten gehören auch die Beschneidungsfeste der Moslimen, welche von den Arabern, Persern und Türken ebenfalls Hochzeitfeste genannt werden. Sebua heißt in Syrien und Aegypten der siebente Tag nach der Niederkunft, an welchem der Kindbetterin ein siebenfaches Geschenk von Weizen, Gerste, Linsen, Bohnen, Reis, Salz und Weihrauch dargebracht wird, was eine Nachahmung des altpersischen Gebrauchs, am Feste Newruf den Königen siebenfache Gaben darzubringen. Bei den Griechen bezog sich zu Sparta das Fest des siebenten Tages auf den am siebenten Tage gebornen Phöbos, der deßhalb ἑβδομαγενὴς hieß [3]). Am siebenten Tage nach der Geburt wurde bei den Römern dem Kinde der Name beigelegt [4]); an demselben Tage werden in der Regel auch die Kinder der Türken beschnitten [5]), welche auch am selben Tage, wie bei den Griechen und Römern, ihren Namen erhalten [6]). Zu Montenegro wird sieben Tage lang bei der Wöchnerin gewacht [7]). Das zweite natürliche Fest ist das der Hochzeiten, das sich als siebentägiges schon in der Bibel bei der Hochzeit des Tobias mit der Sara und des Samson mit der Philisterin vorfindet [8]). Den siebentägigen Fasten der Geburt und der Hochzeit wurde die siebentägige Trauer nach dem Begräbnisse nachgeahmt [9]).

---

[1]) Gayangos, the history of the Mohammedan dynasties in Spain, II. p. 222.

[2]) Montenegro S. 91.

[3]) Creuzers Symbolik und Mythologie, dritte Ausgabe, II. 544.

[4]) Plutarchi quaestiones romanae CII und Alexandri genialium dierum II. 25.

[5]) La circoncisione si fa il settimo giorno. Sansovino LXIX.

[6]) τὰ πλεῖστα δὲ ἀναιρεῖται πρὸ τῆς ἑβδόμης. Theophili Harlesii de nominibus Graecorum libellus 45.

[7]) Montenegro S. 96.

[8]) Und sie weinte sieben Tage vor ihm, weil sie Hochzeit hatten. Buch der Richter XIV. 17. Nevizani silva nuptialis 1521.

[9]) Nos videmur septimo die sacrificium pro mortuis facere, sicut in nuptiis apud priscos septima dies instaurationem voti habebat,

Die Ansicht, daß der Tod eben so wie die Hochzeit und die Geburt gefeiert werden müsse, ist eine altpersische; wir lernen aus Ammianus Marcellinus, daß die Todtenmahle, bei denen Trauerlieder gesungen wurden, sieben Tage dauerten [1]). Ungeachtet dieser Festmahle durfte binnen diesen sieben Tagen von den Trauernden nicht geopfert werden; Aischines machte es dem Demosthenes zum Verbrechen, daß er am siebenten Tage nach dem Tode der Tochter den Göttern Opfer geschlachtet hatte. Dieser siebentägigen Trauer steht in der christlichen Kirche das siebentägige Officium pro mortuis zur Seite, und den siebentägigen Trauerliedern bei persischen Begräbnissen die siebentägige Trauer der hebräischen Gefangenen am Wasser Chebar [2]). Sieben Tage trauern die Söhne Jakobs über den Tod ihres Vaters [3]). Derselbe Gebrauch siebentägiger Trauer findet sich noch bei tatarischen Völkern. Bei den Begräbnissen reicher Beltiren wird am siebenten Tage ein Hengst und eine Stute nächst der Leiche geschlachtet [4]). Gehen wir nun von den drei natürlichen Festen zu den religiösen und politischen über, so finden wir bei den Hebräern allein sieben Feste, nämlich: 1) Ostern und siebenmal sieben Tage darnach; 2) Pfingsten, 3) das Trompetenfest [5]), 4) das Sühnopferfest, 5) das Laubhüttenfest [6]), 6) das siebenjährige Jubelfest, 7) das große Jubelfest nach siebenmal sieben verflossenen Jahren [7]). Bei den Griechen wurde das Fest der Ceres Mysia durch sieben Tage in einem heiligen Haine gefeiert und die Männer durften über den dritten Tag nicht gegenwärtig bleiben [8]). Alle Opfer- und Tempelfeste waren bei den Hebräern durch die Zahl Sieben begränzt: „Sieben Tage sollst du ihre Hände füllen [9]). Die Feste überhaupt dauerten sieben Tage [10]). Sieben Tage

---

ut quemadmodum hoc die initium propagandi generis celebre erat, sic etiam illo eodem die finis cuiusque solennis haberetur. Polidori Vergilii de rerum inventoribus, lib. VI.

[1]) Ammianus Marcellinus, lib. XIX. 1.

[2]) Ezechiel III. 15. 16.

[3]) Genesis L. 10.

[4]) Pallas Reisen III. 356.

[5]) Ihr sollt dem Herrn sieben Tage feiern. Numeri XXIX. 12.

[6]) Das Fest der Laubhütten sollst du halten sieben Tage. Ebenda XVI. 13. 15 und in Nork's biblischer Mythologie I. S. 124.

[7]) Wurffbain S. 173.

[8]) Creuzers Symbolik und Mythologie, zweite Ausgabe, IV. S. 84.

[9]) Exodus XXIX. 35.

[10]) Und Salomon hielt zu derselben Zeit ein Fest sieben Tage lang.

ſollſt du den Altar verſöhnen und ihn weihen» [1]). — „Nach dieſer Weihe ſollt ihr alle Tage ſieben Tage lang das Brot opfern» [2]). — „Alſo ſollſt du ſieben Tage nach einander täglich einen Bock zum Sühnopfer bringen — ſie ſollen alſo ſieben Tage lang den Altar ſühnen und reinigen» [3]). Wie die religiöſen Feſte, ſo dauerten auch die politiſchen bei den Römern und Griechen ſieben Tage lang; ſo wurde unter der Regierung des Honorius die Prätorſchaft durch ein Feſt gefeiert, das ſieben Tage dauerte und über hunderttauſend Pfund Sterling koſtete [4]); ſieben Tage dauern auch die Beleuchtungsfeſte der Türken bei Thronbeſteigungen, Geburten oder Siegen, welche Donanma heißen. Sieben ſind die Feſte der heiligen Jungfrau in der katholiſchen Kirche, ſieben die Sonntage von Maria Reinigung bis Oſtern (1. Esto mihi, 2. Invocavit, 3. Reminiscere, 4. Oculi, 5. Laetare, 6. Judica, 7. Palmarum) und eben ſo viele von Oſtern bis Pfingſten (1. Quasimodogeniti, 2. Misericordiae, 3. Jubilate, 4. Cantate, 5. Precationum, 6. Exaudi, 7. Pentecoste). Sieben Tage, d. i. eine Woche, waren die halcyoniſchen Tage um das Winterſolſtiz, an welchen die Stürme ſchwiegen und zu Land und See Ruhe und Frieden herrſchte; ſie hatten ihren Namen von den Vögeln (halcyones), welche ſieben Tage vor dem Winterſolſtiz niſteten und in den ſieben auf dasſelbe folgenden Tagen brüteten [5]). Dieß ſind die Tage, welche Shakespeare im Hamlet ſo ſchön beſchreibt:

Some say, that ever' gainst that season comes
Wherein our Saviour's birth is celebrated,
The bird of Dawning singeth all night long:
And then: they say, no Spirit dares stir abroad;
The nights are wholesome, then no planets strike,
No Fairy takes, no witch hath power to charm;
So hallow'd and so gracious is the time.

Häufig iſt in den lateiniſchen Dichtern die Begränzung der Woche durch den ſiebenten Tag; ſo ſchreibt beim Ovidius Leander an Hero:

Zweites Buch der Cronica VII. 8. — Er ſoll ſieben Tage nach einander feiern, gleichwie jene ſieben Tage, und es eben ſo halten mit dem Sühnopfer, Brandopfer und Speiſeopfer. Ezechiel XLV. 25.

[1]) Ebenda V. 37.
[2]) Numeri XXVIII. 24.
[3]) Ezechiel XLIII. 25. 26.
[4]) Gibbon C. XXXI.
[5]) Faciunt autem septem ante brumam diebus nidos, et totidem sequentibus pariunt. Plinius X. 32. — Ante brumam autem septem diebus totidemque postea, sternitur mare halcyonum foeturae, unde nomen hi dies traxere. Derſelbe II. 47.

Septima nox agitur, spatium mihi longius anno
Sollicitum paucis ut mare fervet aquis.

So Propertius an die Cynthia:

Septima jam plenae deducitur orbita Lunae,
Cum de me, et de te compita nulla tacent.

So im Silius Italicus [1]):

Jamque Hyperionia lux septima lampade surgens
Sensim attollebat propius subeuntibus arces.

Mente favete pari, atque aures advertite vestras
Septima cum solis renovabitur orbita coelo.

So beim Juvenalis [2]):

quem nocte, ac luce jacentem
Septimus interea sol invenit horrida sane.

Septima sacra dies reserato illuxerat orbi.

Septima lux aderat qua cuncta exacta fuere.

Quod nisi septeno quum lumine fudit ab astro.

Nomina quae septem vertentibus apta diebus
Annus habet totidem fecere planetae [3]).

Alle dieſe Begränzungen eines Zeitraums rühren von den ſiebentägigen Phaſen des Mondes her [4]). Am häufigſten findet ſich die Beſtimmung von ſieben Tagen, d. i. einer Woche, in der Bibel, welche ſich alle auf die Schöpfungstage beziehen; ſchon bei der Sündfluth vergingen ſieben Tage ſeit dem Eintritt in die Arche, ehe das Gewäſſer kam [5]); die zwei letzten Tauben ließ Noe jede nach ſieben Tagen ausfliegen [6]); nach ſieben Tagreiſen ereilte Laban mit ſeinen Brüdern den fliehenden Jakob [7]). Bei den ſieben Plagen Aegyptens ſchlug der Herr ſieben Tage lang den Strom [8]). Am häufigſten ſind die

---

[1]) XV. 214. XVI. 296.

[2]) Satyra XV.

[3]) De nominibus septem dierum. Aus.

[4]) Multiplex etiamnum lunaris differentia, primumque septenis diebus. Plinius II. 97.

[5]) Genesis VII. 10.

[6]) Ebenda VIII. 10. 12.

[7]) Ebenda XXXI. 23.

[8]) Exodus VII. 25.

Stellen über die Faste von sieben Tagen, während denen kein gesäuertes Brot gegessen werden durfte [1]). Sieben Tage mußten die Söhne Aaron's die priesterlichen Kleider des Vaters anziehen, ehe sie in die Stiftshütte eingehen durften [2]). Aaron verbot seinen Söhnen, während den sieben Tagen des Füllopfers aus der Stiftshütte zu gehen [3]). Am siebenten Tage mußte der Priester den Grind besehen, und dann abermals nach sieben Tagen [4]). Sieben Tage lang war das Weib während ihrer Reinigung unrein, und eben so der Mann, der bei ihr lag [5]). Der Herr sprach zu Moses von Mirjam: Laß sie verschließen sieben Tage außer dem Lager, wenn ihr Vater ihr in's Angesicht gespuckt hätte, sollte sie sich nicht sieben Tage schämen? und so ward Mirjam verschlossen sieben Tage außer dem Lager [6]). So befiehlt Moses den Israeliten nach dem Siege über die Midianiter sieben Tage außer dem Lager zu lagern und sich am siebenten zu entsündigen [7]). Sieben Tage und sieben Nächte saßen die Freunde Hiobs mit ihm [8]). Jesaias prophezeit, daß das Licht der Sonne siebenfach seyn wird, wie das Licht von sieben Tagen zusammengenommen, sicut lux septem dierum [9]). Eine mystische Vorhersagung ist die des rabbinischen Verfassers des apokryphen Esra, daß die Welt sieben Tage lang in das alte Stillschweigen versenkt, nach sieben Tagen wieder erwachen soll [10]). In sieben Nächten beschlief Herkules die siebenmal sieben Töchter des Thespius [11]). Auf diese Heldenthat der sieben Nächte läßt sich die Bemerkung des Plinius, daß Weiber am siebenten Tage am leichtesten schwanger werden, nicht anwenden [12]), hingegen so mehr auf das Abenteuer Jupiters, welchem Herakles seine Entstehung dankte, indem Alkmene in sieben Nächten erst von Jupiter

---

[1]) Exodus XII. 18, 19. XIII. 6. XXXIV. 18. Leviticus XXIII. 6. Numeri XXVIII. 17. XVI. 4. Zweites Buch der Cronica XXX. 21. 22. 23. XXXV. 17. Esra VI. 22. Ezechiel XLV. 21.

[2]) Exodus XXIX. 30.

[3]) Leviticus VIII. 33. 35.

[4]) Ebenda XIII. 27. 32. 33. 34.

[5]) Ebenda XV. 19. 24. 28 und Ezechiel XLIV. 26.

[6]) Numeri XII. 14. 15.

[7]) Ebenda XXXI. 19.

[8]) Hiob II. 13.

[9]) Jesaias XXX. 26.

[10]) Liber. II. Cap. VII. Vs. 30. im Nimrod (London 1828) I. Bd. S. 511.

[11]) Creuzers Symbolik, dritte Ausgabe, II. 649.

[12]) Et mulier septima die concipere facillime creditur. Plinius X. 63.

geschwängert ward. Diese sieben Nächte waren das Gegentheil der sieben von Propertius erwähnten Nächte:

Non quia septenas noctes sejuncta cubaris,
Candida tam foedo brachia fusa viro.

und auch das Gegentheil der sieben heiligen Nächte der Moslimen, welche sich aber nicht auf einander folgen; dieselben sind: 1) die Nacht der Geburt des Propheten (12. Rebiul-ewwel); 2) die Nacht der Empfängniß des Propheten (am ersten Freitag des Monats Redscheb); 3) die Nacht der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten (27. Redscheb); 4) die Nacht Beraet (der Befreiung, in welcher die zwei Engel, welche die guten und bösen Thaten des Menschen aufzeichnen, ihre Rollen abgeben (15. Schaaban); 5) die Nacht des Schicksals, in welcher der Koran vom Himmel gesendet ward (27. Ramasan); endlich 6) und 7) die zwei Nächte vor den zwei großen Festen, dem großen und kleinen Beiram (1. Schewal und 10. Silhidsche).

V. Die Siebenzahl der Tage.

Wir betrachten hier den siebenten Tag an und für sich, ohne Bezug auf die sechs vorhergehenden, mit denen er die Woche bildet. Am siebenten Tage des Monats Thargelion war Apollo geboren, der siebente Tag war überhaupt ein Tag der Fröhlichkeit und der Freude [1]). Im römischen Kalender wurden die Nonen am siebenten Tage oder am fünften gefeiert. Die Araber heißen die sieben letzten Tage der Kälte im Monate Februar die Kälte des alten Weibes, vermuthlich weil junge Mädchen damals nicht mehr kalt haben, und jeder dieser Tage hat einen eigenen Namen. Ruhefruſ, d. i. der geisterleuchtende, ist der siebente Tag im melekischen Jahre. Der Tag des Siebners (Jaum es-sebaa) heißt endlich bei den Moslimen der jüngste Tag nach einer Ueberlieferung des Propheten, der seinen Jüngern vom jüngsten Tage predigte und seiner Predigt die Sage vom Wolf einflocht, welchem ein Hirte ein geraubtes Schaf abgejagt, der sich umwandte und zum Hirten sagte: Du hast es mir jetzt abgejagt, wie wird es aber am Tage des Siebners seyn, wo kein Hirt das Schaf beschützen wird wider mich? Einige Ausleger wollen hierunter den jüngsten Tag verstanden wissen, andere aber überhaupt die Zeit politischer Unruhen (fiten), in welchen kein Hirte der Völker das Eigenthum schützt [2]). Das Seitenstück zu dieser arabischen Sage ist die im Kamus auf derselben Seite angeführte von den sieben Bestien, welche Esma,

[1]) Omnis laeta dies est septima rerum.

[2]) Kamus, Konstantinopolitaner Ausgabe, II. Bd. S. 595.

die Tochter Werim's, im Thale der Beſtien (lat es-sibaa) aufrief, als Wail Ben Kasith ihr Gewalt anthun wollte; ſie rief: O Hund! o Wolf! o Luchs! o Bär! o Sirhan! (auch eine Art von Wolf) o Löwe! o Hyäne! Der ſiebente Tag iſt beſonders als kritiſcher in Krankheiten ein entſcheidender [1]).

VI. Die Siebenzahl der Stunden oder Tageszeiten.

Sieben Stunden waren dem Senator ſeine Sache zu vertheidigen gewährt [2]), daher die Stelle beim Juvenalis:

> Usque adeo est, ut non illam, quam laudibus effert,
> Horreat, inque diem septenis oderit horis?

Sieben Horen begleiten den Wagen des Sonnengottes, und dieſelben finden wir in den ſieben canoniſchen Horen der Kirche wieder (prima, matutina, tertia, sexta, nona, vespera, completa) [3]). Indeſſen iſt der Urſprung der ſieben canoniſchen Horen in der Bibel zu ſuchen, in welcher geſagt wird, daß David den Herrn ſiebenmal des Tages lobte [4]). Uebrigens hatten ſchon die Aegypter dieſe Horen, indem ſie ſiebenmal beteten, weil der Hahn ſiebenmal des Tages die Sonne grüßt [5]). Die ſiebenfache Eintheilung des Tages in ſieben Horen hat ſich bei den Arabern erhalten, bei welchen jede dieſer ſieben Horen ihre eigene Benennung hat: Sahr der anbrechende Morgen, Daha der volle Tag, Dohr Mittag, Aaßr Nachmittag, Aaſcha der Abend, Leil die Nacht, Ehmer die tiefſte Nacht. Bei den Römern war es erlaubt, von Mitternacht bis Mittag Augurien zu berathen, aber nicht mehr in der ſechsten oder ſiebenten Stunde [6]). Die ſiebente Stunde entſcheidet, ob das Kind leben ſoll oder nicht [7]) und ob der Samen zum Kind wird [8]).

---

[1]) Hippocrates quoque aliique medici — septimum quemque diem κρίσιμον observent. Censorinus XI. — Vulnera recentia conglutinant terreni, adeo ut nervos quoque abscissos illitis solidari infra septimum diem persuasum sit. Plinius XXX. 13.

[2]) Nonnullos horis septem concionem in senatu habuisse tradunt. Ab Alex. Gen. dierum L. IV. 11.

[3]) Lindenberg im Anhang zu Woldenberg S. 677: Tho sibunta ist thes dages uas. Otfried Evang. L. III. c. 20. 62. p. 159. — Die Tagezeit die ſibene. Titurel, Hahn's Ausgabe, S. 539, V. 5479.

[4]) Pſalm CXVIII.

[5]) Aegypti per gallum numerum septenarium notabant, eo quod singulis septem intervallis diei solem salutat cantando.

[6]) Septima hora non decebat. Alex. ab Alex. l. V. 19.

[7]) Septima hora discernit an vivere possit. Macrobius.

[8]) In sette ore s'appiglia il seme nella matrice. Tassoni.

VII. Der Sabbath.

Nicht weil die Zahl Sieben die Zahl der Ruhe ist, wurde der Sabbath gefeiert, sondern umgekehrt die Zahl Sieben erhielt die Bedeutung der Ruhe, weil nach den sechs Schöpfungstagen der siebente Tag der der Ruhe. Die Ursache und der Grund hievon findet sich nicht allein in der Bibel, sondern auch beim Tacitus, welcher von der Wanderung durch die Wüste, von der siebentägigen Faste mit ungesäuertem Brot, vom Sabbath und vom Sabbathjahre etwas gehört, und darüber auf seine Weise berichtet. Die vierzigjährige Wanderung durch die Wüste beschränkt er auf sieben Tage, was in der That noch heute die Karawanenreise von Kairo bis an Syriens Gränze: continuum sex dierum iter emensi, septimo, pulsis cultoribus, obtinuere terras [1]). Von diesem Ausruhen von der Reise leitet er nun den Tag der Ruhe und von sich einschmeichelnder Trägheit (deren die Juden sich zu keiner Zeit schuldig gemacht) das siebente Sabbathsjahr, oder endlich das Ganze vom Dienste des Saturnus ab [2]). Marsham erklärt den Tag des Saturnus als den der Ruhe, weil der Tag überhaupt ein unglücklicher zu Geschäften; ganz das Gegentheil lehrt die Ueberlieferung des Moslimen, denn Mohammed sagte: Gott segnete den Donnerstag und Sabbath. Bei den Griechen war, wie uns Hesiodus lehrt, der erste, vierte und siebente Tag des Mondes heilig [3]), was schon Clemens Alexandrinus bemerkt hat [4]): er heißt, sagt Clemens, der Tag der Ruhe [5]). Da Saturnus eines mit Kronos und dieser für den Vollender galt, so war der demselben heilige siebente Tag [6]) auch ein Fest der Vollendung und Ruhe. Philo der Jude kommt in seinen Werken, sowohl in dem Leben des Moses, in der Auswanderung Abrahams, in der Abhandlung über den Dekalogus und die Schöpfung der Welt häufig auf den Sabbath zurück [7]). Die Hebräer halten aber nicht allein einen Sabbath

---

[1]) Tacitus hist. l. V. 3.

[2]) „Septimo die otium placuisse, ferunt, quia is finem laborum tulerit; dein, blandiente inertia, septimum quoque annum ignaviae datum." Ebenda V. 4. — Ac pleraque caelestium vim suam et cursum septimos per numeros conficiant. Ebenda und nach demselben Marsham p. 190.

[3]) Lunae extrema dies dum quarta et septima sacra est.

[4]) Septimum diem non Hebraei modo, verum etiam Graeci agnoscunt. Septima jamque dies laeti lux candida solis. Strom. V.

[5]) ἀνάπαυσις. Strom. VI. 810.

[6]) Creuzers Symbolik und Mythologie, 2. Ausg. II. 431.

[7]) Sabbatum vero diem septimum annumerato senario foecundidat, de decalogo p. 766. Dies septima mundi natalis. In vita Mosis

der Woche, nämlich den Sonnabend, ſondern auch einen Sabbath der Monate, nämlich den ſiebenten Monat, in welchem das Laubhüttenfeſt durch ſieben Tage gefeiert ward; dann den Sabbath der Jahre, nämlich alle ſieben Jahre, wo die Schuldner freigelaſſen wurden, und endlich alle ſiebenmal ſieben Jahre den großen Sabbath, welcher der Sabbath der Sabbathe hieß; eigentlich war der Sabbath der Sabbathe aber nicht das ſiebenmal ſiebente, ſondern das ſiebentauſendſte Jahr, in welchem mit dem Ende der Welt alle Dinge zur Ruhe kommen ſollen [1]). Der Kirchenvater Juſtinus aber leitet die Feier des Sabbaths nicht von der Ruhe, ſondern von der Bewegung ab [2]). Die Sieben iſt alſo eben darum, weil ſie zugleich die Zahl der Bewegung und der Ruhe, eine heilige und Gott gefällige [3]). Beim Plautus erſcheint der ſiebente Tag als ein Tag der Vergantung und des Marktes [4]). Der ſiebente Tag blieb nicht nur ein Feiertag der Kirche, ſondern auch der Gerichtsferien [5]). Das Chriſtenthum hat die Feier des Sabbaths von den Hebräern übernommen, bei welchen dieſelbe in den Büchern ihres Geſetzes ſo oft und nachdrücklich empfohlen ward; zuerſt im Exodus: Sechs Tage ſollt ihr ſammeln, aber der ſiebente iſt der Sabbath [6]). Die Heiligung deſſelben wird dann vielfach eingeſchärft: Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligeſt [7]); der Herr ſegnete den Sabbath und heiligte ihn [8]). Darum ſo haltet meinen Sabbath, denn er ſoll euch heilig ſeyn — am ſiebenten Tage iſt der Sabbath, die heilige Ruhe des Herrn — darum ſollen die Kinder Israels den Sabbath halten — denn in ſechs Tagen machte der Herr Himmel und Erde, aber am ſiebenten ruhte er und erquickte ſich [9]). Der große Sabbath iſt

---

und bei Marſham S. 187. Septimus dies otium significat. De emigratione Abrahami.

[1]) Septenarius millesimus Sabbati Sabbatorum omnium rerum quies.

[2]) Justin. quaest. 79. Cur septenarius mutationem suscipit? Sabbato aër mutatur, ac hominis progressus in hoc numero monumentum accipit.

[3]) Ideo dilexit Deus septimum in omni negotio.

[4]) Vis conclamari auctionem fore? quo die? — Die septimi. Menaechmei V. 9. — Nam ibi mercatum dixit esse die septimi. Persa II. 4.

[5]) Septimo quovis die feriandum. Woldenberg 482.

[6]) XVI. 25. 26. 27. 29.

[7]) XX. 8.

[8]) Ebenda 11.

[9]) Exodus XXXI. 14. 15. 16. 17. XXXV. 2. 3. Leviticus XVI. 31.

das siebente Monat, an welchem das Fest der Laubhütten sieben Tage gefeiert ward [1]). Am Sabbath wurde dem Herrn das Brand- und Trankopfer dargebracht [2]) — aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn deines Gottes [3]). In dem vierten Buche der Könige wird die Ablösung der Wachen am Sabbath erwähnt [4]). Wie schon beim Hesiodus der erste und siebente Tag des Mondes als ein Feiertag erscheint, so auch in der Bibel: in Sabbatis et calendis [5]) — in Sabbatis et neomeniis [6]). So auch in Jesaias die Neumonde und Sabbathe [7]). Es liegt hier offenbar astralischer Cultus zum Grunde, indem der erste und siebente Tag des Mondumlaufs gefeiert ward. Die Feier des Sabbaths durch Enthaltung von aller Arbeit wird auch von den Propheten mehr als irgend ein anderes Gebot eingeschärft. Wohl dem Menschen, daß er den Sabbath nicht entheilige [8]). Führet keine Last am Sabbath aus euren Häusern, — und tragt keine Last am Sabbath durch die Thore der Stadt [9]). Ich gab ihnen meine Sabbathe zum Zeichen zwischen mir und ihnen, damit sie lernten, daß ich der Herr sei, der sie heiliget [10]). Der Prophet Amos wünscht ironisch das Ende der beiden Feste des Neumondes und des Sabbaths, damit der Handel und der Erwerb wieder seine Wege gehen möge: Wann wird denn der Neumond ein Ende haben, daß wir Getreide verkaufen, und der Sabbath, daß wir Korn feil haben mögen, und Epha ringern und den Säckel steigern und die Wage fälschen [11]). Dieser Vers scheint zahlreiche des Korans veranlaßt zu haben, in welchen den Moslimen richtiges Maß und Gewicht empfohlen wird [12]). Aus den Büchern der Makkabäer erhellt, daß wenn am Sabbath der Angriff, doch nicht die Vertheidigung verboten war: So man

---

[1]) Leviticus XXIII. 15. 32. 34. 36. 38. 39. 41. 42.

[2]) Numeri XXVIII. 9. 10.

[3]) Deuteronomium V. 12. 14. 15.

[4]) Im vierten Buche der Könige XI. 6. 7. 9.

[5]) Paralipomenon XXIII. 31.

[6]) Zweites Buch II. 4. XXXI. 3. Esras X. 33. Judith VIII. 6.

[7]) I. 13.

[8]) Jeremias LVI. 2. 4. 6. LVIII. 13.

[9]) Derselbe VII. 22. 24.

[10]) Ezechiel XX. 12. 13. 21. 24. XXII. 8. XLIV. 24. XLV. 17. XLVI. 4. 11. 12. 14.

[11]) Amos VIII. 5.

[12]) Füllet den Metzen voll und seid nicht von den Vermindernden. Sure XXVI. 180. 181. 182, dann Sure V. 152. VII. 86. XVII. 35.

uns am Sabbath angreifen wird, wollen wir uns wehren [1]). Am Sabbath ward das Siegesfeſt gefeiert, aber die Beute erſt nach demſelben vertheilt [2]). Dieſelbe Ehrfurcht, welche das alte Teſtament für den Sabbath haucht, athmet auch das neue, nur verweiſet Jeſus den Phariſäern die übertriebene Heiligung deſſelben [3]). Die Reiſe am Sabbath wird nur durch die Noth entſchuldigt: Bittet, daß eure Flucht nicht geſchehe im Winter oder am Sabbath [4]). Am Abend des Sabbaths kamen die beiden Marien das Grab zu beſuchen [5]). Die Wichtigkeit und Heiligkeit des Sabbaths, als des größten Feiertags von jeher, rechtfertigt die größere Ausdehnung, die wir dieſem Abſchnitte gegeben haben.

Dritte Pforte, die drei Naturreiche.

Die beiden Flügel dieſer Pforte werden am natürlichſten lebende Thiere und lebloſe Gegenſtände überſchrieben ſeyn; da von den drei Naturreichen aber nur das erſte von lebenden Weſen im eigentlichſten Sinne (wiewohl es auch ein Leben der Pflanzen gibt) handelt, ſo weiſen wir, um uns nicht von der allgemein üblichen Eintheilung zu entfernen, dem erſten Thorflügel dieſer Pforte die drei Naturreiche und dem zweiten lebloſe Kunſterzeugniſſe zu.

Erſter Thorflügel der drei Naturreiche.

Wiewohl die drei folgenden Pforten ausſchließlich den Menſchen, als einer geiſtigen moraliſchen Perſon, ſeinen Klaſſen, Kräften, Geſinnungen, ſeiner Bildung, Religion und Kunſt gewidmet ſind, ſo gehört doch ſeine thieriſche Phyſiologie in das Thierreich, und wiewohl von den Entwicklungsperioden deſſelben bereits unter der Kategorie der Zeit die Rede geweſen, ſo kommen wir hier um ſo mehr darauf zurück, als es am wahrſcheinlichſten, daß die Ehrfurcht für die heilige Sieben urſprünglich nicht von den Geſtirnen, ſondern von der inneren Natur des Menſchen, in deſſen Phyſiologie ſie ſich ſo vielfältig herausſtellt, hergenommen iſt, was ſchon Macrobius ausführlich gelehrt hat: Hic de-

[1]) Erſtes Buch der Makkabäer II. 41 und IX. 43.

[2]) Zweites Buch VIII. 26. 27. 28.

[3]) Joannes V. 9. 10 und IX. 14. 16. Matthäus XII 1 bis 12. Markus II. 23. 24 und III. 2 und Lukas VI. 5. 6. 7 und XIII. 10. 14. 15.

[4]) Derſelbe XXIV. 20.

[5]) Matthäus XXVIII. 1 und Markus XVI. 1. 2. Lukas XXIII. 54. Umſtändlich über die Feier des Sabbaths Roſenmüller im alten und neuen Morgenland, III. Bd. §. 244, mit den Stellen aus Tacitus, Plutarchus, Juſtinus, Suetonius, Perſius und Petronius.

nique numerus est, qui hominem concipi, formari, edi, vivere, ali, ac per omnes actatum gradus tradi senectae, atque omnino constare facit [1]). Dasſelbe wiederholen Cenſorinus [2]) und Clemens Alexandrinus [3]). Proklus unterſcheidet ſieben Stufen oder Ordnungen (τάξεις) des menſchlichen Lebens, deren erſte dem Monde und der Mondesſchöpfung unterthänig, die ernährende; die zweite (das Knabenalter), als die der Bildung und Erziehung, dem Hermes; die dritte (das Jünglingsalter) der Aphrodite; die vierte (das Alter des gereiften Mannes) der Sonne angehört; die fünfte iſt die des Ares (Mars), weil ſich in dieſem Alter vorzüglich die Kraft offenbart, Andere zu überwältigen; die ſechste führt in die Herrſchaft Jupiters ein, unter dem das praktiſche und politiſche Leben gedeiht; die ſiebente endlich die des Kronos (Saturnus), die Zeit des Todes und der Seelenrückkehr. Wer nicht die ſieben Ordnungen durchlaufen hat, muß wieder, und zwar dreimal wandern [4]). Auf die ſchöne Stelle über die ſieben Alter des Menſchen in Shakespeare's as You like it aufmerkſam zu machen, wird wenigſtens für jeden Liebhaber Shakespeare's überflüſſig ſeyn. Wir beginnen nun mit der Zeugung, und zwar mit dem Koransterte [5]), welcher die ſieben Bildungsperioden des Menſchen im Schooße der Mutter nach den Begriffen des Arabers erwähnt: 7) Er (Gott), der den Menſchen in der ſchönſten Form erſchaffen und denſelben zuerſt aus Thon gebildet hat — 8) dann hat er ihn hervorgebracht aus geronnenem Blute und ſchlechtem Waſſer — und noch umſtändlicher in der XXII. Sure, V. 5: Wir haben euch erſchaffen aus Erde, hernach aus Samen, hernach aus geronnenem Blute, hernach aus einem Stück Fleiſch, das theils gebildet und theils ungebildet — und abermals in der XXIII. Sure, V. 12: Wir haben den Menſchen erſchaffen aus Thon, V. 13: und haben denſelben geſetzt als Samen in der Mutter Thron; V. 14: dann haben wir gebildet den Samen zum geronnenen Blut und das geronnene Blut zu einem Klumpen Fleiſch, dann haben wir überzogen das Gebein mit förmlichem Fleiſch. Dieſe Verſe des Korans enthalten die ſieben Menſchenbildungen (Tarat es-sebaa) [6]), nämlich

[1]) Macrobius in somnium Scipionis, lib. I. cap. 6.

[2]) Censorinus de die natali, cap. 7.

[3]) Ratio effectrix generationi septenarius. Stromata V.

[4]) Creuzers Symbolik und Mythologie, 3te verb. Ausg. II. Th. 1. Heft, S. 134—136, dann über die allgemeine Heiligkeit der Siebenzahl S. 161, mit Hinweiſung auf Goguet, Roſenmüller, Sallier u. Fourier.

[5]) Sure XXXII. V. 7. 8.

[6]) Kamus J. Bd. S. 781.

Thon, Samen, geronnenes Blut, unförmlicher Fleischklumpen, Gebein, Fleisch und endlich der ganz gebildete Mensch. Aber selbst in der ersten Schöpfung aus Thon liegt nach der Sage der Moslimen schon die Zahl Sieben, denn das Thongebilde, welches Gabriel auf Befehl des Herrn formte, ehe es von dem Geiste beseelt ward, war aus siebnerlei Erden zusammengetragen. Macrobius verfolgt die Siebenzahl durch die ganze Bildung des Menschen vom siebenten Tage an nach der Schwangerschaft [1]); hierauf die schon oben gegebene physische Entwicklung der Zähne, des Stehens, des Gehens, der Mannbarkeit, der vollendeten Kraft [2]). Die indische Mythologie hat die Siebenzahl in den Göttersagen ebenfalls auf die Zeugung und Entwicklung, aber im riesigen Maßstabe angewendet. So theilt Indra die Frucht in Diti's Schooß, weil diese das Abendgebet zu verrichten vergessen hatte, erst in sieben Theile, und dann jeden dieser Theile wieder in sieben, woraus die siebenmal sieben Genien der Winde entstanden [3]). Eine von den Frauen Bahuka's war durch die Wirkung des ihr von einer ihrer Nebenbuhlerinnen beigebrachten Giftes sieben Jahre lang schwanger [4]). Mindere Uebertreibung ist das Maß von sieben Schuhen als das Längenmaß von Oreſtes, Karl dem Großen und den Burgundern, von denen Sidonius Apollinaris gesagt:

Hic Burgundio septies frequenter
Flexo poplite supplicat quietem.

Die Beziehungen auf die Siebenzahl im Menschenalter sind häufig in den Klassikern; so z. B. auf die fünfmal sieben als das vollendete Mannesalter, nach welchem durch Erwerb Reichthum zuwächst:

Haec bona non primae tribuit natura juventae
Quae cito post septem lustra venire solent.

So im Plautus [5]) vom siebenjährigen Knaben:

At nunc, priusquam septuennis est, si attigas eum manu,
Extemplo puer paedagogo tabula dirumpit caput —

---

[1]) Ut die septimo fulliculum genuinum circumdet humori. Hippocrates, Straton et Diocles per septenos dies concepti corporis fabricam dispensant — mit der Nachweisung des Fortschrittes der Bildung durch sieben Wochen.

[2]) Sexies vero septem anni servant vires ante collectas. Dann bei Plinius XI. cap. 41, 51, 57, und mulier post quinquagesimum annum non gignit, derselbe VII. 14, und nach Macrobius und Plinius auch Tassoni.

[3]) The Vishnu Purána, by H. H. Wilson, cap. XXI. p. 152.

[4]) Im selben B. IV. S. 373.

[5]) Bacchides III. 3.

und im Mercator (II. 2), wo sich Demipho für einen siebenjährigen Knaben ausgibt:

Puer sum, Lysimache, septuennis.

Nach dieser Entwicklung der Zeugung des Menschen gehen wir noch nicht auf die Glieder desselben, in denen sich die Siebenzahl herausstellt, sondern auf die kritischen Tage der Krankheiten, auf die Arzneien, auf die sieben natürlichen Dinge der Aerzte, auf die sieben Kräfte und Sinne und auf die siebenfachen Grade der Sippschaft über, und wollen uns dann erst mit den einzelnen Gliedern beschäftigen. Die kritischen Tage der Krankheiten müssen lang vor Hippokrates beobachtet worden seyn, wiewohl derselbe als der erste Arzt bekannt, der hierüber geschrieben [1]). Die heftigsten Fieber enden in einmal, zweimal oder dreimal sieben Tagen [2]). Die Beobachtung des Hippokrates schrieben Galenus und Avicenna, Plinius, Macrobius und Julius Pollux nach; der letzte setzt als den äußersten kritischen Tag den sieben und zwanzigsten an [3]). Daß Hungernde in der Regel den siebenten Tag nicht überleben, ist schon oben erwähnt worden [4]); daß man aber sieben Stunden leben könne, ohne Athem zu holen, wie Macrobius bemerkt [5]), wird wohl niemals bewährt worden seyn, außer bei Scheintodten, die aber nach länger als sieben Stunden wieder in's Leben gerufen werden können. Die persische Arzneikunde kennt in Allem nur siebzig Krankheiten, welche heftad geschti, d. i. die siebzig Schiffe, heißen. Die Sieben stellt sich auch in der Bereitung der Arzneien heraus; die Kolik wurde mit sieben oder neun Knoten eines Webertrumms vertrieben [6]). Flecken im Auge wurden von den Magiern mit Katzenhirn in sieben Tagen geheilt [7]). Gebrochene Beine wurden durch Hundsgehirn in zweimal sieben Tagen hergestellt [8]), Kröpfe in dreimal sieben Tagen durch ei-

---

[1]) Wurffbain S. 189.

[2]) Weldenberg S. 678. Sextae diei maliciam tyranno comparat Galenus, sicut septimam regi. Rhodig. XIV. 531.

[3]) Julius Pollux IV. 25.

[4]) Wurffbain S. 58.

[5]) Sine haustu spiritus ultra horas septem, sine cibo ultra totidem dies vita non durat. Macrobius in somnium Scip. I. 6.

[6]) Inguinibus medentur aliqui, licium telae detractum alligantes novenis septenisve nodis. Plinius XXVIII. 12.

[7]) Glaucomata dicunt Magi cerebro catuli VII dierum emendari. Plinius XXIX. 6.

[8]) Ossibus fractis caninum cerebrum fere XIV dierum solidat. Derselbe.

nen Abſud von Vippernaſche [1]). Waſſer, das ſiebenmaliger Fäulniß untergangen, iſt nach Plinius [2]) keiner weiteren Fäulniß ausgeſetzt; hingegen ward Wein, der zu Andros an beſtimmten ſieben Tagen aus der Quelle des Bacchus floß, wenn von demſelben entfernt, in Waſſer verwandelt [3]). Zuckerwerk von eingeſottenem Rebenſaft, welches eine Art des unter dem Namen Rahatlokum bekannten türkiſchen Zuckerwerkes geweſen zu ſeyn ſcheint, und Diachylon hieß, wurde aus Weinbeeren bereitet, die ſieben Tage lang auf einer ſieben Fuß hohen Stelle, bei Tage an der Sonne getrocknet, bei Nacht gegen den Thau geſchützt wurden [4]). Damit eine aus Nießwurz bereitete Arznei ihre gehörige Wirkung hervorbrächte, mußte der Körper durch ſieben Tage durch ſcharfe Speiſen vorbereitet werden, und die Bereitung der ganzen Arznei dauerte ſieben Tage [5]). In Sennaar wird das Ausbrennen der Wunden (Cauterisation) in ſieben Tagen vollbracht. Siebenmal hauchte Eliſeus den ſcheintodten Knaben an, der ſiebenmal den Mund aufſperrte und dann zum Leben erwachte [6]). Aus dem Bulletin géographique lernen wir die folgende Heilmethode der amerikaniſchen Wilden: Quand un Indien tombe malade il faut qu'il fasse trois fois sept gâteaux, qu'il en place sept au sommet du pin le plus élevé de la forêt, qu'il en enterre sept au pied du même pin, et qu'il en jette sept dans un puits — le malade guerit. Die ſieben von den Aerzten ſogenannten natürlichen Dinge ſind: Luft, Speiſe, Trank, Bewegung, Ausleerung, Gemüthsruhe und Schlaf. Daß ſiebenſtündiger Schlaf zur Erhaltung der Geſundheit hinreiche, iſt aus dem lateiniſchen Wortſpruche septem horis dormisse sat est juvenique senique zur Genüge bekannt. Martial weiſet ſechs oder ſieben Stunden zur Ruhe an: Sexta (hora) quies lassis, septima finis erit. Mediziniſche Bücher ſprechen auch von einer ſiebenfachen Verdauung. Wir gehen nun zu den Sinnen und Kräften des Menſchen über; freilich iſt die Fünfzahl für die Sinne allgemein angenommen, allein wir halten uns an die Stoiker, welche nebſt den allgemein bekannten fünf Sinnen noch einen ſechsten und ſiebenten, nämlich den ſpermatiſchen (Geſchlechtstrieb) und den sens commun

[1]) Cinerem Viperae dant bibendum ter septenis diebus. Plin. XXX. 5.

[2]) Derſelbe XXXI. 21.

[3]) Derſelbe XXXI. 2.

[4]) Derſelbe XIV. 9.

[5]) Corpus septem diebus ante praeparandum cibis acribus — totum opus septenis peragitur horis. Derſelbe XXV. 5.

[6]) Viertes Buch der Könige IV. 35.

annahmen [1]). Die alten theoretiſchen Aerzte betrachteten im Menſchen ſieben Arten natürlicher Dinge, welche mit den oberwähnten ſieben natürlichen Dingen der praktiſchen Aerzte nichts gemein haben; dieſe ſind: die Elemente, Temperamente, Feuchtigkeiten (humores), Geiſter (spiritus), Anlagen (partes), Handlungen und Fähigkeiten (facultates) [2]). Siebnerlei ſind die Gegenſtände, welche in den Bereich des Taſtſinnes fallen, nämlich: 1) warme oder kalte, 2) feuchte oder trockene, 3) ſchwere oder leichte, 4) harte oder weiche, 5) klebrige oder dürre, 6) rauhe oder glatte, 7) dicke oder dünne [3]). Die ſieben Arten des Geſchmacks finden ſich ſchon bei Plato, nach Suidas nämlich: der feſte und ſüße (Butter und Honig) [4]), 2) der ſaure (Eſſig) [5]), 3) der herbe (Waldbirne) [6]), 4) der ſtrenge (alter Wein) [7]), 5) der ſalzige (Salz) [8]), 6) der bittere (Wermuth) [9]), 7) der ſcharfe (Pfeffer) [10]). Dieſe ſiebnerlei Geſchmäcke wurden den ſieben Planeten zugeſchrieben, nämlich der fette oder ſüße der Venus, der ſaure dem Mars, der ſcharfe dem Mond, der bittere der Sonne, der ſalzige dem Jupiter, der herbe dem Saturnus, der ſtrenge dem Merkur [11]). Die ſieben Gegenſtände des Gehörſinnes liegen in den ſieben Tönen, wie die ſieben Gegenſtände des Geſichts in den ſieben Farben zu Tage, und wie die ſieben Geſchmäcke für die Zunge, ſo können leicht ſiebnerlei Gerüche für den Geruchſinn zuſammengeſtellt werden. Ariſtoteles, Plato und Plutarch haben ihre Aufmerkſamkeit mehr auf die Eintheilung der körperlichen als der geiſtigen Kräfte des Menſchen geheftet, und ſelbſt der Abſchnitt Plutarch's, der von den Theilen der Seele überſchrieben iſt, enthält nur die obige Eintheilung der Sinne; die einzige Leidenſchaft des Zornes ward als ſiebenſtieriger Zorn (θυμὸς ἑπταβόειος) ſprichwörtlich [12]). Nach Kreon im Oedipus war dieſe Metapher von den ſieben Stierhäuten des Schildes des Ajax hergenommen. Größere Sorgfalt haben arabiſche Metaphyſiker und Myſtiker auf die Eintheilung der körperlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen verwendet. Ueber dieſe ſieben körperlichen und geiſtigen Kräfte

---

[1]) Plutarchus de placitis Philosophorum, lib. IV. 4, nimmt nach der Lehre der Stoiker gar acht Sinne, nämlich als den achten die Stimme an.

[2]) Wurffbain S. 187.

[3]) Ebenda.

[4]) λίπαρος καὶ γλυκύς, [5]) ὀξύς. [6]) στρύφνος, [7]) αὔστηρος, [8]) ἅλγυρος, [9]) πικρὸς, [10]) δριμύς.

[11]) Suidas φαῖον χρῶμα und Photius ex vita Pythagorae p. 1315.

[12]) Schott, adagia Graecorum, p. 445.

des Menschen gibt das persische Wörterbuch Burhani Katii [1]) Auskunft unter dem Artikel heft Chalife, d. i. die sieben Chalifen oder Stellvertreter; so heißen auch die sieben vorzüglichsten Glieder des Menschen, von denen weiter unten die Rede seyn wird, aber auch: 1) die thierische Seele oder Lebenskraft, 2) die Vernunft, 3) die Sehkraft, 4) die Hörkraft, 5) der Geschmacksinn, 6) der Geruchsinn, 7) der Tastsinn. Bei den Mystikern heißen die sieben Chalifen: 1) die Brust; 2) das Herz; 3) das Herzfell; 4) der schwarze Punkt des Herzens, als der Sitz der Begier; 5) die Sehnsucht, welche das Herz zum Ueberirdischen zieht; 6) das Geheimniß, nämlich die Erkenntniß des Herrn; 7) das Geheimniß der Geheimnisse, d. i. die vollständige Vereinigung. Die sieben Chalifen heißen aber außerdem noch in der Astrologie sieben unglückliche Vereinigungen der Gestirne [2]). Ehe wir die sieben Chalifen in der Bedeutung der sieben Glieder vornehmen, sprechen wir noch von der Sippschaft, deren Namen selbst nur eine verstärkte Sieben zu seyn scheint, und welche sieben Stufen der Verwandtschaft in sich faßt, nämlich drei aufsteigende: der Vater, Großvater und Urgroßvater, und drei absteigende: der Sohn, der Enkel und Urenkel, der siebente der Mittelpunkt, d. i. der Mensch, von dem die Verwandtschaft auf- oder niedersteigt. Die Araber gebrauchen für diese sieben Grade der Verwandtschaft das Wort Bathn, d. i. der Bauch, nach der Ueberlieferung des Propheten, die vom siebenten Bauche, d. i. vom siebenten Geschlechte spricht. Dieß sind die sieben Zeugungen, von denen es im altdeutschen Loblied auf den heiligen Geist heißt: septem generationes ante cellent uon eineme rippe. uile rehte siben sippe [3]). Diese sieben Zeugungen oder Geschlechter finden sich auch schon in der Bibel [4]) Die sieben Grade der Verwandtschaft gingen dann in's bürgerliche und kirchliche Recht über und bestimmten die Gränzen, inner welchen die Ehe verboten war [5]). Die obigen sieben Grade der Verwandtschaft, wovon drei absteigende und drei aufsteigende, sind nicht zu vermengen mit den sieben Geschlechtern

---

[1]) S. 839, Constantinopolitaner Ausgabe.

[2]) Die arabischen Namen dieser sieben unglücklichen astrologischen Vereine sind: 1) ghathith, d. i. der Schnarcher; 2) aarim, d. i. die Grube, in der sich Wasser sammelt; 3) sermusch, persisch der Schuh; 4) kelab, die Hundswuth; 5) fu fewabet, der Lockenbegabte; 6) lachiani, der Bartige; 7) kebed, die Leber.

[3]) Eritis ibi — usque ad generationes septem. Baruch VI. 2.

[4]) Diemer's deutsche Gedichte des eilften und zwölften Jahrhunderts, S. 332.

[5]) Woldenberg S. 75.

oder Menſchenaltern, wovon Baruch ſpricht. Die Türken und Perſer ſteigen in ihren Stammtafeln nie über das ſiebente Geſchlecht auf [1]). Wir gehen nun zu den einzelnen Theilen des menſchlichen Körpers über, von denen die ſieben vorzüglichſten Glieder bei den Arabern sebaa mesani heißen; ſo heißen aber auch die ſieben Verſe der Fatiha, d. i. der erſten Sure des Korans. Dieſe ſieben Glieder, welche beim Gebete des Moslims in Betrachtung kommen, ſind: die Stirne, die beiden Hände, die beiden Knie, die beiden Füße, oder wie es im Burhani Katii (S. 839) ſteht, die beiden großen Zehen. Das Wort Mesani kommt zweimal im Koran vor, jedesmal als ſynonym mit der Fatiha: Wir haben dir gegeben ſieben Mesani und den Koran [2]): Gott ſandte die ſchönſte der Sagen, das Buch, deſſen Verſe ſich ähneln [3]). Dieſe ſieben Glieder heißen ebenfalls ſieben Chalifen, unter welchem Namen aber auch die ſieben inneren Glieder; nämlich: der Magen, das Herz, die Leber, die Lunge, die Gallenblaſe, die Milz, die Nieren. Dieſe ſieben inneren Glieder heißen ebenfalls die ſieben Chalifen, haben aber außerdem noch zwei andere Namen, indem ſie nämlich heft hikaije, d. i. die ſieben Geſchichten, und heft chaſine, d. i. die ſieben Schätze heißen [4]). Dieſe ſieben inneren Glieder ſind nicht zu vermengen weder mit den oben erwähnten ſieben Gliedern des Gebetes (sebaa mesani), noch mit den ſieben großen Gliedern, welche auf perſiſch heft endam, d. i. die ſieben Leiber heißen; dieſe ſind: der Kopf, die Bruſt, der Bauch, die zwei Hände und die zwei Füße [5]). Für das Wort Mesani [6]) haben die Araber noch ein anderes, nämlich Erab, welches in dem Texte vorkommt: er betete auf den ſieben Gliedern [7]). Endlich ſind noch andere ſieben Glieder bloß in Bezug auf die Toilette der Frauen, welche von den Perſern heft eraiſchi ſenan, d. i. die ſieben Schmuckörter der Weiber, genannt werden, nämlich: der Kopf, der Hals,

---

[1]) Les Turcs et les Tadsiks ont la coustume de ne remonter jamais plus haut en comptant leur Généalogie que jusqu'à la septième génération. Histoire généalogique des Tatars d'Abulgasi-Bayadurghan, p. 157.

[2]) Sure XV. V. 87.

[3]) Sure XXXIX. V. 25.

[4]) Burhani Katii S. 139.

[5]) Derſelbe S. 837.

[6]) Kamus, Konſtantinopolitaner Ausgabe, II. B. S. 778.

[7]) Kjane jedschid ala sebaat erab. Kamus I. Thl. S. 73. Bei Freitag fehlt dieſe Bedeutung des Wortes.

die Ohren, die Naſe, die Bruſt, die Hände und Füße. Das gewöhnliche Wort für Glied iſt im Arabiſchen Idhw, im Plural Aadha, und dasſelbe kommt in einem Diſtichon des Mesnewi [1]) vor. Daß die Sieben ſowohl in den inneren als äußeren Gliedern des Menſchen vorherrſche, iſt auch im Macrobius [2]) bemerkt, und nach demſelben in Woldenberg [3]) und Wurffbain (S. 47). Die einzelnen Glieder, in welchen die Siebenzahl eine Rolle ſpielt, ſind: 1) der Kopf [4]), deſſen ſieben Beine auch den arabiſchen Anatomen bekannt [5]). Zu dem Kopfe gehören die Haare. Die ſieben Haare, in denen die Stärke des Samſon beſtand, ſind aus dem Buche der Richter bekannt [6]), aber auch bei den Klaſſikern kommen die ſieben Haare vor [7]). Die Zähne ſind wie die Haare ein zufälliger Schmuck des Kopfes, deren Ausfallen denſelben zwar entſtellt, aber nicht zu Grunde richtet. Zufällig ſcheint auch das falſche Gebiß von ſieben durch einen Golddraht durch einander verbundenen Zähne, welches in einem alten campaniſchen Grabe gefunden ward [8]). 2) Das Auge, deſſen ſieben Häute und Feuchtigkeiten ſind allen Anatomen bekannt, ſie heißen auf perſiſch die ſieben Vorhänge [9]) und auch die ſieben Wege. 3) Der Hals, der ſieben Wirbelbeine hat [10]). In's Gebiet des Kopfes und des Halſes gehören auch die ſieben Sprachwerkzeuge, oder wie ſie der Araber nennt, Ausgangsorte (Macharidſch), nämlich: Lippen, Kehle, Zunge, Zähne, Gaumen, Naſe und Bauch (Bruſt). 4) Das Herz, die ſiebenfache Eintheilung deſſelben nach der Lehre der Myſtiker gibt die türkiſche

---

[1]) Pisteri chali ki o hiſüm nihad
lerſe ber heft adhui men uſtad.

[2]) Septenarii ratione intima corporis constare et item extima.

[3]) Septem corporis partes hominem perficiunt, caput, pectus, venter, manus et pedes. Septem sunt gradus in corpore, qui dimensionem altitudinis ab imo ad superficiem complent: Medulla, os, nervus, vena, arteria, caro et cutis. Septem sunt corporis partes in aperto, caput, pectus, manus duae, pedes duo, et pudendum.

[4]) Ex 1. osse frontis, 2. 3. Syncipitis, 4. occipitis, 5. 6. duorum temporum, 7. osse Sphenoide. Wurffbain p. 32.

[5]) Kamus III. p 822 unter dem Worte kahaf. Freitag hat die Belehrung, die ſich über die ſieben Schädelbeine im Kamus befindet, nicht benützt.

[6]) XVI. 13.

[7]) Portabat uxor rufa crinibus septem. Martialis XII. 32.

[8]) Un ratelier de sept dents. Mémoires de l'institut XIII. p. 654.

[9]) Heft perde. Burhani katii p. 837 et 840.

[10]) Wurffbain S. 39.

Ueberſetzung des Kamus [1]); das Herz im weiten myſtiſchen Sinne begreift die Bruſt als den Ort der Eingebung und Verſuchung, das eigentliche Herz als der Ort des Glaubens, das Herzfell als den Ort menſchlicher Liebe, das innere Herz (Fuad) als den Ort der Anſchauung Gottes, das Korn des Herzens als den Ort der göttlichen Liebe, das Schwärzliche des Herzens als den Ort der Religionswiſſenſchaften und das Mark des Herzens (Mehdſchetol-kalb) als den Ort der Verklärung göttlicher Eigenſchaften. Die Araber kennen ſiebnerlei Eingeweide als Verdauungskanäle [2]). Die ſieben Nervenpaare ſind den Anatomen aus dem lateiniſchen Diſtichon bekannt:

Optica prima, oculos movet altera, tertia gustat,
Quartaque quinta audit, vaga sexta est, septima linguae.

Ausführlich handelt Macrobius [3]) von den ſieben Nervenpaaren: nervorum septem συζυγίαι; endlich die ſieben Löcher oder Oeffnungen des Menſchen: der Mund, die beiden Augen, die beiden Ohren, die beiden Naſenlöcher [4]).

Das Thierreich.

1. Die vierfüßigen Thiere.

Von der Phyſiologie des Menſchen gehen wir nun auf das Thierreich über, indem wir zuerſt ſieben zahme Thiere: den Stier, das Kalb und die Kuh, das Pferd, das Kameel, das Schaf, den Widder und die Ziege vornehmen, und auf dieſe dann die wilden und ſymboliſchen Thiere folgen laſſen, und mit den Stellen, welche ſich auf eine Geſammtheit von ſieben Thieren beziehen, ſchließen; alſo der Stier oder der Ochs, dann die Kuh und das Kalb. Zuerſt in der Bibel die ſieben fetten und mageren Kühe, von denen der Pharao geträumt [5]). Als Opfer werden ſieben Farren angeordnet [6]). In Aegypten wurden dem Stiere Apis ſieben Geburtstage gefeiert, während deren Niemand von den Krokodillen gefreſſen ward [7]). Bos sep-

[1]) Kamus I. S. 237, von Freitag ebenfalls vernachläßigt.

[2]) Die Namen derſelben ſind: miidet, ſsam, rakik, aaur, kolon, mustakim, mesalikol, mathaaim. Hieher gehört auch die Stelle des Plinius: Salpe genitale in oleum fervens mergi jubet septies. XXVIII. 19.

[3]) Satur. VII. 9.

[4]) Wurffbain S. 63.

[5]) Geneſis XLI. 2. 4. 26. 27.

[6]) Numeri XXIX. 32 und Hiob XLII. 8.

[7]) Plinius VIII. 46.

timus hieß bei den Alten der zum Opfer bestimmte Stier [1]). Die Araber haben sieben Namen für das Kalb von der Geburt an bis es zwei Jahre alt [2]). — Das Kameel. Die siebenfache Eintheilung nach dem Alter, welche wir so eben bei dem Kalbe bemerkt haben, findet sich in Arabien auch bei dem Kameel [3]). Die Kameele werden aber auch je nach der Zahl der Tage, in denen sie zur Tränke geführt werden, eingetheilt; ein Kameel, das alle sieben Tage zur Tränke geführt wird, heißt el-mosebaa, d. i. das Gesiebente. Die Karawanen gehen in Zügen von sieben Kameelen, je sieben und sieben von einem Esel angeführt, ein solcher Zug heißt Kathar. Die Last eines Kameels ist siebenhundert Pfund.

Das Pferd. Das längste Alter, das die balearischen Pferde erreichten, war sieben Jahre:

Septimaque his stabulis longissima ducitur aetas [4]).

Alcibiades führte sieben Pferde zu den olympischen Spielen [5]), und Nero führte auf der Rennbahn ein Siebengespann von Pferden [6]). Sieben Pferde sind das Gespann des Gottes der Morgenröthe bei den Indern. Die Eintheilung in sieben Klassen, die wir so eben von dem Kalbe und Kameele bemerkt haben, findet sich auch beim arabischen Pferd in der einzigen Beziehung der weißen Vorder- oder Hinterfüße, auf welche die Araber so viel halten. Mohadschdschel heißt überhaupt ein Pferd, das einen weißen Fuß oder mehrere hat; die sieben Arten desselben sind: 1) Mohadschdschelol-erbaa mit vier weißen Füßen; 2) Mohadschdschelos-selas, das drei weiße Füße hat; 3) Mohadschdschelol-jumna, dessen hinterer rechter Fuß weiß; 4) Mohadschdschelol-jusra, dessen hinterer linker Fuß weiß; 5) Momesekol-ejamin, wenn der rechte vordere und hintere Fuß weiß; 6) Momesekol-ejasir, wenn der linke Fuß vorn und hinten weiß; 7) el-meschkuk, wenn die zwei weißen Füße, vorn und hinten, der eine rechts, der andere links. Ein edles turkomanisches Pferd muß sieben

---

[1]) Wurffbain S. 65 nach den Sprichwörtern des Erasmus 339 und 394.

[2]) idschl, tebii, dschesaa, sena, robaa, sedis, saligh. Kamus II. 710 und 774.

[3]) Diese sieben Alterstufen sind: bekr, dschesaa, Ibn mahadha, Ibn lebanet, basil, dschemel oder nakat, je nachdem es männlich oder weiblich.

[4]) Silius Italicus III. v. 383.

[5]) Plutarch im Alcibiades XI.

[6]) Septemjugium. Suetonius in Nerone.

Eigenschaften besitzen [1]). — Von den Maulthieren bemerkt Plinius, daß die weiblichen am besten am siebenten Tage nach der Geburt belegt werden [2]). — Das Schaf oder Lamm. Desselben geschieht im Pentateuch bald in Bezug auf die Opferzahl von sieben Lämmern, bald in Bezug auf das Alter mehrmal Erwähnung. Sieben Lämmer stellte Abraham dem Abimelech als Zeugen, daß er den Brunnen gegraben, welcher davon Bersabaa (auf arabisch Bir-sebaa), d. i. der Brunnen der Sieben hieß [3]). Brandopfer, die dem Herrn süßen Geruch geben, sind: ein junger Farren, ein Widder und siebenjährige Lämmer [4]). Mit sieben Schafen wird der gute Hirte in der christlichen Mythologie vorgestellt. Waßilet war bei den Arabern eine besondere Art privilegirten Schafes, welches sechsmal zwei männliche, zum siebentenmal ein männliches und weibliches Junges geworfen hatte; desselben geschieht im Koran besonders Erwähnung, indem Mohammed wider den damit verbundenen Aberglauben eifert [5]). — Die Ziege oder der Ziegenbock erscheint zwar mehrmal in der Bibel unter den Opferthieren, doch ohne Bezug auf die Zahl Sieben; hingegen kennt die griechische Literaturgeschichte eine wider die Heraklіden unter dem Titel: die Ziege von sieben Vließen, gerichtete Satyre [6]). — Von den reinen Hausthieren gehen wir nun zu den unreinen und wilden Thieren über. Nach einem hebräischen Sprichworte bellt der Hund in der Fremde sieben Jahre nicht [7]). Wenn ein Hund aus einem Geschirre getrunken, muß es siebenmal ausgewaschen werden [8]). Der Siebenschläfer (Sciurus glis) ist allbekannt. Die Elephanten wurden in Indien in sieben Klassen getheilt [9]). Daniel wurde in die Grube geworfen, wo sieben Löwen [10]). Die Bären können in den ersten zweimal sieben Tagen ihres Schlafes durchaus nicht aus

---

[1]) lehdschetul-lughat p. 15 unter dem Artikel jekran.

[2]) Foeminas a partu optime septimo die impleri VIII. 44.

[3]) Geneſis XXI und dann XXIX.

[4]) Numeri XXIX. 2. 8. 36.

[5]) Sure V. V. 111. Maraccius erklärt waßilet als Camela primogenita, quae simul cum alia camela sine societate masculi dimittebatur. Richtiger Freitag nach dem Kamus.

[6]) The Goat with seven fleeces.

[7]) Rabbiniſche Blumenleſe von Dukes S. 184, Sprichwort 395.

[8]) When a dog drinks in the vessel of any won of You then You must wash it seven times I. 110.

[9]) Ayeen Akbari I. 117 und Dubois II. 51,

[10]) Daniel XIV. 31.

demſelben erweckt werden [1]). Die Hyäne, von welcher die Morgenländer ſo viele Fabeln erzählen, ſteht auch mit der Siebenzahl in Verbindung; ſie wurde leichter gefangen, wenn der Jäger zu Pferd ſeine Geißel in ſieben Knoten band [2]). Ein ſchwangeren Frauen umgehängter Talisman enthielt weißes Bruſtfleiſch der Hyäne und ſieben Haare derſelben [3]). Von den fabelhaften Thieren, welche mit der Siebenzahl in Verbindung ſtehen, ſind das ſiebenköpfige Thier und das ſiebenhörnige und ſiebenäugige Schaf der Apokalypſis [4]) die berühmteſten. Uebrigens finden ſich ſiebenhörnige Thiere auch auf babyloniſchen Steinen. Dann die ſiebenköpfige Hydra, die Skylla mit ſieben Hundsköpfen, die ſieben fabelhaften Thiere der perſiſchen Romantik (Simurgh, Uranabad, Rachſch, Ssoham, Kurbe, Roch und Melekol-bahr). Zu dieſen fabelhaften Thieren gehören auch die ſieben im Paradieſe der Moslimen befindlichen, nämlich: die Taube Noah's, die Kuh des Moſes, das Kameel Ssalih's, der Wallfiſch des Jonas, der Widhopf Salomon's, der Hund der Siebenſchläfer und der Pfau des Paradieſes. Die Zahl Sieben war überhaupt die Zahl der Opferthiere. „Nehmt ſieben Rinder und ſieben Widder und geht zu meinem Knecht" [5]). Der ſchon oben erwähnte ſiebente Stier oder Ochſe als das Opferthier (*Βοῦς ἕβδομος*) [6]). Das Opfer (*Θύμα*) bei den Griechen war ein ſiebenfaches, nämlich ſechs Thiere (Stier, Schaf, Schwein, Ziege, Huhn, Gans) und ein Kuchen. Der ſieben wilden Thiere des Thales ſat-essibaa, d. i. des Beſtienbegabten, welche Esma, die Tochter Werim's, anrief, um ſich wider die Gewalt, welche ihr Wail, der Sohn Kasith's, anthun wollte, zu ſchützen, iſt ſchon oben erwähnt worden [7]).

2. Die Vögel.

Der älteſte Verein von Thieren war der in der Arche Noah's, in welche ſieben Paare der reinen Thiere eingingen. Aus Apulejus lernen wir, daß ſechs Vögel zu ſechs verſchiedenen Tageszeiten ſingen, die Schwalben in der Frühe, die Cikaden zu Mit-

---

[1]) Plinius VIII. 36.

[2]) Flagellumque imperitans equo septenis alligaverit nodis. Plinius XXVIII. 8.

[3]) Candida à pectore hyaenae caro, et pili septem. Ebenda.

[4]) XIII. 1.

[5]) Hiob XLIII

[6]) Schott adagia Graecorum.

[7]) Kamus II. 595.

tag, die Eulen Abends, die Schuhus nach Sonnenuntergang, die Nachtvögel bei der Nacht, der Hahn vor Sonnenaufgang; hier fehlt die siebente der Horen, nämlich die Nachmittagszeit, welcher Apulejus ihren Sänger anzuweisen vergessen [1]). Der Geier wittert sieben Tage früher den Ort, wo eine Schlacht geliefert wird, und umkreiset denselben [2]). Die Brieftauben werden in Indien mit einer Mischung von siebnerlei verschiedenen Körnern gefüttert [3]). Nach der Heraldik des deutschen römischen Reiches mußte der richtig gezeichnete römische Reichsadler (vor der Nürnberger Reformation vom Jahre 1489) in jedem Flügel sieben Federn haben.

3. Fische und andere Seethiere.

Die Neunaugen haben sieben Luftlöcher, welche wie Augen aussehen, weßwegen diese Fische eigentlich Siebenaugen genannt werden sollten. Aus der Reise Percival's lernen wir, daß die Perle sieben Jahre lang reiset, bis sie gereift von der Muschel ausgeworfen wird. Im nördlichen Gallien hatten die Muränen, wie Plinius versichert, sieben goldene Maale in der Form des Siebengestirns, aber nur so lange sie am Leben waren [4]). Die Purpurschnecken leben meistens sieben Jahre lang [5]) und die Jahre sind an der Schale mit Ringen bemerkt [6]). Ἑλεδώνη heißt die Art des siebenfüßigen Polypus; damit der Polyp fett werde, mußte er zweimal siebenmal geschlagen werden [7]).

4. Reptilien und Insecten.

Nach dem Talmud war die Schlange, als sie aus dem Paradiese vertrieben ward, verdammt, sich siebenmal zu häuten. Aegypten zählte sieben Arten von Schlangen [8]). Von den

---

[1]) Natura quibusdam avibus brevem et temporarium cantum commodavit. Hirundinibus matutinum, Cicadis meridianum, Noctuis serum, ululis vespertinum, bubonibus nocturnum, gallis antelucanum. Apulejus in Floridis II.

[2]) Vultur ὄριος — cum belli conficiendi tempus instat, locum ubi pugna committenda septem ante diebus praefinit. Horus Apollo lib I. 11.

[3]) Rice split, vetches, moung, arzen, korer, Jehdereh, and jewar. Ayeen Akbari I. 253.

[4]) Plinius IX 23.

[5]) Purpurae vivunt annis plurimum septenis. Ebenda 36.

[6]) Aculeis in orbem septenis fere. Ebenda.

[7]) Δὶς ἑπτὰ πληγάις πολύπους πληγούμενος.

[8]) Basiliscos, amphisbaenas, scytalas, acontias, dipsadas, viperas, aspides. Ammiani Marcellini, lib. XXII. 15.

Scorpionen sind die gefährlichsten und giftigsten die, deren Schwanz siebenknotig [1]). Die Bienen leben nicht länger als sieben Jahre [2]).

Das Pflanzenreich.

1. Von den Bäumen und Kräutern.

Bei der Pflanzung von Pinien legten die Römer sieben Körner derselben in durchlöcherte Töpfe [3]). In Arabien erwuchsen die Malven im siebenten Monate zum Baum [4]). Die Kastanie ist, wie bekannt, siebenblättrig. Das Holz der afrikanischen Ceder, aus welcher die cedrinischen Tische verfertigt wurden, legten die Tischler durch sieben Tage in Getreidehaufen, um das Gewicht derselben zu verringern [5]). Die heiligen Zweige, deren sich Perser, Griechen und Römer bei ihren Opfern bedienten, waren von sieben Bäumen genommen, nämlich: Lorbeer, Myrthe, Olive, Epheu, Cypresse, Hom und Barsom. Wir schließen hier die sieben künstlichen berühmten goldenen Bäume an, welche in den Palästen asiatischer Könige, arabischer Chalifen und byzantinischer Kaiser die Bewunderung fremder Gesandten waren, denen sie bei ihren Audienzen zur Schau preis gegeben wurden. Der älteste derselben wurde von Pythias dem Bythiner dem König Darius geschenkt, nämlich eine goldene Platane und Rebe [6]). Cyrus fand in den Schätzen des Krösus eine Platane und Rebe aus Silber. Die byzantinischen Geschichtschreiber und die arabischen erwähnen des goldenen Baumes, welchen der Kaiser Theophilus als Nachahmung dessen, der im Chalifenpalaste zu Bagdad prangte, verfertigen ließ. Bei dem Triumphe des Pompejus erschien mit einem goldenen Berge eine goldene Rebe aus dem Schatze des Mithridates [7]). Endlich findet sich ein solcher goldener Baum auch in der Geschichte Behramghur's und Nuschirwan's. Da mit der goldenen oder silbernen Platane die goldene oder silberne Rebe verbunden war, so mag auch hier die Rebe so-

---

[1]) Constat et septena caudae internodia saeviora esse. Plinius XI. 25.

[2]) Vita ejus longissima — septenis annis universa. Plinius XI. 20. Neque enim plus septuma ducitur aestas. Georgicon IV. 207.

[3]) Pineae nucleis septenis ferè in ollas perforatas additis. Plinius XVII. 10.

[4]) In Arabia malvas septimo mense arborescere. Plinius XIX. 10.

[5]) Artifices verò frumenti acervis imponunt septenis diebus, totidem intermissis: mirumque, ponderi quantum ita detrahant. Plinius XIII. 15.

[6]) Plinius XXXIII. 47.

[7]) Derselbe XXXVII. 2.

gleich ihren Platz einnehmen. Heptakoilon heißt eine Art von Rebe, welche siebenmal Trauben liefert [1]; dieſe iſt dieſelbe, welche auf türkiſch jedi-weren heißt [2]. Plinius hat auch einen Abſchnitt von den ſieben Gattungen eines falſchen Weines [3]. Die Rebe heißt auf perſiſch takj (das Deutſche Stecken, das Italieniſche tacco), Tak oder Tag heißt aber auch ein Baum von hartem Holze, deſſen Kohle durch ſieben Tage nicht verliſcht, deſſen Holz aber ſonſt zu keinem Gebrauche; Dichter ſpielen deßhalb häufig in ihren Verſen auf denſelben an [4]. Das Seitenſtück zu der ſiebenmal im Jahre Trauben gebenden Rebe iſt der ſiebenmal des Jahres fruchttragende Feigenbaum [5]. Die Salatart Telephion treibt ſieben bis acht Stängel von der Wurzel aus [6]. Pilze ſchießen auf und verſchwinden wieder binnen ſieben Tagen [7].

2. Von den Früchten.

Heft-meiwe, d. i. die ſieben Früchte, heißen bei den Perſern: 1) die kernloſen, trockenen Zibeben; 2) die Trauben mit langen Beeren, welche in Arabien und Perſien Trauben von Thaif, in der Türkei aber Tſchauſch-uſumi heißen; 3) trockene Feigen; 4) trockene Aprikoſen; 5) Pfirſiche; 6) Datteln; 7) Pflaumen, deren berühmteſte die von Bochara [8]. Für dieſe ſieben Früchte, welche im Perſiſchen und Türkiſchen ſprichwörtlich, haben wir im Deutſchen die ſieben Zwetſchken. Die Entwickelung der Dattel iſt nach Einigen von der erſten Blüthe (thala) bis zur letzten Reife eine ſechsfache, nach Anderen eine ſiebenfache [9]. Sieben Datteln ſind einem Beduinen genug als Proviant auf einer Reiſe. Siebenrippiger heißt in Oberöſterreich eine Art von Apfel. Die Trauben halten ſich in Perſien ſieben Monate lang; die Melonen kommen aus der

[1]) Sieber's Kreta II. 60.

[2]) Der Name dieſer Rebe fehlt in Bianchi's Wörterbuch.

[3]) Lib. XIV. 8.

[4]) Ferhengi Schuuri II. Bl. 280.

[5]) Usque adeo foecunditatis ut uno anno septies fructum efficiat. Julii Solini polyhistor. XXXIV.

[6]) Telephion portulacae similis est et caulae et foliis: rami à radice septeni octonive fruticant. Plinius XXVII. 13.

[7]) Et boletis quidem ortus occasusque omnis intra dies septem est. Plinius XXII. 22.

[8]) Burhani katii S. 342.

[9]) Thalaa, Chilal, Balh, Bufsr, Ruthb, Temer. Kamus I. p. 458 et 765, wo noch andere Synonyme mit Bezug auf das Werk er-raudh elmesluf Dſchewheri's.

Tartarei nach Perſien, doch muß der Samen alle ſieben Jahre erneuert werden [1]). Nach der Ueberlieferung der Moslimen war der Baum des Paradieſes ein Kornhalm, der erſt ſeit dem Sündenfall vom Baum zum Halm heruntergeſchwunden, und der ſieben Aehren hatte. Das Wappen der Waſa hat ſieben Aehren. Von der ungewiſſen Blüthe des Kürbis ſtammt das griechiſche Sprichwort: *Ἢ κρίνον ἢ κολοκύντην*, deſſen der Dichter Diphilos erwähnt, indem er ſagt: Ich, der Greis, will dir binnen ſieben Tagen Kürbis oder Kürbisblüthe darbringen [2]).

3. Von den Blumen.

Heft ſerde, d. i. die Siebenfarbige, heißt die gefüllte Narziſſe, welche auf arabiſch Aabher heißt [3]). Heft deſde wird im Ferhengi Schuuri [4]) als dieſelbe Blume wie Heft ſerde erklärt, was vielleicht ein Druckfehler; wahrſcheinlich iſt Heft ſerde dieſelbe Blume, welche auf arabiſch ſebatob elwan, d. i. die Siebenfarben, heißt, vermuthlich die Siebenfarbenblume, d. i. das dreifarbige Veilchen oder Stiefmütterchen, das ſieben Farben zeigt.

4. Von den Kräutern und anderen Pflanzen.

Heft berg, d. i. die Siebenblättrige, heißt die von den Franzoſen Tithymale genannte Pflanze [5]), vielleicht dieſelbe ſiebenblättrige Pflanze, die unter dem Namen *ἑπτάφυλλον* bekannt [6]). Wurffbain, welcher dieſelbe Granatella heißt, erwähnt noch der Siegwurz (victorialis) unter dem Namen die ſieben Hörner, der septinonia und des riechenden Klees (Trifolium odoratum), welcher ſiebenmal des Tages den Duft verändert, und endlich der Tormentilla, welche bei ihm auch Heptaphylum heißt [7]).

---

[1]) Reichart S. 101.

[2]) Schott adagia Graecorum p. 84. Er führt in der Note den Vers des alten Poeten an: Septem dies sunt vitae, octavum Orco spondeo. Eben ſo hätte der Vers des Ovidius (Fast. II. v. 575) hieher gepaßt:

Tunc cantata ligat cum fusco licia rhombo
Et septem nigras versat in ore fabas.
Ovid. Amstelodami 1664.

In einer ältern Ausgabe vom ſechzehnten Jahrhundert heißt der erſte Vers: Tunc cantata tenet cum fusco licia plumbo.

[3]) Burhani katii S. 840.

[4]) Bd. II. S. 434.

[5]) Burhani katii ſagt, es ſei die Pflanze Maſeriun, welcher Name ſowohl bei Meninski als bei Bianchi fehlt.

[6]) Wurffbain S. 187.

[7]) S. 361.

Das τριφυλλον (Trifolium), d. i. der blaue Steinklee, heißt auf deutſch Siebengezeit, Siebengeruch oder Siebenſtundenkraut. Einen talismaniſchen Werth hat die Wurzel, welche unter dem Namen Siebenhämmerlein bekannt, ſonſt Schlangen- oder Otternlauch geheißen, in den Beutel gelegt die Füllung deſſelben mit Geld begünſtigen ſoll. Siebenzeit iſt der Name des Bockhorns oder griechiſchen Heues; Siebenfingerkraut oder Siebenblatt der des Gänſekrautes, das auch ſonſt Waſſerfünffingerkraut heißt. Im Plinius finden ſich nicht weniger als ſieben Stellen, in welchen die Siebenzahl mit Pflanzen verbunden ſich herausſtellt. Die Gerſte geht am ſiebenten Tage, nachdem ſie geſäet worden, auf [1]). In Aegypten wird das Getreide im ſiebenten Monate geerntet [2]). Samen vor dem Winterſolſtiz geſäet, geht in ſieben Tagen, nach demſelben geſäet, kaum in vierzig auf [3]). Nach dem aus Homer berühmten Kraut Moly, ſagt Plinius, iſt das heiligſte das Dodecatheon, welches dem Salat ähnlich ſieben Blätter hat [4]). Plinius erzählt nach Theophraſtus von einem Wunderkraute, das dieſer nicht mehr beſchreibt, welches aber die Wirkung hatte, durch die bloße Berührung zu ſiebenmaligem Beiſchlafe zu kräftigen [5]). Sieben Blätter des Bugloſſon (Stierzunge) vor dem Fieber umgebunden, ſollten die Kraft haben dasſelbe zu vertreiben [6]).

5. Von den Samen und Körnern.

Heftdane, d. i. die ſieben Körner, heißt das Gericht, welches am Feſte Aaſchura [7]), d. i. am zehnten des Monats Moharrem, aufgeſetzt wird, und welches aus ſiebnerlei Samen: Reis, Gerſte, Bohnen, Erbſen, Kichern, Linſen und Leblewi (auch eine Art von Erbſen) beſteht. Malighane iſt eine Art von Zuckerwerk, welches aus ſieben verſchiedenen Arten von Reis verfertigt wird [8]). In jeder Frucht der Baumwollenpflanze finden ſich ſieben kleine Körner. Kjaſerisek iſt

---

[1]) Plinius XVIII. 7.

[2]) Ebenda.

[3]) Ebenda 24.

[4]) Ab ea maxima autoritas herbae est, quam dodecatheon vocant, omnium Deorum majestatem commendantes. In aqua potam omnibus morbis mederi tradunt: folia ejus septem, lactucis simillima, exeunt à lutea radice. Plinius XXV. 4.

[5]) Derſelbe XXVI. 5.

[6]) Derſelbe XXVI. 11.

[7]) Burhani katii.

[8]) Ferhengi Schuuri II. Bl. 258.

der Same der Pflanze, welche Newruſ Oti, d. i. Neujahrkraut heißt, und wovon die Perſer am Neujahrstage ſiebenmal ſieben Körner verſchlucken; dieß iſt unſtreitig eine Erinnerung an das alte perſiſche Feſt Newruſ, an welchem ein ſiebenfaches Gericht aufgeſetzt ward.

Das Mineralienreich

theilt ſich in die Metalle und in die Steine.

1. Von den Metallen.

Die ſieben Metalle: Gold, Silber, Eiſen, Kupfer, Zinn, Blei und Queckſilber, werden von den Morgenländern auf die ſieben Planeten: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn bezogen. Die ſieben Metalle zuſammen heißen bei den Perſern Heft huſch [1]). In dem Mahabarat erſcheinen zwei Helden, deren Leib aus ſieben Metallen zuſammengeſetzt iſt [2]). Ringe aus ſieben Metallen zuſammengeſetzt hatten von jeher magiſche Kraft. In Hidſchaſ wurden die Brautringe aus ſieben Metallen zuſammengeſetzt [3]). Die Menſchen, ſagte Mohammed, ſind von verſchiedenem Gehalt wie die Metalle; dieß wandte ein Dichter an, indem er ſagte:

Kopf ſei ſpiegelnder Stahl und reines Silber die Hände,
Ehern die Bruſt mit goldenem Herzen und bleiernem Hintern.

Die ſieben Metalle werden von den Perſern auch Heft gendſchine, d. i. die ſieben Schätze genannt [4]). Die Alten ſetzten auch einen Zuſammenhang oder Sympathie zwiſchen den ſieben Metallen und ſieben Steinen voraus [5]).

2. Von den Steinen.

Dieſe zerfallen in die Edelſteine oder Gemmen und in die gemeinen. Die Morgenländer ſetzen an die Spitze der erſten die Perle, welche kein Stein iſt; auf dieſelbe folgen: der Diamant, der Jakut (Saphir und Rubin), der Smaragd, der Chryſolith, der Türkis und der Karneol. Wenn die beiden Unterabtheilungen des Jakut beſonders als Saphir und Rubin aufgeführt werden, ſo dürfte, wenn der Karneol durch den Sarder (welcher übrigens

---

[1]) Burhani katii S. 838.

[2]) Polier Mythologie des Indous II. 117.

[3]) Kamus I. Thl. S. 551 unter dem Worte Fetchat.

[4]) Burhani katii S. 841.

[5]) Sympathia septem metallorum, ac septem selectorum lapidum. Petrus Arlensis.

bloß eine Art des Karniols ist, die morgenländische Tafel der Edelsteine), nach Weglassung der Perle, mit der unsrigen ziemlich übereinstimmen. Wurffbain (S. 365) gibt eine Eintheilung von Edelsteinen, welche eben so fehlerhaft als die morgenländische, welche die Perle aufnimmt, nämlich Türkis, Karneol, Smaragd, Saphir, Amethyst, Magnet (!) und Krystall. Eine ähnliche Anomalie findet sich auch bei den sieben kostbaren Steinen der Chinesen, indem dieselben den Regenstein (jade), eine Art von Serpentin, voraussstellen, wiewohl derselbe eben so wenig ein Edelstein als der Karneol. Pantarbas ist der Edelstein ziehende Karfunkel, von welchem Ktesias [1]) erzählt, daß er sieben und siebzig Gemmen auf einmal aus dem Meere zog; eine Art arabischer Gemmen, welche Plinius Cochlides nennt, wurden sieben Tage und Nächte ohne Unterlaß in Honig ausgekocht [2]). Von der Kraft der sieben kostbaren Steine und ihrem Bezug auf die Planeten ist auch im Titurel (27) die Rede:

Mit Kraft reiner Sterne siben Stein sind widerlegende —

Mystisch ist der Stein mit sieben Augen in Zacharias [3]), welche die sieben Augen des Herrn vorstellen. Gemeine Steine waren im höchsten Ansehen bei den Arabern, nicht nur der schwarze der Kaaba ein Aerolith, wie die von Paphos, Pessinus, Delphi und Edessa, unter welchen dort Cybele, Venus, Apollo und Astarte verehrt wurden, sondern auch gemeine Steine, indem sie bei ihren Eidschwüren sieben Steine mit blutigen Fingern berührten. Noch heute werfen die Wallfahrter zu Mekka auf ihrem dreimaligen Laufe zwischen Merwa und Ssafa dreimal sieben Steine wider den Satan.

Zweiter Thorflügel der drei Naturreiche.

Diese zweite Abtheilung der drei Naturreiche enthält nicht bloß leblose Gegenstände, denn solche sind auch Erzeugnisse des Mineralreichs, sondern leblose Gegenstände, zu deren Form und Bildung die Menschenhand mitgewirkt. Um uns einigermaßen darin zurecht finden zu können, ordnen wir sie in sieben Fächer, nämlich: 1) die Insignien der Herrschaft oder Auszeichnung, 2) die Schätze, 3) die Waffen, 4) die Kleider, 5) die siebenmal Sieben der morgenländischen Toilette, 6) andere verschiedene

---

[1]) Ctesias in Indicis.

[2]) Plinius XXXVII. 12.

[3]) Super lapidem unum septem oculi sunt. III. 9, und Septem illi oculi sunt Domini, qui discurrunt in universam terram. Ebenda IV. 10.

Geräthe sammt denen der Apokalypsis, 7) die sieben Speisen und Genüsse des Lebens.

1. Von den sieben Insignien.

Die Insignien der Herrschaft, womit im Morgenlande Fürsten belehnt werden, sind immer sieben, doch nicht immer dieselben [1]; sie sind verschieden im nördlichen Asien und im südlichen, andere die Belehnungszeichen türkischer Emire und andere die indischer Radscha's. Die sieben Insignien der türkischen Belehnung, denen wir schon an dem Hofe der Chuaresmschahe und der Chalifen begegnen, sind: die Fahne, die Pauke, der Gürtel, der Dolch, der Säbel, der Kaftan und das Pferd [2]. In Indien sind die sieben Insignien des Königthums: der Thron; der Sonnenschirm (Tschetr), der immer wenigstens mit sieben Edelsteinen besetzt ist [3]; das Schattenzelt (Saiban), auch eine Art von Sonnenschirm; dann goldene und silberne Sterne; weiters drei Fahnen (Aalem, Tschetrtok und Tementok) [4]; diese drei Fahnen sind mit dem Schweife der indischen Bergkuh geschmückt, an deren Stelle bei den Türken die Roßschweife getreten sind. Es ist bekannt, daß die Heermusik, welche dreimal des Tages vor dem Zelte oder dem Palaste türkischer Herrscher aufspielte, zu den Vorrechten oberster Herrschaft gehört. Das Aijini Ekberi zählt die sieben Instrumente auf, aus denen die indische Heermusik besteht, nämlich: 1) achtzehn Paar kleiner Trommeln (Demame); 2) eben so viele oder zwanzig Paar kleiner Handpauken (Nakaret); 3) vier Paar großer Trommeln (Dehl oder Thabl); 4) die Schlachttrompete Kerenai, welche in der Geschichte der Mongolen und Timur's so häufig erwähnt wird [5]; 5) die Surna, eine Schalmey, neun an der Zahl; 6) Nefir, die gewöhnliche Trompete; 7) Sindsch, die Tschinellen [6]. Die Fahnen waren immer sieben an der Zahl; sieben Fahnen und eben so viele Roßschweife werden im Felde dem Sultan vorgetragen [7]. Diesen sieben Fahnen als Zeichen der Oberherrschaft haben sich vom Osten nach dem Westen

---

[1]) The ensigns of Royalty. Ayeen Akbari p. 53.

[2]) Seaadeddin.

[3]) Those are never fewer then seven. Ayeen Akbari p. 53.

[4]) Alum Chuttertowk Tementowk. Ebenda.

[5]) Im Aijini Akbery Kerna, in der Geschichte Timurs von Petit de la Croix II. Bd. S. 115. Kerenai in der Geschichte der goldenen Horde S. 216, 351, 358.

[6]) Ayeen Akbari 53.

[7]) Sansovino I. 101.

fortgepflanzt. Heinrich Jasomirgott trat dem Kaiser das Herzogthum Bayern i. J. 1156 durch die Uebergabe von sieben Fähnlein ab, worauf der Kaiser Heinrich den Löwen damit belehnte, indem er ihm die sieben Fähnlein einhändigte [1]). Die sieben Reichskleinodien des römischen Kaisers waren Krone, Schwert, Zepter, Mantel, Kreuz, Lanze und Reichsapfel. Tschartantscha ist ein siebenfacher Sonnenschirm, welcher bei den Leichenbegängnissen des Königs von Siam getragen wird, und diese Zahl von sieben ist von den Mohammedanern in der siebenstufigen Pyramide, welche sie zur Todtenfeier Ali's errichten, beibehalten worden [2]). Sieben Sonnenschirme, wovon zwei mit Juwelen besetzt, wurden auch den Sultanen der Mameluken vorgetragen [3]). Die sieben Geschenke, welche die Römer Königen machten, bestanden aus einer Krone, aus einer Purpurtoga, aus einer geflickten Tunica, aus einer Toga Prätexta, einem elfenbeinernen Stab, einem curulischen Sessel und aus Gold und Silbergefäßen [4]). Die Kronen endlich, womit von den Römern kriegerische Tapferkeit und Feldherrenverdienst belohnt wurden, waren siebnerlei: die Belagerungskrone, die bürgerliche, die Mauerkrone, die Schiffskrone, die Lagerkrone, die silberne, die goldene [5]).

2. Von den sieben Schätzen.

Heftgendschine, d. i. die sieben Schätze, heißen bei den Persern zwar insgemein, wie schon oben gesagt worden, die sieben Metalle, aber insbesonders noch die sieben größten Schätze der Welt, und endlich im engsten Sinne die sieben Schätze von Chosrew Perwis. Die sieben größten Schätze, deren die morgenländische Geschichte erwähnt, sind die von Aad, Karun (der Kora der Schrift), Salomon, Keichosrew, Sohak, Alexander und Chosrew Perwis. Der Schatz des letzten war ein siebenfacher, nämlich: 1) der

---

[1]) Mathias Koch, chronologische Geschichte Oesterreichs im obgedachten Jahre.

[2]) Transactions of the Royal Asiatic Society III. p. 99.

[3]) On voit flotter sur sa tête sept parasols, dont deux sont couverts de pierreries d'une valeur inestimable. Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. XIII. 190.

[4]) Dona ampla data, quae ferrent regi, vasa aurea argenteaque, toga purpurea, et palmata tunica cum eburneo scipione, et toga praetexta cum curuli sella. Livius lib. XXXI, cap. XI und XXX, cap. XV.

[5]) Obsidionalis, civica, muralis, navalis, castrensis, argentea, aurea.

Brautschatz [1]); 2) der von den Winden gebrachte Schatz [2]), so genannt, weil ihm die Winde eine mit Schätzen beladene Flotte zutrieben; 3) der Schatz des Goldstoffes [3]); 4) der Schatz Efrasiab's [4]), des alten Königs aus der Dynastie der Pischdadian, welchen aufzufinden Chosrew Perwis das Glück hatte; 5) der verbrannte Schatz [5]); 6) der grüne Schatz [6]); 7) der Stierschatz [7]). Das Seitenstück zu diesen sieben Schätzen des prächtigsten aller Chosroen sind die sieben Seltenheiten oder Weltwunder desselben, nämlich: 1) der Thron oder vielmehr Thronpalast Thakdis; 2) der Rappe Schebdis; 3) der rosenfarbe Falbe Gulgun, das Reitpferd Schirin's; 4) die Königsjuwele oder vielmehr die Königin der Juwelen Schahgewheran, welche ganz der Pantarbas des Ktesias; 5) der goldene Spielball von weichem Golde; 6) das Schahspiel; 7) der Becher. Nach den Oertern, in welchen noch unentdeckte Schätze vergraben liegen, gibt es ebenfalls sieben Schätze, nämlich die von Ahwas, China, Rum, Chuaresm, Andalus, Erwend (am Berge Orontes), der der Pyramiden in Aegypten. Sieben heilige Schätze sind: Dolon-Erdeni der Kalmuken, oder überhaupt der Budhisten, nämlich: 1) der weiße Elephant; 2) das grüne Pferd; 3) der blaue Feldherr; 4) die weiße Jungfrau; 5) der Gesandte; 6) eine heilige Frucht; 7) das Gebetrad, in welchem die Papierstreifen abgewunden werden, auf denen die heilige Formel: Om mana padma hom steht. Sieben Kleinodien oder kostbare Dinge waren auch im Besitze Barommatsak's oder Thakkafatas, deren kostbarstes der Diamant, welcher einen Elephanten vorstellte [8]). Endlich gehören hieher die sieben Talismane der vorislamitischen Salomone, nämlich: 1) das Siegel Salomon's, 2) der Schild, 3) der Panzer, 4) das Feuerschwert (Tighiatesch), 5) der Vogel Simurgh, 6) der Welten zeigende Spiegel und 7) das Glas [9]). In der rabbinischen Legende sind vor Erschaffung der Welt sieben Dinge erschaffen worden, nämlich das Gesetz, die Reue, das Paradies, die Hölle, der Thron des Ruhms, das Haus des Heiligthums und der Name des Messias. Die Wiederklänge der meisten dieser Dinge finden sich häufig im Koran, nämlich außer Paradies und Hölle der Thron Gottes

[1]) Gendschi aarus. [2]) Gendschi badawerd. [3]) Dibai Chosrewi. [4]) Gendschi Efrasiab. [5]) Gendschi suchte. [6]) Gendschi chadra. [7]) Gendschi bar oder giaw. Ferhengi Schuuri und Burhani katii S. 713. Der Verfasser zählt acht, weil er Gendschi schadawerd, welches nur ein Schreibfehler für badawerd, als einen besonderen Schatz aufführt.

[8]) Transactions of the Royal Asiatic Society III. p. 188.

[9]) Herbelot.

(Kursi) und das Haus des Heiligthums im heiligen Hauſe der Kaaba [1]).

3. Von den Waffen.

Heute verſteht man unter den ſieben Waffengattungen die verſchiedenen Körper eines Heeres: das Fußvolk, die Reiterei, das Geſchützweſen, das Genieweſen, die Brückenbauer (Pontoniers), die Schanzgräber (Pioniers) und das Schiffsweſen. Der Araber heißt die ſieben Waffen, welche den Mann ſchützen, el-Munisat [2]), dieſe ſind: Schwert, Schild, Speer, Bogen, Pfeile, Panzer und Helm. Wir wollen nun die einzelnen durchgehen: die Königin von Saba brachte dem Salomon ſieben Schwerter dar [3]). Ganges, der König der Aethiopier, war der Beſitzer von ſieben unbeſiegbaren diamantenen Schwertern [4]). Der ſiebenhäutige Schild des Ajax, „ehern und ſiebenhäutig," iſt aus der Ilias bekannt genug:

Dieſer ſchuf ihm den regſamen Schild aus ſieben Häuten [5]).

Dieſen ſiebenfachen Schild hatte Valerius Flaccus im Auge, bei dem der Schild des Aeſoniden ſiebenfach klingt [6]), und Statius, bei dem der Schild ebenfalls aus ſiebenfacher Stierhaut beſteht [7]). Bei den Morgenländern iſt der aus ſieben Metallen zuſammengeſetzte Schild Dſchan Ben Dſchan's, des Königs der Diwe, berühmt, von Kejumers, dem Diwbändiger, erbeutet [8]). Die Länge von ſieben Speeren war die Weite eines altdeutſchen Heldengrabes in der Nibelungen Klage:

Und gruben eine Grube ſeit Sieben Speerſchäfte weit (2617).

Wurfſpieße ſieben wurden den römiſchen Veliten gegeben [9]).

---

[1]) Seldeni de Diis Syris syntagmata. Lipsiae 1672. p. 173.

[2]) Kamus II. S. 214.

[3]) Sie heißen: 1) Sul-fakar (was ſeitdem der Name des berühmten Schwertes Ali's), 2) Ssamsama, 3) Resub, 4) Medschſum, 5) Dharasol-himar (Eſelsſtockzahn), 6) Sul-nun (Wallfiſch), 7) Keschuh. Kamus I. 512.

[4]) The owner of the seven invincible and adamantine swords. Nimrod II. p. 397 nach Philostr. Ap. Tyan. L. III. c. 20.

[5]) Ilias VII. 219.

[6]) — et totum septeno murmure fertur.
Per clipeum, atque viro graviorem reddidit hastam. VII. 464.
Derſelbe: Septeno validam circumfert tegmine molem. VI. 350.

[7]) Clypei septemplioe tauro. Thebais v. 310.

[8]) Herbelot.

[9]) Septena iacula. Livius XXVI, 4.

4. Von den Stoffen, Kleidern und der Toilette der Frauen.

Heftreng, d. i. der siebenfärbige Stoff, dessen sieben Farben auf die sieben Planeten bezogen wurden: die schwarze auf den Saturnus, die graue auf den Jupiter, die rothe auf den Mars, die gelbe auf die Sonne, die weiße auf die Venus, die blaue auf den Merkur, die grüne auf den Mond [1]). Für siebenfarbigen Stoff haben die Perser den besonderen Namen von Eklijun; dieser Name ist vielleicht von der Bilderbibel Engeliun (Evangelium) des Manes hergenommen [2]). Heftrengdiba, d. i. der siebenfarbige Stoff, heißt eine Art persischen Atlasses, der mit siebenfarbiger Seide gestickt, sehr geschätzt. Eine Art solchen Stoffes heißt auch Heftkjar [3]). Auf einen Frauenrock braucht man sieben Blätter Tafft [4]). Bei der Belehnung Seldschuk's und Ibnol Forat's von dem Chalifen wurden jenem sieben Ehrenkleider, diesem sieben Ehrenpelze angezogen [5]). Die Toilette der Frauen hat im Persischen den eigenthümlichen Titel Heft der Heft, d. i. Sieben in Sieben; dieses siebenmal Sieben ist ein doppeltes, nämlich das der Ringe und das der Schminke, indem sowohl diese als jene nur bestimmten Gliedern angehören. Die Schminke für die Augen das schwarze Pulver Sürme, für die Augenbrauen Wesme, für die Stirne die weiße Schminke sepidab, für die Wangen die rothe Gülgune, für die Locken der Moschus Ghalije, für die Hände das Henna und der rothe Anstrich für die Lippen Bidschade, d. i. Korallen [6]). Nach einer andern Quelle Sürme, Wasme, Henna und Ghalije; dann Serek die Goldblättchen, Kisildsche der rothe Anstrich und Isfidadsch der weiße aus Bleiweiß [7]). Weniger als über diese sieben Schminken waltet über die sieben Kreise ein Zweifel ob, welche dem Morgenländer die Sphären des Weibes; diese sind: das Diadem für den Kopf, das Ohrgehänge für die Ohren, das Halsband für den Hals, das Armband für den Arm, der Ring für den Finger, der Gürtel für die Mitte des Leibes und der Knöchelring für die

[1]) Burhani katii 840. Dschengari statt Schengari, d. i. Grünspanfarbe, fehlt in den türkischen Wörterbüchern.

[2]) Ferhengi Schuuri Bl. 121 und 123.

[3]) Burhani katii S. 841.

[4]) Mundart der Oesterreicher. Wien 1811. S. 56.

[5]) Sojuthi und Deguignes.

[6]) Burhani katii II. Bl. 425.

[7]) Ebenda Bl. 425.

Füße. Heft u nüh, d. i. sieben und neun, heißen bei den Persern die sieben Schminken der Braut und die neun Stücke des Hausgeräthes oder Geschirres (Awadanlik); welche diese neun Hausgeräthe oder Geschirre seien, sagt das Wörterbuch nicht, vermuthlich die nothwendigsten, welche in den Sprichwörtern Meidani's [1]) so oft vorkommen, nämlich: Topf, Schüssel, Kamm, Kreisel, Schlauch, Eimer, Trinkschale, Rückenkratzer und Feuerzeug. Die ganze weibliche Kosmetik heißt auf persisch auch Heftdeh, d. i. siebzehn [2]).

5. Von verschiedenen anderen Geräthen.

Unter den Gaben, womit Agamemnon den Zorn des Achilles zu sühnen versucht, sind nebst sieben erlesenen Jungfrauen sieben dreifüßige Kessel [3]). Torilus ruft in dem Perser des Plautus mit sieben Bechern zur Lust und zum Spiel auf [4]). Ein sieben Fuß hoher Gnomon kommt beim Plinius [5]), ein sieben Fuß hohes Grabmal beim Livius vor [6]). Heft duhal, d. i. der Siebenzahnige, heißt der Weberkamm; Chom heftdschusch heißt eine Pauke, deren Kessel aus sieben verschiedenen Metallen zusammengesetzt ist [7]). Der Siebenzahnige Erstirpator ist den Landwirthen bekannt. Siebenhalmig ist das Strohgeflecht der italienischen Hüte; siebenfach ist die Henkerschnur gedreht; siebenfach war in der alten Diplomatik die Tinte: goldene, silberne, purpurne (nur für Kaiser und Könige), blaue, grüne, hyazinthne (für Große und Edle, die zu deren Gebrauch besonders privilegirt waren) und endlich die schwarze. Kandschabasch heißen zu Konstantinopel eine Art Gondel, an denen vorne sieben eiserne Stäbe angebracht sind, wie bei den Gondeln Venedigs. Siebenrudrige Schiffe gehörten bei den Griechen und Römern schon unter die größten [8]); im Homer:

Sieben waren der Schiff', und der Ruderer fünfzig in jedem [9]).

---

[1]) Jahrbücher der Literatur XCVI. Bd. S. 86 – 89.

[2]) Burhani katii S. 840.

[3]) Ilias IX. 123, 128, 638.

[4]) A summo septenis cyathis committe hos ludos, move manus. Persa V. 1.

[5]) In hoc coeli circumplexu umbilicus quem gnomonem vocant septem pedes longus. Plinius VI. 34.

[6]) Signum septem pedes altum. Lib. VIII. 10.

[7]) Burhani katii.

[8]) Ingentium carinas navium ponere, septiremes omnes esse. Curt. X.

[9]) Ilias II. 718.

Dieſe Zahl der Schiffe mochte dem Virgilius vorgeſchwebt haben, indem ſie in der Aeneis mehrmal vorkommt [1]). Hieher gehören auch die Siebenmeilenſtiefeln; das ſchöne däniſche Horn Chriſtian's IV., das mit ſieben emblematiſchen Kreiſen geſchmückt war [2]); die ſiebenſtufige Leiter der Mongolen, die ſo oft auf den griechiſchen Vaſengemälden und in den Myſterien des Mithras vorkommt; dann die ſieben Gruben des hebräiſchen Sprichwortes, aus denen der Rechtſchaffene befreit wird, während eine einzige dem Schlechten ſchon Verderben bringt [3]). Nach dem Begriffe des Morgenländers gehören ſieben Dinge zum fröhlichen Leben, dieſe ſind: Brot, Fleiſch, kaltes Waſſer, weiches Kleid, grünes Gras, gutes Bett und eine hübſche Beiſchläferin, dieſer wird der Mann nie überdrüßig [4]). Bei den Beſuchen der Morgenländer werden ſieben Dinge geboten: Zuckerwerk, Kaffee, Sorbet, Rauchwerk, Pfeife, Roſenwaſſer und ein geſticktes Tuch. Lorenzo de Medici kennt ſieben Freuden der Liebe [5]).

6. Von den Speiſen.

Heft dane, d. i. die ſieben Körner, nämlich das ſiebenfache Gericht, welches am Feſte Aaſchura aufgeſetzt wird, iſt ſchon oben vorgekommen. Hier ſetzen wir nur noch hinzu, daß dieſes Gericht auf perſiſch auch Dangu heißt [6]), welches urſprünglich der Name eines dem Tuderi (Thlaspi) ähnlichen Kornes, welches vorzüglich in den Gebirgen von Taberiſtan gedeihet und deſſen Mehl mit Butter vermiſcht als ein Mittel fett zu werden gebraucht wird. Der ſieben Speiſen als eines glänzenden Nachtmahls erwähnt ſchon Juvenal:

Quis ferculo septem
Secreto coenavit avus [7])?

Da die Araber und Perſer eben ſo viel auf die Farbe, als auf den Geſchmack einer Speiſe halten, ſo heißt das ſiebenfache Gericht des Tages Aaſchura auch Heft elwan, d. i.

---

[1]) Huc septem Aeneas collectas navibus omni
Ex numero subiit. I. 175.
Und wieder: Vix septem convulsae undis Euroque supersunt. 387.

[2]) De cornibus et cornutis dissertationes duo, p. 59.

[3]) Dukes rabbiniſche Blumenleſe S. 236.

[4]) Mastasref, der zu Konſtantinopel gedruckte, 1453 Seiten ſtarke Foliant, S. 257.

[5]) Le sette allegrezze d'amore.

[6]) Burhani katii S. 353.

[7]) Juvenalis Sat. I.

die sieben Farben; dieß ist aber auch die Benennung nach der moslimischen Legende für den Tisch des Herrn Jesus, welcher aus den evangelischen Stellen von den sieben Broten und den sieben Körben, in welchen die Reste derselben gesammelt worden, entstanden ist: „Und er nahm die sieben Brote [1]) und was überblieb von Brocken sieben Körbe voll" [2]). Aus diesen sieben Broten und den Fischen des Evangeliums hat die moslimische Legende die Tafel des Herrn Jesus (Maidei Hasreti Isa) gemacht; die sieben Gerichte derselben sind: Brot, Salz, Fisch, Essig, Honig, Butter und Brunnkresse [3]). Das Seitenstück zu diesen sieben Speisen sind die sieben Arten von Scherbeten, welche ehemals auf der Tafel des Großherrn kredenzt wurden [4]).

7. Von der Sieben der Apokalypsis.

In keinem Buche des alten und neuen Testaments stellt sich die Siebenzahl so häufig heraus, als in der Offenbarung Joannis; weil die darin erwähnten Thiere und leblosen Gegenstände aber alle eine mystische Bedeutung haben, so schien es vorzüglicher, dieselben hier in einem besonderen Abschnitte zusammenzustellen, als sie oben unter den Thieren und leblosen Gegenständen anzuführen. Johannes prophezeit den sieben Gemeinen Asiens, die er im Namen des Herrn grüßt, dessen Stuhl von sieben Geistern umringt ist [5]); das erste, was dem Propheten erschien, war der, so einem Menschensohne gleich, mitten unter sieben Leuchtern [6]); er hatte sieben Sterne in seiner Rechten [7]), die sieben Sterne stellten die Engel der sieben Gemeinen (Ephesus, Smyrna, Pergamos, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicea) vor und die sieben Leuchter die sieben Gemeinen [8]). In dem Gesichte des Thrones der Majestät Gottes im Himmel sieht der Prophet ein mit sieben Siegeln versiegeltes Buch [9]), dann ein Lamm mit sieben Hörnern und sieben Augen, welche sind die sieben Geister Gottes, gesandt in alle Lande [10]).

---

[1]) Matthäus XV. 36.

[2]) Ebenda 37, dann Markus VIII. 6, 8, 20.

[3]) Burhani katii S. 837 unter dem Artikel Heft elwan.

[4]) Il gran Turco ha ordinariamente sette sorte di bevande. Sansovino p. 85.

[5]) Offenbarung St. Joannis I. 4.

[6]) Ebenda 13.

[7]) Ebenda 16.

[8]) Ebenda 20.

[9]) Ebenda V. 1.

[10]) Ebenda 6.

Bei Eröffnung des siebenten Siegels erschienen sieben Engel mit sieben Posaunen [1]), und die Posaunenstöße derselben bringen eben so wunderbare Erscheinungen hervor, als die Eröffnung der sieben Siegel. Nach der Stimme der Posaunen erhoben die sieben Donner ihre Stimme [2]). Nach den Stimmen der sieben Posaunen und der sieben Donner erscheint der große rothe Drache mit sieben Häuptern und sieben Kronen auf denselben [3]); hierauf stieg aus dem Meere ein Thier mit sieben Häuptern und zehn Hörnern [4]); es erscheinen die sieben Engel mit den sieben Plagen [5]), welche die sieben Schalen des göttlichen Zornes ausgossen [6]). Im sechsten Gesichte sieht der Prophet ein Weib auf sieben Häuptern und sieben Bergen sitzend, welche sieben Könige vorstellt [7]). Das siebente Gesicht ist das himmlische Jerusalem, in welchem aber nicht die Siebenzahl, sondern die Zwölfzahl vorherrscht, und welches (nach dem, was englische Reisebeschreiber von den Ruinen der alten assyrischen Stadt Chatra melden) derselben nachgebildet worden zu seyn scheint. Wir haben also hier außer den sieben Gemeinen, an welche die Prophezeiung gerichtet ist, und den sieben Geistern, welche den Thron Gottes umstehen, eine doppelte Sieben, nämlich Leuchter, Sterne, Siegel, Hörner, Augen, Posaunen und Donner, dann Engel, Häupter, Kronen, Plagen, Schalen, Berge und Könige. Unter diese doppelten Sieben ist die eigentliche Prophezeiung an die Eröffnung der sieben Siegel, die Reden der sieben Posaunen und das Ausgießen der sieben Schalen gebunden, wie dieß Eduard Reuß in der schematischen Zergliederung der johannäischen Apokalypse umständlich aus einander gesetzt hat [8]). In der ganzen Offenbarung spricht sich der Geist des Morgenlandes aus, und wenn einzelne Stellen derselben nur Erinnerungen aus Ezechiel und anderen hebräischen Propheten, so scheinen hinwieder andere die Quelle zu seyn, aus denen die Legende der Moslimen geschöpft hat; so sind z. B. die beiden berühmtesten fabelhaften Thiere der moslimischen Legende, nämlich der Borrak, welchen Mohammed zu

[1]) Ebenda VIII. 6.

[2]) Ebenda X. 4.

[3]) Ebenda.

[4]) Ebenda XIII. 18.

[5]) Ebenda XV. 1.

[6]) Ebenda XVI.

[7]) Ebenda XVII. 9.

[8]) Im Artikel Johannes im XXII. Bande der zweiten Section der Ersch und Gruber'schen Encyclopädie.

seiner nächtlichen Himmelfahrt bestieg, und das Dabetol erdh, d. i. das Erdthier, welches als Zeichen des jüngsten Gerichts unmittelbar vor demselben erscheinen wird, jenes dem Cherub Ezechiels, dieses der Bestie der Apokalypse nachgebildet. Der Vers: Ich bin das Alpha und das Omega, d. i. der Anfang und das Ende, findet sich in der moslimischen Litanei der Eigenschaften Gottes als der Erste und der Letzte wieder. Endlich bemerken wir noch, daß das himmlische Jerusalem der Offenbarung Joannis der Prophezeiung bei Jeremias und Zacharias von dem künftigen im Viereck neu zu erbauenden Jerusalem nachgebildet ist. Eine Form, die sich in den Ruinen des heutigen Hadr (das alte Chatra), welches der englische Reisende Ainsworth besuchte, vollkommen erhalten hat *). Mehrere solche Berührungen des ältesten und neuesten Morgenlandes werden sich noch in den folgenden vier Pforten dieses Heptazonion über die Zahl Sieben herausstellen.

(Der Schluß folgt.)

Art. II. 1) ΕΥΡΙΠΙΔΗΣ. Euripidis fabulae. Recognovit, latine vertit, in duodecim fabulas annotationem criticam scripsit, omnium ordinem chronologicum indagavit Theobaldus Fix. Inest varietas codicum Parisinorum 2817 et 2887 accurate excerpta. Parisiis, editore Ambrosio Firmin Didot, instituti regii Franciae typographo, Via Jacob. 56. MDCCCXLVIII. Fol. LXXIV, 616.

2) Fragmenta Euripidis iterum edidit, perditorum tragicorum omnium nunc primum collegit Fr. Guil. Wagner, Phil. Dr. Antiqu. Lit. in Univ. Lit. Vratislaviensi professor. Accedunt indices locupletissimi. Christus patiens, Ezechieli et Christianorum poetarum reliquiae dramaticae. Ex codicibus emendavit et annotatione critica instruxit Fr. Dübner. Paris etc. MDCCCXLVI. Fol. IV, 617 — 914. III, 3 — 199. XVI, 94.

3) Euripidis Phoenissae. Cum commentario edidit Jacobus Geelius. Scholia antiqua in Euripidis tragoedias partim inedita partim editis integriora adjunxit C. G. Cobetius. Lugduni Batavorum apud H. W. Hazenberg et socios. MDCCCXLVI. 8. XII, 326.

4) De quibusdam locis Euripidis Troadum Dissertatio scripta renuntiationi XXXIV doct. philos. et art. lib. mag. Cal. Maiis a MDCCCXLVII, a Godofredo Hermanno, Th. Jur. U. Philos. D. Philol. prof. p. o. etc. Lipsiae. 4to. 28.

Euripides wird die Kritik noch vielfältig beschäftigen, so groß auch die Verdienste eines Skaliger und Canter im sechzehnten,

---

*) Ainsworth's Travels II. 71 und die Bemerkungen darüber bei Gelegenheit der Anzeige von Wilde's Topographie des alten Jerusalem im CIII. Bande dieser Jahrbücher S. 27.

eines Markland, Musgrave und Valckenaer im achtzehnten, und Porson's, Elmsley's, Seidler's, Hermann's, Dindorf's u. A. im neunzehnten Jahrhundert um den Text des Tragikers sind. Dafür liefern die oben genannten Werke auf verschiedene Art Belege, indem sie theils (1, 2) den Gewinn, welchen frühere Bearbeitungen abwarfen, zusammenstellen, theils (3, 4) auf die Masse der Rückstände aufmerksam machen, welche zu mindern sie mit entschiedenem Glück unternommen haben. Daher überbieten im Verhältniß die beiden letzteren Nummern, bei beträchtlich geringerem Umfang, das in 1 und 2 Geleistete durch ihren Gehalt und durch kritische Methode. Dem ungeachtet verdient die Ausgabe sämmtlicher Tragödien, deren Besorgung nach Didot's Plan Herr Fix übernommen hat, in manchem Betracht eine ausführliche Besprechung. Sie bringt nicht wenig Neues, benutzt viele längst gemachte Emendationen zuerst, und geht von der bisher beliebten Form der Didot'schen Editionen in der Weise ab, daß dem Text eine ausführliche Adnotatio critica, wenigstens über die zwölf letzten Stücke, von den Supplices an, vorgedruckt ist. Gewiß, wo der Zustand des überlieferten Textes so schlimm ist, daß die Conjecturalkritik unaufhörlich eingreifen muß, um ihn nur lesbar zu machen, werden Ausgaben wie diese, worin nach der Bestimmung des Unternehmers jede Rechenschaft des Kritikers, etwa einige Andeutungen in der Vorrede abgerechnet, wegfällt, für den Gebrauch der gründlichen Leser nicht genügen; auch muß ein sorgfältiger Bearbeiter allenthalben das Bedürfniß lebhaft empfinden, sein Verfahren rechtfertigen zu können. Deßhalb werden Herrn Fix, der diese Beschränkung für den größern Theil der Euripideischen Stücke, für diejenigen nämlich, welche noch verdorbener überliefert sind, als die sieben ersten — aufgehoben hat, die Besitzer seiner Ausgabe gewiß dankbar seyn. Dankenswerth ist auch die genaue Verzeichnung der von Musgrave und Markland übergangenen Varianten zweier Pariser Handschriften, wodurch die Collation der mediceischen bei Matthiae controlirt wird, denn diese stimmen mit jenen durchaus überein, so weit dieß bei Handschriften behauptet werden kann. Leider kennen wir noch immer nicht genug die Beschaffenheit der Textesquellen in mehreren Tragödien, da der Palat. 287 nur für die Medea, den Jon und die Bakchen verglichen ist. Man sollte doch denken, daß ein Cod., der die Bakchen allein vollständig enthält, und im Jon durch Lesarten, wie 134 εὐφάμους δὲ. 676 δάκρυα καὶ, 799 ἔπαθον φίλαι, 1199 ἐς αὐτὸ, 1423 κεκραιπέδωται δ' ὄφεσιν, 1454 ἐς ἀγκάλας, 1471 γέγονας ἄλλοθεν, vor den übrigen sich auszeichnet, auch in den noch unverglichenen Dramen eine nicht verächtliche Ausbeute darbieten werde. Unter den guten Verbesserungen und Observationen,

welche in der Adnotatio critica niedergelegt sind, betreffen die meisten den Dialog; bei weitem schwächer zeigt sich die Behandlung der Chöre, wie aus einer nähern Ansicht unten sich ergeben wird. Vorerst wollen wir an einigen Tragödien im Ganzen nachweisen, wie viel sie durch diese Recognition gewonnen haben, wir wählen dazu die Troaden, die Schutzflehenden, den Jon und die Bakchen.

Für die Kritik der Troaden ist zu vs. 155 eine sehr wichtige Notiz gegeben, daß nämlich nur hier H. Stephanus wirklich eine Handschrift benützt habe, in den andern Stücken aber auf die sogenannten Mss. Steph. kein Verlaß sei, indem die vorgeblichen Lesarten sich nur als Conjecturen herausstellen. Bei 117 wird erinnert an die Citation des Verses im Et. Mag. 702, 48, die aber dort mit dem unrichtigen Zusatze ἐν Ἑκάβῃ gegeben ist. 238 rechtfertigt die Note ἀγγέλαων für ἀγγελῶν, so wie auch sonst die in den frühern Editionen noch nicht aufgenommenen Lesarten der besten Handschriften Vat. 909 und Havn. in der Adnotatio angeführt werden.

Sehr gut ist die Conjectur 620 τοῦτ' ἐκεῖν' ὅ μοι mit Beziehung auf 239, und zu billigen 910 μηδαμῇ, so wie die Herstellung der Vulgata τί δὴ φρονοῦσά γ' ἐκ δόμων, da jene Codd. wenigstens ἐκ δόμων haben. Sonst hat der Herausgeber hier wenig Eigenthümliches, was Beifall verdiente, vorgebracht. Andere befreunden sich vielleicht eher mit der von ihm in einer ausführlichen Note empfohlenen Conjectur 285 τἀκεῖ, θέτ' ἐνθάδ', und mit der Ansicht, daß dem Zorn der Hekuba die Auslassung der Copulativpartikel vor αὖθις ἐκεῖσε vortrefflich entspreche. Wir halten dergleichen für unmöglich, auch der Scholiast scheint von einer solchen Ellipse nichts bemerkt zu haben, obwohl er ausdrücklich sagt, daß im zweiten Glied τὸ ἐνταῦθα fehle. Am empfindlichsten ist in der ganzen Stelle der Mangel des Verbi finiti. Dem sucht nun Herr Fix zwar durch sein τἀκεῖ θέτ' abzuhelfen, aber warum hätte Euripides das Augment weggelassen, und überhaupt das Verbum so sehr versteckt und verdunkelt? Dazu kommt noch der nicht beachtete Parallelismus dieses Verses mit 282 μυσαρῷ δολίῳ τε κ.τ.ἑ. bis auf den zu Anfang fehlenden Pyrrhichius. Indem wir dieß alles erwägen, erlauben wir uns eine etwas freiere Behandlung der Verse und schlagen vor zu lesen: ὅς πάντα τἀκεῖθεν ἐνθάδ' ἠδ' ἐπὶ τἀντίπαλ' αὖθις ἐκεῖσε διπτύχῳ γλώσσα σπεύδει μεταβαλεῖν, ἄφιλα τὰ πάρος φίλα τιθέμενος πάντων. Nach der Vulgata würde Hekuba den Odysseus zum allgemeinen Versöhner und Friedensstifter erheben, ganz gegen ihre Meinung, sie erblickt vielmehr in ihm den Zerstörer jedes freundlichen Verhältnisses. Auch 527 kann man der Vertheidigung von νεανίδων nicht beipflichten, wornach Greise und Jungfrauen das Pferd auf

die Burg ziehen; deßgleichen nicht 590, wo σχέτλια τάδε im daktyliſchen Vers des Euripides reſtituirt worden, oder 474, wo Elmsley's ἦ μὲν τύραννος verworfen und ἦμεν τύραννοι hergeſtellt iſt; es folgen nämlich nur Singulare, mit denen jenes ἦμεν übel harmonirt. Ganz anderer Art ſind die Beiſpiele, wo ein Particip, im Singular dem Plural des Hauptverbums beigefügt wird, wie Ion 1261, Herc. 858. Unnütz wenigſtens iſt die Ergänzung des lückenhaften Verſes 806 durch τὸ πάροιθεν ἔνοπλος ἑλθών, da man gewiß nicht glauben wird, Telamon ſei ohne Waffen gegen Troja ausgezogen. Zu 815 wird eine Kleinigkeit angemerkt (daß nach χθόνα ein Punktum geſetzt und in ἐπόρθησεν das ν geſtrichen worden ſei) und Wichtiges übergangen. Die gute Lesart οὐκέτ' ὄνειδος, ſtatt welcher οὐκ ἐς ὄνειδος mit der Ueberſetzung hoc quidem non in probrum Iovis dicam beibehalten iſt. Daß andere Gottheiten, wie z. B. Aurora, ſich mit Gliedern des trojaniſchen Herrſcherhauſes in Liebe verbanden, kann kein Vorwurf für Zeus ſeyn. Weßhalb wird er alſo erwähnt? Euripides dachte wohl an die von dem Gott geliebte Elektra, woran Schöll (Beiträge zur Kenntniß der tragiſchen Poeſie der Griechen p. 79) treffend erinnert; vgl. Apollod. III, 12, 1, 3.

Daß G. Hermann's Abhandlung an vielen Stellen Licht geſchaffen, wo die Kritik in dem ſtark verdorbenen Text vordem entweder das Dunkel nicht zu verſcheuchen vermocht hatte, oder es ſich auch geduldig gefallen ließ, wird man auch ohne unſer Bemerken erwarten. Doch möge es geſtattet ſeyn, einige der evidenteſten Verbeſſerungen hier aufzuführen. Dazu zählen wir 114 νῶτ' ἐν στερῥοῖς ταθεῖσα, 173 Τροία, Τροία δ. ἑ., indem ἰὼ dem ἐὴ 194 entſprechend vom Vers getrennt ward, 193 ἀμενηνὸν ἄγαλμα, 196 αἰαῖ ποίοις δ' οἴκτοις τὰν σὰν καὶ ἐμὰν λύμαν ἐξαιάζουσ' οὐκ — ἐξαλλάξω, wodurch erſt jetzt Sinn und Zuſammenhang gewonnen wird. Der Lücke in der Monodie Kaſſandra's hilft Hermann dadurch ab, daß er 329 ὁ χορὸς ὅσιος als vollſtändigen Vers betrachtet, 312 μακάριος μὲν ὁ γαμέτας ſchreibt und darauf μακάριος ὅδε als Reſponſion zu 329 folgen läßt. Im Wechſellied der Hekuba und Andromache haben Text und Abtheilung der Perſonen ſtarke Aenderungen erfahren. Unter andern lieſ't man nun 579 τόνδ', 584 ἐμᾶσ' und 585 λαμπρὰ; vorher iſt κακὰ als ganz ungehörig geſtrichen, ohne daß die ſo entſtandene Lücke ausgefüllt würde; dasſelbe iſt der Fall vor οἷος ἰάλεμος (600), dort wird übrigens auch in den letzten Verſen der Hexameter durchgeführt. Die Perſonenabtheilung iſt in der Weiſe berichtigt, daß 587, 588 der Andromache, 589, 590 der Hekuba zufallen, welche dann auch die Daktylen bis ἐπὶ δ' ἄλγεσι beginnt, hierauf trägt Andromache den Reſt der Strophe und auch einen

Theil der Antistrophe vor bis καὶ ἐγὼ δόμον. Vortrefflich sind die Emendationen von 697 — 701 πατρὸς — ὃς ἦν ποτε ἐξ οὗ Ἰλίου πόλιν — καὶ πάλιν, ferner 764 τέξουσά σε, 845 ἄορας. Nur gegen die im Eingang ausgesprochene Ansicht: „consistere debebat (Eur.) in fatis Trojanorum, omittere autem quae Graecis essent post captam Trojam eventura," müssen wir protestiren, vgl. Schöll's tief eingehende Analyse der troischen Didaskalie l. c. 39 — 125.

In den Schutzflehenden wird man gern der Verwerfung von Dindorf's Τυδῆϊ (136) und der Conjectur des Herausgebers τὸ δὲ πλέον beipflichten, aber 248 sich eher zu Hermann's τί δεῖ für λίαν. als zu dem hier vorgeschlagenen αἰδὼς statt αὐτὸς bekennen. Allzu unbefangen geht die Kritik an den aus Hec. 62 sehr unpassend in diese Tragödie verpflanzten Versen 275, 276 ἰώ μοι λάβετε — γεραιᾶς vorüber. Die Conjectur (306) νῦν δ' ἴσθι σοί τε τοῦτο δὴ hebt freilich die im Text liegenden Schwierigkeiten, doch muß Euripides etwas Kräftigeres geschrieben haben. Zu 347 wird ein vergeblicher Versuch gemacht, πείσων gegen Elmsley zu halten, man begreift nicht, wie es neben ἐκλύσομαι soll stehen können; auch desselben treffliche, noch dazu auf eine Glosse des Hesychius sich stützende Emendation ὑπαντόξ 398 wird angezweifelt, weil dem sermo tragicus diese Form vielleicht nicht angemessen sei. Ein guter Gedanke aber ist, 479 ἐλπὶς γὰρ ἐστ' ἄπιστον, bisher las man hier ἐλπὶς βροτοῖς κάκιστον aus Stobäus (X. 13), indeß hat diese Variante, wie Herr Fix scharfsinnig vermuthet, ihren Grund wohl nur im Verfahren des Gnomensammlers, welcher, um einen selbstständigen Satz zu gewinnen, βροτοῖς einschob. In 494 liegt ἐχθροὺς κατθανόντας zwar viel näher als Markland's θεοῖς θανόντας, aber bei jenem entsteht, was gewiß kein „leve incommodum" zu nennen, eine falsche Beziehung: die Archiver werden als Feinde Athens an die Stelle der Thebaner geschoben; Θήβαις oder ἡμῖν hinzuzudenken, ist trotz dem, daß die Note es erlaubt, durchaus nicht möglich. Markland's Verbesserungen ὕβρεις ἀπώλεσαν 495 und δικαίου 505 wären ebenfalls besser befolgt, als mit andern vertauscht oder gar übergangen worden. Nicht selten begegnen wir bei dem Herausgeber eine Neigung zu schwerfälligen Constructionen, die den anmuthigen Fluß des Euripideischen Styls hemmen; z. B. 528, wo die Handschriften πέποισέ γ' haben, was in der Aldina richtig durch πεπόνθατ' ersetzt wird; damit nicht zufrieden, verlangt er πέπονθεν, mit Beziehung auf das sehr entlegene πόλιν, vs. 524. Auf den ersten Anblick könnte Jemand die Emendation ἀπέλθοι (533) für gelungen halten, wenn Theseus dort wirklich nicht sowohl davon spräche, was nothwendig in der Natur der Dinge

liegt, als davon, was die Thebaner thun sollen; aber er will diesen ja begreiflich machen, daß sie zunächst ein Naturgesetz durch ihr Verbot verletzen, und dieses spricht er in den Worten aus: ὅθεν δ' ἕκαστον ἐς τὸ σῶμ' ἀφίκετο, ἐνταῦθ' ἀπῆλθε, πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα, τὸ σῶμα δ' ἐς γῆν. Durch Annahme des Optativs wurde die Bestattung des Leibes zur Bedingung der Rückkehr der Seele in den Aether gemacht, was nicht gemeint seyn kann. Hier also war nichts zu ändern, um so größer ist der zuerst von Porson bemerkte Nonsens, daß der Körper in den Körper komme. Er beseitigte ihn, indem er ἐς τὸ φῶς corrigirte, was, obwohl von Herrn Fix gebilligt, doch auch seine Bedenken hat, da man von πνεῦμα nicht gut sagen kann, es komme an's Licht. Rec. dachte an ἐς γονὰς und glaubt durch Vergleichung mit dem Fragment aus dem Chrysippus des Euripides 6, 10 diesen Vorschlag unterstützen zu können. Nach der Vorstellung des Dichters fließt bei der Zeugung Irdisches mit Aetherischem zusammen, jedes kehrt aber nach dem Tode zu seiner unvermischten Wesenheit zurück. — Unter den Berichtigungen, die im zweiten Theil des Drama's theils nach dem Vorgang älterer Kritiker gemacht, theils von dem Herausgeber selbst vorgeschlagen worden sind, zeichnen wir besonders 883 καὶ τὸ μαλθακὸν βίου aus, welche auf einer palāographischen Beobachtung beruht; beachtenswerth ist auch, was zu 687 über die Anwendung von ἐς (man halte diese Note mit der zum Rhes. 96 zusammen), zu 476 über die Gewohnheit, Ἀργεία χθὼν und Aehnliches, nicht Ἀργείων χθὼν zu schreiben vgl. die sorgfältige Uebersicht, die zu Bacch. vs. 1 gegeben ist) und zu 1196 über den Iktus des Tribrachen im Senar bemerkt wird, mit Zuziehung von der Note zu El. 13.

Für den Jon ist hervorzuheben die Ergänzung von 178 durch λαμπροί, in dem darauf folgenden Gespräch des Chors die richtigere Abtheilung der Halbchöre (wofern nicht besser angenommen wird, daß nur Einzelne reden) bei 190, in 361 die Conjectur μὴ δῆτ' ἐπ' οἶκτον, zu 594 wird treffend die metrische und stylistische Schwäche der von Scaliger eingeführten Aenderung τὸ μηδὲν ὢν κἀξ οὐδένων erwiesen, 601 mit Recht φόβου hergestellt, und das auf die ganz verdächtige Autorität der Codd. von Stephanus gegründete φόφου damit beseitigt. Reiske's γέρας erhält 1010 endlich seine gebührende Stelle, wo man bisher δῶρον las. Eine richtige Bemerkung ist die über 1064, daß weder λαιμῶν mit ἐξάψει verbunden werden, noch θηκτὸν ξίφος so isolirt stehen könne, daher soll gelesen werden: ἢ θηκτὸν ξίφος ἢ λαιμῶν ἢ ξάψει, mit Verweisung auf Med. 847 hinsichtlich des Hyperbaton von ἤ und auf Ion 595 wegen des Zeugmas der Construction. Letzteres ist wohl nicht zu bezweifeln, ob aber drei ἤ, wenn auch mit

verſchiedenem Accent, ſo dicht an einander gereiht ſich der Grieche gefallen ließ? Euripides brauchte, um die Anhäufung zu vermeiden, nur ἐς λαιμοὺς zu ſetzen. Was 1317 gegen Dindorf's überall in den Tragikern angebrachte Schreibart ἱρὸς angeführt wird, daß das Wort nie im dritten oder fünften Fuß des Senars mit langer Caſusendung erſcheine, was dieſe Dichter nicht geſcheut hätten, wäre ἱρὸς die gangbare Form geweſen, ſpricht ſehr für Beibehaltung von ἱερὸς. Richtig iſt 1333 καθαρῶς hergeſtellt und 1347 die Interpunktion durch ein Komma nach λοξίας begründet, 1489 ἐξῆψα geſchrieben für ἀνῆψα, oder, was Dindorf wollte, ἀνῆψα Die Note belegt jenes mit zwei guten Parallelen Tr. 1208, IA. 1216. Sonſt aber kann Rec. hier nicht beiſtimmen, wenn es heißt: „Scribendum vero erat, ut et sententiae et metro consuleretur παρθένια δ' ἐμοῦ ματέρος — ἐξῆψα.“ Erſtens macht die Appoſition ματέρος zu ἐμοῦ durchaus keinen guten Effekt, Herr Fix glaubt zwar „sic nihil difficultatis relinqui videtur in loco, qui viris doctis multum negotii creavit,“ doch durfte der Dichter nimmermehr ſeiner Kreuſa in der rührendſten Scene etwas ſo Unbeholfenes in den Mund legen. Sodann wird für den Eindruck des folgenden ματρὸς (1493) viel gewonnen, wenn man es hier überhaupt noch nicht lieſ't. Auf die Mutter der Kreuſa dieſes ἐμᾶς ματέρος zu beziehen, geht noch weniger an; was ſollten dann παρθένια σπάργανα bedeuten, oder παρθένια allein? Es iſt alſo wohl kaum an einer Corruptel zu zweifeln, Euripides ſchrieb nach unſerer Vermuthung παρθένια δ' ὑφάσματα, τέκος, vgl. 1418. Von Verbeſſerungen Anderer, die nicht verſchmäht werden dürften, nennen wir 24 Bothe's Ἐρεχθείδαισι καὶ (lange nicht ſo gut iſt, was aus eigener Conjectur im Text ſteht, Ἐ. δὴ), 258 ἐκ ποίου πατρὸς πέφυκας von L. Dindorf; Herr Fix, der die Vulgata ἐκ ποίας πάτρας π. beibehält, und ſich dafür auf Stellen, die nichts beweiſen, El. 780, Rhes. 702, Aeg. fr. 1 ſtützt, möchte man mit Xuthus (542) zurufen: οὐ πέδον τίκτει τέκνα. Nachgiebiger war er gegen Wakefield's οὐκ ὄντα (379); weder dieſes, noch was Andere wollten, κάκ' ὄντα, paßt recht zur Idee, welche Jon ausſpricht, ſondern ἀνόνητα, wodurch ὠφελούμεθα im folgenden Vers den geeigneten Gegenſatz erhält. In 825 hätten wir lieber Seidler's φθόνον ἀμύνεσθαι σθένων aufgenommen, als die keiner Grammatik ſich fügende Lesart der Handſchriften durch mühſame Erklärung vertheidigt und in weitſchweifiger Ueberſetzung paraphraſirt geſehen. An 874 war nichts zu halten, wie Dindorf genügend darthut, er iſt unnützes Flickwerk, das die raſche Bewegung dieſer leidenſchaftlichen Rede ſehr lähmt. Mit Dobree wird man 978 lieber σοὶ δ' ἐς τί δόξ' εἰσῆλθεν leſen, als mit dem Herausgeber εὖ δ' ἐς τί δόξης ἦλθες, deßgleichen τότ' ἦν von L.

Dindorf der vertheidigten Vulgata τοὐτ' ἦν in 945 vorziehen. Anderes übergehen wir in dieser Tragödie, nur noch 117 der selbst in den Text gebrachten Ergänzung ῥυτὰν gedenkend; was dafür aus Hipp. 123 citirt wird, dient eher Hermann's γᾶς τὰν ἀέναον zu bestätigen.

In den Bacchantinnen verdient gewiß die Herstellung von εὔοσμος (235), κεραυνίοις (244), die Conjectur 506 οὐκ οἶδας ὅ τι φῂς und 647 ἥσυχον βάσιν, ferner 867 μόχθοις δ' — ῥώσκει (der Indikativ nach dem Pal.) berücksichtigt zu werden. Aber gegen Elmsley's ἐπαξία (246), Reiske's δυσσεβείας (263), Musgrave's ὅποι μόθων (1060) scheint die hier geübte Skepsis zu weit zu gehen, was kaum einer nähern Auseinandersetzung bedarf. Gegen den Schluß hin ist diese Tragödie leider durch eine starke Lücke entstellt; was zu dem verlornen Inhalt aus spätern Schriftstellern nachgewiesen werden konnte, findet man bereits bei Matthiae gesammelt; ein kleines Spicilegium bietet noch das zu 1144 von Elmsley aus Bekk. Anecd. I. p. 87 citirte γαυριᾶν und vielleicht auch Philostrat Im. I. 18 in den Worten: ἡ δ' Ἀγαυὴ περιβάλλειν μὲν τὸν υἱὸν ὥρμηκε, θηγεῖν δὲ ὀκνεῖ.

Um nun auch von der Behandlung der lyrischen Theile in diesen Tragödien eine Vorstellung zu geben, wird es nöthig seyn, eine beträchtliche Anzahl von Chören nach der neuen Bearbeitung zu untersuchen. Dabei werden wir hie und da auch Stellen aus dem Dialog berühren, wenn die daran geübte Kritik besondere Veranlassung dazu gibt.

Die Reihe eröffne der dem Euripides von vielen Seiten her seit Joseph Scaliger abgesprochene Rhesus. Auch Herr Fix sagt: „Rhesi incerti poetae fabula. Non satis validis argumentis eam nuper Vaterus Euripidi vindicare studuit," ohne noch Welcker's umfassende Beurtheilung (die Gr. Trag. 1101 — 1139) zu kennen oder anzuführen. Auf die schwierige Frage hier näher einzugehen scheint nicht am Ort; doch kann Ref. nicht umhin, die Beobachtung vorzutragen, daß die für den geringen Umfang des Drama's zahlreichen lyrischen Strophen gar sehr mit denen in den ältern Tragödien des Euripides im Gebrauch und in der Verknüpfung der Verse übereinstimmen, eine Nachahmung derselben aber in einer spätern Zeit, wo der Chor überhaupt zurücktrat, und mit geringer metrischer Sorgfalt behandelt wurde, nicht für wahrscheinlich gelten dürfte. Also weist wenigstens in den Chorliedern des Rhesus Alles auf die Periode hin, in welcher die Herakliden, die Alcestis und Medea entstanden sind; ist das einmal zugegeben, so wird man sich weniger dagegen sträuben, auch das Ganze dem Euripides zu lassen, der in jüngern Jahren sich an einen etwas burlesken Stoff wagte. Seinem nicht völlig ausgeprägten Styl

konnte dann dieſes Süjet noch mehr den Schein eines fremdartigen Eindrucks mittheilen. — Die Anordnung der Verſe iſt meiſtentheils richtig, unter die Ausnahmen zählen wir vs. 226, wo die Note lautet: „Versus in duo dividendus, ut factum est in codd. A. B.“ In dieſen fällt nämlich der Abſchnitt nach der erſten Sylbe von τοξήρης, wodurch das genus Doricum, welches ſonſt in der ganzen Strophe allein angewandt iſt, zerſtört wird, das δ' nach ἰκοῦ, welches die beſten Handſchriften weglaſſen, ſteht auch noch. Nach des Herausgebers Urtheil hätte Dindorf dieſe Stelle nicht mit Glück behandelt; uns ſcheint der Gedanke, καὶ γενοῦ an den Platz von ἄγεμών und umgekehrt zu ſetzen, keineswegs unglücklich, alles Uebrige geben bereits der Vat. und Havn., hier bekanntlich die vorzüglichſten Quellen, an. Bei 821 kann das ungehörige Lückenzeichen jetzt nach Dindorf's Emendation beſeitigt werden. Ueber die vielen ſonſtigen Bedenken dieſer Strophe ſchweigen die Anmerkungen, obgleich Vater hier einige gute Vorſchläge gemacht hat. Die Behandlung der Verſe 686 verdient Beachtung.

Im Cyklopen, beſonders dem ſo verdorbenen erſten Chor, iſt gar viel beim Alten geblieben, nicht einmal Seidler's von Hermann bereits gebilligtes und aufgenommenes ἀμφιθαλεῖς — εἰσεῖ (60) hat eine Stelle im Text gefunden. Unter den eigenen Verbeſſerungen ſind 42 γενναίων δ' ἐκ πατέρων, 499 ἐπὶ δεμνίοισί τ' ἄνδος und das aus Cod. A gezogene φέρονται, dem Elmsley's von Hermann und Dindorf gebilligte Conjectur φέρουσι jetzt nachſtehen müſſen, auszuzeichnen.

In den Herakliden iſt vs. 86 nicht σὺ δ' aufgenommen, wie längſt Tyrwhitt mit vollem Rechte verlangte; ὅδ' zwei Verſe vorher machte die Abſchreiber irre. Hätte Herr Fix vs. 372 Dindorf's Verbeſſerung κεἰ πόλιν gekannt, würde ihm vielleicht ſein Vorſchlag σὲ δ' ὦ κακόφρων ἄναξ, λέγω σ', εἰ πόλιν ἥξεις, — κυρήσειν weniger gefallen haben. Daß im Cod. A von erſter Hand σὲ δ' ὦ ſteht, was die zweite in σὺ δ' ὦ abändert, kann auch für Canter's σοὶ δ' ὦ beweiſen. Daß das Pronomen repetirt werden kann, brauchte durch keine Citation erſt erwieſen zu werden, ſondern, daß eine ſolche Wiederholung hier wohl angebracht ſei, was wir unbedenklich verneinen, da durch den Infinitiv κυρήσειν ein matter Ausdruck hervorgebracht wird. Welchen Werth Fix auf ſeine Handſchriften legt, zeigt er bei der Epodus deſſelben Chorgeſangs, deren antiſtrophiſche Form er darum nicht herſtellen will, weil ἐπῳδὸς beigeſchrieben iſt. Doch ſoll auch die Kürze der ſich ſo ergebenden Strophen gegen Hermann's Vorſchlag ſprechen; aber er mußte doch bemerkt haben, daß in den Euripideiſchen Tragödien von früherem Datum dieſe Theile oft von ſehr geringem

Umfang ſind. Hier war aus andern Gründen die Form der Epodus vorzuziehen. An der Richtigkeit von Canter's Emendation ἀλλ' ὦ πολέμων ἐράστα wird ein unbefangener Kritiker kaum zweifeln können; aber der conſervative Sinn unſeres Herausgebers glaubt etwas zu gewinnen, wenn er den Buchſtaben rettet und eine ſchwerfällige Conſtruction empfiehlt: ἀλλ' οὐ, πολέμων ἐράστα, μή μοι δορὶ συνταράξεις. Kann aber ſo die Formel οὐ μή zerriſſen werden? Im Text iſt gar ἀλλ' οὐ πολέμων ἐράστας = sed non sum amans bellorum ſtehen geblieben. Die unnütze Conjectur ἀτίταν vs. 613 wird in der Note wieder zurückgenommen. In vs. 754 glaubt Fix noch γλαυκᾶ τ' ἐν Ἀθάνᾳ könne heißen apud caesiam Minervam, wo doch Schäfer längſt (zu Greg. Cor. p. 46) den Genitiv corrigirt hatte *). Zu vs. 769 iſt ſein Vorſchlag zu ſchreiben οὔποτε θνατῶν δεσπόται γ' ἐμοὶ ἥσσονες φανοῦνται. Sonderbarer Gegenſatz, die δεσπόται der Schutzflehenden den Sterblichen gegenüber, welche demnach die Götter nicht für ihre Herren halten? Wie viel einfacher und treffender W. Dindorf ὁ θ. ἥσσονες παρ' ἐμοὶ θεοὶ φέρονται. In der Gegenſtrophe ſoll πολύθυτος die penultima lang haben, mit Berufung auf das Fragment des Simonides von Amorgos bei Athenäus V. 179, d, der daraus vs. 56 anführt; doch Stobäus, welchem wir das ganze Gedicht verdanken, gibt ἄθοστα.

Der Vers 497 der Schutzflehenden (Καπανέως) δέμας καπνοῦται κλιμάκων ὀρθοστάτων lautet in der Ueberſetzung, die öfters den Commentar erſetzen ſoll, corpus ustum defluit e scalis erectis. Damit wird aber der Gräcität ſtark zugeſetzt. Geel hat ſcharfſinnig erkannt, daß hier ein Vers ausgefallen ſeyn müſſe, welcher das regens für den Genitiv κλημάκων enthielt. Die Worte des Chors vs. 605 sqq. εἰ δ' ἀρείφατοι — κτύποι erwarten noch ihren Arzt; am wenigſten iſt etwas geholfen mit ἀνὰ κρότον, wenn auch die Phraſe aus Troad. 546 belegt werden kann. Beſonders ſtark hat die Monodie der Euaden gelitten; doch vs. 995 iſt nicht corrupt, ſondern nur unvollſtändig, die Form war analog der Electr. 432 angewandten, nach der Gegenſtrophe vs. 1017 zu urtheilen; wenn daher Fix behauptet: antistropha postulat versum ejusmodi κλεινῶν ἀνίκα λέκτρων vel κλεινῶν ἀνίκ' ἄρα γάμων, ſo iſt jene Analogie nicht in Betracht gezogen. Wahrſcheinlich iſt ein Epitheton, welches einen Moloſſus bildete, zu ergänzen. Zu vs. 1000 wird bemerkt: Non congruit metrum cum antistrophico. Fort. πάρος ἔβαν δρομὰς ἐξ ἐμῶν, ut in basi tribrachys iambo antistrophae respondeat, choriambo transposito. Aut ἔβαν δὲ δρομὰς ἐξ ἐμῶν.

*) Man wird ſich jetzt nicht mehr auf Ion 553 berufen wollen, wo Madwig corrigirt ἐν τοῦ ſtatt ἐν τῷ, vgl. Philolog. II. p. 135 sq.

Lassen wir letztere Vermuthung auf sich beruhen, was soll in der erstern πάρος? Man erwartet einen Gegensatz zu frühern schönern Zeiten zu finden. Die beliebten Vertauschungen aber hier anzunehmen, wo alle guterhaltenen Verse die strengste Responsion zeigen, ist keineswegs rathsam. Darum möchten wir nicht einmal mit Dindorf lesen πρὸς σ' ἔβαν ἐμῶν δρομὰς ἐξ, sondern Euripides scheint eher geschrieben zu haben:

πατρὸς δ' ἔβαν νῦν δρομὰς ἐξ
εἴχων ἐκβαχευσαμένα.

Sie verläßt das Haus des Vaters, bei welchem sie sich während der Abwesenheit ihres Gemahls befand, vgl. 1041. Daher kann ἐμῶν nicht richtig seyn. Was Euadne am Schluß ihres Melos ausspricht: ἴτω φῶς γάμοι τε — ψυχᾶς, erklärt Hr. Fix in folgender Weise: Videtur Euadne, postquam ipsa vitae et nuptiarum suarum memoriae valedixit, liberis, siquando conjugium civis alicujus boni initurae sint, optare maritum conjugi suae tam sincero mentis affectu addictum, quam fuerit ipsa Capaneo dedita. Dieser Gedanke an die dereinstige Verehelichung ihrer Kinder ist gar prosaisch und gewiß nicht von dem Dichter ausgegangen. Veranlassung dazu hat die falsche Interpretation des ἴτω gegeben, welches hier gerade das Gegentheil von dem bedeutet, was man hineingelegt hat: die Heldin verwünscht nicht ihre Vermählung, sondern ist im Begriff, sie von Neuem zu feiern, die Hochzeitfackel soll ihr wieder leuchten und Hymenäen abermals ertönen, denn der Scheiterhaufen des Gatten ist für sie zum Thalamos geworden. Diese Idee muß bei der Emendation der übel zugerichteten Stelle uns leiten, sie wird gewiß zu einem annehmlicheren Resultat führen, als das ist, was hier geboten wird: εἰς' εὖτ' ἄν τινες εὐναὶ ..... φανῶσιν τέκνοισι, ὅσιος γέιοιτ' εὐναῖος, so sehr auch Hr. Fix mit seinem Fund zufrieden ist. Dem gewöhnlichen Gelüste der Grammatiker, wo möglich Jamben herzustellen, wo die lyrischen Versmaße zu einer solchen Manipulation sich herzugeben scheinen, ist in der Note zu 1143 Folge geleistet, wo es heißt: Removendi sunt unci, quibus, auctore Elmslejo verba σὺ μὲν inclusit Dindorfius. Da aber zu σὺ μὲν jede Beziehung fehlt, und in der Gegenstrophe mit Hülfe von Tyrwhitt's schöner Conjectur Ἀσωποῦ ein passender Vers ἔτ' Ἀσωποῦ με δέξεται γάνος gewonnen wird, müssen die unci freilich bleiben, oder noch besser σὺ μὲν ganz wegfallen.

Im Herkules 107 verlangt Hr. Fix ὑφόρφα, hält aber den Vers für corrupt, und glaubt nicht, daß so verschiedene Formen des Dochmius sich unter einander entsprechen konnten. Gerade bei diesem Rhythmus ist aber die Euripideische Metrik reich an Licenzen, und ganz ähnlich entspricht im Hippolytus vs. 369:

τίς σε παναμέριος ὅδε χρόνος μένει, dem vs. 676: πάρεδρος ἡ ξυνεργὸς ἀδίκων ἔργων. Wären ihm solche Fälle gegenwärtig gewesen, er hätte die Bemerkung unterdrückt: versus, ut metrum arguit, corruptus. Quanquam enim rimando syllabas in stropha et antistropha dochmios efficias qualescunque, adeo dissimiles tamen sunt inter se numero suo, ut mirum foret, si hujusmodi formas tragici metrorum exaequandorum tam studiosi, unquam fecissent sibi respondentes. Was er dafür vorschlägt ὑφόροφα μέλαθρα als daktylische Panthemimeres, ist wirklich unerhört, denn die Parallele aus El. 190 ist nicht anwendbar, so wenig als Soph. Antig. 134, wo man mit Porson ἀντιτύπᾳ lesen muß. Unnütz ist zu 381 bemerkt, daß in der Gegenstrophe auch ἑσπέριόν τ' gelesen werden könne, da Maltby's ἑσπερίαν genügt. Aber 362 ist noch die schlechtere Form δόρκαν beibehalten statt δόρκα, und 362 ξανθὸν κρᾶτ' in der Uebersetzung auf den Löwen gedeutet, da doch Herkules gemeint ist. Vs. 491 scheint dem Herausgeber Elmsley's treffende Verbesserung φθιτῶν (für θνητῶν) unbekannt geblieben zu seyn. Dasselbe gilt von Dindorf's ἀείδω vs. 681 und Dobree's καθανόντες vs. 660. Im folgenden Chor ist vs. 771 δοκημάτων ἐκτὸς kein angenehmes Asyndeton, Hermann's δ' war hier beizubehalten. Dagegen ist vs. 776 ἄδικον, obwohl es Sinn wie Metrum belästigt, wieder eingereiht worden als vox maxima genuina. Der Mißbrauch des Glücks ist jedoch hinreichend begründet durch den Besitz der Macht, die an und für sich nicht ungerecht ist, aber zu Unrecht reizt. Um die Glosse im Text zu behalten, wird oben ἔτλαν wiederholt, was von schlechter Wirkung ist Wir haben im gereinigten Text dieselbe Form des choriambischen Verses, wie im Aesch. Ag. 686 τὰν δορίγαμβρον ἀμφινεικῆ θ' Ἑλέναν; ἐπεὶ πρεπόντως. Sogar φρενῶν L. Dindorf's sichere Emendation bedauert Fix aufgenommen zu haben, als wenn in dieser Verbindung φρονεῖν möglich wäre. Daß oben 768, 769 zu einem Trimeter verbunden werden und die antistrophischen 777, 778 darnach zu berichtigen sind, hat er nicht bemerkt; seine Aenderung (779) χάριν δε δοὺς bringt eine gezwungene Wortstellung hervor, und ist weder lenius noch ad sententiam aptius als Hermann's Fassung der Stelle, der im nächsten Vers ἔθραυσε δ' ὄλβου schreibt. Eher könnte man die Herstellung von ἑπτάπυλοι vs. 782 billigen. Einigen Schein für sich hätte die conservative Richtung auch bei dem wieder zurückgeführten καλλιρέεθρος 784 (entsprechend 801 Περσείδος καὶ), würde nicht die Gruppirung der glykoneischen Systeme 781—783, 784—787, 788, 789, welche alle auf den Pherekrateus ausgehen, dadurch gestört, daß auf diese Weise hier zwei Pherekrateen zusammentreffen. Eine richtige Aenderung ist 907 μελάθρων, aber 919 ein λέγε zu streichen und dann den fol-

genden Vers mit diesem 919 zu verbinden, bringt ein Unding von Vers zuwege, für das der Herr Herausgeber selbst keinen Namen weiß, doch macht er die Bemerkung: qui hic sua conjectura duplicavit λέγει et in Ione v. 1481 λέγεις Dindorfius, non videtur perspectum habuisse, qua conditione hujusmodi iterationem admiserint tragici. Darüber möchte der Verfasser dieser Note auch nicht ganz im Reinen seyn, oder in welche Rubrik gehört sein ἔτικον ἔτεκον (vs. 766)? Dem Princip einer verfehlten Stabilität gehört an μανίαισι λύσσας festgehalten trotz Dobree's μανίασι λύσσαις (878) und κυναγετεῖ τε τέκνων διωγμὸν, wo τε offenbar ohne Beziehung ist und deutlich vorliegt, daß es nur Dittographie der ersten Sylbe von τέκνων seyn kann. Ferner wenn die Wiederholung von οἴποτ', welche Dindorf 897 angeführt hat, um eine gewiß vom Dichter beabsichtigte Uebereinstimmung mit 908 hervorzubringen, verworfen wird. An die Stelle von ὦ δαῖε (1023) in den Handschriften glaubte Fix besser ἄθλιε treten lassen zu können, als ὦ τάλας, wie Elmsley und Dindorf wollten. Der Einfall ist nicht übel; doch fehlt es bei Euripides an Beispielen für den Vokativ ἄθλιε und das τάλανι in 1021 scheint wirklich die Correctur jener Corruptel zu seyn. Die Zulassung der Kürze im Dochmius faßt er nicht ganz richtig auf, wenn er behauptet: Propius a literarum vestigiis est meum: τεκόμενος, ἄθλιε, ultima in ἄθλιε producta, ut supra v. 876 factum vidimus in vocativo πόλις. In der Note zu 1032 soll die Lesart der Handschriften ἰδέσθε τάδε τ. wieder hergestellt werden, wofür ἰδέσθε δὲ nach Elmsley im Text steht, nachdem Hermann τὰ τέκνα für hinreichend erklärt hatte: „Nunc autem tam aptum, paene dixerim necessarium, videtur δεικτικὸν illud τάδε, ut eo servato malim τέκνα pro duabus brevibus habere.“ Dann würde ein monströser Proceleusmatikus den Daktylen ersetzen. Keine Verbesserung ist τόδε für τάδε (1035), obwohl die Note viel Aufhebens davon macht: „Mire torsit hic locus interpretes, quorum nemo vidit unius literulae mutatione omnia fieri plana. Scribendum erat τόδε pro τάδε. Aspicite, inquit chorus, digito monstrans, liberos hosce ante patrem jacentes et corpus hocce Herculis alligatum columnis. Interiora enim aedium stragesque ibi patratae nunc spectatoribus scena aperta panduntur.“ Jenes τάδε geht vielmehr auf die gewaltigen Stricke, die man um den Körper des Heros, des Ἡράκλειον δέμας geschlungen hatte, auf letzteres noch durch ein Demonstrativ aufmerksam zu machen, war ganz überflüssig. Sehr störend ist im Text hier das zweimalige ἀμφὶ, welches vor κίοσιν längst von Elmsley getilgt worden. Conjecturen, wie 1047 τὸν τ' εὖ τ' ἰάουντα ὑπνώδεά τ', wiederlegen sich von selbst. Um einem importunus hiatus auszuweichen, soll 1060 εὕδει nach καὶ getilgt und gelesen

werden ναὶ ὕπνον γ' ὕπνον, wobei der Kritiker sich auf Hermann's Theorie berufend, die Regel aufstellt: in responso additur γε, ubiquis id, quod alter dixit, confirmat et simul amplius definit. Doch könnte Hermann selbst es nicht billigen, daß hier nach ὕπνον γ' nochmals ὕπνον wiederholt wird. In 1085 muß wieder ein häßliches γ' das Metrum stützen; hier verdiente Hermann's τάχα δὲ ebenfalls befolgt zu werden. Warum ist 1182 Elmsley's νιν übergangen, welches so einfach den Dochmius herstellt, und 1188 Seidler's ἑκατογκεφάλοιο, wodurch der Anapäst gewonnen wird, der hier allein beabsichtigt seyn kann.

Der Neigung, das γε anzubringen, wo im Vers eine Lücke sich zeigt, begegnen wir mehr als einmal auch im Jon. Ohne alles Arg ist sogar in den Text gesetzt 221 λευκῷ ποδί γ' εἴσω, wo noch dazu γ' im Palatinus ausradirt ist; übrigens, wenn je eine Ergänzung gewagt werden sollte, Hermann's γραμμὴν oder Dindorf's βηλὸν zu Gebot stand. Daß 223 αὐδὰν ein barbarischer Zusatz ist, von Jemandem herrührend, der nicht einmal bemerkte, wie die Frage des Chors unterbrochen wird, ist selbst Hrn. Fix entgangen, der sowohl αὐδὰν unbeanstandet läßt, als auch Musgrave's darauf beruhende verfehlte Conjectur τίνα τήνδε θέλεις der von Hermann τίνα δῆτα θέλεις vorgezogen hat. In 475 ist dagegen eine treffende Verbesserung Musgrave's, κουροτρόφοι, noch nicht mit dem hier sinnlosen καρποτρόφοι vertauscht. Durch ἐξωρισεν, wie 504 jetzt gelesen wird, statt ἐξώριζεν, erleidet der tetram. bacchiacus eine Unterbrechung. Den Anfang des Chors 676 sqq. geben die Handschriften in sehr verwahrloster Gestalt, ob aber die conjuncta Seidleri et Musgravii conjectura ὁρῶ δάκρυα μὲν καὶ πένθη τ' ἄλλας τε στεναγμάτων εἰσβολὰς zum Ziel führe, ist wohl zu bezweifeln, da ἄλλας matt ist und μὲν nicht herpaßt. Man wird wohl besser thun, sich mit Dindorf bei der Annahme einer groben Interpolation zu beruhigen. Weiterhin vs. 691 soll der Sinn seyn: mirus (Apollo) enim mira mihi perhibet haec, si modo sunt fausti ominis. Darin ist kein rechter Zusammenhang, auch heißt εἴποτε nicht si modo. In der Note wird noch τάδε πόθ' εὔφημα conjicirt, mit der Uebersetzung mirus mira mihi nunciat haec ecquando fausta? Da Pal. hier τόδε τ' εὔφημα hat, liegt eher ein Gedanke, wie ἄτοπα γὰρ παραδίδωσί μοι τάδε θεοῦ φάμα (vgl. Soph. Oed. R. 158) zu Grunde. Was dann über Xuthus geurtheilt wird 700 sqq.: ὃς θυραῖος ἐλθὼν — οὐκ ἔσωσεν τύχας, erklärt die Note durch non contentus erat praesenti fortuna, mit Vergleichung des sehr ähnlichen Fragments inc. 46. Verliert er aber durch Aufnahme des fremden Knaben in das Haus des Erechtheus seine glückliche Stellung? Dieß kann der Chor nicht glauben. Daher ist Wakefield's Conjectur ἴσωσε wohl zu beachten,

die durch vs. 817 sq. bestätigt wird. Xuthus wollte nicht mit seiner Gemahlin das Loos der ἀπαιδία gemeinsam tragen. Gegen ἄλιας, wie nach der Analogie Hippokrateischer Cholianten Dindorf den Euripides schreiben läßt 723, macht Fix gegründete Einwendungen, und bleibt lieber bei Seidler's ἄλις δ' ὁ πάρος Aber 764 durfte er nicht bedauern, dem Brodäus in der Aufnahme des Acc. συμφορὰς gefolgt zu seyn, und hätte ibid. dem ἄξιον, welches Hermann mit großer Wahrscheinlichkeit aus Bekker's Anecd. 322 auf unsere Stelle angewendet hat, einen Platz gönnen dürfen. Auch τιν' nach ἄφατον aufzunehmen, mußte ihm weniger Bedenken machen, als manche eigene Ergänzung. In 1082 soll der verdorbenen Lesart αἱ κατὰ πόντον geholfen werden durch ὅσαι τε, als wäre die Zahl der Nereiden, so eben doch auf fünfzig angegeben, noch unbestimmt; χορευόμεναι wird als Aktivum vertheidigt mit der Analogie von εὐαζομένη, Bacch. 68. Aber nach dem Χορεύει, welches als Hauptverbum auch zu Νηρέος κόραι zu beziehen ist, nimmt sich das Particip desselben immer noch ärmlich aus, wollte man auch mit Fix schreiben: ὅσαι τε πόντον ναίουσι καὶ ποταμῶν δίνας. Er sucht zu Suppl. 884 dergleichen Wiederholungen zu entschuldigen, unter andern auch mit Iph. Aul. 764, welche Stelle nicht dem Euripides gehört, und Electr. 206, wo die Corruptel schon gründlich und sicher geheilt ist. Hier folgt noch die Bemerkung: Quod si conceditur potuisse depravari ναίουσι in ἀενάων, frequentissimum fluviorum epitheton, et καὶ in κατὰ, continuo etiam sequitur debuisse librarios, cogente sententia, commutare sedem utriusque copulae: sin operosior videatur haec ratio, scribas per me licet ὅσαι τε πόντον ἀείνων τ' ἀνὰ ποταμῶν i. e. ὅσαι ἀνὰ πόντον τε ἀείνων τε π. δίνας. Hier ist immer Eins unzuverläßiger als das Andere. Vielleicht gelingt es noch, eine ungezwungenere Herstellung der verdorbenen Verse zu finden, etwa in der Art:

Νηρέως. ἀν' οἶδμα πόντου
λευκῶν τε κατὰ ποταμῶν
δίνας ἀγαλλόμεναι

Für den Gebrauch des Mediums zeugt Bacch. 158, und um die Form des zweiten Verses zu erhalten (vgl. dazu El. 445), braucht man nur das störende οὖν in der Gegenstrophe zu entfernen. Mit Recht ist 1454 ἐν ἀγκάλαις geschrieben und durch Parallelen aus Hippolyt 1431 und Alceste belegt, eben so gut aber ἐς ἀγκάλας, wie der Palat. hat, was Herrn Fix unbekannt geblieben ist. Wenn man auch τάδε in der Weise gebraucht findet, daß damit auf eine Gesellschaft oder einen ganzen Staat hingewiesen wird, ist es doch nicht glaublich, daß der Dichter (1464) zwischen die Sätze δῶμ' ἐστιοῦται und ἀνηβᾷ δ' Ἐρεχθεὺς das kahle τάδε δ' ἔχει τυράννους geschoben habe; wir dürfen daher mit

Hermann Reiske's γᾶ δ' ἔχει willkommen heißen. So wie dieß τάδε keine gute Reſtitution, iſt 1489 παρθένια δ' ἐμοῦ ματέρος, wie ſchon bemerkt worden, keine glückliche Emendation, wo ἐμᾶς allerdings nicht ſtehen kann; endlich 1488 iſt κρύφιον γ' ohne Beachtung des ſchönen Rhythmus, der noch dazu 1489, 1490, 1491, 1498 und 1501 wiederkehrt, nach Heath's Vorgang geſchrieben. Dieſer hatte einen anapäſtiſchen Dimeter daraus gemacht, vielleicht weil er 1482 und 1484 für einfache Anapäſten hielt, was bei 1484 natürlich war, da erſt Dindorf durch die Verbeſſerung ἐς λέχος die Uebereinſtimmung der Rhythmen herſtellt.

In den lyriſchen Partien der Helena hat Hr Fix ebenfalls mehrere Veränderungen getroffen, die beſſer unterblieben wären. So will er 174 leſen μοῦσ' ἰεῖσα θρηνήμασι ξυνῳδά, eine rhythmiſche Compoſition, die nirgends ſonſt bei den Tragikern vorkommt, und 182 αὐγαῖσιν ἐν ταῖσι χρυσεαῖσι θάλπους'. Seidler's ἀμφιθάλπους' als violenta correctio verſchmähend. Dagegen ſind die unſinnigen Worte 229 φεῦ — Ἰλίῳ πεύκαν geblieben, ohne daß Hermann's treffliche Emendation auch nur erwähnt würde. Aehnliches iſt der Fall vs. 238, wo Matthiae ohne Zweifel richtig geſchrieben hat ἃ τε δόλιος sc. ἔπλευσε, denn Euripides dichtete, daß Aphrodite den Paris in eigener Perſon auf ſeiner Fahrt nach Sparta begleitet habe, vgl. Troad. 940, 983 und Hel. 1121, unſer Herausgeber hält feſt an ἃ δὲ Κύπρις, was heißen ſoll sed dolosa multarum caedium auctor erat Venus. Auf die Theilung der Epode in Antiſtrophica mag er nicht eingehen, ſo ſicher dieſe auch Burges erkannt hat. Aber ſtatt bei dem unverſtändlichen τί ταὐ' ἀσύνετα mit andern Kritikern eine Lücke vorauszuſetzen, iſt er mit einer Erklärung bei der Hand: se ipsa interpellans Helena, subito quasi spe omni abjecta, missis querelis, facinoris audacis consilium aggreditur. Das wird man in dem Text nicht finden. In 380 ſcheint ἄκεα als Daktylus zu gelten, oder doch eine ſolche Produktion der kurzen Anfangsſylbe für möglich gehalten zu werden. Ein böſer Hiatus präſentirt ſich 635 ὡς λαβὼ, ὦ πόσις, dazu bemerkt die Note: scripsi illa et distinxi, ut videbatur verisimillimum. Elmsley's treffliche Conſtitution der Verſe 643 sqq., wornach Helene erſt mit τὸ κακὸν δ' zu reden beginnt, vorher aber Menelaus die Worte ſpricht: τὸ πρόσθεν ἐκ δόμων δὲ νοσφίσας ἐμοῦ πρὸς ἄλλαν κτἑ., iſt übergangen. In vs. 650 iſt nicht dafür geſorgt worden, was Hermann verlangt: ut recitari recte et percipi numerus dochmiacus posset, nec verba pessime distorta balbutiem sonare viderentur. Von der nöthigen Ergänzung Ἑρμᾶς iſt keine Spur im Text oder den Noten zu entdecken, nur die lateiniſche Ueberſetzung zeigt den Mercurius. Auch die Lektion, welche Hermann den Verrächtern ſeiner vorzüglichen

Emendation τί νῷν für τίνων lieſ't, hat ſich Hr. Fix noch nicht zu Herzen genommen, für dieſes citirt er noch Med. 1399 und Plato's Kriton 52, b. Deßgleichen wird von Hermann's nicht abzulehnender Verbeſſerung τλάμονα τλαμον' ὧδ', deren metriſcher Grund die Note zu Bacch. 1169 bereits anerkannt hat, kein Gebrauch gemacht, und in der Anmerkung zu 685 zu ſpät erinnert, daß τάτε σὰ zu ſchreiben war. In dem Chor 1107 ſteht noch der Druckfehler ξύνεργος; dem Vers zum Trotz ſind 1114 ἀειδούσᾳ, 1125 δὲ μέλαθρα, 1131 ἀκταῖς δόλιον, 1134 ἀλλ' ἔριν, 1138 τίς φησιν ἐρευνήσας, dazu in der Gegenſtrophe κτάσδ' ἐν δορὸς ἀλκαίου beibehalten, natürlich auch der Anapäſt (1148), ἄδικος προδότις. Auf einmal erwacht das metriſche Gefühl in 1163, weil der Cod. A ἐπὶ δὲ πάθεα πάθεσι φέρεις bietet, und die Vulgata muß wegen der numeri horridi weichen. Die Abänderung wäre annehmlich, wüßte man mit dem Schlußvers zurecht zu kommen, wo Hr. Fix helfen zu können meint mit [ἀθλίοις] ἐν συμφοραῖσιν, wornach auch in der Strophe geleſen werden ſoll τὸ θεῶν ἔπος δ' ἀλαθὲς εὗρον. Auch in 1158 ſoll ſeine Conjectur einer allgemeinen Verlegenheit begegnen, indem er ſelbſt in den Text ſchreibt: καὶ Πριαμίδος γᾶς ἔπιτνεν θαλάμοις, d. h. etiam telluris Priameiae invaserunt (rixae cruentae) thalamos. Im nächſten lyriſchen Stücke, welches nach der Anſicht mehrerer Kritiker nur ein embolimon iſt, zieht er vor, Pflugk zu folgen, qui primus, quae totius loci (Strophe ἀ) esset sententia ceteris rectius perspexit, und nimmt mit dieſem an, daß zu κοῦραι 1314 aus 1302 ἐσύθησαν ſupplirt werden müſſe, ſtatt, wie Hermann und Dindorf gethan haben, dem vermißten Verbum ſeinen Platz in der offenbaren Lücke anzuweiſen, die vor Ζεὺς δ' ἑδράνων fällt. Auf jene Hypotheſe gründet ſich die entbehrliche, ſogar in den Text aufgenommene Conjectur θηρῶν δ' ἅμα ζυγίους ζευξάτᾳ θεᾷ σατίνας. Wenn 1321 μαστεύουσα mit Abſicht beibehalten iſt für ματεύουσα, ſo verkennt die Kritik damit den Grundſatz, welchen bei der Wahl unter verſchiedenen Formationen die Dichter antiſtrophiſcher Geſänge befolgen. In 1344 iſt λύπαν ἀλλάξαι τ' ἀλαλᾷ nicht einmal handſchriftliche Lesart, die Codd. haben λ. ἐξαλλάξατ', wodurch ſich ohne Weiteres ἀλαλᾶ als Corruption herausſtellt. Gegen alle Verbeſſerungen des letzten Strophenpaars kehrt Fix die gewöhnliche Skepſis wieder hervor, weder die annehmliche Conjectur Dindorf's ἐπῶρσας ἐν γᾶς θαλάμοις noch Musgrave's ἔσχες mit der richtigen Erklärung cohibuisti (während hier μῆνιν δ' εἶχες noch überſetzt iſt iram incurristi) noch Seidler's συσσεβίζουσα haben Gnade gefunden. Im letzten Chor iſt τέρμονα (1472), das ſich keiner Conſtruction fügt, geblieben; für λιπέτην οἴκοις (1476), wie Hermann verbeſſerte, iſt λίπετ' οἴκοισι als paullo lenius in

den Text gekommen; Hr. Fix empfand also nicht, daß der Iktus des für den Jamben eintretenden Fußes in dieser Verbindung mit üblem Effekt auf eine kurze Sylbe falle; wollte man aber selbst annehmen, der folgende Vers habe mit einem Consonanten begonnen und οἴκοισιν schreiben, so würde auch damit wenig geholfen seyn. Eher erträglich ist der Vorschlag γενοίμεσ' ἵν' ἀι Λίβυες ὀ. στ, wodurch die Versetzung, welche Hermann nöthig fand, wegfiele. Von großer Flüchtigkeit zeigt es aber, daß die Trimeter 1484 = 1502 nicht im Text hergestellt sind, während die Note Hermann's Verfahren billigt, denn da in der Strophe ὅστ' für ὃς nur von Mathiae herrührt, durch die Restitution dieses aber der Trimeter schon gegeben ist, war kein vernünftiger Zweifel an Hermann's Verbesserung des antistrophischen Verses denkbar. Zu 1509 wird Scaliger's ποιναθεῖσ' auch erst in der Note nachgeholt; 1510 soll ἐλθοῦσά περ nach dem Dafürhalten des Herausgebers passender seyn, als das von Bothe (nicht von Hermann) vorgeschlagene ἐλθοῦσά ποτ', nur weil jenes auch im Jon 1324 in ähnlicher Verbindung erscheint.

In der Elektra geschieht keine Erwähnung der vorzüglichen Verbesserungen Dobree's τίν' ἂν' οἶκον 130 und θῶ τόδε 140, wie auch keine von Dindorf's ἐπορθρεύσω, welche sich darauf gründet, daß ἰώμοι ἰώμοι eine ganz ungebräuchliche Form der Exklamation ist. Zu 177 heißt es in der Note ὄρμοισιν πεπότημαι suffeci in locum vulgatae scripturae, also, daß man glauben könnte, das wäre eine Emendation des Herausgebers; aber so hat längst Seidler geschrieben. Eigenthümlich ist ihm die Idee ἔμολε τις ἔμολε τις, zu lesen, nur um der Antistrophe gemäß ἀνὴρ γαλακτοπότας umstellen zu dürfen. Kann indeß der volle Glykoneus mit dem Glyk. polyschematiskus vertauscht werden, warum nicht auch der verkürzte, man sehe Herc. 791 = 808, um nicht davon zu reden, wie übel sich jene Wiederholung ausnimmt. Das hat Fix vielleicht selbst empfunden, wenn er beifügt: aut si admittas repetitam vocem ἔμολεν producere in dochmio posse ultimam ἔμολε τις, ἔμολεν ἀνήρ. Natürlich ist auch dieser Vorschlag nicht weiter zu berücksichtigen, noch weniger die neue Lesart in vs. 190: καὶ παρ' ἐμοῦ Χρῆσιμ φάρεα πολυπηνα δῦναι, aus welcher man nicht klug würde, wenn uns die Note nicht belehrte, daß die letzte Sylbe in φάρεα hier lang sei. Weil gleich darauf ein schlechter Codex εὐχαῖς θεοίσιγε σεβίζουσ' hat, bekommt Fix wieder Lust, eine gemeine Responsion hervorzubringen durch die Aenderung ἀλλ' εὐχαῖς θεοὺς σὺ σεβίζουσ'. Damit würde σὺ zum bloßen Flickwort. Noch übler ist der Versuch abgelaufen, 448 aus dem corrupten κόρας μάτευσ' zu machen χορεύματ' εἰσ' oder χοροστατεῦσ'. Bereits Hermann hat in der Vorrede zur Iphig. in Aul. p. XVIII

auf den wahren Sinn der Stelle hingewiesen. Schreiben wir mit Aristophanes (Ran. 1318) κνανεμβόλοις, so bleibt für die beiden folgenden Verse etwa Nachstehendes zu vermuthen:

νύμφαι σκοπιὰν
μάτην εἶχον, ἔνθα πατὴρ ...

d. h. Umsonst spähten die Bergnymphen nach dem entschwundenen Liebling. Der Vater ist natürlich Peleus, nicht, wie die Versio latina angibt, Chiron, welchem ein solcher Name nicht zukam. Während die Nymphen den jungen Achilles vergebens auf dem Pelion und Ossa zu entdecken bemüht sind, folgen dem prachtvoll Bewaffneten die Nereiden auf der See, ihn anstaunend, nach, keineswegs aber tragen sie seine Waffen; vgl. Iphig. in Aul. 1073. Das ἔφερον (444) ist also, wie der von Fix fast nie beachtete Dobree erkannte, sinnlos, Euripides muß etwas ganz Anderes geschrieben haben, etwa:

Νηρηΐδες δ' Εὐβοΐδας ἀκτὰς ἔλειπον
Ἡφαίστου χρυσέων ἀκμόνων
μόχθους ἀσπιστὰς ἐφορᾶν τευχέων

Im dritten Chor fehlen wieder die Angaben der evidentesten Emendationen, wie ἔστι λόγος (720) von Seidler, κῶμοι δ' Ἀτρειδᾶν von Erfurdt. Der eigene Versuch, das Richtige 862 herzustellen mit νίκαν στεφαναφορίας κρείσσω παρ' Ἀλφειοῦ ῥέεθροις scheitert an der Abwesenheit des Artikels, welcher von κρείσσω abhängen müßte; wenigstens wird sich Niemand einreden lassen, was in der Note behauptet wird: articulus post στεφαναφορίας (vielmehr post κρείσσω) eodem jure abest, quo abesset in στεφαναφορίας Ἀλφιαίας. Indem 1156 μελέαν, nach den Handschriften freilich, zurückgeführt wird, erhalten wir eine sonst bei den Tragikern nicht erhörte Form des Dochmius. Zu 1214 wird das Häßliche γέννης' ausführlich vertheidigt. Vorher 1177 lies't man die merkwürdige Erklärung: „in carmine sequente, quod ad antistrophica redigere conati sunt olim Seidlerus et postea Elmslejus, usi conjecturis audacioribus, prudenter judicavit Matthiaeus eo minus per vim quidquam esse novandum, quod versus, sic, ut vulgo leguntur, sensum praebeant ab omni parte integrum. Itaque, remotis correctionibus, quae in gratiam antistrophicae dispositionis incertae a viris illis factas receperat Dindorfius, reduxi vulgata metra et verba." So weit kann also reaktionäre Verblendung gehen, daß man die offenbarste Uebereinstimmung vieler Verse, die sich bis auf die Solutionen einzelner Versglieder erstreckt, lieber nicht anerkennen, als zu einigen durch die antistrophische Form nothwendig gewordenen Abänderungen sich verstehen will!

Dasselbe Princip leitete den Herausgeber, wenn er in den Bacchen 68 εὐαζομένα noch beibehielt und zu vs. 160 bemerkte:

qui ἱερὸς ἱερὰ pro duobus dactylis habent, velim ostendant mihi hac prosodia tragicos unquam esse usos. Deſſen bedarf es gar nicht, wo einerſeits der Gebrauch Homers, andererſeits die Analogie der Verſe 157, 162 und (mit Annahme einer Lücke nach σύνοχα) 161 ſpricht. Bei weitem weniger möglich iſt es, wenn 427 ἄπεχε (ſtatt ἀπέχειν) an eine nur angenommene Perſon gerichtet wird, wo Dindorf jetzt das Rechte gefunden hat, indem er lieſ't: σοφὰ δ' ἀπέχειν — ἀπο φωτῶν. Vergeblich hat Matthiae ſchon auf jene Schwierigkeit aufmerkſam gemacht, die hier mit den Worten beſeitigt wird: hoc vereor ut ejusmodi sit quin refelli possit. Ungleichheit iſt es, wenn in dem ſonſt wörtlich wiederholten Refrain 996 einmal γόνον und dann in der Gegenſtrophe τόκον geſchrieben iſt. Letzteres muß auch oben ſtehen. Von der ſchwierigen Stelle 1002 γνώμαν σώφρονα — ἄλυπος βίος ſagt die Note: Locum Brunckio insanabilem visum quemque Matthiaeus omnium difficillimum esse judicavit, ego adhibita in primo versu Hermanni emendatione ἃ θνατοῖς, mutatoque in posteriore, quo inclinabat Elmsleji animus, βροτείῳ in βροτείαν constitui sic, ut metro simul et sententiae sit satisfactum. Das wäre doch noch zu überlegen. Nach der lateiniſchen Ueberſetzung iſt zu denken an eine mens modesta, quae mortalibus promta sit in officiis erga deos praestandis, aber τὰ θεῶν bedeutet bei Euripides gewöhnlich das von den Göttern Verhängte; ſiehe Phoen. 382, Ion 1615, Iph. Taur. 476, Hel. 1140, Peliad. fr. 3. Ferner iſt die Conjectur θνατοῖς, welche bereits Heath gemacht hat, faſt ſtörend in dieſem Zuſammenhang, und der ganze Relativſatz ſo als nähere Beſtimmung dem γνώμαν σώφρονα beigegeben, in der That matt und ſchleppend. Kehren wir zur urſprünglichen Lesart zurück, θάνατος, ſo ergibt ſich der gewiß paſſende Gedanke: für den Menſchen, dem Tod und Schickſal unvermeidlich iſt, gewährt ein mäßiger und beſcheidener Sinn allein harmloſes Leben. Nichts hindert, ἀπροφάσιστος paſſiviſch zu verſtehen von dem Tod, der nicht mit Ausreden ſich hinhalten läßt. Ein ſogenannter Dochmiacus hypercatalecticus iſt übel hier zwiſchen zwei Dochmien angebracht, in der Strophe gehört aber ἦ, wenn man die Verſe theilen will, vor σκόλοπος, ſo daß ein Creticus dim. entſteht. Hier in der Antiſtrophe ſcheint Euripides beide Verſe zu einem verbunden und geſchrieben zu haben: γνώμαν σώφρον' οἷς θάνατος ἀπροφάσιστος τότε θεῶν ἔφυ, dann mit Elmsley βροτείαν τ' ἔχειν ἄλυπος βίος. Für dieſe Ausdrucksweiſe des Prädicats hat ſchon Matthiae zweckmäßig auf Iph. Taur. 1090 verwieſen. Eine andere Schwierigkeit, deren wahren Sitz Hr. Fix nicht erkannt hat, bieten die Worte dar: τὰ δ' ἕτερα μεγάλα φανερὰ τῶν ἀεὶ ἐπὶ τὰ καλὰ βίον ἦμαρ εἰς νύκτα τ' εὐαγοῦντ' εὐσεβεῖν, wo er mit Musgrave ändert: φανερὰ τ' ἦν, ἀεὶ. Doch dieß

ἀεὶ, welches derselbe auch in einer andern Conjectur φανέρ', ἄγοντ' ἀεὶ ἐπὶ κτέ. nicht entfernt hat, verräth sich schon durch den dadurch entstehenden Hiatus als Corruptel, und ist wahrscheinlich nur zur Erklärung von ἦμαρ εἰς νύκτατ' beigeschrieben. Man vermißt noch φανερὰτ' im Participium, welches einen Kretikus oder Molossus bildete und wovon die folgenden Infinitive abhingen. Nicht glücklicher ist der Vorschlag 1169 τί με θροεῖς τάδ' ὦ, was heißen soll: quid me hac appellatione vocas, und dieß wieder einerlei seyn mit quid tibi vis hac mea appellatione? Warum nicht lieber τίνα θροεῖς αὐδὰν (vgl. Or. 1248), was auch der Gegenstrophe in diesem genau ausgearbeiteten Kommos vollkommen entspricht*). Kein Vers ist 1190 ἀνέπηλεν ἐπὶ θήρᾳ, wohl aber ἀνέπηλ' ἐπὶ θήρα. wie Dindorf verbessert hat.

Ueber die zahlreichen Einschiebsel und Interpolationen, welche die Iphigenia in Aulis entstellen, hat sich Hr. Fix kein selbstständiges Urtheil gebildet, er hängt hierin von Matthiae und Hermann ab, und nimmt sich daher auch solcher Stücke an, die alle Zeichen der Unächtheit an der Stirn tragen. So soll in 574 sqq. dem Text geholfen werden mittelst der Emendationen ἔμολέ σ' ὦ Πάρις, ἔνθα συ γε... εὔθηλοι δ' ἐτρέφοντο βόες, ὅθι σε κρίσις ἔμολεν θεᾶν, und dieß ἔμολέ σε κρίσις wird verglichen mit Redensarten, wie τί χρέος ἔβα με, oder wie νῦν μ' ὀδύνα βαίνει. Wie übel ist aber die Wiederholung εὔθηλοι — βόες, nachdem vorher schon gesagt war: ἔνθα σύ γε ἀργενναῖς ἐτράφης Ἰδαίαις παρὰ μόσχοις, und wie unbeholfen nimmt es sich aus, wenn die Lokalität in der Weise eingeschärft wird, als es hier dreifach geschieht durch ἔνθα neben Ἰδαίαις und ὅθι! Lieber, als dem Euripides ein so schwaches Produkt zuzutrauen, legen wir es als incurabel bei Seite. In dem Anhängsel zum folgenden Chor 773 — 800 heißt es unter anderem von Ares, er habe Troja umzingelt, Ἄρει φονίῳ, wofür Hermann δορὶ φοινίῳ vorschlägt. Das wäre noch ein Mittel, die Stelle erträglich zu machen, wenn nicht andere Anzeigen vorlägen, die keinen Zweifel an der unächten Abkunft dieser Partie aufkommen lassen. Herrn Fix scheint aber selbst ein so grober Mißgriff entschuldigt werden zu können: nam in ampliore orationis ambitu poetae animo, quum ad finem periodi perveniens iterum intulit ἄρει, paene excidisse videtur quali nomine usus sit ab initio, atque in altera enunciationis parte (incipit haec ab epodo) sic eum processisse, quasi illa alio simili aliquo subjecto regeretur, ut Ἀργεῖον δόρυ. Als wenn der Dichter das Niedergeschriebene nicht mehr überläse und dergleichen Ver-

*) Wie wir später bemerkten, hat diesen Vorschlag Herr Fix selbst p. XXXIV gemacht.

sehen tilgen könnte! Auch die Embleme des ersten Chors, so scharfsinnig auch Schöne neulich (Rhein. Mus. 1841, 80 sqq. 228 sqq.) die Zweckmäßigkeit einer solchen Aufzählung dargethan hat, können weder 171 — 184, noch 192 — 302 in dieser nüchtern und farblosen, alles Schwunges baren Haltung dem Euripides beigelegt werden.

Eine der schwierigsten Stellen der Iphigenie in Tauris enthalten die Anapäste 191 — 196. Eine ausführliche Note des Herausgebers bespricht die vielen Anstände, welche sich dabei erheben. Vorerst ist unbezweifelt ein oder der andere Vers ausgefallen, doch auch die noch gebliebenen sind nicht unverdorben überliefert. Euripides erwähnte als Urschuld der Tantaliden den an Myrtilos verübten Meuchelmord, und ging dann über auf das Unheil, welches durch das goldene Vließ über das Geschlecht kam. Beides ist nur angedeutet, und die ausdrückliche Bezeichnung fehlt. Wir vermuthen daher, daß sowohl δινευούσαις ἵπποις verdorben sei aus διφρεύοντ' ἵπποις (sc. Μυρτίλον) und ἄλλοις die Stelle von einem andern Wort eingenommen habe, das den Uebergang zum zweiten Mythus machte. Ueber eine andere Schwierigkeit desselben Chores, die Wiederholung von οἴμοι πατρῴων οἴκων (188) nach οἴμοι τῶν Ἀτρειδᾶν οἴκων (186) geht die Annotatio mit Stillschweigen weg. Hier war der entgegengesetzte Fehler, der unnützer Ueberladung, leichter zu beseitigen; man tilge mit Dindorf jenes οἴμοι πατρῴων οἴκων, das in solcher Nähe von dem vorhergehenden Ausruf der Dichter nicht angebracht haben kann. In 226 hätte Matthiae's Verfahren, der βωμοὺς streicht, befolgt werden sollen; deßgleichen wünschte man 409 πόρευσαν von Dindorf, 419 μενέκαιρος von Hermann, 447 ἀδίστην δ' ἂν ἀγγελίαν von Matthiae, 452 ὀνείροις ἐπιβαίην von Hermann, 456 δίδυμοι von Markland nicht nur in den Anmerkungen gebilligt, was zum Theil geschehen ist, sondern auch in den Text aufgenommen zu sehen. Wer kann immer die Notae vergleichen, besonders wenn die Lectüre nur den reinen Genuß des Kunstwerks bezweckt? Im Vergleich mit der Nachsicht, die der Herausgeber eigenen Conjecturen schenkt, dürfte er in der Aufnahme fremder viel liberaler seyn; so sind in den letzten Chören 1095 θρήνους, 1121 εὐτυχίας, 1149 γαίτας, 1170 ἐκ Διὸς θρόνων den sicheren Emendationen θρηνοῦσ' — εὐτυχίαν — χλιδᾶς — ἐκ Διὸς θρόνου noch nicht gewichen.

Vorzüglich gelungen ist die Chronologia fabularum, V — XII. Sie zerfällt in zwei Theile, der erste betrifft die Stücke, deren Zeitbestimmung durch positive Angaben feststeht, der zweite solche, deren Chronologie aus ihrem Inhalt erforscht werden muß. In beiden findet man gute Bemerkungen, die noch nicht gemacht

waren. So bringt Hr. Fix in der Medea die Verse 295 sqq. in Verbindung mit den Prozessen, welche damals des Perikles freidenkende Freunde bedrohten, deutlich waren die Verfolger bezeichnet durch den Ausspruch σκαιοῖσι — πεφυκέναι, und in Kreon's Ausspruch vs. 349 sq. ἥκιστα τοὐμὸν λῆμ' κτἑ. findet er treffend, wie es scheint, eine Hindeutung auf die Milde des großen Staatsmannes gegen die Intriguen und Kabalen seiner Neider. Die Annahme, daß in der Alceste 904 mit ἐμοὶ τις ἦν κτἑ. Anaragoras gemeint sei, der den Tod des einzigen Sohnes mit Seelengröße ertrug, wird zum ersten Male mitgetheilt aus der Randnote eines Ungenannten: „qui eam adscripsit in margine exemplaris Puteani," die Angabe des Alters jenes Philosophen πολιᾶς ἐπὶ χαίτας trifft auch zu, da er um jene Zeit bereits ein Sechziger war. Schon vor Bekanntmachung der Didaskalie hatte Wüstemann aus der freundlichen Erwähnung Sparta's erkannt (Praef. ad Alc. XIV), daß die Abfassung dieser Tragödie geraume Zeit vor den peloponnesischen Krieg fallen müsse. Bekannt ist bereits auch in den Troaden die Absicht, durch Erwähnung der glänzenden sicilischen Expedition die Athener für die bitteren Pillen empfänglich zu machen, welche der Dichter ihnen im Verlauf dieser Tragödie darreicht (vgl. Schöll's Beiträge p. 73 sqq.); Niemand zweifelt mehr an der Anspielung auf den Tod des Perikles im Hippolyt seit Boeckh's (Frag. princ. p. 181) Hinweisung, oder an den Beziehungen auf Kleophon im Orest, auf Alcibiades den Flüchtling in den Phönissen, und daß auch Elektra noch in die Epoche jener unglücklichen Unternehmung gegen Sicilien falle, aber ziemlich lange nach den Troaden, als die erste Kunde des gänzlichen Untergangs in Athen umging und noch nicht vollen Glauben gefunden hatte, ist Boissonade's richtige, hier näher ausgeführte Ansicht. Elektra gehört zu den Stücken, die kein sicheres Datum durch eine Didaskalie erhalten, deßgleichen die Herakliden, Hekuba, die Schutzflehenden, Herkules, Iphigenie in Tauris. Hinsichtlich der Erstgenannten vermuthet Herr Fix, daß sie bis zur 84. Olympiade zurückgehen, also in die erste Epoche von Euripides künstlerischer Laufbahn; er entdeckt zwar in der Stelle 1026 τήιδε δὴ πόλιν κτἑ. die Andeutung eines schnell beendigten Einfalls der Spartaner (wahrscheinlich unter des Königs Pistoanax Führung); doch herrscht darin, wie bemerkt wird, kein solcher Ton der Erbitterung, wie in den Stücken, die während des peloponnesischen Kriegs geschrieben sind. Sehr richtig ist die Widerlegung der Ansicht Dindorf's, welcher die Herakliden unmittelbar auf die Hekuba folgen läßt, so würde sich der Dichter auch die Wiederholung ganz desselben Motivs, nämlich die Aufopferung einer Jungfrau, in unmittelbarer Aufeinan-

derfolge erlaubt haben, da Polyxena und Makaria mit gleicher Ergebung dem gleichen Schicksal entgegen gehen. Daß die Hekuba in Ol. 88, 4 fallen müsse, wird nach Matthiae aus der Parodie des Aristophanes in den Wolken und mit Beziehung auf Delos aus Thucyd. III, 104 gefolgert; bald darauf, Ol. 89, 2, erschien Andromache, die starken Ausfälle darin auf Sparta's Treulosigkeit (445 sq.) führen auf die Periode, wo Brasidas in Thracien eine Stadt nach der andern von den Athenern abwendig machte, und die Feinde dadurch als perfid und wortbrüchig erschienen. Mehr auf die Thebaner als auf die Lacedämonier, obwohl auch diese nicht leer ausgehen, zielen die Hiketiden, da jene auf ähnliche Weise, wie einst in mythischen Zeiten die Argiver, jetzt die Athener nach der Schlacht bei Delium an der Bestattung ihrer Todten hindern wollten (Thucyd. IV, 97 sqq.). Auf das Ol. 89, 4 zwischen Athen und Argos geschlossene Bündniß spielt vs. 1165 an. Neu und beachtenswerth ist die Anwendung der Verse im Jon 589 auf die um Ol. 90 angestellte γραφὴ ξενίας, wozu auch Aristoph. Vesp. 715 sqq. nebst dem Scholiasten benützt werden. Gleichzeitig scheint Herkules zu seyn, wofür besonders die Vergleichung von 687 — 690 mit Diodor's Erzählungen der Zurückgabe der Insel Delos an ihre Bewohner spricht (XII, 77). Uebrigens äußert der Verf. eine eigenthümliche Vorstellung über diese Tragödie, mit Hinblick auf die Stelle 673 sqq., weil Euripides in dem ersten Jahre der Ol. 90 das sechzigste Lebensjahr erreichte, habe er damit „quasi solennia senectutis" begehen wollen. Der Iphigenia in Tauris wird Ol. 92, 1 angewiesen, also die Zeit unmittelbar nach jener unseligen Expedition, als der allgemeine Unwille sich gegen die falschen Propheten kehrte, die unter Vorspiegelung des glücklichsten Ausgangs das Volk dazu verlockt hatten. Das Drama soll egregium specimen ingenii poetae aetate extrema novo splendore quasi reviviscentis seyn, sonderbar, da noch Orest, die Phönissen nebst Hypsipile und Antiopa, endlich Archelaus, die Bacchantinnen und Iphigenie in Aulis gefolgt sind! Dem Aufenthalt in Macedonien scheinen die Bacchantinnen anzugehören, wogegen in der Iphigenie in Aulis die Klagen über das Unwesen der Wahrsager, über das große Sittenverderbniß und besonders die Unzuverläßigkeit der politischen Zustände aus lebhaften Eindrücken, welche nur die Gegenwart in Athen hervorbringen konnte, geflossen sind. Mit Scharfsinn deutet Hr. Fix vs. 366 sq. auf Alcibiades, welchen abermals der Demos seines Oberbefehls über die Flotte enthoben hatte, die ἀδύνατοι γεγῶτες διαφυλάξασθαι πόλιν sollen die Vierhundert seyn. Befriedigend ist auch die hier gegebene Vermuthung über das Entstehen der großen Lücken in dieser Tragödie und ihre offenbare Interpolation, vgl. p. VIII.

Ehe wir zu Wagner's Fragmentensammlung übergehen, ist vorerst Geel's meisterhafte Ausgabe der Phönissen in Betracht zu ziehen.

Die Ausgaben der Phönissen von Valckenaer an sind für die Geschichte der Philologie selbst wichtige und belehrende Documente. Auf die Vieles umfassende Bearbeitung jenes Koryphäen folgte die von Porson, über welche sich Wyttenbach im Gefühl voller Anerkennung so aussprach: miror tantum ab eo in Euripide post summorum virorum curas novi praestitum esse (vgl. D. Wyttenbachii Epistolarum selectarum fasciculus primus editus a G. L. Mahne, Gandavi 1829, p. 17). Daß aber Porson nicht wenig unserem G. Hermann, namentlich in den lyrischen Theilen, zu thun übrig gelassen, weiß jeder Philologe, der sich mit den Tragikern beschäftigt. Es liegt indeß in der Natur solcher Werke, daß sie nicht sobald zum Abschluß führen, also eine neue, mit selbstständiger Forschung unternommene Behandlung desselben Drama's noch gar Manches aufhellen und bessern kann. Davon liefert vorliegende Ausgabe vielfältige Proben; es bietet sich darin reiche Gelegenheit, zu bemerken, wie Geel's Scharfsinn und richtiger feiner Takt im Beurtheilen des Poetischen dem Euripides zu Gut gekommen ist, und man darf sich freuen, daß er seine Kritik, deren Stärke sich im Polybius und Dio Chrysostomus rühmlichst bethätigt hat, auf einmal einem bedeutenden Klassiker widmete. Zunächst leitete ihn Aristophanes auf eine wiederholte Lectüre des Tragikers, und da war es natürlich, daß er von dem Stück ausging, das sein großer Landsmann mit den Schätzen einer eminenten Gelehrsamkeit so reichlich ausgestattet hatte, daß man zu der Ansicht sich bestimmen lassen konnte, er habe dabei die Rücksicht auf den Sinn des Ganzen wie auch des Einzelnen öfters aus den Augen verloren. Diese Vorstellung hat sich neuerdings durch Hermann's Tadel mehr verbreitet, so daß auch Klotz, obwohl überall bemüht, seinem Lehrer gegenüber Selbstständigkeit zu zeigen, nicht selten da zustimmt, wo Valckenaer's Erklärungen und Urtheile von Hermann verworfen werden. Nun weist Geel bei einer großen Anzahl von Stellen nach, daß Valckenaer noch nicht widerlegt sei. Uebrigens durfte man von Geel's Wahrheitsliebe erwarten, er werde Hermann's Verdienste in der Kritik dieser Tragödie zu würdigen wissen (siehe z. B. was zu 1491 bemerkt ist); auch zeigt seine Polemik überall die dem Veteranen und ausgezeichneten Gelehrten gebührende Achtung, und ist abgesehen davon immer lehrreichen Inhalts. Der Text selbst entfernt sich von der Tradition weniger als der Hermann's oder Dindorf's, und erst in den Anmerkungen entdeckt man, was von dem Herausgeber für die Phönissen geleistet ist.

Diese sind vielleicht öfter als irgend ein anderes Drama des Dichters gegeben, gelesen und abgeschrieben worden, darum sind sie auch besonders stark mit Interpolationen versetzt, welche die ursprünglichen Lesarten nicht mehr erkennen lassen, oder doch wenigstens den Zusammenhang unterbrechen. Es ist Pflicht der conservativen Kritik, zur Vertheidigung verdächtigter Verse Alles aufzubieten, um so mehr, als der Schein leicht trügt, und ein Poet, der manches Sonderbare, nach unserem Gefühl Ungehörige vorbringt, leichter mißverstanden wird; daher ist auch Firnhaber's Werk: „Die Verdächtigungen Euripideischer Verse beleuchtet und in den Phönissen und in der Medea zurückgewiesen" ꝛc. Leipzig 1840, wohl zu beachten und dankbar zu benützen, wenn man auch nicht allen Resultaten desselben beistimmen kann, sondern zugeben muß, daß die Spuren einer spätern Ueberarbeitung in den Handschriften unläugbar sind. Wir erinnern an das zweimal sehr verkehrt angebrachte λοχαγὸς vs. 131 und 145. In ersterer Stelle fehlt es noch dazu in mehreren Codd., an der zweiten sollte mit Hülfe des Wortes ein Senar hervorgebracht werden; Geel billigt daselbst Musgrave's Ansicht, der λοχαγὸς der Antigone zuwies, die darauf ihre Gedanken durch die weiter hinzugefügten Worte bestätige; aber viel annehmlicher ist Dindorf's Entscheidung, jenes als Interpolation ganz zu streichen, und ὃν ὄχλος ὑστέρῳ ποδὶ π. ἀ. zu schreiben. Vorher vs. 131 will Geel die Lücke durch ὁρῶ νιν ausfüllen, erwähnt aber zugleich auch Hamaker's Vorschlag vs. 127 — 133 bloß der Antigone zu geben. Das verträgt sich aber nicht mit der Schlußfrage τίς δ' ἐστιν οὗτος; da nun auch der vs. 131 τόνδ' ἐξαμείβοντ' κ. τ. ἑ. im Mund des Pädagogen weniger passend erscheint, möchten wir vielmehr diesen der Antigone zutheilen und annehmen, daß ein Vers vorher ausgefallen, übrigens auch der folgende ἄλλος ἄλλος κ. τ. ἑ. zu Anfang lückenhaft sei. Eine unnütze Erklärung, nachdem Polynices seiner Mutter schon sein Verhältniß zu Adrastus und Tydeus aus einander gesetzt hat, enthält der Vers 431, und verräth sich als Einschiebsel durch das unstatthafte σύγγαμος, wofür zwar Geel συμφυγὰς substituiren will, aber dies Wort wäre auch noch zu belegen, und ist dem Zusammenhange der Unterredung nach nichts weniger als nöthig, daß der Gemeinplatz ὁ δ' ἄλβος οὐ βέβαιος, ἀλλ' ἐφήμερος eben seiner Allgemeinheit wegen an die folgende Ideenreihe sehr übel sich anschließe, und man vermuthen müsse, die Worte seien als Citat von wo anders her in den Text gerathen, bezweifelte seit Valckenaer kein Herausgeber. Dadurch wird der Vers freilich vor der Hand ganz heimatlos; merkwürdiger Weise hat ihn auch Sextus Empirikus adv. Eth. §. 55 oder gar schon der dort eingeführte Krantor περὶ πένθους,

irrig mit Electr. 944 verbunden; in der Ino paßte er wahrscheinlich auch nicht, als zu ähnlich den folgenden ὑπόπτερος δ' ὁ πλοῦτος, und Valckenaer's Vorschlag, ihn vor die bekannten Worte ὁρᾶς τυράννους κτἑ. zu setzen, muß deßhalb aufgegeben werden, wie auch seine Meinung, daß die Hedone bei Sextus l. c. die Worte der Elektra ὁ δ' ὄλβος ἄδικος καὶ μετὰ σκαιῶν ξυνών anbringen dürfte. Ein anderer Fall tritt ein bei vs. 633, welchen Valckenaer ganz streichen wollte; hier sind die Worte ἐξελαύνομαι χθονὸς, was man auch dafür vorbringen mag, absurd. Es versteht sich, daß Eteokles den mit feindlicher Heeresmacht erschienenen Bruder nicht mit offenen Armen aufnimmt, und es ist contradictio in adjecto, daß sich dieser nicht freiwillig wegtreiben läßt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist ἐξελαύνομαι χθονὸς durch ein Versehen des Abschreibers wiederholt worden, ἀκων δ' führt auch einen Sinn, wie ihn Geel treffend ergänzt durch ἐχθρὸς ἐγχρίμπτων χθονί. Eine ähnliche Bemerkung hat Geel vs. 700 gemacht: schwerlich schrieb da der Dichter selbst ἦ πολλ' ἐπῆλθον und gleich darauf φυλακάς τ' ἐπῆλθον, wo nicht einmal ein anderes Verbum finitum dazwischen steht. Die Schuld dieser auffallenden Wiederholung tragen, nach Geel's Ansicht, bereits die Schauspieler; doch kann man kaum glauben, daß der Lapsus memoriae so frühe in die Schrift überging, es sieht eher einem Schreibfehler aus Unachtsamkeit ähnlich; im Text kann ursprünglich ἦ πολλ' ἐμόχθησ' gestanden haben, wie Geel vermuthet. Nur billigen kann man es, wenn derselbe den vs. 489, der von Valckenaer verdächtigt wird, obgleich er ihm nebst dem folgenden überflüssig erscheint, gern beibehält mit der Anmerkung: maneat, quod verbosius inculcat Polynices, quibus conditionibus a bello desistere paratus sit. Auch vs. 759 wird man sich nicht leicht entschließen können zu streichen, weil er wörtlich 1381 wiederkehrt. Aber diesen dürfte man wohl eher aufgeben? Nicht einmal ihn, da sonst die Rede des Eteokles zu kurz ausfallen, und sogar im Vergleich mit der seines Bruders sich zu mild ausnehmen würde. Euripides scheute sich demnach nicht, denselben Vers in einer und derselben Tragödie zu repetiren. So wenig Rec. hier an eine Interpolation glaubt, möchte er eine vs. 144 gelten lassen, obwohl hier, nach kaum fünfzig Versen, dieselben Worte von dem Pädagogen wiederholt werden. Die Scene hat etwas Episches, und die Antwort des gesprächigen Alten ist ohne den Zusatz σπουδὰς ὅτ' ἦλθον κτἑ. gar abgebrochen und unklar, weil τότε keine Beziehung erhält. Deßhalb ist Valckenaer zwar an den Vers angestoßen, hat aber doch ihn zu vertheidigen gesucht; auch G. Hermann ließ ihn unangetastet; erst Geel bestreitet seine Aechtheit in einer ausführlichen Note.

Die mit gutem Grund verdächtigten Stellen häufen sich erst gegen Ende des Drama's. So ist 1126 ὡς ὕστερον — παρῆν, eine Erklärung, wie man habe wissen können, daß Hippomedon ein solches Schild trug, als es in den vorhergehenden Versen beschrieben wird. Aber diese Explikation ist nicht nur überflüssig, wie sich aus vs. 1147 ergibt, sondern ganz falsch, da nirgends sonst in den Phönissen von dem Tod des Hippomedon die Rede ist. Das hat schon Valckenaer gesehen, der auch vs. 1141, doch ohne Noth, anzweifelte; nicht Alles, was etwa fehlen könnte, muß darum auch wegfallen. Die monströse und lächerliche Schilderung von dem Falle des Kapaneus, vs. 1190 — 1194, wo die Haare gegen Himmel fahren, sein Blut auf die Erde trauft, und er selbst vom Blitz getroffen zu Boden geschleudert wird, indem Arme und Beine sich wie die Irions am Rade drehen, obgleich vorher 1191 die Glieder (welche?) aus einander stieben, wird ingeniös von Geel verbessert durch die Conjectur βέλη (statt μέλη) und Tilgung des unsinnigen Verses κόμαι μὲν εἰς Ὄλυμπον, αἷμα δ' εἰς χθόνα Unter βέλη sind die Waffen des Kapaneus zu verstehen. Merkwürdig ist indeß, daß der Zusatz schon dem Statius bekannt war (Theb. X, 922). Der vs. 1242 mußte wenigstens corrigirt werden, da er in seiner überlieferten Fassung aller Logik widerstreitet; daß er an sich entbehrlich ist, und den Argivern keineswegs die Thebaner ausdrücklich entgegengesetzt werden müssen, lehrt eine aufmerksame Betrachtung des Berichts. Vs. 1269, 1270 werden, wenn sie auch eine starke Hyperbel enthalten, doch bleiben dürfen, aber vs. 1289 ἦν δ' ὑστερήσῃς, οἰχόμεσθα. κατθανεῖ ist, so sehr sich auch Firnhaber und Klotz seiner annehmen, gewiß nicht zu halten, und paßt nur 981; hier in 1289 behielten die Worte ὑστερήσῃς und κατθανεῖ nicht einmal dieselbe Bedeutung, wie in dem ächten Vers. Darauf hat bereits Witzschel in der Recension von Firnhaber's Werk (Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1841, Januarheft) aufmerksam gemacht. Mit Recht hat ferner den vs. 1367 Valckenaer verworfen, ihm folgte Porson, und Geel zeigt in der inhaltreichen Note dazu, wie wohlgegründet das Urtheil des Vorgängers war. Die dagegen angeführten Beispiele der Cumulation sind nämlich entweder Asyndeta, oder wo die Copulativpartikel steht, werden Dinge verbunden, die nicht für Homonyme gelten sollen. Aeschylus konnte eben so wenig sagen διπλοῦς λέων καὶ διπλοῦς Ἄρης, als hier Euripides δισσῶ στρατηγῶ καὶ διπλῶ στρατηλάτα. Weniger befriedigt die, wenn auch scharfsinnige Conjectur, τῶ statt καὶ zu schreiben, so daß die Duellanten von andern Heerführern, wie bei Homer Il. γ, 314, zusammengestellt würden. In ähnlicher Weise läßt Geel dem Leser vs. 1374 die Wahl zwischen gänzlicher Verwerfung

der Stelle, wo es heißt: αἴσχιστον αὐτῷ στέφανον ὁμογενῆ κτανεῖν. πολλοῖς δ' ἐπῆλθε δάκρυα τῆς τύχης ὅση κἀδύλεψαν ἀλλήλοισι διαδόντες κόρας. und den schönen Verbesserungen: ἄλγιστον — θαῦμα — εὐχῆς (so schon G. Hermann) — κἀκλεψαν. So geschickt damit die Verkehrtheit der Erzählung gemildert ist, möchten wir doch lieber die Verse als Produkt der Interpolation betrachten, sie zerstören die Concinnität der Darstellung und enthalten mehr als eine Unschicklichkeit. Mit Valckenaer stimmte auch Porson für den Obelus, bemerkte jedoch, daß dem Scholiasten die Verse schon bekannt gewesen seien. Das beweist nur, daß jene Corruption sich aus einer frühen Epoche herdatirt. Treffend ist die Verwerfung von vs. 1600 καὶ τλήμον' εἴτις κτέ. ausgedrückt in der Note, welche wir, weil besonders charakteristisch, ganz hersetzen: „Pessimum versum correctione non bona Euripidi vindicare studuit Valckenaerius, „religiosior in extremis Phoenissis factus" ut ait Hermannus: „cuius causa commemoro, eum in margine exempli editionis suae scripsisse: „versus spurius videtur." Sed quid faciemus Klotzio, scribente notandam esse „eorum libidinem, qui nuper quem non intellexissent versum ocius ejecerunt?" Qui eiecerunt, noverant usum Tragicorum et leges linguae Graecae. Verba vulgata significant: si quis alius hominum natus est. Klotzio exemplis demonstrandum restat, in illa locutione intelligi licere nominativum adiectivi, ubi accusativus praecesserit." Noch weniger zu halten ist vs. 1638, ἐὰν δ' ἄκλαυστον κτέ., entlehnt bekanntlich aus Soph. Antig. 29, und hier nicht einmal der syntaktischen Verbindung nach unterzubringen; doch hat selbst dieser seine Vertheidiger gefunden. Eine nach abgethaneuer Sache ganz unnütze und übel angebrachte Frage, worauf auch die Antwort fehlt, ist vs. 1648: τί θεσμοποιεῖς ἐπὶ ταλαιπώρῳ νεκρῷ. Sie war im Voraus schon gegeben, und schnitt jede weitere Expostulation ab, vs. 1596. Man vergleiche Geel's vortreffliche Erörterung p. 240 sqq. Durch die von G. Hermann gebilligte Conjectur εἰ τόνδ' ὑβρίζεις, wodurch der eben verworfene Vers gerettet werden soll, ist nicht viel gewonnen, da hiemit ein zu laxer Zusammenhang entsteht. Endlich erkennt Geel in vs. 1762 ein ungehöriges Citat aus S. Oed. R. 1524, wenn er auch den vorhergehenden, ebenfalls von dorther entlehnten nicht geradezu ausschließt. Ausnahmsweise darf man wohl hier eine Reminiscenz gelten lassen, wofern nicht die eigentlichen Worte des Euripides von den Schauspielern durch die ähnlichen, aber gefälligeren des Sophokles ersetzt worden sind.

Einige Verse beurtheilte Valckenaer und jetzt Geel zu streng, wo eher der Dichter einen Tadel verdient, aber am Text nichts zu ändern ist. Mag man immerhin zugeben, daß die Bemerkung

vs. 27, Oedipus habe seinen Namen von den geschwollenen Füßen, da wenig am Platz ist, wo Jokaste die intima ihres ehelichen Lebens erzählt, und man erwartet zu hören, daß das ausgesetzte Kind umgekommen, oder wenigstens wie es gerettet worden sei; aber dergleichen anzubringen lieben die Tragiker, und die Behauptung Valckenaer's: Euripides — in prologis brevitati sic studet, ut alienissima saltem istius generis non immisceat, findet ihre Widerlegung in Iphig. Taur. 32 sq. Von vs. 142 war schon oben die Rede. Der vs. 1471 war Valckenaer anstößig und wird von G. Hermann, wie Geel glaubt, nicht genügend geschützt; auf jeden Fall kann er nicht fehlen, ohne total den Zusammenhang zu unterbrechen. Dasselbe gilt von den bereits behandelten vss. 489, 496. In 1345 bezweifelt Geel die Richtigkeit von G. Hermann's Ergänzung, und will παίδων — ὀλωλότων tilgen, ohne einen andern an die Stelle zu setzen, was doch die genaue Symmetrie, welche daselbst beobachtet ist, verlangt. Die verdächtigten Worte werden keinen Anstoß mehr geben, wenn man sie auf Jokasten bezieht, welche im ausgefallenen Vers 1346 nothwendig genannt war; nur ὁμοίαις könnte verdorben seyn. Im Prolog enthalten vss. 51, 52 allerdings eine auffallende Tautologie, welche gegen G. Hermann's Einwendungen hier noch mehr hervorgehoben wird mittelst der Uebersetzung: ex quo rex factus est hujus regionis datumque ei sceptrum hujus terrae praemii loco. Valckenaer wollte daher den erstern Vers tilgen, Bergk und ihm zustimmend unser Herausgeber lieber den zweiten, wo überdieß ἔπαθλον als Wortform neuern Gepräges Verdacht erregt. Dem ungeachtet wird man sich auch hier besinnen, ein kategorisches Urtheil auszusprechen; ähnlicher Art sind Wiederholungen, wie vs. 21 — 25 die von σπείρω und βρέφος, die man leichter bemerkt als beseitigt. Zu vs. 699 lautet die Note: nihil dicent, si qui fortasse haec explicandi gratia addita putent: ipse enim Creon ingrediendo explicat. Magis ista decent Scholiastam aliquem: ταῦτα λέγει ὁρῶν αὐτὸν στείχοντα πρὸς δόμους αὐτοῦ. Doch würde ein Scholiast nicht leicht für nöthig gefunden haben, eine so leichte Stelle zu commentiren; das vorhergehende πάρων aber kann nur erweisen, daß der Vers auch wegbleiben konnte.

Es fehlt andererseits nicht an Beispielen von unvollständigen Sätzen, wo der Leser ergänzen muß, was etwa ursprünglich im Text gestanden haben kann. Darunter zählen wir vs. 481, nach welchem ein Vers ausgefallen zu seyn scheint des Inhalts: „wenn man gleiche Ansprüche auf einen Besitz hat, und nur Einer dessen theilhaftig werden kann." Wäre es richtig, was Hermann nach dem Vorgang von Valckenaer glaubte, Teles bei Stobäus T. XL. p. 233 habe in den Phönissen die Worte καὶ γῆς φίλης ὀχθοισι

κρυφθῶ καὶ τάφῳ gelesen, so müßten sie hinter vs. 1456 ausgefallen seyn. Geel zeigt indeß, daß man sich auf das Gedächtniß jenes Philosophen nicht sicher verlassen könne. Ob, wie Letzterer annimmt, vs. 569 ein Hemistich verloren gegangen, und an seine Stelle der Satz φιλότιμος δὲ σὺ getreten, welcher durchaus absurd seyn soll, ist noch die Frage, wenn auch Valckenaer davon so überzeugt war, daß er den ganzen Vers für spurius erklärte. Wir denken uns, Jokaste sage: „du wirst von Allem, wenn du besiegt wirst, nichts haben, als das Unglück des Vaterlandes und den eiteln Ruhm des Ehrgeizes.“ Sollte diese Betrachtungsweise auch die Idee des Euripides nicht genügend rechtfertigen, so liegt die Schuld eben an ihm, daß er der Rede Jokastes keinen kräftigern Abschluß gab. Allerdings ließe man sich auch eine andere Wendung gefallen, wie wenn hier vorgeschlagen wird: ὀλέθριος ἄρ' ὁ πλοῦτος — γενήσεται θήβαισιν. ὀδυνηρὸς δὲ σοί. Ein Vers fehlt nach 1123, worüber wir später sprechen wollen.

Unter den von Geel vorgetragenen Emendationen ist eine bedeutende Anzahl so einleuchtend, daß man hoffen darf, sie künftig im Text aufgenommen zu sehen. Der Art ist 580 ἀφ' Ἑλλήνων, 981 τίν' ἐς ξένον für das bisher von Niemand noch beanstandete τίνα ξένον, wo doch kein ἐς vorhergeht; 1161 οὐχ Ἀργεῖος, um so den Parthenopäus vom Bruder des Adrast zu unterscheiden; 344 Λαΐου τε τῷ πάλαι γένει, was Jokaste eher sagen kann, als, wie Hermann wollte, Λαΐου τε τοῦ πάλαι γένει, von ihrem frühern Gemahl. 555 leuchtet die Richtigkeit der Vertauschung πολλὰ μοχθῶν πολλ' ἔχειν für πολλὰ μοχθεῖν πολλ' ἔχων wohl Jedem ein; deßgleichen 1357 αἰνιγμοῖς statt des Accusativs, und 1462 ἐκ νεκρῶν für ἐκ νεκροῦ, da sonst ἥρπασε — ξίφος auf den Polynices bezogen wird, dem doch kein Schwert mehr in der Wunde steckte. In vs. 1752 ist ἄλις ἔχουσ' ὀδυρμάτων sehr annehmlich. Bedeutender noch sind andere Vorschläge, wie in der Beschreibung des Schildes von Hippomedon der nach 1123, wie Hermann zuerst erkannte, ausgefallene Vers wenigstens angedeutet wird mit den Worten φύλακα — Ἀργείας βοός, dann aber die Schilderung des Argos die bisher vermißte Klarheit erhält durch die Conjectur οἴγοντα oder δεικνύντα für βλέποντα. Gleich darauf ist vs. 1143 ἐκπληροῦν eine vortreffliche Verbesserung, womit ὕδρας — αὐχημ' erst die rechte Beziehung gewinnt; eben so vs. 1223 ἦν δή με — ἐκφύγῃς, denn nur so kann dazu, was durchaus nöthig, οὐκ ἄν γε λέξαιμι — κακὰ supplirt werden. Der dunkeln Stelle vs. 1262 wird nachgeholfen, indem ἐμπύρου τ' ἀκμῆς (statt ἐμπόρους τ' ἀκμᾶς) sich mit ῥήξεις verbindet, und letzterem als Opposition ὑγρότητ' ἐναντίων zufällt. Gelungen ist auch die Conjectur 1684 γενναιότης σοι μωρίας ἔνεστί τις für γ. σοι, μωρία

δ' ἔνεστί τις. Andere, die alle Aufmerksamkeit verdienen, scheinen doch nicht den hohen Grad von Evidenz zu besitzen, wie die oben angeführten, oder schon weiter oben erwähnten. Dazu gehört 1311 κρινεῖ φθάσας τὸ μέλλον, was Ref. wenigstens der Hermannischen Conjectur κ. ξίφος τ. μ. vorziehen möchte; die überlieferte Lesart φάος wird man wohl aufgeben müssen — 1402 γύμν' ἄνωθεν εἰσιδὼν für γυμνὸν ὦμον εἰσιδὼν, die Erzählung, wie sie vorliegt, enthält eine Unmöglichkeit, welche Hermann auf anderem Weg zu entfernen suchte, er schlug nämlich vor σπερχνὰ zu lesen. Dieß ist in sofern gewagter, als dieß Wort sich bei Euripides nirgends findet. In 461 ist εἰς γὰρ ταὐτὸν nicht verständlich, und man wird gerne dafür das hier vorgeschlagene εἰς γὰρ τοῦτον acceptiren. Sehr speciös ist auf den ersten Blick 522: ἐκεῖνο δ' οὐχ ἑκὼν μαθήσομαι ἄρχειν — δουλεῦσαί ποτε. da die Construction ἐκεῖνο — μαθήσομαι nicht ganz sicher steht, und auch der Infinitiv δουλεῦσαι keine rechte Verbindung mit dem Hauptsatz hat. Dennoch scheint es sicherer, die Lesart δουλεύσω aus den besten Handschriften aufzunehmen; ἐκεῖνο ist die Herrschaft, was Eteokles oben τὸ χρηστὸν (510) nannte; macht der Casus Schwierigkeit, so hindert nichts, dafür mit Porson ἐκείνου zu schreiben. Für ἄγω τί δρῶν ὁποῖα δ' οὐ λέγων ἔπη dürfte ἄγω πιτιμῶν ποῖα κτἑ als gelungene Abhülfe gelten, da man nicht gewohnt ist, sich den Tiresias handelnd zu denken, und das λέγων ἔπη leicht verführen konnte, einen unstatthaften Gegensatz hereinzubringen. Deßhalb verdient die Conjectur gewiß den Vorzug Porson's κἀγὼ τίν' οὐ δρῶν gegenüber, wo καὶ überdieß den Zusammenhang der Sätze stört, und Hermann's ἄγω τί τοι δρῶν, wo das Relativum mit dem Uebrigen nicht stimmt. Weniger wird man sich damit befreunden, daß 920 Tiresias sagen soll ἅπερ πέφυκα, πάντα, wozu die Ellipse von ἰπεῖν aus dem εἶπας im vorhergehenden Vers doch etwas zu hart ist. Allerdings ist die Stelle noch nicht im Reinen. Auch 1085 ist schwerlich einzugehen in den Vorschlag τορῶς σ' ἀπαλλάξω φόβου, welche Zusammenstellung mit besseren Belegen versehen seyn müßte, als Cic. de Div. II, 17, 41 divinatio — perspicue tollitur, sondern wir dürfen uns bei der Vulgata (nur eine Handschrift hat τοὔδ') beruhigen. Daß 1099 λαιμῶν nicht stehen bleiben dürfe, scheint aus der Lesart πλοιῶν im Paris. a hervorzugehen, und findet eine gewisse Bestätigung in den Bildern von Philostratus I, 4, 382, 23, wo es heißt ἐφέστηκε δὲ (Menoekeus) τῇ χειρὶ τοῦ δράκοντος ἕλκον (als μειράκιον, daher das Neutrum) τὸ ξίφος ἐνδεδυκὸς ἤδη τῇ πλευρᾷ. Daher wollte schon Brunck πλευρῶν corrigiren, Ref. πλευρᾶς, Geel ist auf λαγόνων gefallen, was der gewöhnlichen Lesart λαιμῶν näher kommt. Wenn 1237 μόνῳ gelesen wird für τῷμῷ,

ſcheint die Wiederholung des Adjectivs etwas zu ſtark gehäuft zu ſeyn; auch verſteht ſich das Correlativ von ſelbſt, wenn Eteokles ſagt μόνος συναφῶ μάχην. Beiſpiele wie E. Heracl. 808, wo eine ſolche Häufung nicht vorkommt, reichen daher nicht aus, um hier eine Aenderung zu rechtfertigen. Sehr eigenthümlich iſt, was Geel in der ſonderbaren Stelle, 1316 πέριξ ἔχει (πόλιν) νέφος τοσοῦτον, ὥστε δι' Ἀχέροντος ἰέναι annimmt, daß nämlich Euripides von wirklicher Dunkelheit ſpreche — Seneca Phoen. 394 thut es wenigſtens, wenn er ſagt: vide ut atra nubes pulvere abscondat diem, fumoque similes campus in coelum erigat nebulas — und daher von keiner Unterwelt, keinem Acheron die Rede ſeyn könne, ſondern Kreon ſage, er habe in dem Dunkel nur mit Mühe und umhertaſtend die Leiche ſeines Sohnes zu entdecken vermocht; er ſchreibt demnach: ὥστε διὰ χερῶν ἐχρῆν ἰδεῖν. „In illa igitur caligine pater Menoecei cadaver quaerere debuit, de quo mirum non sit, si hoc vel simile dicat: tanta circumdatur urbs caligine, ut viam palpando quaerere debuerim, quum filii cadaver huc portarem.“ Was wird aber dann aus dem unmittelbar vorhergehenden Satz 1315 οἴμοι τί δράσω; πότερ' ἐμαυτὸν ἢ πόλιν στένω; eben ſo wenig können wir uns darein finden, wenn 507 geleſen werden ſoll οἰστρῶν ἄν ἔλθοιμ' ἡλίου πρὸς ἀντολάς. Jenes für ἄστρων empfohlene Wort enthält einen zu übeln Sinn, als daß Eteokles deſſelben ſich hier bedienen dürfte; αἰθέρος, was Stobäus allein hat, ſoll nun nach Hermann's und Geel's Urtheil zwar von einer emendirenden Hand herrühren; indeß wird man eher noch ἡλίου einer ſolchen zuweiſen dürfen, oder gar einer gedankenloſen Reminiscenz aus Aeschyl. Prometh. 707 oder Agam. 1180, die beide auf jenes ἡλίου πρὸς ἀντολὰς ausgehen. Daß dergleichen hie und da mitunter lief, kann in dieſem Drama auch ſonſt noch nachgewieſen werden; woher ſchreibt ſich die abſurde Lesart 316 πῶς ἅπαντα καὶ χερσὶ καὶ κόμαισι — τέρψιν παλαιᾶν λάβω χαρμονᾶν, als aus Hekuba 836 εἴ μοι γένοιτο ψθόγγος ἐν βραχίοσι καὶ χερσὶ καὶ κόμαισι καὶ ποδῶν βάσει? Um aber zu unſerer Stelle zurückzukehren, ſo glaubt Rec., daß Valckenaer ſie richtiger behandelt hat, als ſeine Nachfolger. Er citirt ſehr geeignet E. Ion 1147 οὐρανὸς ἀστροέσσων ἄστρ' ἐν αἰθέρος κύκλῳ. Vgl. auch ibid. 84. Solche Unmöglichkeiten, das Erklimmen des Himmels, das Hinabſteigen unter die Erde führt Eteokles an, um durch dieſe Hyperbeln ſein Streben nach Gewalt auf's Kräftigſte zu ſchildern, und ſchwerlich iſt der Sinn des Dichters in der Erklärung getroffen, womit die Note zu vs. 507 ſchließt: Caeterum ἡλίου πρὸς ἀντολὰς perpetuam habet significationem: ad ortum solis, neque cogimur confugere ad inauditam altitudinem coeli, quam sol adscendit. Quamvis Eteocles regnum paene infinite

concupiscat, tamen intra terrae fines se continet, neque coelum adscendere vult. Für δωμάτων in 476 will Geel δειμάτων, aber er mußte den Gebrauch dieſes Ausdrucks in dem hier angenommenen Sinn minas patris durch ſichere Beiſpiele belegen; da dieß unterblieben iſt, hält er ſich immer noch ſicherer an Hermann's Erklärung der Vulgata: paternae domus meo et illius iuri prospexi. Deſſelben Emendation δ' ἐτάρβης' für δὲ τάρβους in 364 iſt noch richtiger als Porſon's δ' ἐτάρβουν, und wohl nur zufällig überſehen worden. Auch 851 darf nach der Verbeſſerung, welche von Geel ſelbſt für ingeniosissima erklärt wird, παῖς ἔτ' ἀπτὴν, der Verſuch, das widerſinnige ὡς πᾶσ' ἀπήνη in παίσασ' ἀπήνη zu verwandeln, ſchwerlich auf großen Beifall zählen; zwar iſt auf dieſe Weiſe ἀπήνη, womit noch Niemand zurecht zu kommen wußte, gerettet, aber der umgeſtürzte Wagen iſt immer ein ſonderbarer Pendant zum Fuße des Greiſen. Dobree ſuchte ἀπήνη mit Vergleichung von Herc. f. 123 zu halten.

Glücklich iſt mehrmal für ein beſſeres Verſtändniß durch bloße Interpunktion geſorgt; ſo gleich zu Anfang vs. 3, wo das Komma nach Ἥλιε wegfallen muß, weil ἑλίσσων φλόγα zur nähern Beſtimmung der Participien τέμνων und ἐμβεβώς hat. In 271 darf kein Fragezeichen nach φοβούμεθα ſtehen, was noch in allen Ausgaben gefunden wird, weil man die richtige Bemerkung des Scholiaſten überſah, welcher ἦ durch ὄντως erklärt. Hier iſt demnach auch der Accent zu berichtigen. Die volle Interpunktion nach 390 würde den Sinn geben: ich frage dich zuerſt das, was ich erfahren will; als ob Jokaſte auch nach Dingen zu fragen vorhätte, die ſie nicht wiſſen will. Eine zu dem Gang des Geſprächs unpaſſende Frage wird 401 von der Mutter aufgeworfen: οὐδ' ὁ χρόνος αὐτὰς διεσάφησ' οὔσας κενάς, ſie mag weniger noch als Polynices die Hoffnung aufgeben, welche für Flüchtlinge der einzige Troſt ſeyn ſoll. Um einen Solöcismus zu vermeiden iſt 722 interpungirt τοῦδ', ὁρῶ, πολλοῦ πόνου, wäre das Verbum nicht abſolut geſetzt, ſo dürfte ὄν nicht fehlen. Sehr wohl hat Geel 938 erkannt, daß Κάδμου zum vorausgehenden γῆ gehört, alſo an die von Valckenaer proponirte Aenderung Κάδμῳ nicht zu denken iſt. Die Interpunktion hatte ſowohl ihn irre gemacht, als diejenigen, welche zur Unzeit mit Beiſpielen, wie νεκτέρων δωρήματα und ähnlichen ſeine Conjectur beſtritten; ein Komma nach Κάδμου geſetzt löſ't jetzt die Verwirrung. Durch die Parentheſe, welche die Worte in 1091 ὡς μέλει μοι καὶ τόδ'. abſondern, tritt die Conſtruction des Satzes deutlicher hervor. Zu 1394 λόγχην ἐνωμα στόματι προφέρειν θέλων leſen wir die witzige Bemerkung: „Omnes (editores) interpunxerunt post στόματι, et tamen λόγχην νωμᾶν στόματι significat hastam ore vibrare, ego

hoc manu fieri putabam.“ Freilich wollte der Scholiaſt στόματι erklären durch κατὰ τοῦ στόματος, aber dieſe Interpretation iſt unſtatthaft, und wäre ſie es auch nicht, man könnte doch nicht auf den Mund des Gegners zielen, wenn nur ſein Auge über den Schild hervorſähe. Dieſe Schwierigkeiten beſeitigt abermals das Fortrücken des Komma, indem es nur nicht vor, ſondern nach στόμα geſetzt wird. Eine ſchiefe Auffaſſung des Scholiaſten wird auch 1441 gerügt, indem da παρασπίζουσ' gedeutet wurde συμπονοῦσα πρὸς τὸ κλαίειν Aber ὁμοῦ, was jener mit dem Participium verband, beziehe man vielmehr zu ἐθρήνει. Kurz vorher wird die Interpolation σὺν παρθένῳ τε καὶ προθυμίᾳ ποδὸς ſehr artig perſiflirt: „Sequitur nuncium dicere Iocastam advenisse comitantibus virgine et celeritate pedis, i. e. pede celeri: itaque tres festinanter advenisse: Iocastam, Antigonam et celerem pedem Iocastae. Beſonders beachtungswerth iſt die Herſtellung der richtigen Interpunktion in 1652 sqq., wornach die Verſe jetzt ſo verſchränkt werden:

Κρ πῶς; τἀντεταλμέν' οὐ δίκαιον ἐκτελεῖν;
Ἀντ οὐκ, ἢν πονηρά γ' ἡ κακῶς τ' εἰρημένα,
Κρ τί δ'; οὐ δικαίως ὅδε κυσὶν δοθήσεται,
Ἀντ. οὐκ ἔννομον γὰρ τὴν δίκην προάσσεσθέναι.
Κρ. εἴπερ γε πόλεως ἐχθρὸς ἦν οὐκ ἐχθρὸς ὤν.

Bisher haben wir vorzugsweiſe die produktive Seite der hier ausgeübten Kritik in Betracht gezogen, ihre bedeutenden Reſultate beruhen auf einer großen Vertrautheit mit den Werken des Dichters, ohne die auch der genialſte Herausgeber ſelten einen glücklichen Wurf thut, durch welche aber auch ein minder begabter ſeinem Autor nützlich werden kann, indem es nur ſo möglich iſt, die eigenthümliche Redeweiſe zu erkennen und von dem Fremdartigen zu ſondern, womit nachläßige Tradition oder willkürliche Redaktion den Urtext entſtellt hat. Dieſe Sorgfalt darf auch ſcheinbare Kleinigkeiten nicht gering achten, wie wenn z. B. in den Phönissen vs. 34 τοὺς τεκόντας von Geel aus Strabo XVI, 1105, c hergeſtellt wird, obgleich alle Handſchriften in τοὺς φύσαντας übereinſtimmen; Euripides braucht dieſes nie *), jenes überall, wie auch ſchon Valckenaer zeigte; einzige Ausnahme iſt Med. 1059, ἐξεφύσαμεν. „quod non dubito (p. 83), quin de industria poeta tribuerit mulieri magnanimae et superbae.“ Dagegen läßt er ſich durch Citationen wie vs. 398 nicht irre machen, und beſteht auf Beibehaltung der Vulgata ἀλλ' εἰς τὸ κέρδος παρὰ φύσιν δουλευτέον gegen das von Porſon und Hermann empfohlene

*) Ueberſehen iſt indeß hier, daß im Fragment 51 bei Wagner aus Orion Anthol. p. 56 ed. Schneidewin der bezweifelte Ausdruck doch vorkommt.

ὅπου τὸ κέρδος κτὲ bei Plutarch vit. Demetr. c. 14 und Lucian Apolog. §. 3. Dieſe Aenderung war nöthig, um die Sentenz außer dem Zuſammenhang anwenden zu können, während ἀλλ' εἰς den vorhergehenden Ausſpruch der Mutter mit ſchönerer Wirkung fortſetzt. Mit Recht ſcheint der Herausgeber auch 852 κἄπος, die handſchriftliche Lesart, in Schutz zu nehmen gegen Hermann, der mit Beziehung auf Euſtathius und die Scholiaſten, welche ἅπος laſen, αἶπος ſchrieb, und dem Wort die Bedeutung von μῆκος beilegen wollte. Dieß zugegeben, konnte man doch nicht ſo paſſend ſagen αἶπος ὁδοῦ ἐκβαλών als κἄπος ὁ. ἐ. Aus Suppl. 520 wird gegen denſelben vs. 515 ταῖς — Θηβαις beſtätigt, und gegen Valckenaer 577 καὶ σκῦλα γράψεις aus Aristoph. Thesmoph. 770 und aus einem ſehr einleuchtenden Grund nachgewieſen, wie Klotz Unrecht hatte, 1140 die Lesart βία der andern βάθρων vorzuziehen. Bei der Unbefangenheit, die ſich in Geel's Aeußerungen allenthalben kund gibt, darf man eine gerechte Beurtheilung fremder Conjecturen vorausſetzen, ſo wenn Fritſche in ſeiner Ausgabe der Fröſche zu vs. 1403 in dieſer Tragödie vs. 1202 emendirt ἄξο-ιες δ' ἐπ' ἄξοσι νεκροί τε νεκροῖς, oder Wakefield 876 σκότῳ für χρόνῳ, was Matthiae vergebens zu halten ſuchte, denn „nemo alicujus rei memoriam tempore delere potest, ipsum tempus delet;" oder wenn Reiske 713 treffend πύργοισι mit πυκνοῖσι vertauſcht; um vieler Verbeſſerungen Hermann's nicht zu gedenken. Ja in vs. 451 hat die Conjectur deſſelben ξυνωρίδας πυλῶν zu raſch Billigung gefunden; man darf doch wohl ſagen: „Um die Mauern und die verbundenen Heereszüge war ich beſchäftigt die Bürger aufzuſtellen, und brach ab," mit einem leichten Zeugma, da es eigentlich εἰς ξυνωρίδας heißen mußte. Auch 1435 wird ſich τοῖς φιλτάτοις ἥκουσιν, wie Hermann will, nicht halten können gegen ἑκοῦσιν, was von Geel genügend vertheidigt wird. Alle möglichen Conjecturen, die zu dieſem Stück von jeher aufgetiſcht worden ſind, wieder zu bringen und zu widerlegen wäre freilich unnütze Mühe geweſen; worüber gelegentlich ein für allemal zu vs. 733 βαθὺς γέ τοι Δίρκαῖος ἀναχωρεῖν πόρος, der durchaus unverdorben iſt, eine Erklärung abgegeben wird: „Si tantum commemoravero, Burgesium coniecisse: βλαχθεῖσί γ' ἂν τοι ῥᾴδι' ἀναχωρεῖν πόρος, apparebit ex hoc specimine, cur seposuerim, quae parum lucis adferrent. Iuvenis erat Burgesius, quum illa commentaretur; verum postea eadem via perrexit, eoque motu acerrimi ingenii, qui rerum et verborum leges saltu superare non vereretur."

Etwas zu conſervativ zeigt ſich die Kritik in den lyriſchen Stücken, wo man erwarten durfte, daß die ausgezeichneten Leiſtungen des deutſchen Vorgängers mehr benützt werden würden. Allerdings ſind Zweifel über die ſichere Reſtauration eines ano-

monoſtrophiſchen oder paromonoſtrophiſchen Melos, dergleichen der Tragiker in ſeinen letzten Werken ſo oft bringt, unvermeidlich; aber in demſelben Grad ſteht die Ueberzeugung feſt, daß eine Menge Verſe in den Chören und Monodien nicht ſo unrhythmiſch aus der Hand des Dichters hervorgegangen ſind, wie die Handſchriften ſie geben und die Ausgaben ſie fortpflanzen. So iſt nicht glaublich, daß ein Dochmius mit folgendem einzelnen Jambus irgendwo bei den Tragikern vorkomme, wie hier in den unvollſtändigen Verſen 302 σιγεῖν τ' ὠλέναις τέκνου und 337 στενάζων ἀρὰς τέκνοις, ſondern auf den Dochmius muß wenigſtens eine jambiſche Dipodie folgen, wie E. Electr. 1177 und Med. 1255; weßhalb an der erſten Stelle Dindorf ὠλέναισι σαῖσιν und Hermann an der zweiten ἀρὰς ἀραίας zu ſetzen für nöthig fanden; es hilft nichts, mit Geel den Dativ τέκνοις durch paſſiven Sinn von ἀρὰς zu erklären, da der Text auf jeden Fall eine Lücke hat. Hingegen iſt eine Ergänzung, um den dochmiſchen Dimeter hervorzubringen, durchaus nicht rathſam in 153. Hiezu bemerkt die Note: Fortasse voc. πολὺς, quod exciderit post πόλιν, olim explevit alterum dochmium; qui multis cum minis urbem meam eversurus advenit.» Dadurch wurde nämlich die Symmetrie zerſtört, die der Dichter in dieſem lyriſchen Dialog an zehn Stellen beobachtet, vor den Senaren mit einem iſolirten Dochmius zu ſchließen; nur einmal, 169, endet die Strophe mit einem kretiſchen Monometer, daher hier der Verdacht, daß ein Jambus ausgefallen ſei, nicht ungegründet erſcheint. Auch würde πολὺς, unmittelbar nach πόλιν eingereiht, keine angenehme Parecheſe hervorbringen. Der einzelne Kretiker vor dem Dochmius darf vollends keinen Anſtoß geben, da dieſe Kompoſition ſehr oft wiederkehrt, man ſehe nur Ion 791, 1484, 1489, 1490, 1491, 1498; Herc. Fur. 895, 910, 912, 921, 1203; Or. 178, und mit totaler Auflöſung der Arſen 185, ähnlich 1415, I. T. 872, Bacch, 151. Dasſelbe trifft den Vorſchlag, den Dimeter 177 einzuführen, wornach Euripides geſchrieben hätte:

ὡς ἀτρεμαῖα κέντρα καὶ σώφρονα
πώλοις μεταφέρων ἰθύνει

Die Anmerkung dazu verſtehen wir nicht ganz: Hermannus καὶ delevit, retracto πώλοις ad priorem versum, ante μεταφέρων putans excidisse ἔνθεν ἐκεῖσε. Mihi prioris versus metrum, solula postrema longa, aeque admittendum videtur ac 153 ὃς ἐπ' ἐμὰν πόλιν ἔβα πέρσων: nam quod ibi correctionem proposuimus, minus metrum, quam sententia suadebat. Post πώλοις fortasse excidit χειρὶ: nam acute excogitatum ἔνθεν ἐκεῖσε non satis praesidii habet in scholio, quod μετὰ in μεταφέρων illis vocabulis interpretari videatur. Damit ſtimmt Ref. gern überein, daß dieſe Ergän-

zung nicht durch den Scholiasten begründet ist, und das Gesetz, das bei der Clausula, wo oben bemerkt, sonst überall eingehalten wird, spricht ebenfalls dagegen. Aber die Behandlung des ersten auf eine Kürze auslaufenden Verses als dochmischer Dimeter hat mehr als ein Bedenken, ohne Interpunktion ist der Schluß mit der Anceps sehr hart, καὶ außerdem scheint von Jemand, der am adverbialen Gebrauch von ἀτρεμαῖα Anstoß nahm, eingeschoben zu seyn. Entfernt man es und gibt πώλοις die einzig angemessene Stelle vor σώφρονα, so ist jener dochmische Schluß, dießmal mit vorhergehendem Pyrrhichius, wieder gewonnen, und es bedarf für den Vers keiner sonst unnöthigen Ausfüllung. Daß eine solche 187 nach Μυκήναισιν durchaus erfordert werde, zeigt die Construction und die in allen Handschriften erhaltene Lesart δώσειν, dieß hat auch Geel anerkannt, nur hätte er dann hier wie anderswo ein Lückenzeichen anbringen sollen. Fix hat aber die Spur des fehlenden Kretikus ganz zerstört, indem er δώτει nach der frühern Ausgabe von Dindorf schrieb und darnach auch übersetzte. Für einen auf den Dochmius folgenden Antispast wird man keinen Beleg finden, da er so gestellt unbefriedigend klingt. Mit Recht nahm Matthiae an, daß εὔχεται ausgefallen sei. Bei der Frage, ob in 146 εἰσιδεῖν oder ἐσιδεῖν vorzuziehen sei, entscheidet die Note für Beibehaltung des Kretikers, welcher den Uebergang zum Dochmius besser vermittle. Aber die von Hermann gewünschte Verbindung des letztern mit vorhergehendem Daktylen kann durch viele Beispiele, wie kurz vorher in 135 belegt werden. Dennoch wird man, nach der Analogie von 164, hier besser einen logaödischen Anapästen erkennen, also aus einem andern Grund εἰσιδεῖν festhalten. Daß 298 ὦ τεκοῦσα geblieben ist, statt des von Dindorf angeführten ἰὼ τεκοῦσα, ist nicht zu tadeln, auch καιδὶ vor ποδὸς βάσιν von demselben eingeführt, um noch einen Dochmius zu erhalten, wird man der schwierigen Construction wegen wenig vermissen. Desto nothwendiger ist es, in 312 eine lange Sylbe vor ἐμὰν einzureihen, um Sinn und Metrum zu vervollständigen, und liest man mit Hermann δέραν χρίμπτ' ἐμὰν, vorher χαίταισι, so ist dieses dann Objekt, und alle weitere Verlegenheit, quomodo expediverit (Hm.) accusativus ὄρεγμα et κυανόχρωτα πλόκαμον leicht dadurch gehoben, daß man ein Zeugma annimmt, indem zu jenem στόματι in Gedanken supplirt werden muß, was dem andern Dativ χαίταισι entspricht. In der Antistrophe billigt Geel Hermann's Aenderung πῶς ἅπαντα χερσὶ καὶ κόραις λόγοις τε nicht, auch uns scheint κόραις in dieser Verbindung befremdlich, und κόμαις, wie bereits oben bemerkt wurde, eine Verwechslung mit λόγοις, die auf einer übel angebrachten Reminiscenz beruht, aber noch weniger will Geel's Vorschlag

gefallen πῶς ἅπανθ' ἅπασα χερσὶ καὶ λόγοισι κ.τ.ἑ., sowohl weil neben jener Häufung die Mangelhaftigkeit der Ausführung durch χ. κ. λ. stärker auffällt, als besonders weil sie nach vier jambischen Dimetern ein überschüssiger jambischer Fuß vor die Kretiker tritt; dagegen wird man nicht erinnern wollen, daß zwischen jene und diese vielmehr ein Dochmius trete, denn der Effekt bleibt derselbe. In 323 ist ποθεινὸς mit Recht beibehalten worden, soll aber im folgenden Vers Θήβαις ein Glossem für πόλει seyn, quo admisso versus creticus est aptus huic affectui, so verweist Dindorf auf Troad. 512 Μοῦσα καινῶν ὕμνων, wo dieselbe Abweichung vorkommt, die dem Vers noch mehr Gewicht und den Eindruck tragischer Schwere gibt. Die Lesart πενθήρη 326 wollte der vorsichtige Herausgeber nicht in πένθει, wie Hermann und Dindorf gethan haben, umändern, „mihi scrupulum movet, natura vocabuli πενθήρης, quod doctius est in hac sententia quam ἀπενθῆ et πένθει, et Euripideis κουρὰ πενθήρης vel πένθιμος sustentatur et Aeschyleo πλόκαμον πενθητήριον. Nur die metrische Form des Verses macht ihm Bedenken, und er versucht darum Transpositionen wie πενθήρη κόμαν δακρυόεσσ' ἀνεῖσ', oder einen Senar wie ἀνεῖσα δακρυόεσσα πενθήρη κόμαν Vergleicht man aber Stellen, wie Hecub. 717 οὐχ ὅσι' οὐδ' ἀνεκτὰ· ποῦ δίκα ξένων, worauf dann wieder Dochmien folgen (siehe auch Hel. 629, Herc. 1042) oder wie Bacch. 1018 δράκων ἢ πυριφλέγων ὁρᾶσθαι λέων, oder noch geeigneter Ion 685 μή τιν' ἔχω δόλον· δειμαίνω συμφορὰν, so wird man ohne irgend eine Aenderung der ischiorrhogischen Tripodie ihren Platz zwischen den Dochmien gern lassen. Der zweite Chor 641 sqq. leidet an mancher Verderbniß. Unter den hier gemachten Emendationen ist besonders die Valckenaer's ausgezeichnet, Ἀόνων für δόμων, doch hat auch sie nicht allgemeine Anerkennung gefunden; selbst Geel, so sehr er sie billigt, wagte doch nicht, ihr eine Stelle im Text zu geben, was Dindorf und Hermann gethan haben. An der Unterbrechung der Trochäen durch den Glykoneus nahm letzterer Anstoß, ohne zu erklären, worin das Fehlerhafte einer solchen Verbindung liege (werden die Trochäen oben 248 doch auch durch einen einzelnen anapästischen Vers unterbrochen), und änderte darum etwas zu stark πυροφόρα νιν' Ἀόνων πεδί' ἔχρη τὸ θέσφατον. Daß man freilich οὗ — κατοικίσαι — μὲν in Relation setzen dürfe mit ἵνα τε νοτὶς ἐπέρχεται — Ἄρκας, und das Pronomen nicht nöthig sei, wie in der Note zu 645 versichert wird, kann keineswegs zugestanden werden; mit Recht verlangten deßhalb schon Brunck und Porson μιν für μὲν, wobei nur der Dialekt nicht berücksichtigt worden war. Weiterhin vermuthet Geel, daß die Worte καὶ βαθυσπόρους γύας aus der Antistrophe vs. 670 heraufgenommen seien, um hier eine Lücke zu

decken, und füllt 653 aus durch ἐν Διὸς γάμοις θεὸν In 658 = 677 adoptirt er wenigstens im Commentar Hermann's auch von Dindorf, aber nicht von Fix benützte Emendation; Fix ließ lieber mit Matthiae Musgrave's εὐείλοισι stehen, auf welche Weise eine ganz unrhythmische Kompoſition der trochäischen Kola hervorgebracht wird. Daß die Epode antiſtrophiſch ſei, hielt Hermann für eine ganz ausgemachte Sache, nicht ſo die ſpätern Herausgeber; auch bedarf es, um zwei Strophen zu gewinnen, in der That zu ſtarker Aenderungen, denen nur die zwei letzten Verſe verglichen mit βᾶθι — κτίσαν nicht ausgeſetzt ſind. Im dritten Chor will es nicht recht glücken, in 794 den Urtext ausfindig zu machen. Porſon's Gedanken οὐ πόδα θυρσομανῆ νεβρίδων μέτα δινεύεις, wäre annehmlich, wenn man οὐ nach οὐκ (789) ſtatt οὐδὲ gelten laſſen dürfte; in größere Schwierigkeiten verwickelt Hermann's Lesart, der, obgleich οὐδὲ folgt, ἅρμασι — πῶλον auf das vorhergehende κῶμον als Appoſition beziehend ſchreibt: οὐδ' ὑπὸ θυρσομανεῖ νεβρίδων μέτα δίνᾳ. Der Vers ſoll daktyliſcher Pentameter ſeyn, wie allerdings in der Antiſtrophe 812 nach den beſſern Handſchriften. Wir ſind weit davon entfernt, die Interpolation des Kingſchen Cod. ἐν χαλαῖσιν dort erträglich zu finden, glauben aber in der Strophe ἀλλ' nach δινεύεις nicht entbehren zu können, alſo auch eine Lücke vor χαλαῖς annehmen zu müſſen. Unſer Herausgeber ergibt ſich der Forderung des Pentameters und ſchlägt für δινεύεις die kurze Form δινεῖς vor, durch θυρσομανεῖ ſoll ohne weiteres Bacchus bezeichnet werden. Vokative, wie ὦ πτερουῦσσα unter 1023, oder χρυσολύρα Aristoph. Thesm. 315, oder ein nicht zu mißdeutendes Attribut wie πανόπτην unter 1123, beweiſen dafür nicht genug; den Gegenſatz mit Ἰσμηνοῦ δ' ἐπὶ χεύμασι zu beginnen, iſt noch weniger möglich. Unmaßgeblich möchten wir ſchreiben οὐδ' ὑπὸ θυρσομανεῖ ποδὶ νεβρίδα δινεύεις, ἀλλ' ἅρμασι κ. τ. ἑ. Eine andere von der Kritik noch nicht ſicher geheilte Stelle iſt 819. Geel bemerkt hiezu: Mihi requiri videntur hujusmodi fere verba: οὐδ' οἱ μὴ νόμιμοι παῖδες ματρὶ ποθ' ἁγνὸν λόχευμα, μίασμα δὲ πατρὸς, ἧς τε σύναιμον λέχος ἤλθεν. i. e. numquam illegitimi liberi caste a matre pariuntur, sed patris macula sunt, eiusque cuius incestum lectum conscendit. Man ſieht, daß das Metrum abſichtlich nicht beachtet, ſondern nur der Sinn bezeichnet iſt, der jedoch nicht ſo ausgedrückt ſeyn mochte, da das μιάσματα des Textes auf Vater und Mutter bezogen war, als Appoſition zu λόχευμα, ohne den hier geſuchten Gegenſatz. Hermann's Conjectur ſtellt das Metrum her, aber das Hyperbaton von ποτε bringt große Undeutlichkeit in den Ausſpruch des Chors, zu demſelben iſt nämlich καλὸν ἔφυ zu ſupplíren. Doch iſt beſſere Hülfe keine zu erwarten. Wenn in dem lyri-

schen Stück, das dem Zweikampf zunächst vorhergeht, der Chor ausruft (1299) πότερον ἆρα πότερον αἱμάξει — δι' ἀσπίδων δι' αἱμάτων, findet die Note dazu es wahrscheinlicher, daß Euripides geschrieben habe δι' ἀσπίδων, δι' ἐγχέων, mit Berufung auf vs. 1330. Dann wäre der kühnere und poetischere Ausdruck einem im Vergleich dazu bloß erklärenden nachgesetzt worden. Die Monodien der Antigone und des Oedipus hat in ihrer kunstreichen Anlage und mannigfaltigen Verschlingung erst Hermann erkannt und erschlossen, und könnte man auch über Einzelnes klügeln, gewiß bleibt wahr und beherzigenswerth, was Geel äußert: „Descriptio Hermanniana digna est tanto ingenio tantaque rei metricae peritia: quam ego quidem amplecti malim, quam tentare, quae aliis non persuasurus sim." Vor Allem erscheint die Entdeckung Hermann's, daß das Ganze mit derselben Strophe beginnt und schließt, unumstößlich, und Fix durfte daher in seiner Ausgabe ein Lückezeichen vor φοινικ', wo der daktylische Vers unvollständig ist, eben so wohl anbringen, als er es vor vs. 650 gethan hat. Daß eine Umstellung 1501 nöthig war, wie ὤλεσεν αἵματι δεινῷ κραυθεὶς αἵματι λυγρῷ, erweist der akatalektische Ausgang des antistrophischen Verses. Bedenklich erscheint allerdings 1566 Hermann's Aenderung ἀμφὶ τύχαν ἤδη ψυχρὰν, wobei αἵματος gestrichen ist. Dieß will Geel nicht auswerfen, sondern in der Strophe φθιμένων einschieben. Für den poetischen Ausdruck ist damit nicht viel gewonnen, doch muß an der einen Stelle etwas ausgefallen seyn. Ob man ἀμφὶ τύχαν μάρναθαι setzen konnte, ist auch noch zu belegen. Weniger wird man ihm beistimmen, wenn er für ὃς ἐπὶ δάκρυσιν, wie Hermann emendirt, δώμασιν halten zu können glaubt durch die Umstellung δώμασιν ὃς ἐπ', wodurch eine Form der trochäischen Dipodie entsteht, die bereits in der Note zu 615 verworfen worden ist; oder wenn 1556 die Worte παρὰ γὰρ στοναχεῖν τάδ' gerettet werden sollen mit einer leichten Veränderung (in στοναχαῖς) und der Strophe zur nöthigen Verstärkung ein wiederholtes ὦ πάτερ zugewiesen wird. Dadurch würde aber die Symmetrie der Tetrameter gestört. Man geht freilich auch im Streben, gleichartigen Rhythmus hervorzubringen, oft zu weit, und findet befremdlich, was doch unwidersprechlich vorkommt. Wenn z. B. in den Phönissen selbst, um dabei stehen zu bleiben, 821 ein Anapäst die sonst daktylische Strophe schließt, in der folgenden Epodos aber nach mehreren daktylischen Versen plötzlich Anapäste eintreten, auf welche nachher wieder Daktylen folgen, so ist man gewiß nicht überrascht durch Hermann's Ergänzung des vs. 1561 ξίφεσιν βριθῶν [φονίοισιν], womit ein Parömiakus hervorgebracht wird. Sie gefiel wenigstens Herrn Prof. Seidler: „Mihi non item, sagt der Herausgeber, quoniam ingrati sunt hi

anapaesti in longa serie dactylorum. Quamobrem sic suppleri potuisse credo:

ἀλλ' ὀδύναισι λέγω σὲς ἀλάστ-
ωρ ξίφεσιν περὶ τείχεσι βρίσθων.

Strophici versus sic aptari possunt 1551 sq.:

ὦ πάτερ οὐκέτι σοι τέκνα λεύσ-
σει φαὸς οὐδ' ἄλοχος παραβακτροις α

Doch dieſe Unterbrechung mit der kürzern Katalexe iſt viel härter und wird auch ſonſt nirgends bei daktyliſchen Tetrametern angetroffen; übrigens liebt Euripides, als Freund glänzender Effekte, auch in der Metrik die Ueberraſchung, welche insbeſondere durch einen nach vielen ähnlichen Verſen plötzlich eintretenden fremdartigen Rythmus bewirkt wird; vgl. Ion 467 und 470. Bacch. 410. Alc. 92.

Es lag im Plan der Ausgabe, durchaus nur den Text, ſo weit er in den Handſchriften vorliegt, mit Berichtigung höchſtens der offenbaren Verſtöße gegen Sprache und Vers, zu geben. Dadurch ſind leider die genialen Herſtellungen der ſogenannten ἀπολελυμένα, die wir Hermann verdanken, ſo wenig hier als von Fix benützt worden; dieſer hat im letzten, abermals von Antigone und Oedipus vorgetragenen θρῆνος, ſogar einen monſtröſen Vers, welcher bereits von Porſon aus mehreren Handſchriften corrigirt worden, 1745 ὃς ἐκ δομῶν νέκυς ἄθαπτος οἴχεται wiederholt. Uebrigens konnte Porſon nicht ahnen, in welchem Bezug der Vers zu 1724 ſtehe.

Unter den vielen trefflichen Bemerkungen, die der Commentar enthält, wollen wir einige wenige hervorheben, die theils eine allgemeinere Anwendung erleiden, theils die Behandlung des zu Grund liegenden Mythus und ſeine dramatiſche Darſtellung betreffen. In 1643 hatte Hermann der Lesart τριπτύχων θρήνους νεκρῶν den Vorzug gegeben vor der andern τριπτύχους θρήνους νεκρῶν, aber zugleich τριπτύχους νεκρῶν γόους in den Text gebracht. Es war jedoch unnöthig, von der beliebten Uebertragung der Epitheta abzugehen, da einer ſolchen hier nichts im Weg ſteht. Geel gibt nämlich eine Regel dafür, die ſehr einleuchtet: „Latissime licet patuerit apud Veteres istiusmodi dictionis libertas, tamen ratione compescuerunt licentiam, praesertim in iis substantivis, quibus tam passivam quam activam potestatem tribuerent. Si enim activa sunt, propria his epitheta in personas vel res agentes transferri possunt; sin passiva, non licet.“ Zu 927 wird nachgewieſen, daß die Stellung des Adjektivs vor oder nach dem Subſtantiv nicht vom Nachdruck des Adjektivs oder Subſtantivs abhänge, und ſcherzhaft gefragt: „cur Phoen. 315 Polynices dolet, quod mater habet κατὰ ξυρηχὲς? non enim miratur eam caput habere idque rasum, sed rasum caput?“ Zu beachten iſt die Regel, die Euripides in der Stichо-

mythie befolgte, daß ein Satz, der noch nicht zu Ende gebracht iſt, alſo in einem weiterhin folgenden Vers erſt ſeinen Abſchluß erhält, nicht durch einen ebenfalls abgeriſſenen Satz des Interlocutor unterbrochen werden durfte (vgl. zu 742). Gegen die ſogenannten Vocabula media, als da ſind ὄνομα, φήμη, κλέος, ſpricht die Note zu 825 bei Gelegenheit des Ausdrucks κάλλιστον ὄνειδος. Dieß Oxymoron hat die Bedeutung, daß ein Jemanden gemachter Vorwurf ihm vielmehr zur Ehre gereiche. Vielleicht denkt man an E. Orest. 1238, um für ὄνειδος ein Beiſpiel jener μεσότης zu gewinnen, da Pylades dort den Geiſt Agamemnons mit den Worten anruft: οὐκοῦν ὀνείδη τάδε κλύων ῥῦσαι τέκνα, aber dieſer Beleg wird durch eine ſehr ingeniöſe und kaum einem Zweifel ausgeſetzte Emendation beſeitigt: οὐκοῦν ἐν Ἅιδῃ κ. τ. ἑ. Auch einige andere Stellen des Euripides und der übrigen Dramatiker empfangen in dieſem Commentar erwünſchte Heilung oder unerwartete Aufhellung. Dazu zählen wir Iph. Taur. 633 ξανθὸν τ' ἔλαιον σώματος κατασκεδῶ ſtatt des widerſinnigen ξανθῷ τ' ἐλαίῳ σώματος κατασβέσω, — oder wie ſoll man ſich vorſtellen, daß der Körper mit Oel gelöſcht werde? — In derſelben Tragödie 1180 φίλων γε δὴ ſtatt φ. γ. δεῖ, und beſonders 675, wo Oreſt nicht zulaſſen will, daß Pylades mit ihm in den Tod gehe, weil das für ihn zwiefacher Kummer ſeyn würde. Mithin kann es auch nicht heißen τἀμὰ δεῖ φέρειν κακὰ, ſondern τἄμ' ἄδην φ. κ. Von der Vulgata ſagt Geel in der Note zu 1242: Viros doctos exercuit: nec mirum: significant enim haec: oportet homines mea mala ferre, et tamen dicere vult: oportet me mala mea ferre. Hoc incommodum nescio quomodo removere possit Seidleri inventum, pronominis ἐμὲ defectum sarciri „si φέρειν voce erigatur." Erexi meam, frustra; non audivi pronomen. In den Schutzflehenden 498 iſt der Genitiv κλιμάκων ὀρθοστάτων durchaus unerklärlich, wenn man nicht, wie hier p. 183 geſchieht, annimmt, daß ein Vers darauf ausgefallen ſei, des Inhalts: „deturbatum Jovis irati manu." Daß in der Iphigenie in Aulis Klytämneſtra den Namen der Thetis vernommen haben muß ſo gut wie den des Peleus, wenn ſie 714 die Frage an den Agamemnon richtet: Θέτις δ' ἔβρεψεν κ. τ. ἑ., alſo 707 für Νηρέως κόρην Euripides N. Θέτιν geſchrieben haben muß, iſt eine treffende Bemerkung. Troad. 465 gewinnt der Text ſehr durch bloße Herſtellung der richtigen Interpunktion: ἦ μεθήσετ', ὦ κακαὶ, γραῖαν πεσοῦσαν; αἴρετ' εἰς ὀρθὸν πάλιν. Anderes aufzufinden wollen wir dem Leſer überlaſſen, und nur noch eine Stelle in den Fröſchen berühren, 1181, deren komiſche Kraft die Exegeten des Ariſtophanes überſehen zu haben ſcheinen. Es handelt ſich dort nicht von einer ſubtilen Diſtinktion der Ausdrücke φῦναι und γεγονέναι, ſondern von

einer lächerlichen Zweideutigkeit, die der sonst so sehr nach Deutlichkeit strebende Euripides sich zu Schulden kommen ließ, indem er eben in den Phönissen dem Oedipus die Worte in den Mund legt (1601): ὃν καὶ πρὶν εἰς φῶς μητρὸς ἐκ γονῆς μολεῖν ἄγονον Ἀπόλλων Λαΐῳ μ' ἐθέσπεσεν φονέα γενέσθαι πατρὸς κ. τ. ἑ., er sollte also noch im Mutterleibe der Mörder des Vaters werden, welchen Nonsens die Parodie stärker hervorhebt durch den Zusatz πρὶν καὶ γενονέναι. Wie konnte ein so frühreifer Sünder also τὸ πρῶτον εὐδαίμων ἀνὴρ heißen? Den jungen Mörder bringt seinerseits (αὖθις = vicissim, vs. 1604) der Vater wieder um. Jenem Streben nach deutlichem und unzweideutigem Ausdruck ist der Dichter nach Geel's Dafürhalten schon in den ersten Versen unseres Stückes untreu geworden, wenn er anders vs. 10, 11 schrieb ἐγὼ δὲ παῖς μὲν κληζομαι Μενοικέως Κρέων τ' ἀδελφὸς μητρὸς ἐκ μιᾶς ἔφυ. Daraus erkennt man nicht, ob Kreon auch, wie Jokaste, den Menökeus zum Vater hatte, oder einen andern; diesem Zweifel konnte durch eine Abänderung, wie ἐκ μιᾶς ἐμοὶ oder ἑ. μ. γεγὼς begegnet werden. Vielleicht fand aber Euripides nicht für nöthig, solchen Scrupeln zuvorzukommen: sagte Jokaste: ich bin die Tochter des Menökeus und Kreon mein Bruder, so setzte sich in der Vorstellung der Zuhörer, noch ehe der Satz geendet war, die Annahme fest, daß Kreon ebenfalls Sohn des Menökeus sei, und daran zweifelte man um so weniger, da der Mythus keinen andern Vater Kreon's kannte. Weiterhin erzählt im Prolog Jokaste, wie Oedipus von Laius auf dem Kithäron ausgesetzt in die Hände der Hirten des Polybus gerathen, und von dieser der Merope übergeben worden sei, welche dann ihren Gemahl beredete, sie habe das Kind geboren. Die so entstehende Unwahrscheinlichkeit suchte Nagel durch die Conjectur τρέφειν zu beseitigen; Matthiae und Hermann gestanden wenigstens zu, daß Euripides Letzteres geschrieben haben könne; aber Geel macht mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn Polybus getäuscht werden sollte, wie aus der Erzählung (μαστοῖς ὑφεῖτο) hervorgeht, die Bitte, das Kind aufziehen zu dürfen, einen Widerspruch gegen jene Absicht enthalte. Daß die Königin nicht den Schauplatz mit vs. 87 verläßt, um gleich hernach 102 als Antigone wieder zu erscheinen, ergibt sich, wie hier p. 87 bemerkt wird, aus dem Zusammentreffen der Mutter mit der Tochter (1271—1276), ja schon aus der folgenden Scene, die der Pädagog in der Weise eröffnet, daß gleich von Anfang an Antigone nicht fehlen darf. Diese hat gewünscht, das Argiverheer von der Zinne des Palastes aus betrachten zu können. Wenn sie ihren Begleiter nach dem fragt: τίς οὗτος — πρόπαρ ὃς ἀγεῖται στρατοῦ (119 sqq.), und dieser antwortet: λοχαγός, ὦ δέσποινα, so fand dieß Hermann tam ineptum,

ut vel stupidissimus homo aliquid aptius responsurus fuerit, und verbindet daher, um den Dichter von einer so großen Albernheit zu befreien, vs. 118 (ἀλλ' εἰσόρα κ. τ. ἑ.) mit 122, wo er schreibt λοχαγὸν. ὦ δέσποινα, τίς πόθεν γεγώς. Unser Herausgeber hält es für einfacher, anzunehmen, daß Antigone in ihrer Ungeduld die Antwort des Hofmeisters unterbricht, und diesen, der den Namen Ἱππομέδων auf der Zunge hat, nicht ausreden läßt. Dabei wird man um so lieber sich beruhigen, als auch Hermann's Anordnung ihre Schwierigkeiten hat. Ref. nimmt aber auch an dem Vers 118 Anstoß, den die Frage der Antigone überflüssig, ja selbst lästig macht. In den Vorschlag, vs. 181 den Namen des Kapaneus dem Pädagogen zuzutheilen, möchten wir nicht einstimmen. Es ist von Bedeutung, daß die Jungfrau gerade seinen Namen behalten hat, und dieser so nackt ausgesprochen mit fragender Betonung nimmt sich im Munde des Begleiters übel genug aus, während durch die herkömmliche Eintheilung sogar eine metrische Schönheit entsteht. Die Unterhaltung beider Personen wird durch die Erscheinung des Chores abgebrochen. Der Hofmeister fürchtet für Antigone üble Nachrede, sonst würde er die harten Worte nicht hinzufügen: φιλόψογον γὰρ χρῆμα θηλειῶν ἔφυ κ. τ. ἑ. Bedenkt man dieß, so wird man nicht der Bemerkung beipflichten können: „Omnia adeo morose ac non decenter dicta sunt coram regia virgine, ut confidam, vs. 198 — 203 consilio poetae pronuntiari a paedagogo ad spectatores converso et pone Antigonam de tecto descendente;" er muß gerade an die königliche Jungfrau seine Erklärung richten, um ihr den Grund anzugeben, weßhalb er sich jetzt schon entfernt; Antigone wird ihn übrigens, den Alterschwachen, eben so gut heruntergeführt haben, als vorher hinauf (vs. 103). Noch mehr Schwierigkeiten machten die unmittelbar vorhergehenden Verse dem Herausgeber und vorher schon Valckenaer, der in der Emendation desselben nicht glücklich war. Sie lauten: ὄχλος γὰρ, ὡς ταραγμὸς εἰσῆλθεν πόλιν, χωρεῖ γυναικῶν πρὸς δόμους τυραννικοὺς. Das heißt freilich nicht, wie Donner übersetzt: „Der Kriegesaufruhr tobt heran zur Stadt, und nun wallt eine Schaar von Frauen dort zur Königsburg;" sondern mit dem früher eingetretenen Krieg wird der jetzige Zug der Hierodulen zum königlichen Palast in eine unerklärliche Verbindung gebracht. Geel will daher corrigiren: ὃς ταραγμὸς εἰσῆλθεν πόλει, und fügt hinzu: Indignatur paedagogus turbam istam mulierum, quae in urbem ingressa ante bellum ei trepidationem intulisset, nunc ad aedes regias progredi. Diese schüchterne Mädchenschaar soll das siebenthorige Theben in Verwirrung gebracht haben? Wundern müssen wir uns, daß weder der vom Chor selbst gegebene Aufschluß (vs. 285), noch die von Geel citirte Parallel-

stelle Eur. Suppl. 752 ihn von der Unzulässigkeit dieser Auffassung überzeugen konnte. Es ist durchaus nichts zu ändern, wohl aber etwas hinzuzufügen, nämlich ein ganzer Vers muß zwischen 198 und 199 ausgefallen seyn, etwa beginnend mit μένων παρ' ἡμῖν und schließend mit ξένων: die Phönicierinnen konnten, nachdem sie kurz vor der Belagerung bei Eteokles eingetroffen waren, nicht sogleich weiter nach Delphi geleitet werden, mußten also in Theben bleiben; zu dieser Angabe bildet der Satz ὡς ταραγμὸς die Protasis. Da sich weiterhin (vs. 283) der Chor ἀκροθίνια δορὸς nennt, so ist die Annahme sehr entsprechend, daß Euripides sich denke, die Sendung von Hierodulen aus der einst eroberten Stadt sei späterhin nachgeholt worden, indem Agenors Enkel seine Unterlassungssünde wieder gut machten. Es scheint, daß diese Auffassung den Vorzug vor der von Hermann aufgestellten verdient, wornach die Phönicier, um für die Besiegung irgend eines andern Volks sich dankbar zu beweisen, aus der Stadt Tyrus, die längst zu ihnen gehörte, Sclavinnen ausgesucht hätten. Unter dem jonischen Meer, durch welches der Chor (vs. 210) geschifft seyn will, verstand Valckenaer das, welches Joniens Küste bespült; wäre es das gewöhnlich so genannte, dann müßte, meint Geel, das Schiff mit einen bedeutenden Umweg durch den korinthischen Meerbusen nach Böotien gelangt seyn. Doch sonst ist undenkbar, wie Zephyr demselben als κάλλιστον κελάδημα folgen konnte. Noch eine andere Interpretation gibt, mit Benützung von Eustathius Commentar zu Dionysius Periegeta vs. 92 Hermann: die Strecke von Aegypten bis Gaza soll auch denselben Namen geführt haben, von hier seien die Phönizierinnen durch ungünstigen Westwind nach Böotien verschlagen worden, statt unmittelbar Delphi zu erreichen. Dabei ist übersehen, daß von den Agenoriden ein Besuch der Jungfrauen in Theben, was als Colonie von Sidon galt, angeordnet war, von da aus sollten sie das Geleit nach Delphi erhalten — und die Unmöglichkeit zugleich nicht beachtet, wie ein Zephyr überhaupt eine Fahrt von Phönicien nach Böotien zuließ. Wohl aber kam er den gegen Krisa zu Steuernden gut zu Statten, wie den Kretern im Homerischen Hymnus auf Apollo, 431 sqq., welche Erzählung dem Tragiker vielleicht vorschwebte. Daß derselbe über „unfruchtbare Ebenen, die Sicilien rings umwogen," hineilen soll, betrachtet Geel nicht als Audacia, sondern als Temeritas dicendi, und glaubt eher die ἀκάρπιστα πεδία als Felder von unerschöpflicher Fruchtbarkeit erklären zu dürfen. Nachdem die Jungfrauen ihre Heimath angegeben haben und den Zweck ihrer Sendung, welchen sie in den zwei ersten Versen der Antistrophe (216, 217) nochmals einprägen, berühren sie kürzer ihre Ankunft in Theben. Es ist wohl nicht zu billigen, wenn, freilich nach

Brunck's und Porson's Vorgang, auch hier die Lesart der meisten Handschriften Καδμείων δ' ἔμολον γᾶν verlassen und dafür Κ. ἔμολον γ. mit dem vorhergehenden Satz enge verbunden wird. Des Besuches bei den thebanischen Verwandten soll ja als eines πάρεργον gedacht seyn, das zunächst nichts mit der Bestimmung für den delphischen Gott zu thun hat, so gestellt erscheint er als damit identisch; auch geht so das graciöse Ueberziehen aus Strophe in Antistrophe verloren, und beide stehen einander in unangenehmer Abgerissenheit gegenüber. Mit Phöbus wollte der Chor in Theben noch nichts sich zu schaffen machen, und Hermann hatte Unrecht, ihm bereits dort eine liturgische Anstellung zu geben, indem er ἵνα τ' ἀγ. für ἵσα δ' ἀγ. schrieb und dazu bemerkte: Hoc ille chorum dicentem facit, se Thebis interim Phoebo ad statuas eius ministram esse factam. So gut wie eine Statue, sind sie aber Eigenthum des Gottes geworden, ein Anathema, wie es von den Dryopern heißt bei Paus. IV, 34, 9 (6) τῷ Ἀπόλλωνι ἀνάθημα ἤχθησαν ἐς Δελφούς. Als solche mußten die Hierodulen, ehe sie in den Dienst wirklich eintreten, in der Kastalia sich baden, vgl. Eur. Ion. 95, Plut. Arislid. 26, und erhielt dadurch erst die erforderliche Weihe. Wir dürfen uns daher nicht mit der auch hier gebilligten Erklärung rore puro Castaliae lavans crines sibi παρθένιον χληδὰν begnügen, sondern π. χλ. ist Apposition bloß zu κόμας ἐμὰς, übrigens eine theilweise Andeutung der über den ganzen Körper sich erstreckenden Ceremonie. Die nun folgende μεσῳδὸς besingt den Parnaß, die Höhn dem Bacchus geweiht, und schließt mit dem Wunsch reigentanzend ein furchtloser Chor ἀθανάτας θεοῦ bei dem Nebel der Erde zu werden, nachdem er die Dirce verlassen. Ueber die unsterbliche Göttin sind die Stimmen getheilt. Man glaubte, am natürlichsten dem pythischen Gott die delische Schwester zugesellen zu können, böte nur der delphische Kultus zur Annahme einer solchen Verbindung mehr Stützen dar! Indessen haben die Scholiasten an Artemis gedacht, und noch Fix setzt Dianae in Klammern der lateinischen Uebersetzung bei. Dagegen erinnert Hermann: Attici tragici quum non addito nomine deam dicunt, Minervam, ut consentaneum est, cogitant, cuius honorandae ubicumque fieri potest, occasionem captant. Eam hic quoque significat chorus. Est autem Ἀθηνᾶ Πρόνοια. Das wäre aber im Mund dieser Hierodulen, und hier, wo jede Beziehung auf Athen so fern liegt, endlich die Pronöa durch keine nähere Bezeichnung angedeutet wird, befremdlich; Klotz und Geel haben diese Exegese nicht gebilligt; während aber ersterer an Diana festhält, hat Geel mit triftigen Gründen sie ebenfalls abgewiesen, und gesteht übrigens seine Rathlosigkeit ein. Daß die Lesart von vier Handschriften ἀθανάτου θεοῦ nicht die ächte seyn könne, neben der exquisiter

klingenden ἀθανάτης θ., ist ein Scrupel, über welchen sich zwar einst Porson und Elmsley hinaussetzten, der aber Geel noch drückt Wir leiten das Feminum von einem Leser her, der ebenfalls an Artemis, oder gar an Athene dachte. Wer ist aber nun der unsterbliche Gott, dessen Reigen auf schneebedecktem heiligen Berg der Chor furchtlos begehen will? Apollo? Immerhin bleibt er als Hauptgott nicht ausgeschlossen, doch zeigt der ganze Habitus dieser Strophe, daß Bacchus gemeint ist, der mit jenem in Delphi so innig verbunden war (vgl. Welcker's Auseinandersetzung im „Rheinischen Museum, Jahrgang 1842, p. 1 sqq.) und dessen als vornehmster Gottheit der Thebaner hier um so mehr gedacht werden mußte.

In der trefflichen Scene, wo Jokaste vergeblich die feindlichen Brüder zu versöhnen sich bemüht, ist eine gewisse Vorliebe derselben für Polynices wohl ersichtlich, wenn aber nicht, wie seit Grotius allgemein angenommen war, ὑπερδράμῃ (vs. 581) gelesen werden, sondern der Mutter ein feinerer Gedanke vindicirt werden soll: „Eteoclem meritas poenas daturum, si vincatur; nihilominus has non a fratre repeti oportere," womit wir gern übereinstimmen, so ist wenigstens ein kleiner Fehler in der handschriftlichen Lesart durch die Correctur ὑπεκδράμῃς zu beseitigen. Wo Eteokles mit Kreon über die Vertheidigung Thebens sich bespricht, und (vs. 754) mit offenbarer Anspielung auf Aeschylus Sieben g. Th., ihm die Aeußerung in den Mund gelegt wird, es sei Zeitverlust, alle Namen aufzuzählen, während die Feinde vor den Thoren stehen, hat man gewöhnlich einen übel angebrachten Tadel des Vorgängers finden wollen, oder gar eine starke Verhöhnung, wie Fritzsche zu Aristoph. Ran. 1403. Eine mildere Auffassung trägt die Note zum l. c. vor, daß Euripides nur angeben wollte, warum er dem Aeschylus in der Anführung der Feldherren nicht folge. Kurz vorher, vs. 751, könnte es lächerlich scheinen, wenn Eteokles sagt, er wolle in die siebenthorige Stadt sich verfügen, als befände er sich außerhalb derselben, und schien in der That so dem Scholiasten. Hermann will diesem Uebelstand durch die Erklärung ausweichen, daß Eteokles sage, er werde durch die Stadt zu allen sieben Thoren wandern und überall den Anführer ernennen. Warum schrieb aber dann der Dichter nicht lieber ἑ. ἐς τεῖχος μολών? fragt Geel mit Recht und proponirt ἑπταπ. ἐς πόλον. Doch das wäre wieder zu geziert, und nicht dem vorzuziehen, was schon Musgrave vorgeschlagen, und sowohl Brunck als Porson aufgenommen haben, ἐς κύκλον μ. Es bedarf indeß aller genannten Einfälle nicht, da Eteokles vor der königlichen Burg, auf der Akropolis sich befindet, und von da zur eigentlichen Stadt hinabzusteigen Willens ist. Daß das Thor zur Kadmea das

onkäiſche oder ogygiſche geweſen ſei und die πόλις demnach nur ſechs Thore gehabt habe, wie Unger in den Paradoxa Thebana p. 330 behauptet, iſt nicht nöthig anzunehmen; jenes Thor lag nur unmittelbar vor dem Zugang zur Akropolis. Eine für Thebens Topographie noch wichtigere Stelle, welche die Kritik nicht wenig beſchäftigt hat, iſt 828 sqq.: τὰς Ἀμφιονίας — κατάδευει. Die Verſtellung, welche mit Benützung des im Cod. Augustanus enthaltenen Scholions Hermann gibt, kommt der Wahrheit wohl am nächſten; die δίδυμοι ποταμοὶ ſind nämlich auf die zwei Arme der Dirce zu beziehen, und wirklich zeigen ſich auf Ulrichs Plan (vgl. Abhandl. der Münchner Akademie, 1841, III, 2) mehrere Quellen dieſes Fluſſes, die ſich vor dem Drachenſaatfeld vereinigen; parallel mit der Dirce fließt öſtlich der Ismenus an der Stadt vorüber. Etwa in der Mitte des Laufs der nach der Vereinigung ſchon tiefen Dirce (730 βαθύς γέ τοι Δίρκαιος — πόρος) erhob ſich einſt nach dem Mythus Thebens Veſte unter Amphions Citherſpiel. Ohne Autopſie hat nun ein anderer Scholiaſt behauptet, daß zwei Arme von der Dirce her ſich theilten, der Ismenus und der ſeinen eigentlichen Namen behaltende Fluß. Ihm folgte Unger irriger Weiſe (l. c. 138), denn von einer gemeinſchaftlichen Quelle des Ismenus und der Dirce iſt weder etwas an Ort und Stelle zu ſehen, noch weiß davon ſonſt ein anderer Schriftſteller. Der älteſte Theil der Stadt, die Kadmea, war der Dirce am nächſten, in Beziehung darauf konnte der Dichter ſagen, vor dem Ismenus fließe ſie, das Feld bewäſſernd, hin; jener floß, ſo betrachtet, gleichſam hinter der Stadt. Nicht ſehr entfernt von Theben ſind die Quellen beider Flüßchen, keineswegs ſchon auf dem Kithaeron, der ſich nach dieſer Angabe bis Potniae erſtrecken müßte. Eine ſchlechte Lesart guter Handſchriften ἀμπεδίον für ἄ πεδίον hat hier Geel zu einer etwas gewaltſamen Emendation Veranlaſſung gegeben. Er ſchreibt: — πύργος ἀνέστα διδύμων ποταμῶν πόρον ἀμφὶ μέσον, Δίρκας χλοεροτρόφον ἂμ πεδίον πρόπαρ Ἰσμηνοῦ τ' ἀρδεύσει, d. h. urbs aedificata est inter alveos duorum amnium, porrecta in planitiem herbosam irrigatione Dirces et iuxta (fluentis) Ismeni. Man wird ſich weder in die Bedeutung von ἀμφὶ = inter, noch in das ſtarke Hyperbaton von ἀρδεύσει, welches zu Δίρκας gehören ſoll, wozu Jedermann πεδίον beziehen muß, noch in die iſolirte Stellung von πρόπαρ, noch in den ſchleppenden Ausgang des Parömiakus mit zwei Spondeen vor der Kataleris finden können, und nicht begreifen, warum Euripides ſeinen Gedanken in eine ſo unverſtändliche Conſtruction verwickelte, um am Ende nichts weiter zu ſagen als: urbs aedificata est inter Dircem et Ismenum qui amnes campum ante urbem porrectum irrigant. Der Ismenus leitet auf Aesch. Sept. 255, welcher

Vers nach der hier ausgesprochenen Vermuthung heißen soll Δίρκη τε τριγὰς ὕδατί τ' Ἰσμηνοῦ λέγω, und so conjicirte auch L. Dindorf, nur mit dem kleinen Unterschied, daß dieser den Plural vorzog; die Vulgata lautet allerdings sonderbar, und ist von Wellauer wenigstens nicht genügend vertheidigt worden.

Ueber die Beilage von Scholien, welche Cobet geliefert hat, verweist Rec. auf Schneidewin's detaillirten Bericht in den Göttinger Gelehrten Anzeigen Sept. 154 — 156, 1847.

Wagners Sammlung der Fragmente hat vor den frühern von Mathiae und Dindorf den Vorzug größerer Vollständigkeit, da seitdem aus Orion's Anthologomikon, aus Cramer's Anecdota Oxoniensia und einigen andern neu entdeckten Schriften etwa sechzig Bruchstücke hinzugekommen sind. Ob die ausführliche Behandlung des Sujets der verlorenen Tragödien und die durchgängige Angabe des scenischen Zusammenhangs der Fragmente, meistens nach Welcker's Gr. Tragödien, bisweilen aber auch im Widerspruch damit, ebenfalls sehr verdienstlich sei, mag bezweifelt werden, da man die scharfsinnig und treffend aufgefundenen Beziehungen lieber dort an der Quelle verfolgen, als hier stückweise sich zuzählen lassen wird. Wo der Verf. von der Ansicht des Vorgängers abweicht, wird man in der Regel nicht zu der seinigen bekehrt werden. Wer mag z. B. glauben, daß im Palamedes Merkurius selbst eine Monodie auf den gesteinigten Helden des Stücks vorgetragen habe *), oder daß im Chrysippus dessen Stiefmutter Hippodamia als Mörderin des schönen Jünglings dargestellt gewesen sei, wenn auch quovis pignore betheuert wird, daß dergleichen durchaus mit des Euripides Verfahren übereinstimme? In den Kreterinnen soll Thyestes supplex ac pannis obsitus zu Atreus zurückkehren, ehe er noch ein buhlerisches Verhältniß mit Aerope angeknüpft und das goldene Vließ an sich gebracht hat; dafür wird er erst durch abermalige Verbannung bestraft und wieder vom Bruder, quasi in gratiam cum eo redire vellet, zurückgerufen, nur um das Mahl seiner Kinder (liberos assos) einzunehmen, und dann zum dritten Mal in's Exil zu wandern. Wozu diese ganz unmotivirten Abänderungen? Auch daß Thyestes mit den Kreterinnen nicht identisch sei, gibt sich Herr Wagner viele, wahrscheinlich doch unnütze Mühe zu erweisen. Dieselbe überflüssige

*) Dieß wird fast im Orakelton vorgetragen: Si quaeris, a quo haec verba pronuntiata sint, ne in aliorum sententiis refutandis longus sim, statim monebo, ea dici nec a Palamede nec a choro potuisse, sed a Mercurio in fine fabulae pronuntiata esse. Und doch hat nur Palamedes, nachdem das Todesurtheil gefällt war, diese Worte ἐκάνετ' ἐκάνετε κ. τ. ἐ. gesungen, wie Philostr. Heroic. 313, 11 beweist.

Skepsis nehmen wir im Plisthenes, in der Antigone, der Skylla wahr. Daß in der Antigone Bacchus von Häron und seiner Braut angerufen auch wirklich erscheine, ist gegen alle Analogie und kann keinen Glauben finden, wenn auch Herr Wagner ausruft: En! habes tragoediae argumentum, quod prorsus ex Euripidis mente constituisse nobis videmur. Einige gute Bemerkungen jedoch sind nicht zu übergehen; so die, daß der Sohn der Merope wie sein Vater den Namen Kresphontes geführt habe (nach Aspasius zu Aristot. Eth. III. 1), also der von Welcker angenommene Schatten des Vaters Kr. wegfalle; ferner daß Hygin in seiner Erzählung von Oedipus einem andern Tragiker gefolgt seyn müsse, da die Blendung bei ihm von Oedipus selbst und erst gegen Ende des Mythus vollzogen wird; wahrscheinlich ist auch die Vermuthung, in den Termeniden sei ein Krieg des Deiphontes mit seinen Schwägern, woran der Versuch, die Hyrnetho zu entführen, sich knüpfte, dargestellt worden. In der Einleitung zum Erechtheus ist sehr zweckmäßig an Plutarch's Nic. 9 erinnert, um Hartung's Behauptung abzuweisen, die Tragödie sei bereits Ol. 88, 2 gegeben worden, da sie jener Anspielung zu Folge erst nach der Schlacht bei Amphipolis gedichtet war; wenn man sich anders hier auf Plutarch verlassen darf. Uebrigens ist mit großer Weitschweifigkeit die Chronologie der einzelnen Stücke angegeben, wo es möglich war. Wir lesen z. B. über Ino: De tempore, quo docta est, nihil constat; inde tamen, quod in Aristophanis Acharnensibus (434) commemoratur, eam ante Ol. LXXXVIII, 3 actam esse probabile sit. Also wirklich nur probabile? Und diese lang gezogenen Phrasen kehren überall wieder, statt einfach zu schreiben: Fabula in Vespis Aristophanis (Ol. 89, 2) respicitur, liest man über Theseus: „De tempore, quo fabula acta sit, si quaeris, inde quod in Aristophanis Vespis irrisa est, colligi potest ante Ol. LXXXIX, 2 eam scenae esse commissam.“ Hiemit soll überhaupt der in einer Fragmentensammlung besonders auffallende schleppende Styl des Verfassers charakterisirt werden. Die Hauptsache ist natürlich die Behandlung der Bruchstücke selbst, die unter der Hand des Herrn Wagner, wie wir anderswo zu erweisen gedenken, wenig gewonnen haben. Er scheint es mit dem Studium der Tragiker, d. h. ihrer vollständig erhaltenen Werke, zu leicht genommen zu haben, und daher selbst im Euripides nicht recht zu Hause zu seyn, sonst wäre es ihm schwerlich begegnet, daß er den Vers aus den Phönissen 505 *τὴν θεῶν μεγίστην ὥστ' ἔχειν τυραννίδα* unter den Fragm. incerta aufführte, weil er Cic. ad Att. VII, 11, 1 ohne Nennung des Dichters vorkommt. Hiebei macht er noch dazu die unrichtige Observation, Cicero citire nur Verse von Homer und Euripides omisso auctoris nomine,

denn die Jamben, welche ad Att. II, 16 angeführt werden, gehören dem Sophokles.

Den Rest des Bandes finden wir vielleicht späterhin Gelegenheit ausführlich zu besprechen.

Heidelberg. Kayser.

Art. III. Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus österreichischen Originalquellen. Herausgegeben von J. Heller. Zweiter Band. 1703—1705. Wien, bei Carl Gerold, 1848. gr. 8.

Der erste Band der „militärischen Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen" brachte uns fast ohne Ausnahme nur Berichte, Schreiben oder Weisungen, welche dieser große Feldherr von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, auf denen er sich befand, aus den Feldlagern in Oberitalien oder in Südungarn, an den Kaiser und die oberste Militärbehörde, den Hofkriegsrath, richtete, oder die er an seine Waffengefährten, Freunde und Untergebenen erließ. — Der vorliegende zweite Band aber beginnt mit Mittheilungen aus dem Jahre 1703, in welchem Eugen, der, wie schon in einem frühern Aufsatze gesagt wurde, nach Wien geeilt war, um dort die Angelegenheiten seines in Italien befindlichen Heeres energischer zu betreiben, sich Anfangs durch die Schwierigkeiten, die sich der Erreichung seines Reisezweckes entgegenstellten, dann aber durch die Uebernahme einer der wichtigsten Staatswürden, der eines Präsidenten des Hofkriegsrathes, in der Hauptstadt zurück und von dem Kriegsschauplatze selbst entfernt gehalten sah.

Die zwei und sechzig Aktenstücke aus dem Jahre 1703, welche uns hier vorgelegt werden, dürften zum genaueren Verständniß füglich in drei Hauptabtheilungen gebracht werden. Die erste besteht in den Berichten Eugens an den Kaiser und den Hofkriegsrath; die zweite in seinen Schreiben an die kaiserlichen Generale, welche in Deutschland commandirten; die dritte in Erlässen an jene Feldobersten, welche in Italien befehligten. Die Briefe an den Kaiser ergehen sich meistens in kräftigen Schilderungen des traurigen Zustandes der Armee in Italien, deren Oberbefehl der Prinz dem Namen nach noch fortwährend führte, und in dringenden Fällen um Abhülfe der dort herrschenden Noth. „Die Regimenter," sagt Eugen, „sind nackt und bloß. Viele unter ihnen „haben schon zwei und mehrere Wochen nicht einmal das Wo„chengeld gehabt, und besitzen keinen Heller, um sich wenigstens „Strümpfe und Schuhe zu verschaffen. Die Armuth der Offiziere „ist so groß, daß viele Bettler in der Welt seyn werden, die kein

„so mühseliges Leben führen. Es ist dieß um so härter, als sie doch „durch ihre treu geleisteten Dienste, ihre erwiesene ungemeine Stand„haftigkeit und bisher gezeigte schwere Geduld die kaiserliche Gna„densreflexion und damit wenigstens die Ueberkommung ihres mit „Schweiß und Blut erworbenen Liedlohns wohl verdient hätten, „zumalen sonsten fast keiner das Vermögen hat sich bloß und „allein ein einziges pferdt unter den Leib zu schaffen, zu ge„schweigen mit mehreren der necessitaelt nach sich in das Feld zu „richten."

Eugen macht darauf aufmerksam, daß der Feind seine in Italien stehende Armee fortwährend und zwar in dem Maße verstärke, daß, wie der Obercommandant der kaiserlichen Truppen, Feldzeugmeister Graf Guido Starhemberg, melde, bei dem bevorstehenden Untergange derselben kein anderes Mittel mehr übrig bleibe, als sich mit dem Feinde in eine Schlacht einzulassen. Er müsse es übrigens dem Urtheile des Monarchen selbst überlassen, was für ein Erfolg von einem solchen Wagestücke zu hoffen sei, „wann „eine Armee in Angesicht des Feindes nackt und bloß, ohne Pro„viant und zur behörigen defension nit Einmahl mit genugsamben „Pulfer und Blei versehen ist, wo Sye noch darzu des Feindes „Superioritet vor Augen und weder eine reparirte, weniger be„spannte Artiglerie und Proviantfuhrwesen hat, zu deme auch „von der Cavalleria kaum der vierte oder fünfte Theil beritten ist."

„Ich meinerseits," fährt der Prinz fort, „habe an diesem „bevorstehend weithaussehenden Uibl umb so weniger schuldt, als „Ich schon vor villen Monathen her, und besonders in meiner „dermahligen anwesenheith dahier Tag und nacht die rettungsmittl „pressieret, und daß Es Endlichen also Ergehen werde, clar und „öffters vorgesagt habe; Es würdet aber die Verantworttung bei „den Jenigen umb so größer seyn, aus deren schuldt Eine von „so tapfern alten Soldathen constituirte Armata zu grundt gehen, „und anmit sogar E. K. M. Cron und Scepter der högsten Ge„fahr exponiert seyn mueß und mit deme nochmallen allergehorsamst „das Jenige, was E. K. M. sowohl mündt- alß schrifftlich mit „allerunterthänigsten respect vorgestellt habe, daß Ich nemblich „hiervor khein Einziges mittl noch rettung mehr sehe, sondern „man schon augenblicklich Ein Vorbeygangenes Unglückh Erwart„ten müesse, Es seye dann, daß Gott der Allmächtige nach der „gerechtigkheith E. K. M. Waffen selbsten miracl würkhen, und „selbe durch seinen starkhen beystandt aufrecht Erhalte, welches „nit allein bey gedachten Dero in Italien stehenden Trouppen, „sondern auch anderer orthen umb so mehres zu wintschen were, „als ich meines orths auch anderwerths auß den so schlecht alß „unverläßlich vorkherenden dispositionen Ein gleichmeßiges Unglükh „nit unbillich besorge.

„Daß Ich aber mich Einer solchen freyheith Erkhünne, wer„den E. K. M. mir umb so weniger in Ungnaden aufnemben, alß „mich hiezue allein die Jenige schuldigkheith antreibet, mit welcher „Deroselben Ich bis in meine Gruebe verbunden bin und E. K. M. „sich allergnädigst gesichert halten wollen, daß mir diſe harte Zue„fäll umb so schmerzhaffter zu herzen gehen, alß meine immer„fortwehrende threüe nirgent anders hinzillet, alß zu Aufnem„bung dero allerhöchsten interesse Leib und leben, gutt und Blut „mit größter freide aufzuopfern."

Die Schreiben Eugens an die in Deutschland commandirenden Feldmarschälle, den Freiherrn von Thüngen und den Grafen von Styrum, dann an die übrigen dort befindlichen Generale bringen nur wenig Neues. Dasselbe läßt sich von den Erlässen des Prinzen an die in Tyrol befehligenden Generale Solar, Guttenstein und Heister sagen. Wichtiger sind die hier mitgetheilten Schreiben an den Grafen Guido Starhemberg, mit dem der Prinz damals in den vertrautesten Verhältnissen gestanden zu seyn scheint, und in dessen Brust er seine Klagen über die Fahrläßigkeit, mit der alle Anstalten zum Kriege betrieben wurden, über die Unentschlossenheit des Kaisers selbst, über den geringen Diensteifer der Minister, über deren Uneinigkeit, über die schlechte Verwaltung der öffentlichen Gelder und den immerwährenden Mangel der zur Fortsetzung der Feindseligkeiten unerläßlichen Mittel unumwunden ausschüttet.

Scheinen uns auch die Ausdrücke kräftig genug, deren sich Eugen in den hier wiedergegebenen Briefen bedient, wenn er über die Regierung und deren einzelne Mitglieder sich ausspricht, so sind sie doch noch farblos gegen diejenigen, womit er seinem Unmuthe in dem von ihm eigenhändig an seine Vertrauten gerichteten Schreiben Luft zu machen sich erlaubte. Man muß es sich überhaupt beim Gebrauche des vorliegenden Werkes stets gegenwärtig halten, daß die hier gesammelte militärische Correspondenz Eugens nur die amtlichen Reskripte enthält, deren Concepte oder Ausfertigungen sich im kaiserlichen Kriegsarchive vorfinden. Aber weit mehr als in diesen, von einem Secretär angefertigten und von Eugen vielleicht oft kaum durchgesehenen Schreiben spricht sich des Prinzen Meinung und Ansicht in den von ihm eigenhändig, stets nur in französischer Sprache geschriebenen Briefen aus. Eugen war des Deutschen nur in so weit mächtig, daß er dasselbe zu verstehen und einzelne Worte zu sagen und zu schreiben wußte. Hierauf beschränkte sich seine Kenntniß unserer Muttersprache. Es ergibt sich also von selbst, daß seine in französischer Sprache verfaßten Schreiben, besonders aber wenn sie von seiner eigenen Hand herrühren, einen weit höheren Werth haben, als

die hier mitgetheilten Diese im kaiserlichen Staatsarchive, dann in den Archiven fremder Mächte und in jenen der ausgezeichnetsten österreichischen Adelsfamilien zerstreuten Documente, von welchen natürlich Concepte nie existirten, zu sammeln und durch den Druck zu veröffentlichen, wäre wohl eine weit mühevollere, aber auch eine weit lohnendere Arbeit gewesen, als die vorliegende, und hätte dieser wenigstens als Ergänzung dienen sollen.

Einen Beweis für diese Behauptung liefert die Sammlung von Briefen Eugens an seinen Waffenbruder Guido Starhemberg, welche Regierungsrath J. Chmel in den Jahrgängen 1831, 1832 und 1833 des österreichischen Archivs von Ridler veröffentlicht hat. Sagt der Prinz schon in seinen amtlichen Schreiben, daß er den kaiserlichen Hof nie in schlechterem Zustande gesehen habe, als in jenem Zeitpunkte, so ist seine Sprache in seinen eigenhändigen Briefen noch weit unumwundener. Wir theilen hier nur eine dieser Stellen, welche wir aus einem Schreiben vom 28. März 1703 entnehmen, als Probe mit: „Je n'ay jamais veu le maistre si irresolu ny de si grandes asnes que la pluspart de nos ministres car je ne veux pas croire qu'il y aye plus que de l'ignorence, ce n'est que menteries et caballes." — Und unterm 4. April fährt der Prinz fort: „J'ay protesté à l'empereur de la perte de son armée et de tous les malheurs qui sont à apprehender et qu'on ne peut presque eviter sans un miracle, il ecoute tranquillement, promet beaucoup et ne fait rien." — Dem Kaiser selbst und der Fahrläßigkeit seiner Minister war es also zuzuschreiben, wenn von allen Kriegsschauplätzen Klagen über Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen, über die unverhältnißmäßige Mehrzahl und weit bessere Ausrüstung der feindlichen Heere, über die Unmöglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes erschallten. Leopold und seine Minister waren schuld, daß die kaiserlichen Heeresabtheilungen in Deutschland eine Schlappe um die andere erlitten, daß in Ungarn die Brandfackel des Aufstandes immer weiter um sich griff und endlich das ganze Land in Flammen steckte. Nur dem unbeugsamen Muthe und der Umsicht des Grafen Guido Starhemberg war es zu verdanken, daß die schwachen kaiserlichen Truppen sich dem weit überlegenen Herzoge von Vendome gegenüber in Italien fortwährend erhielten. Nur an dem schon damals glänzend erprobten Heldenmuthe der braven Tiroler scheiterte der gigantische Plan des Königs von Frankreich, die Baiern und Franzosen im Herzen jener Felsenburg zu vereinigen, um von da aus unaufhaltsam gegen Wien vorzudringen, und dem Kaiser in seiner Hofburg Gesetze vorzuschreiben.

Wir haben der bitteren Klagen Erwähnung gethan, in welchen sich Eugen über die Räthe des Monarchen gegen Guido

Starhemberg ausspricht. Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, hier über die Art der Zusammensetzung des kaiserlichen Ministeriums und über die Personen, aus welchen dasselbe gebildet war, einige Andeutungen zu geben.

Wie noch in diesem Augenblicke, so wurden schon damals die einzelnen Zweige der Geschäftsverwaltung in oberster Instanz von den Hofstellen besorgt *), welche aus mehreren Räthen gebildet und von einem Präsidenten geleitet wurden. Die, wenn gleich nicht dem Range, so doch der Wichtigkeit nach vornehmsten dieser Stellen waren der Hofkriegsrath und die Hofkammer, die oberste Militär- und die Finanzbehörde. An der Spitze des ersteren stand Heinrich Franz Graf von Mansfeld, Fürst zu Fondi; die Stelle eines Hofkammerpräsidenten bekleidete Gottfried Heinrich Graf von Sallaburg. — Dem Kaiser allein stand die Entscheidung über die ihm von den Hofstellen gemachten Vorschläge zu.

Die wichtigsten Angelegenheiten aber wurden in der geheimen Conferenz berathen, in der Leopold selbst den Vorsitz führte, und in welcher der römische König Joseph, dann die vornehmsten Staatswürdenträger Sitz und Stimme hatten. Ein Secretär war mit der Führung des Protokolles beauftragt.

Der kaiserliche Obersthofmeister, Graf Ferdinand Bonaventura von Harrach, der Präsident des Hofkriegsrathes Graf zu Mansfeld, Johann Quintin Graf von Jörger, Statthalter in Niederösterreich, Carl Theodor Fürst zu Salm, Obersthofmeister des römischen Königs, der Hofkanzler Graf Julius Friedrich Buccellini, der Reichshofrathspräsident Graf Wolfgang von Oettingen waren die einflußreichsten Mitglieder dieser berathenden Behörde.

Der Graf von Harrach genoß, als der älteste der kaiserlichen Minister, das besondere Vertrauen seines Monarchen, in dessen Diensten er, nun sechs und sechzig Jahre alt, bereits als jener noch Erzherzog war, gestanden. Hatte der Graf sich früher durch rege Thätigkeit besonders ausgezeichnet, hatte er stets in allen Staatssachen als Autorität gegolten, so nahm er sich doch seit seiner verunglückten Sendung nach Spanien, wahrscheinlich durch das Mißlingen derselben und die Vorwürfe, die ihn deßhalb trafen, mißmuthig gemacht, nicht mehr mit seinem früheren Eifer der Geschäfte an, welche durch diese Abnahme an Thätigkeit um so mehr litten, als der Monarch sich, um den Grafen Harrach nicht zu verletzen, nicht entschließen konnte, sie Anderen zu übertragen. So wurden aus Rücksicht für die Eitelkeit eines Ministers oft die wichtigsten Staatsinteressen hintangesetzt.

*) Dieser Aufsatz wurde noch vor Umgestaltung der Hofstellen in Ministerien geschrieben.

Der Graf von Mansfeld, fast so alt als Graf Harrach, theilte mit diesem die Vorliebe für französische Sitten und Gebräuche, wie denn auch der Hausstand beider Minister vor Herausgabe des Befehls, daß alle Franzosen das Land verlassen sollten, fast ganz aus solchen bestanden hatte. Doch vermochte dieser Umstand nicht, sie aus der Gunst des Frankreich so abgeneigt gesinnten Monarchen zu verdrängen. Der Graf von Mansfeld hatte den Titel eines Fürsten zu Fondi von dem verstorbenen Könige von Spanien, Carl II., zur Belohnung dafür erhalten, daß er ihm seine Gattin, eine Prinzessin von Pfalz-Neuburg und Schwester der Kaiserin Eleonore, zugeführt. Er war so unglücklich gewesen, binnen der kurzen Zeit von nicht ganz zwei Jahren, während welcher er die Stelle eines Präsidenten des Hofkriegsrathes bekleidete, durch fahrläßige Verwaltung dieses Geschäftszweiges die öffentliche Meinung so sehr gegen sich einzunehmen, daß ihn der Kaiser trotz aller Gunst, die er für ihn hegte, nicht länger in jenem Amte halten konnte, und ihm bald das nicht minder ehrenvolle, aber weniger beschwerliche eines Oberstkämmerers zu verleihen sich gezwungen sah.

Der Hofkanzler, Graf Bucellini, ein gutmüthiger Mann, wurde einer gewissen Beredsamkeit wegen, die ihm eigen war, gelobt. Er war aber zu wenig thätig, um einen entscheidenden Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu nehmen.

Die Grafen Oettingen und Jörger, ihrer Unbestechlichkeit wegen die Redlichen genannt, ein Lob, das besonders für den letzteren, der als wenig begütert galt, sehr ehrenvoll war, wurden durch ihr hohes Alter gehindert, auf die Beförderung der Geschäfte die erforderliche Wirkung zu üben.

Der Fürst zu Salm, ein abgesagter Feind Frankreichs und alles Französischen, ein stolzer, hochfahrender Mann, machte durch seinen Zögling, den römischen König, seinen Einfluß am Hofe geltend. Allem Fremden abgeneigt, sah er in der häufigen Anstellung von Ausländern nur einen Grund des Mißgeschickes, von dem sich Oesterreich betroffen sah. Er war deßhalb und namentlich später, als König Joseph den Kaiserthron bestiegen hatte, ein eifriger Beschützer aller gebornen Oesterreicher, und besonders Guido Starhembergs lebhafter Freund. Er stand damals in seinem acht und fünfzigsten Jahre, und es war zu bedauern, daß das fortwährende Gichtleiden, von welchem er sich geplagt sah, ihn oft abhielt, sich den Geschäften zu unterziehen. So lange noch Kaiser Leopold lebte, hatte er übrigens nur geringen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und war namentlich ein bitterer Feind des damals bestehenden Ministeriums. Erst mit der Thronbesteigung seines königlichen Zöglings Joseph erreichte auch

seine Macht den höchsten Gipfel, und er übte einen solchen Einfluß auf seinen Gebieter, daß die Feinde und Neider des Fürsten Salm ihn damals nicht anders als den Großwesir nannten.

Außer den Ebengenannten spielte am Hofe eine wichtige Rolle der Oberstjägermeister Graf Leopold Mathias von Lamberg, ein besonderer Günstling des römischen Königs, mit welchem er in gleichem Alter war, und in dessen Neigungen er sich besonders zu fügen wußte. Seines angenehmen fröhlichen Umgangs wegen war er nicht nur bei Joseph, sondern auch bei dem ernsten Kaiser selbst sehr beliebt.

Der Graf Georg Adam von Martinitz hatte als Botschafter zu Rom das kaiserliche Interesse mit Energie aufrecht zu halten gewußt, sich aber dadurch des Papstes Innocenz XII. Zuneigung nicht erworben. Er lebte jetzt zu Wien als Obersthofmarschall, immer bereit, seinen erfahrnen Rath zu ertheilen, sich aber nie in die Angelegenheiten des Hofes mischend.

Der Reichsvicekanzler Graf Dominik Andreas von Kaunitz, in seiner früheren Zeit als Beförderer des Entsatzes von Wien durch seine Unterhandlungen mit dem Polenkönige und dem Kurfürsten Max Emanuel, dann als Botschafter auf dem Friedenscongresse zu Ryswick bekannt, war später einer von denen, welche die Stimme des Volkes als eine Haupturſache des unglücklichen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten bezeichnete. Er wurde damals besonders einer übergroßen Hinneigung zu Baiern beschuldigt. In seiner Correspondenz finden sich aber Mittheilungen über den Kurfürsten, Angaben über das damalige Verhältniß des Kaisers zu demselben, endlich Gutachten über die Art, wie mit Baiern und dessen gedemüthigtem Fürsten verfahren werden solle, welche eher das Gegentheil von jener Beschuldigung darthun.

Der Oberststallmeister des Kaisers, Philipp Sigmund Graf von Dietrichstein, hielt fest an der Partei des Grafen Harrach, der Oberststallmeister des römischen Königs war; Fürst Leopold Ignaz von Dietrichstein bekümmerte sich wenig um Hof-Intriguen, sondern suchte sein Vergnügen darin, seinem Amte mit jener Pracht, welche sein Reichthum gestattete, vorzustehen.

Bei dieser Schilderung der einflußreichsten Personen am Hofe Leopolds dürfen wir einen Mann nicht außer Acht lassen, der, wenn er gleich durch seine Stellung nicht berechtigt war, sich zu den obersten Hofämtern emporzuschwingen, es doch in vollem Sinne des Wortes verstanden hatte, sein Glück zu machen, und der keinen geringern Einfluß auf den Monarchen besaß, als dessen vornehmste Minister. Es ist dieß der Freiherr Hieronymus Scalvignoni, Herr der Herrschaften Groß-Wilkau und St. Margarethen, ein Welschtiroler von Geburt, welcher als Kammerdiener

bei einem jungen Kavalier dem Kaiser, da er noch ganz jung war, durch seine Bemühung, ihm Unterhaltung zu verschaffen, auffiel. Leopold nahm ihn in gleicher Eigenschaft in seine Dienste, und nun wußte sich der schlaue Mann so in die Gunst seines Herrn zu setzen, daß er zu dessen geheimen Zahlmeister und endlich in den Freiherrnstand erhoben wurde. So hoch aber Scalvignoni in der Gnade des Kaisers stand, so wenig war ihm das Volk geneigt, das ihn sowohl des Reichthums halber, den er sich nicht ganz rechtmäßiger Weise zu sammeln gewußt hatte, besonders aber des Hochmuths und der Härte wegen haßte, mit welcher dieser Emporkömmling arme Landsleute, die sich an ihn wendeten, von sich zu stoßen pflegte.

Eugens Absicht dürfte es wohl gewesen seyn, diese Phalanx der Fahrläßigkeit zu sprengen und den Kaiser zu bestimmen, wenigstens einige seiner Räthe, die sich längst selbst überlebt hatten, zu verabschieden und sich mit jüngeren, thatkräftigeren Männern zu umgeben. Allein an dieser Klippe scheiterte der Einfluß des Prinzen, und es erübrigte ihm nichts, als seine Reformpläne bei den wichtigsten der beiden Hofstellen, der Kriegs- und der Finanzbehörde, in Anwendung zu bringen. Nach langen vergeblichen Bemühungen, in welchen er durch die dringenden Vorstellungen des kaiserlichen Generallieutenants Ludwig von Baden kräftig unterstützt wurde, gelang es ihm, eine Veränderung in den Präsidien der beiden genannten Behörden herbeizuführen. Graf Mansfeld wurde zum kaiserlichen Oberstkämmerer ernannt, ohne jedoch seinen Sitz im Conferenzrathe einzubüßen. Prinz Eugen selbst erhielt die dadurch erledigte Stelle eines Präsidenten des Hofkriegsrathes, Graf Sigbert Heister wurde ihm als Vicepräsident beigegeben. Graf Sallaburg verlor das Präsidium der Hofkammer, welches dem Grafen Gundaker Thomas Starhemberg, des verstorbenen Feldmarschalls Rüdiger vierten Bruder, übertragen wurde, einem Manne, welcher sich schon seit Jahren durch Vorstreckung von Geldern große Verdienste erworben hatte, und von dem man, da er sich bereits im Besitze bedeutender Reichthümer befand, hoffte, daß er nicht wie mancher seiner Vorgänger seine Stelle benützen werde, um die eigene Börse statt des Staatsschatzes zu füllen.

Dem neuen Kammerpräsidenten wünschte der älteste Hofkammerrath, Carl Gottlieb Freiherr von Eichbügel, Glück, und gebrauchte dabei „gar bedenkliche Reden, wie bei Schwachheit des Hauptes sich alle Glieder schwach oder krank befinden, und diese Regel sonderlich bei dem Cameralwesen Statt finde, woran die Erhaltung des ganzen politischen Körpers hinge. Uebrigens lobte er die dem Starhembergischen Hause angeborne Treue,

„Aufrichtigkeit und Klugheit gar nachdrücklich.“ Graf Starhemberg that auch sein Möglichstes das Finanzwesen in besseren Stand zu setzen, und hatte in Kurzem auf eigenen Credit 600,000 fl. aufgebracht.

Eugen hatte bei Annahme seiner neuen Würde keine Bedingungen gemacht, als daß er den Kaiser gebeten, ihn in dem zu unterstützen, was er zum Besten des Dienstes und der Armee vorschlagen würde. Allgemein war die Freude unter den kaiserlichen Truppen über diese Beförderung des Prinzen. So groß war das Vertrauen der Soldaten auf Eugen, daß sie alle ertragenen Beschwerden vergaßen, und die Morgenröthe schönerer Tage für die kaiserlichen Heere anbrechen sahen. Sie waren davon überzeugt, daß ihnen jetzt nichts mehr mangeln werde. Der Erfolg wird zeigen, daß ihre Erwartungen zu hoch gespannt waren, und daß es selbst dem Prinzen unmöglich wurde, in dem Augiasstall der Unordnung und Verwirrung, der in dem ihm anvertrauten Geschäftszweige herrschte, mit der gewünschten Schnelligkeit aufzuräumen.

Wir haben diese Ablenkung für nöthig gehalten, um jene Männer, welche die von Eugen so heftig angegriffene Umgebung des Kaisers bildeten, namhaft zu machen und kennen zu lernen. — Wir kehren nunmehr wieder zu dem vorliegenden Werke zurück.

Wiederholte Glückwünsche Eugens an Starhemberg, in welchen er diesem seine herzliche Freude über die Vortheile ausdrückt, die er in Ostiglia über den Herzog von Vendome und bei San Martino über den französischen General Albergotti errungen hatte. Versicherungen, daß er Alles anwende, um der italienischen Armee auf einen besseren Fuß zu verhelfen, daß aber bisher jede Bemühung fruchtlos gewesen sey; ein Projekt, sich Tortona's durch Einverständniß mit dem Feinde zu bemächtigen, die zur Unterstützung des auf die Seite des Kaisers getretenen Herzogs von Savoyen erforderlichen Maßregeln; Weisungen an die Generale Solar und Guttenstein hinsichtlich der Landesvertheidigung von Tirol, zwei Schreiben an den kaiserlichen Gesandten in Venedig, Grafen Berka, über dessen Streitigkeiten mit dem Oberstkriegskommissär Baron Martini, Befehle an den F. M. Baron Thüngen, wegen der schnellen Uebergabe von Breisach strenges Gericht zu halten, in welchem mit aller Schärfe „ohne einzigen regard fürgegangen werden solle,“ bilden die einer Erwähnung würdigeren Gegenstände der vorliegenden Schreiben, von welchen die letzteren nicht mehr aus Wien, sondern aus Preßburg datirt sind, wohin sich Eugen in der zweiten Hälfte des Monats December begeben mußte, um dort zu sehen „wie etwa das rebellische „Unwesen zu remittieren, und wenigstens das Feuer von den hier-

„seitigen confinen abgehalten werden könnte," eine Sendung, deren Gelingen beiden Nachbarländern, Oesterreich und Ungarn, vielen Jammer und schreckliche Verheerungen erspart haben würde, die aber zu dem Unglücke beider ohne irgend einen Erfolg war. —

Eugen, welcher im December des Jahres 1702 den Kriegsschauplatz in Italien seiner Meinung nach nur für wenige Wochen verlassen hatte, sich aber durch die bereits angegebenen Umstände in Wien zurückgehalten sah, hatte, wie wir aus seinem Schreiben an Starhemberg entnehmen, lange Zeit hindurch die Idee festgehalten, seinem den in Italien zurückgebliebenen Truppen bei seiner Abreise gegebenen Versprechen getreu, dorthin zurück zu kehren und das Commando über jene so sehr zusammengeschmolzene Armee wieder zu übernehmen.

Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob ihn, wie er selbst sagt, die Befehle des Kaisers in Wien zurückhielten, oder ob er, wie Starhemberg meinte, selbst keine große Sehnsucht fühlte, zu einem Truppenkörper zurückzukehren, welcher, von Allem, selbst dem Nothwendigsten entblößt, einem trefflich gerüsteten, weit zahlreicheren Feinde unter einem der ersten Feldherrn seiner Zeit gegenüber gestellt, auch unter der vorzüglichsten Führung kaum eine andere, als eine klägliche Rolle zu spielen berufen schien. Als endlich Starhemberg, nicht minder durch die Noth gezwungen, seine Stellung bei Ostiglia aufzugeben, als durch die dringenden Vorstellungen des Herzogs von Savoyen und durch die Befehle des Kaisers bewogen, dem durch die Franzosen hart bedrängten Herzoge Victor Amadeus zu Hilfe zu ziehen, sein Heercorps theilte und achttausend Mann unter dem General der Cavallerie Grafen Trautmannsdorf am Po zurücklassend, sich selbst mit dreizehntausend Mann mitten durch die Stellungen der Feinde einen Weg bahnte, und sich durch meisterhaft ausgeführte, noch jetzt von allen Kennern der Kriegskunst bewunderte Operationen mit dem Herzoge vereinigte, schien Eugen jeden Gedanken an eine Rückkehr nach Italien aufzugeben und seine Aufmerksamkeit mehr auf einen Kriegsschauplatz zu richten, auf welchem ihm reichere Lorbern beschieden seyn dürften.

In Deutschland galt es den Erfolgen Einhalt zu thun, welche der Churfürst Maximilian Emanuel in Verbindung mit dem französischen Marschall Villars über den kaiserlichen Feldmarschall Grafen Styrum errungen hatte. Dieser General, berühmter durch einen forcirten Ritt, in welchem er die acht Meilen lange Strecke von Neustadt nach Wien binnen sieben Viertelstunden zurückgelegt hatte, als durch seine Feldherrnthaten, war durch das vereinigte französisch-baierische Heer bei Donauwörth geschlagen und gegen Nördlingen gedrückt worden. Styrum verlor

viertausend Mann. Der Kurfürst nahm Augsburg, dann Passau, und lagerte sich am Eingange in die österreichischen Länder. Nicht glücklicher als Graf Styrum waren die kaiserlichen Generale der Cavallerie, der Erbprinz von Hessen-Kassel und der Graf von Nassau-Weilburg gegen den Marschall Tallard. Sie wurden am Speierbache geschlagen, und das im verflossenen Jahre so theuer erkaufte Landau fiel in Folge dieser Niederlage wieder in die Hände der Feinde.

Durch diese Erfolge ermuthigt, dachte der König von Frankreich, obgleich sich die Zahl seiner Feinde um zwei keineswegs verächtliche Gegner, den König von Portugal und den Herzog von Savoyen vermehrt hatte, im Laufe des künftigen Feldzuges sich ganz Deutschland und wo möglich Italien zu unterwerfen, und den Kaiser in Oesterreich selbst zu bekriegen. Es wurden deßhalb fünf Heere aufgestellt, von welchen das in Flandern unter Villeroi und Bedmar, und das an der Mosel unter Coigny sich darauf beschränken sollten, die dortigen Linien und die Grenzen des Königreiches zu vertheidigen, und die Angriffe der Feinde zurückzuweisen. Der Marschall Tallard aber sollte die Linien von Stolhoffen beobachten und bedrohen, das Elsaß decken und wo möglich die Verbindung mit Baiern herstellen, wo das unter dem Kurfürsten und dem Marschall Marsin stehende Heer, welches mit Rekruten und Munition reichlich versehen wurde, zu energischer Fortsetzung des Krieges und Verpflanzung desselben auf österreichischen Boden bestimmt war. Vendome endlich sollte in Italien den Herzog von Savoyen vernichten und die Deutschen völlig aus dem Lande vertreiben.

Die kaiserliche Regierung sah sich dadurch gezwungen, keine oder nur geringe Truppenverstärkungen nach Italien zu senden, sich in Flandern in der Defensive zu halten, von dort ein starkes englisch-holländisches Armeecorps nach Deutschland zu ziehen, und ihre daselbst befindlichen Streitkräfte in der Art zu verstärken, daß es möglich werde, die Verbindung Frankreichs mit dem Heere des Kurfürsten zu unterbrechen, das letztere zu zermalmen und so die dringendste Gefahr abzuwenden.

Eugen war zweifelsohne das geeignetste Werkzeug zur Realisirung eines solchen Planes. Er erhielt deßhalb den Befehl, sich auf den Kriegsschauplatz zu verfügen, und während der Markgraf Ludwig von Baden das kaiserliche Heer in Süddeutschland befehligte, das Commando über die am Rheine stehenden Truppen zu übernehmen. Am 25. Mai reiste er von Wien ab und traf drei Tage später in Nürnberg ein. Die Verwaltung des Hofkriegsraths-Präsidiums hatte der Prinz, da der Vicepräsident Graf Heister in Ungarn commandirte, dem Generalkriegscommissär Grafen Breuner und dem Grafen Rappach übergeben.

Die drei ersten der aus dem Jahre 1704 herrührenden Schreiben Eugens sind noch von Wien, die übrigen aber von den verschiedensten Orten Deutschlands, in welchen der Prinz sich eben befand, datirt. Die Vorgänge jenes ereignißvollen Feldzuges, welchem Deutschland damals die Befreiung vom Franzosenjoche verdankte, sind zu bekannt, als daß sie hier einer neuerlichen Besprechung bedürften. Wir beschränken uns demnach darauf, aus den hier wiedergegebenen Aktenstücken jene hervorzuheben, welche unser Interesse in erhöhtem Maaße in Anspruch zu nehmen geeignet seyn dürften.

Der Bericht des Prinzen an den Kaiser vom 14. Juni spricht von der Zusammenkunft, die zwischen dem Generallieutenant Ludwig von Baden, dem Feldmarschall Prinzen Eugen von Savoyen, dem englisch-holländischen Oberfeldherrn Herzog von Marlborough und dem kaiserlichen Gesandten Grafen von Wratislaw stattfand, und bei welcher ein Plan zu gemeinschaftlicher Vornahme der Kriegsoperationen festgesetzt wurde. Leider sagt er aber nichts Ausführlicheres über diese Unterredung, sondern beruft sich auf eine weitläufigere von dem Grafen Wratislaw erstattete Relation, welche, wenn sie vielleicht in den Acten aufzufinden gewesen wäre, eine Mittheilung im hohen Grade verdient hätte. Ein Handschreiben des Kaisers, worin dieser einen Succurs nach Ungarn verlangt, hatte Eugen zwar mit dem Markgrafen Ludwig und Marlborough in Erwägung gezogen, bei Letzterem aber entschiedenen Widerspruch gefunden. Marlborough überzeugte auch die kaiserlichen Generale, daß man auf einen solchen Antrag unmöglich eingehen könne, „indeme andurch das abgefaßte concert „umb den Churfürsten in Bayrn zu Paaren zu bringen, völlig „zerschlagen wurdt, da es jedoch der Haubtpunkt ist, um der„malleins disem gefährlichen Krieg ein bösseres aussehen zu geben. „Wird aber Bayrn, wie zu hoffen, baldt in die Enge getriben, „so hat man alsdan ohnedem den nägsten Weg gegen Hungern „Einen starkhen Succurs zu schickhen, wohingegen man an Jezo „wegen des weithen umbmarchs Kaumb vor 8 Wochen Keinen „Mann wurde hinabbringen Khönen."

„Zudeme hat man auch betrachtet, daß zwar Ein 2 oder 3 „Regimenter zu steürung der rebellischen excursionen auf Eine „Kleine Zeith, nicht aber in der sach selbsten die rebellion zu däm„pfen sufficient seyn wurden, und Also ware das notwendigste, „daß man in dem Hauptwerkh mit allen gewaldt ansetze, und „nicht wie bißhero mit den Flickhereyen die Zeith verlihre, wo„durch man Endtlich gar an Keinen orth mehr wurde helffen — „weniger den statum rerum Irgendts widerumb aufrecht brin„gen Khönen." —

Gegen den Hofkammerrath von Palm beklagt sich Eugen (Nr. 267) über die Intriguen und Cabalen, welche kaum daß er Wien verlassen, schon bei Hofe gegen ihn angesponnen werden. Er erklärt, daß wenn ihm der Kaiser einen Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes an die Seite setzen wolle, der ihm nicht angenehm sey, er ihm seine Stelle ganz unfehlbar zu Füßen legen werde. Der Prinz erkennt die Nothwendigkeit, sich baldigst wieder bei Hofe einzufinden, um Alles in gehörigem Gange zu erhalten, und er spricht seine Absicht aus, sich sobald es der Stand der Kriegsoperationen erlaubt, dahin zu begeben, um eine schleunigere Bewerkstelligung der unumgänglich nöthigen Maßregeln herbeizuführen. Er läßt deßhalb den Präsidenten der Hofkammer, Grafen Gundacker Starhemberg bitten; „er möchte himmel und „Erden movieren, damit dermalleins die vorgeschlagene mittel ad „effectum Komben, und man mithin sowohl für Wälschlandt, „Hungarn, und herauf in das Reich, mit geldt succurrieren, alß „auch die übrigen dispositionen der rimonta, recroutten, Mundie„rung, Provianth und munition zu standt bringen Könne, anson„sten, wan der übrige Kleine rest der arméen noch weiters ver„schwindet, gleichwie layder derenselben gänzlicher Verlust ohne„dem schon auf der spitzen stehet, so wird nachgehends gar alle „rettung und hülff umbsonst seyn."

Die Schreiben Eugens an den Markgrafen von Baden und an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau enthalten meistens rein militärische Details. Die letzteren sind deßhalb von Interesse, weil sie Zeugniß geben für das freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen dem Prinzen und dem jungen, kriegesmuthigen deutschen Fürsten obwaltete. In seinem Berichte Nr. 270 an den Kaiser unterzieht Eugen die von dem Feldmarschall Heister in Ungarn getroffenen Maßregeln einer bittern Kritik, schreibt größtentheils ihnen das Ueberhandnehmen des Aufstandes zu, und dringt darauf, daß das dortige Commando dem Feldmarschall abgenommen, und einem andern General übergeben werde, wozu er den Ban von Croatien oder den Feldzeugmeister Baron Huyn als die geeignetsten bezeichnet. — Die Bewegungen der feindlichen sowohl als der verbündeten Heere, die Herbeischaffung der für die letzteren erforderlichen Bedürfnisse, die Nachricht von dem Siege bei Donauwerth, der Stand der Dinge in Italien endlich, und der Rückzug des Generals der Cavallerie Grafen Leiningen von Ostiglia gegen die Grenze von Tirol, bilden die Gegenstände der nächsten Berichte Eugens an den Kaiser.

Die folgenden Schreiben an die Prinzen Maximilian von Hannover und von Baden-Durlach, an den Grafen von Nassau-Weilburg, an den dänischen Generallieutenant von Scholten und

mehrere andere Feldobersten besprechen meist nur die Bewegungen der einander feindlich gegenüberstehenden Heere. Wichtiger als diese Actenstücke sind die beiden Berichte des Prinzen an den Kaiser vom 31. Juli, in deren ersterem er die traurige Lage der kaiserlichen Finanzen schildert und zeigt, in welcher Gefahr die Monarchie sich durch die Vernachläßigung der Kriegsanstalten in Ungarn und Italien befindet. In dem zweiten Berichte gesteht Eugen, daß ihm die Dispositionen bei der Armee des Generallieutenants sowohl als bei der des Herzogs von Marlborough gar nicht gefallen. „Ich khan," sagt er, „zwar biß dato über des „General Leithenant intention noch kein rechtes Judicium fällen, „Gewüß ist Es aber, daß Er mit hartter miehe zu Einer operation „zu bringen seye, wie dann defacto würckhlich noch kein proiect „oder Sistema gemacht worden, da doch seith der glieckseeligen „action von Schellenberg schon Ein ganzes Monath verstrichen ist."

„Ich habe Ihm sowohl, alß dem Millord duc meine mai„nung alsogleich überschriben, und solche in allen meinen Brieffen „repetirt, alß wie auch waiß, daß es ingleichen der graff von „Vratislau nit undterlaßen habe, allein Es hat nichts gefruchtet." Eugen meinte, man solle geraden Weges auf Augsburg losgehen, Brücken über den Lech schlagen und eine Stellung annehmen, durch welche die Verbindung des Marschalls Tallard mit der baierisch-französischen Armee, das Hauptziel der Kriegsoperation von Seite des Feindes, wo nicht unmöglich gemacht, doch sehr erschwert worden wäre. „Allein ich fürchte" fährt der Prinz fort „unsere Langsamkeit und daß man die Zeit mit unnuz ver„liehre, biß die Eng- und Holländer auf ihren Zuruckmarch wie„derumben denkhen werden. Ich werde mich sobald als möglich „zu Marlborough verfügen, und will hernach klar reden, E. K. „M. aber seyen Allergnädigst versichert, daß Ich alßdan Dero„selben Keinen lähren Argwohn allerundterthänigst benachrichti„gen werde, und wan Ich hingegen Einen rechten grundt spüh„ren, oder Vermerkhen wurde, so werde Ich gewüßlich das „Jenige fürkheren, was E. K. M. Diensten und interesse Er„fordern, Auch meine allertreüiste Pflicht mit sich bringen wird, „wan Es auch so zu sagen wider meinen aignen Vatter beschehen „müeste. Es beklaget sich der General Leithenandt auch seiner sei„ten, daß man den Krieg alla Hussara führen wollte: Er aber „ware schuldig alß Ein Erfahrener General nach der Kriegsraison „zu agiren. Dises ist nun zwar gar recht, wan man sich auf „Eine bloße opinion gebunden oder opiniatrirt hatte, Allein, wann „Er nuhr auf das Wenigiste Eine Einzige operation proponieret, „und seine Ursachen Erkhläret hette, so ware Ich fast sicher, daß „der Millord nichts difficultirt haben wurde: biß die heuntige stundt

„aber ist nit allein nichts resolvieret: sondern auch glaublich nit „das Geringste proponieret worden.“

Mit Schreiben vom 16. August benachrichtigt Eugen den Kaiser von dem glänzenden Siege, mit welchem der Allerhöchste „die kayserlichen und alliirten, dann die königlich englischen Waffen“ am 13. dieses Monats gesegnet habe. Indem er den ausführlichen Bericht über diese Schlacht übersendet, spricht er dem Monarchen „seine hertzinnigliche freidte in allertieffester Submission aus, daß „er so glücklich gewesen sey, und zu diesen von Gott geseegneten „erwintschten glücklichen Succels durch seine geringen Kräfften „nuhr mit einen wenigen Theil die Begürdte seines allerunter„thänigsten Eifers habe erweisen khönen.“ Gleich dem vorigen werden auch die Schreiben mitgetheilt, mit welchen der Prinz dem römischen Könige die Schlachtrelation übersendet, und womit er dem Könige von Preußen Nachricht von dem Siege bei Hochstädt gibt, und gegen Letzteren sich insbesondere über den Prinzen von Anhalt rühmend ausspricht, welcher „gleich wie er seiner „Persohn im geringsten nit geschonet, alßo auch mit seiner großen „valor keine gefahr geschiehen, so daß ihm des erhaltenen Sieges „zu seinem unsterblichen Ruhm allerdings ein sehr großer Antheil „gebühren kann.“ — Nach der Schlachtrelation selbst, welche eigentlich das Wichtigste und zur Mittheilung geeignetste Actenstück gewesen wäre, haben wir im vorliegenden Buche vergebens geforscht. —

Diese Niederlage der Franzosen, das erste große Unglück, welches den König Ludwig XIV. nach langer glücklicher Regierung traf, war nicht nur durch die ungeheuren Verluste, welche das feindliche Heer erlitten hatte, sondern noch mehr durch die Folgen des Sieges, welchen Eugen und Marlborough geschickt zu benützen wußten, und durch die gewaltige Rückwirkung, die derselbe auf die andern Kriegsschauplätze hervorbrachte, entscheidend. — Die Feinde gingen über den Rhein zurück, die Verbündeten folgten ihnen, Ulm fiel, Landau ergab sich nach zweimonatlicher Belagerung. Fünfzehn Tage vor dem Falle dieser Festung hatte die Kurfürstin von Baiern als Stellvertreterin ihres Gemales durch einen von ihr unterzeichneten Vertrag die Räumung der Festungen des Landes und die Entlassung ihrer Haustruppen gelobt.

Auf diese Ereignisse beziehen sich denn auch die vorliegenden Schreiben Eugens und insbesondere seine Berichte an den Kaiser, von welchen vorzüglich jene Stellen eine größere Aufmerksamkeit verdienen dürften, welche von den Unterhandlungen mit der Kurfürstin von Baiern hinsichtlich der Räumung der Festungen und von der Contributionserhebung sprechen.

In dem Berichte Nr. 317 legt der Prinz dem Kaiser dringend an's Herz, nicht nur an den der Kurfürstin vorgeschriebenen Bedingungen nichts Wesentliches zu ändern, sondern er bittet auch, Niemanden Gehör zu geben, welcher sich etwa als eine Belohnung seiner Verdienste oder unter anderem Titel erdreisten würde, vom Kaiser ein Stück Land oder ein anderes Geschenk, welches Baiern zur Last fallen würde, zu begehren, „zu mahlen bei an„deren Zeithen, und wan Es Einmahl widerumb fridt seyn wirdt, „Deroselben die Gelegenheiten nit Ermanglen werden, Dero an„gestambte Kayserliche Gnadens Erkendtlichkeiten denjenigen an„ersprießen zu lassen, welche selbiger würdig seyn wurden.“ —

Der Eifer des Prinzen, selbst in feindlichem Lande Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und die Bewohner vor allen unnützen Plackereien zu bewahren, spricht sich in einem Erlasse an den General der Cavallerie Grafen Herbeville vom 22. September aus, in welchem er seinen schon öfter wiederholten Befehl neuerdings einschärft, daß sich Niemand außer den eigens dazu entsendeten Kriegscommissären oder deren Beamten in das Contributionswesen mischen solle. Es wird strenge untersagt, verhältnißmäßig kleinen Orten wegen einer einzigen Schutzwache die Bezahlung einer namhaften Tare aufzuerlegen, indem, wie der Prinz fortfährt „nicht zu gestatten ist, daß man, obschon in des „Feindes Landt, nach eignen Willen und Belieben allerhand „pressuren und Geldtexactionen mache und ein jeder nach eignen „gefahlen sich darmit zu bereichern sueche.“ — Er erklärt, daß er es nicht dabei werde bewenden lassen, sondern „bemüßiget sein, „wegen dieser Gelderpreßungen eine ordentliche Inquisition vor„nehmen zu laßen, wo es sodan für diejenigen, die jetzo mit „ihrer Verantwortung zuruckhalten, und nicht recht heraus wol„len, zu spät sein und sie alsdan zu bereuen Ursache haben „werden.“ —

Eine Protestation Eugen's gegen die Absicht, dem Cardinal Lamberg die Regierung von ganz Baiern zu übertragen, seine Schreiben an die Kurfürstin und den baierischen Generalfeldwachtmeister Baron Lützelburg, worin er auf ungesäumte Verwirklichung der Tractatspunkte dringt, die Berichte endlich an den Kaiser vom 18., 22. und 24. December, welche sich über die baierischen Angelegenheiten weitläufiger verbreiten, verdienen eine besondere Beachtung. Wir glauben unsere Berichterstattung über die hier mitgetheilten Actenstücke aus dem Jahre 1704 nicht beendigen zu können, ohne eine Aeußerung hervorzuheben, mittelst welcher der Prinz in einem Schreiben an den Hofkriegsrath von Locher die damalige Benehmungsweise unserer Provinzialstände einer wenig günstigen Beurtheilung unterzieht. „Wann die Länder,“

sagt Eugen bei Gelegenheit der Besprechung des traurigen Finanzzustandes, „nichts thuen, auch sonsten keiner die handt anle„gen will, so mag mans bleiben laßen, dan allein, khan Ich „auch nit helffen, am maisten aber wundern mich unsere herren „landtständt, alß welche, wan die gefahr Ihnen auf den halß „kombet, Erbärmlich schmählen, und lamentieren, und nach„gehendts wan solche Einen Tag gewichen sogleich widerumb wi„der das aggravio der Miliz protestieren, wollen keinen undter„halth geben, und gleichwollen bedeckhet, und geschützet seyn; „In allen disen aber möchte Ich doch Endtlichen wüßen, ob der „Kayser gar nicht remedieren wolle; kein Geldt, kein Volkh, „kein magazin, kein munition, keine anstaldt, kein Ernst, kein „Eyfer, kein sorg, und doch gleichwollen Krieg führen, trium„phiren, und Chron und Scepter sambt Landt und Leith gewüh„nen wollen, das seyndt contradictoria, die Ich nit mehr auß „Einanderklauben khan.“ —

Am 30. December traf Eugen zu Wien ein, und begann alsogleich mit dem rastlosen Eifer, der ihn auszeichnete, die energische Betreibung zur Fortsetzung der Kriegführung im nächsten Jahre. Nach den hier mitgetheilten Briefen dürfte man vermuthen, der Prinz habe im Laufe des Feldzuges 1704 seine ausschließende Aufmerksamkeit dem Kriegsschauplatze in Deutschland zugewendet, und sich um die kaiserlichen Heeresabtheilungen in Piemont, an der tirolisch-italienischen Grenze und in Ungarn nur wenig bekümmert. Dem war aber nicht so. Eugen stand das ganze Jahr hindurch in lebhafter Correspondenz mit dem Herzoge Victor Amadeus von Savoyen, und den übrigen die genannten Armeecorps befehligenden Generalen, namentlich aber den Grafen Starhemberg, Trautmannsdorf und Leiningen, endlich mit dem bei den Truppen des Letzteren befindlichen Oberstkriegscommissär Freiherrn Martini von Martinsberg, welcher sich eines besondern Vertrauens des Prinzen rühmen durfte. Eine wenigstens theilweise Mittheilung dieser Briefe, deren Concepte gleichfalls im Kriegsarchiv aufbewahrt sind und eine größere Beachtung der damals so wichtigen und auf den Gang des ganzen Krieges so nachdrücklich einwirkenden italienischen Angelegenheiten wäre bei Herausgabe der vorliegenden Sammlung der Correspondenz des Prinzen um so wünschenswerther gewesen, als wir unsern Feldherrn im folgenden Jahre nach Italien begleiten müssen, wohin ihn der immer dringendere Ruf des Herzogs von Savoyen nicht minder als die Stimme sämmtlicher kaiserlichen Generale und Truppen berief. —

Das kaiserliche Heer in Italien war durch den von uns bereits erwähnten Zug Starhemberg's nach Piemont und das Zu-

rückbleiben eines Corps von 8000 Mann unter Trautmannsdorf am Po in zwei Truppenkörper getheilt worden. — Die in Piemont befindliche Heeresabtheilung hatte, mit den Truppen des Herzogs von Savoyen vereinigt, die weit überlegene französische Heeresmacht unter Vendome zu bekämpfen, und sah sich außer Stande, die Fortschritte der Feinde, den Fall der Festungen Vercelli und Ivrea, endlich die Wegnahme der meisten befestigten Plätze in Savoyen zu hindern. Vendome war nun vor Verrua gezogen, und hatte die Belagerung dieser Festung, der Vormauer von Turin, noch im Jahre 1704 begonnen. Verrua aber wurde durch den kaiserlichen Obersten Freiherrn von Fresen so tapfer vertheidigt und dieser durch die bei Crescentino gelagerten verbündeten Feldherren so wacker unterstützt, daß die Festung sich erst nach sechsmonatlicher Belagerung, nachdem von ihren Mauern nichts mehr als ein Trümmerhaufen übrig geblieben war, dem Feinde ergab, der diese Eroberung mit dem Leben von sechs Generalen, von 600 Offizieren und 12,000 Soldaten, die theils vor Verrua's Wällen durch das Schwert und das Geschütz der Vertheidiger gefallen, theils als Opfer der übermäßigen Anstrengungen und der ungünstigen Witterungsverhältnisse gestorben waren, und mit einem Kostenaufwande von acht Millionen Livres erkauft hatte.

Nicht günstiger als der kaiserlichen Heeresabtheilung in Piemont war das Kriegsgeschick den in Ostiglia zurückgebliebenen Truppen gewesen, welchen ein französisches Armeecorps unter dem Malteser Großprior Philipp von Vendome, dem Bruder des Herzogs, entgegenstand. Graf Trautmannsdorf, dessen Kränklichkeit nicht minder als der geringe Grad seiner kriegerischen Talente ihn auf die Länge unfähig machten, den Oberbefehl zu führen, trat diesen dem zwar jungen aber kriegeserfahrenen Prinzen Carl Thomas Vaudemont ab. So groß war die Freude der Soldaten über diesen Wechsel im Commando, daß sie, wie Eugen selbst sich versprach „nun alle Extremitäten viel leichter ertragen, „und bei sich ereignender Occasion sich beßer halten werden, als „es sonst zu hoffen gewesen wäre, da sie die Art und Confusion „des vorigen Commando's noch verdrüßlicher und kleinmüthiger „gemacht hat."

Allein diese schöne Hoffnung sollte bald vernichtet werden. Schon am 12. Mai raffte ein hitziges Fieber den Prinzen Carl Thomas Vaudemont, den edlen Lothringer hinweg, der, wenn gleich nicht auf dem Schlachtfelde, doch nicht minder in der Erfüllung seiner Kriegerpflichten auf dem Bette der Ehre den Tod fand. Er war das dritte Glied des Hauses Lothringen, welches während des spanischen Successionskrieges im Dienste des Kaisers

starb. Seine seltenen kriegerischen Eigenschaften wurden von Freund und Feind gleich hochgeschätzt und er wurde von seinen Oberen und Untergebenen um so mehr betrauert, als er es gleich gut verstanden hatte, zu befehlen wie zu gehorchen. Zu bedauern ist, daß dieser edle Fürst seine glänzenden Eigenschaften durch eine ausschweifende Lebensart verdunkelte, welche, da sich der ungesunde Aufenthalt zu Ostiglia noch hinzugesellte, zunächst die Ursache seines Todes geworden zu sein scheint.

Der in Deutschland stehende, gleichzeitig zum General der Cavallerie beförderte Graf von Leiningen erhielt nun den Befehl, nach Ostiglia zu eilen, um dort das Commando zu übernehmen. Am 18. Juni traf Leiningen bei dem Armeecorps ein, und erstattete zwei Tage später dem Prinzen Eugen einen Bericht über den jammervollen Zustand, in dem er dasselbe gefunden. Immer mehr griffen verderbliche Krankheiten um sich. Da die Soldaten sich aus der sumpfigen Gegend von Ostiglia heraus sehnten, nahmen die Desertionen überhand. Hierzu kam die feindselige Behandlung der Kaiserlichen von Seite der päpstlichen Behörden und die nicht viel freundlichere von jener der Venetianer, deren offenes Parteinehmen für Frankreich sich immer unverholener aussprach. Leiningen hatte keine Zeit mehr zu verlieren, und um den gänzlichen Ruin von dem ihm untergebenen Corps abzuwenden, sah er kein anderes Mittel mehr, als schleunigen Rückzug nach Tirol. Der Entschluß war kaum gefaßt, als er auch schon ins Werk gesetzt wurde. —

Am 24. Juni erfolgte der Aufbruch von Ostiglia, und nach einem mit größter Vorsicht und den zweckmäßigsten Vorkehrungen durchgeführten Marsche, während dessen sich Leiningen als Eugen's wackerer Schüler bewährte, erreichte das kaiserliche Corps, ohne einen einzigen Mann zu verlieren, die Grenze Tirols und postirte seine Infanterie längs der Etsch bis Ala und Roveredo, die Cavallerie aber an das nördliche Ufer des Gardasees und in die Judicarien, mit dem von Eugen ertheilten strengen Befehle, „daß das Landt nit verderbet noch der geringste „excess darinnen verübet, in widrigen aber die allwallige satis„faction gegeben und beynebens wider die excedenten sogleich in „flagranti mit leib und lebensstraff verfahren werde."

Dieser Rückzug war übrigens die letzte und einzige Unternehmung, welche Graf Leiningen in Ausführung brachte. Er stand den ganzen Sommer hindurch unthätig an der Grenze Tirols, ohne einen andern Feind als die bei den Truppen herrschende Noth zu bekämpfen.

Um diese zu heben, that er alles was in seinen Kräften stand, und verpfändete sogar in uneigennütziger Weise sein Silbergeschirr,

um den Soldaten Lebensmittel und Kleidung zu verschaffen. Als er aber endlich so viel Verstärkungen empfangen hatte, daß sein Corps bis gegen 15,000 Mann angewachsen war, als ihm einige Geldsendungen zugekommen waren, wagte er es zur besseren Subsistenz seiner Soldaten, für die in dem ganz ausgesogenen Bezirke ihres bisherigen Aufenthaltes nichts mehr zu bekommen war, in die Lombardie vorzurücken und in Gavardo sein Hauptquartier aufzuschlagen. Aber auch hier blieb er unthätig, entsendete wohl einige kleine Streifparteien, um die Mirandola angreifenden Feinde zu beunruhigen, vermochte aber nicht, die fortwährende Belagerung dieser Festung, des letzten Platzes in der Lombardie, den die Kaiserlichen noch inne hatten, zu verhindern. — Eugen's Aufforderungen, doch etwas zu unternehmen, so wie Starhemberg's Verlangen, einen kühnen Entschluß zu fassen, und sich mit dem Heere des Herzogs von Savoyen zu vereinigen, beantwortete Leiningen mit den düsterſten Schilderungen des Zustandes seiner Truppen. Wenn er auch nicht Schuld war an dem Mangel, den diese zu leiden gehabt, so hatte er doch in Leitung der dortigen militärischen Angelegenheiten zu wenig Kraft bewiesen, hatte Anfangs den unzufriedenen Offizieren zu viel Nachsicht gezeigt und sie daher selbst dahin gebracht, daß sie es gewagt, ihm, wenigstens heimlich, den unerläßlichen Gehorsam zu verweigern und bei jeder Unternehmung so viel Hindernisse in den Weg zu werfen, daß der Feldmarschall Starhemberg Leiningen's Kriegsrath mit Recht einem tumultarischen Parlamente verglich und es hohe Zeit war, daß Eugen selbst erschien um der Auflösung von Leiningen's Heercorps vorzubeugen.

Nur mit großer Mühe war der Prinz zu bewegen, dem Rufe des Kaisers zu folgen und den Oberbefehl in Italien wieder zu übernehmen. Ihm schwebte das Beispiel Starhemberg's vor Augen, der sich von dem Kaiser sowohl als von den Alliirten gänzlich verlassen und in Gefahr sah, die ihm noch übrigen geringen Streitkräfte und mit ihnen, da ja die Welt nie nach den Ursachen und den Verhältnissen, sondern nur nach den Erfolgen urtheilt, seinen wohlerworbenen Feldherrnruhm zu verlieren. — Eugen, vielleicht nicht ganz frei von dem Vorwurfe, daß er die meisten verfügbaren Streitkräfte zu dem Heere zu ziehen versuchte, bei welchem er eben stand, wollte sich nicht in die Lage begeben, vor einem vielfach überlegenen Feinde fortwährend zurückweichen und dessen Erfolge mit gebundenen Händen betrachten zu müssen. Er erklärte den kaiserlichen Ministern mit Bestimmtheit, daß er sich für das Commando in Italien bedanke, und daß er dasselbe so lange nicht übernehmen werde „bis er sehe, daß man eine rechte „Armee zusammen richten und diese nicht wie bisher mit bloßem

„Flickwerk, sondern mit allen unumgänglichen requisitten verse„hen sein werde, damit ich nicht dabei meine Ehr und reputation „zu verlieren und dem Kaiser und gemeinen Wesen gleichwohl „nichts zu dienen in Gefahr stehen müßte.“ —

Die hier wiedergegebene Correspondenz, welche der Prinz während seines Aufenthaltes in Wien führte, bespricht, wie aus dem Vorhergehenden von selbst erhellt, theils die Angelegenheiten Deutschlands, welches der Prinz vor Kurzem verlassen hatte, theils die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen in Italien, wohin Eugen sich baldigst zu begeben gedachte. Auf den ersteren beziehen sich die Schreiben an die Kurfürstin von Baiern, an den Feldmarschall Grafen Gronsfeld, den Fürsten Leopold von Anhalt, den Feldzeugmeister Grafen Friesen und mehrere Andere; auf die letzteren aber die Briefe an den Herzog Victor Amadeus von Savoyen, den Feldmarschall Guido Starhemberg, die Grafen Leiningen und Auersperg, den Freiherrn von Martini, den Generalfeldwachtmeister Birago di Roccavione u. s. w.

Am 17. April verließ Eugen in Begleitung der Grafen Guttenstein und Palffy Wien, um sich zu dem Corps des Grafen von Leiningen zu begeben. Noch vor seiner Abreise hatte er dem Feldmarschall Starhemberg geschrieben „er möge den Herzog von „Savoyen nur noch auf diese wenigen wochen animieren, und „überzeugt seyn, er werde sogleich nach seiner Ankunft an der „italiänischen Grenze so zu sagen Himmel und Erde moviren, um „mit forza zu penetriren und mithin das bisherige lange Elend „in ein besseres Aussehen wiederherzustellen.“ Am 23. April traf Eugen in Roveredo ein und fand das nun unter seinen Befehlen stehende Armeecorps trotz dem, daß Graf Leiningen erst vor Kurzem eine namhafte Geldunterstützung für dasselbe aus Wien erhalten hatte, „in einem weit miserableren und ärgeren Zustande, „als er es sich nimmermehr habe einbilden und glauben können.“ Er versicherte den Kaiser, daß das Elend und die Noth bei dem Heere viel größer sey als die Schilderung, die man in Wien davon gemacht habe. Graf Königsegg melde, daß wenn ihm nicht baldigst Hilfe käme, ihn, wenn nicht der Feind, doch der Hunger aus Mirandola vertreiben werde. Dieser Platz, die letzte aus den Festungen Italiens, welche sich noch in des Kaisers Händen befinde, müsse entsetzt werden. Wie dieß aber „mit nackten und „halb verhungerten Soldaten, die elender aussehen als Straßen„bettler, mit Kriegern möglich sein wird, die so entkräftet sind, „daß wenn ein Commando von hundert Mann ausgeschickt wird „und es nur eine Stunde weit geht, gewiß die Hälfte davon „aus Mattigkeit auf der Straße liegen bleibt, ist kaum abzu„sehen.“

Wenn diese Verzögerung der unumgänglich nöthigen Hilfeleistung fortdauert, schreibt Eugen an den jungen König Joseph, wird nichts übrig bleiben, als Italien und mit ihm den Herzog von Savoyen gänzlich zu verlassen und sämmtliche kaiserliche Truppen nach Tirol zurückzuziehen. Der Prinz verspricht, seinerseits alles thun zu wollen, was menschenmöglich ist, und es sich zur größten Freude zu schätzen, im Dienste des Kaiserhauses seinen letzten Blutstropfen zu vergießen; „zum Fall aber ein Un„glück, so alle Stund geschehen kann, erfolgen sollte," schließt Eugen, „will ich daran keine Schuld noch Verantwortung haben."

Hatte die Ankunft des Prinzen bei dem Heere und das kurze Zeit darauf erfolgte Einrücken der preußischen Hilfsvölker im Lager eine freudige Stimmung unter den kaiserlichen Truppen hervorgerufen, so wurde dieselbe durch das Eintreffen mehrerer rasch auf einander folgender Trauerbotschaften bald wieder getrübt. Die erste derselben war die Nachricht von dem Tode des Kaisers Leopold I. Am 5. Mai 1705 war dieser Monarch gestorben, im fünf und sechzigsten Jahre seines Alters und im acht und dreißigsten seiner Regierung. Wahre Frömmigkeit, reine Sittlichkeit, unverfälschte Redlichkeit, unbegränzte Achtung für Wahrheit und Recht, Liebe für Kunst und Wissenschaft bildeten die Grundzüge des Charakters dieses edlen Fürsten. Aber es mangelte ihm leider jene Thatkraft, welche erforderlich war, um in so sturmbewegter Zeit, im Kampfe mit der Macht seiner Feinde sowohl als mit den oft widerstrebenden Gesinnungen einer eigennützigen, durch niedrige Leidenschaften angetriebenen Umgebung seine stets wohlgemeinte Absicht durchzusetzen. — Dieser Mangel an Energie war es, der ihn abhielt, durch rasche, tief eingreifende Maßregeln das Uebel an der Wurzel anzugreifen und das, was ihm als gut und recht erschien, aller Hindernisse ungeachtet mit kraftvoller Hand ins Werk zu setzen. —

Eugen's Schreiben vom 18. Mai an den neuen Kaiser, worin er den Empfang der Nachricht von Leopolds Tode bestätigt, nnd seine so wie seiner Truppen Beileidsbezeugung sammt der Hoffnung ausspricht, daß die „lange im Elend gelassene Militz" an Joseph nicht nur einen gnädigen Landesfürsten und Herrn, sondern auch einen Vater haben werde, verdient unsere besondere Beachtung. Denn der Prinz ergriff diese Gelegenheit, dem Kaiser vorzustellen, in welch' gefährlichem Zustande er seine Regierung nunmehr angetreten habe, wie also „höchst vonnöten seye, „daß man alle extrema und prompta remedia ergreife, um Kron „und Scepter mit Land und Leuthen von dem Untergang zu retten."

„Weillen aber," fährt der Prinz fort, „die waffen bey de„nen monarchien Eine der fürnembsten Grundtfeste seyndt, und

„hingegen E. K. M. selbsten böstens wüssend ist, wie sowohl die „Feldmiliz, als guarnisonen in allen Dero Königreich und lan„den, auch außwertigen Orthen, wo der Krieg geführet werden „mueß, mit der gesambten Militar machine, und deren darzue „Erforderlichen requisiten beschaffen seye, als khönen zwar E. „K. M. von selbsten allerhögst Erleicht Erkhennen, was für Gliekh: „oder Ungliekh dieselbe in dem lauff Dero Regierung zu hoffen „haben mögen, wan Sye nicht gleich zum anfang solche resolu„liones allergnädigst fassen, und auch darüber deren Befolgung, „also schleunig exequiren machen wurden, damit widerumben „Dero wankhende Khron und Scepter befestiget, und Endtlichen „auch mit göttlichen Beystandt nach Dero Habenden Erbrecht, „und sonst befuegten Ansprüchen da und dorten weiters außge„braittet werden könte." —

Nachdem Eugen sich auf seine eigenen, dem Kaiserhause in Treue geleisteten Dienste berufen, bittet er den Monarchen, es eben dieser Anhänglichkeit allein zuzuschreiben, daß er sich so unumwunden über die im Militärwesen unverzüglich vorzunehmenden Aenderungen ausspreche. Er berichtet, daß er nicht ermangelt habe, die Armee von dem Tode des Kaisers Leopold zu benachrichtigen, daß er den Generalen, Obersten und Regiments-Commandanten den von ihnen geschworenen Eid ins Gedächtniß zurückgerufen habe, daß er endlich nach altem Brauch bei jedem Regimente und jeder Truppenabtheilung einen Kreis habe bilden und des Kaisers Tod ihnen anzeigen, daß er die Soldaten habe vertrösten lassen, der neue Kaiser werde sich als ein Vater gegen sie erzeigen „und vor Allem die Allergnädigste Sorgfalt dahin „ankheren wollen, damit sye Ehestens auß der bißhero lang „übertragenen miseri wurden gezogen werden. Und wie nun so„thaner actus ohne Einige schwühr — oder gefährlichkeith abge„loffen: also bezaigte zwar auch Jedermänniglich mueth und Eyfer „mit Ihrer vormaligen devotion, standt und Tapferkeith ferners„hin in Dero Kayserlichen Kriegsdiensten zu beharren, allein die „noth hat schon zu lang gewehret, ist auch noch so groß, daß Es „sowohl vor der welt spött- und ärgerlich, als auch vor Gott „unverandtwortlich ware, wan man zu Ihrer Hülff nit also„baldten die Eüsserste mittel Ergreiffen wurde, zu geschweigen „des weiter besorglichen unheils, welches mit kurzen erfolgen „könte, da nunmehro die desperation bei officiers und Gemainen „schon so weith überhandt genomben, daß Ich fast nicht mehr „waiß, wie selbige ferners animiren, noch genugsam trösten möge."

Nach einer Schilderung des traurigen Zustandes seines Heeres sowohl als der kaiserlichen Truppen in Deutschland, Ungarn und Siebenbürgen dringt der Prinz darauf, daß dem Feldmar-

schall Sigbert Heister, „welcher eine Armee nach der andern ruiniren würde, und doch gleichwollen den dortigen Krieg zu keinem „baldig gewüntschten Ende bringen khönne," das Commando in Ungarn abgenommen und es dem Feldmarschall Grafen Herbeville übertragen werde.

„Ich bekhenne zwar widerholtermassen," fährt Eugen fort, „daß auch den Generalen Herbeville für sich allein nicht von allgenugsamber capacitæth finde: doch ist Er ein solcher Mann, „der frembden Rath annimbet, und demjenigen nachkombet, was „Ihme befohlen wird, habe auch zuvor wohl überleget, was seinethalben Eingeratten, da zu dem Ende, und Eben der Ursachen willen, unter selbigen die beeden Generalen Schlik und „Johann Palffy allerunmaßgebigst vorgeschlagen habe. Beruhet „demnach bei E. K. M. förderſamber resolulion, was Sye darinfahls allergnädigst werden belieben wollen, als wie es fürwahr „Dero Dienst unumbgänglich daran gelegen ist, damit diſes Commando, wie offt Erwehnet, in andere händt gegeben werde. „Ich gestehe zwar, daß hierzue Entweder der F. M. Conte Rabulhin, oder graff Guido von Starnberg am tauglichsten wären, „allein Ich waiß nicht ob der Erstere wegen seiner Leibesgebräch„ligkeith in standt, oder auch sonsten Es rattsamb wäre, das „man selbigen noch de facto von danen hinwegnemben: oder er „auch so leicht und schleinig heraußkomben könte; der andere hingegen befindet sich Ebenfahls noch in Piemont, und sehe ich „auch nit, wie er gleichermassen von dorten sobaldt zu Entratten „seyn wurde." —

Nachdem der Prinz den Kaiser um strenge Untersuchung gegen den Feldmarschall Grafen Trautmannsdorf gebeten, welcher trotz der ausdrücklichen Verbote gegen den Verkauf der Offiziersstellen doch in seinem Regimente förmlichen Handel damit treibe, und darauf angetragen, daß im Falle die Beschuldigung sich als richtig erweise, dieser schädliche Mißbrauch an dem Feldmarschall durch Abnahme und Weiterverleihung seines Regimentes, an den schuldigen Offizieren aber durch Cassirung vor der ganzen Armee bestraft werde, schließt er sein Schreiben mit der Bitte an den Kaiser, dem Mangel an Generalen bei dem Heere in Italien durch die Erhebung der beiden tapferen Obersten Wezl und Zumjungen zu dieser Würde wenigstens theilweise abzuhelfen.

Die Kunde von dem Falle Mirandola's war die zweite traurige Botschaft, die innerhalb weniger Tage in Eugen's Lager gelangte. Diese Festung hatte, nachdem sie ein volles Jahr hindurch blokirt gewesen und ihr jede Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, am 11. Mai kapitulirt. Die aus neunhundert Mann bestehende Besatzung blieb kriegsgefangen. Der Uebergang über

den Mincio, welchen Eugen in der steten Absicht, den Durchbruch nach Piemont zu bewerkstelligen, im Angesichte des Feindes erzwingen wollte, mißlang. Der Prinz führte nun seine Truppen auf Schiffen über den Gardasee, nahm bei Gavardo eine feste Stellung und verschanzte sich daselbst, eine Maßregel, welche ihm gegenüber der bei Calcinato stehende feindliche Feldherr gleichfalls befolgte. Der Ueberfall, den Eugen am letzten Mai auf die von den Franzosen besetzte Casine Moscolina unternahm, wurde durch die tapfere Vertheidigung der Feinde und die schnelle Hilfe, welche der französische Generallieutenant Medavi der hartbedrängten Besatzung leistete, vereitelt.

Durch dieses Ereigniß, so wie durch den in der Umgegend von Gavardo fühlbar gewordenen Mangel an Lebensmitteln war Eugen's Stellung daselbst gefährlich geworden. Es gelang ihm, dieselbe, ohne von seinen Gegnern bemerkt zu werden, zu verlassen, und auf dem Marsche, den er in der Richtung gegen den Oglio antrat, einen Vorsprung von zwölf Stunden vor dem Feinde zu gewinnen. Trotz dem, daß des unausgesetzten Regenwetters halber der Fluß hoch angeschwollen und die Brücke über denselben durch die Feinde abgebrochen worden war, bewerkstelligte der Prinz seinen Uebergang über den Oglio. Bei dieser Gelegenheit fand der Feldmarschalllieutenant Graf Sereni, als er an der Seite des Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau und an der Spitze der Dragonerregimenter Savoyen und Herbeville durch den reißenden Strom setzte, den Tod. Mit ihm ertranken sechs kaiserliche Reiter, welche den wackeren General zu retten versucht hatten.

In Folge dieser kühnen Manöver fielen Calcio, Pontoglio und Palazzuolo, und der Feldmarschalllieutenant Marquis Visconti überraschte am 1. Juli bei Ponte San Pietro den französischen Generallieutenant Toralba und nahm ihn sammt einem großen Theile seiner Offiziere und Truppen gefangen. Eugen griff nun, um einen gegen jeden Handstreich gesicherten Ort zu besitzen, in welchem er ein Hauptmagazin errichten wollte, Soncino an, nöthigte den wohl befestigten Platz binnen zwei Tagen zur Uebergabe, machte die ganze, aus mehr als fünfhundert Mann bestehende Besatzung zu Kriegsgefangenen, und erbeutete eine nicht unansehnliche Menge von Lebensmitteln. —

Der Prinz hatte alle diese Unternehmungen ausgeführt, ohne darin von seinem Gegner, dem Großprior, im Mindesten beunruhigt zu werden. Er hatte sein dem Feldmarschall Starhemberg gegebenes Versprechen, „daß er nit feiern, sondern Alles ankhe„ren werde, was immer möglich seyn würdt" getreulich erfüllt. Der Herzog von Vendome aber erkannte, daß es höchste Zeit sey, um die von seinem Bruder begangenen Fehler wieder gut zu ma-

chen. Er übergab dem Herzog de Lafeuillade die Leitung der Belagerung von Chivasso und eilte nach der Lombardie, um Eugen's weitere Fortschritte zu hemmen. Bald zeigte es sich, daß dem Prinzen ein seiner würdiger Feldherr gegenüber stand. Vendome vereitelte Eugen's Absicht, über die Adda zu gehen. Bei Cassano suchte der kaiserliche Feldherr den Großprior zu überfallen, ihm eilte aber sein Bruder, der Herzog, zu Hilfe, und so kam es am 16. August 1705 zu einer blutigen Schlacht, in welcher die beiderseitigen Truppen voll Heldenmuth kämpften und ihre Feldherren alle Kraft anstrengten, um sich gegenseitig den Siegeslorbeer zu entreißen. Sprach Eugen vor drei Jahren bei Luzzara den Ruhm des Sieges an, weil er das Schlachtfeld behauptete, so muß er hier diese Ehre seinem Gegner überlassen, denn er zog sich, obwohl weder eine Fahne noch irgend eine andere Trophäe in des Feindes Händen lassend, nach vierstündigem Kampfe zurück und ließ seinen Gegner im Besitze der Wahlstatt. Eugen selbst war am Halse verletzt, der Graf von Leiningen war gefallen, die Hälfte der kaiserlichen Generale blessirt. Der Feldzeugmeister Baron Bibra und der Generalfeldwachtmeister Prinz Joseph von Lothringen starben an den Folgen ihrer Verwundungen. Der Herzog von Vendome war am Fuße leicht verletzt worden und hatte einen ähnlichen Verlust an Oberoffizieren wie seine Gegner erlitten.

Diese hier mit wenigen Worten angedeuteten Ereignisse bilden den Hauptgegenstand der vorliegenden Correspondenz, aus welcher wir insbesondere hervorheben den Bericht Eugen's an den Kaiser vom 5. Juni über das Treffen bei der Casine Moscolina, in welchem der Feldzeugmeister Bibra „denen anstalten vor der „attaque so vernünfftig als vorsichtig assistierte und den angriff „wie auch die action selbsten commandierte, darauf der General„wachtmeister Prinz Alexander von Württenberg darbey sich sehr „ruehmblich und lobwürdig signalirte, seinem exempel aber folg„ten auch ganz löblich all die übrige officiers und Gemaine, daß „also deren allerseiths Erwisene Tapfferkeit, conduite und expe„rienz das allergnädigste Wohlgefab en billig verdienet haben." —

Für die Bestätigung in den Würden eines Präsidenten des Hofkriegsrathes und eines geheimen Rathes, als welcher er dem Range nach der Sechste gereiht wurde, dankt Eugen dem Kaiser in seinem Berichte vom 26. Juni. Er verbindet damit die Versicherung, daß er zu des Monarchen „Dienst und Interesse seine „obligende Pflicht, Fleiß und sorgfalth bis in sein Grab nach „aller Eusserſten Kräfften unablässig zu bezaigen bemiehet seyn „werde." In diesem und den nächstfolgenden Schreiben an den Kaiser bespricht Eugen die Bewegungen seiner Truppen, um den Oglio zu erreichen und den Uebergang über diesen Fluß zu be-

werkstelligen, ein Unternehmen, dessen Gelingen durch den Verlust des Feldmarschallieutenants Grafen Sereni erkauft wurde, dessen Tod „umb so mehr zu bethauren, als der Kaiser an selbem „einen gar gescheid- und wakheren Generalen verlohren."

Darstellungen der Noth des eigenen Heeres und des noch weit größeren Mangels, welcher bei den Truppen des Herzogs Victor Amadeus herrschte, dringende Bitten an den Kaiser, diesem Uebel endlich gründlich abzuhelfen, Versicherungen gegen den Herzog von Savoyen und den Feldmarschall Starhemberg, daß alles in Bewegung gesetzt werde, um den Durchbruch nach Piemont zu erzwingen, daß aber alle Bemühungen einem so überlegenen Feinde gegenüber bisher fruchtlos gewesen seien, Vorschläge wegen Versetzung verschiedener Generale, wegen Beförderung von Offizieren und Verleihungen erledigter Regimenter bilden den Gegenstand der nächsten Berichte und Schreiben des Prinzen. Besondere Aufmerksamkeit verdient Eugen's Berichterstattung vom 17. August an den Kaiser über die Tags vorher stattgefundene blutige Schlacht bei Cassano, in welcher alle seine Truppen „von dem Obern bis zum Nidrigsten" aufs tapferste gefochten haben und beiderseits ein so heftiges Feuer unterhalten worden war, daß Eugen „dergleichen noch niemahlen gesehen." „Die Leith von „der Infanterie sind," fährt der Prinz fort, „battaglionenweiß in „den Canal gesprungen, und haben selbigen durch das Wasser bis „auf den hals, und vor des feindts Erschrökhlichen feür passieret, „nachgehendts auch, ungeacht Jhnen gewöhr und munition an „dem leib völlig naß worden, und deßwegen fast nicht mehr „schießen khönen, den feindt dennoch abermahlen zurukhgeschlagen „und verjaget." —

Wie an den Kaiser schrieb Eugen auch an den jungen König Karl von Spanien, an den Herzog von Savoyen, an seinen Waffenbruder Marlborough endlich und benachrichtigte sie von dem blutigen Kampfe, den er eben durchgefochten hatte. —

Die Schlacht bei Cassano war des Prinzen letzte Waffenthat in dem Feldzuge des Jahres 1705. Gelang es ihm nicht, den von Victor Amadeus so heiß ersehnten, so stürmisch verlangten Durchmarsch nach Piemont zu erzwingen, so wußte er sich doch den überlegenen französischen Streitkräften gegenüber fortwährend in Oberitalien zu halten, die Feinde möglichst zu schwächen und die Ereignisse vorzubereiten, welche im Laufe des künftigen Feldzuges mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen und ihrem Rückzuge aus Italien endigten.

Dieser Mangel an wichtigeren Ereignissen ist die Ursache, warum die letzten der hier abgedruckten Briefe aus dem Jahre 1705 keine besonders interessanten Mittheilungen enthalten. Die

bemerkenswertheſten Stellen ſind jene, in welchen Eugen ſich über die Mißhelligkeiten ausſpricht, die zwiſchen dem Herzoge von Savoyen und dem Grafen Guido Starhemberg ſeit einiger Zeit herrſchten und die in ſolcher Weiſe überhand nahmen, daß ſie den ſchädlichſten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu üben drohten. Die erſte Veranlaſſung zu dieſen Reibungen dürfte in dem Ausbleiben der Unterſtützungen gelegen geweſen ſeyn, welche der Kaiſerhof dem Herzoge von Savoyen als Preis ſeines Ueberganges feierlichſt zugeſagt hatte, Verſprechungen, welche er aber nun zu erfüllen ſich außer Stande ſah. Der Herzog ſchien zu glauben, daß Starhemberg ſeine Noth und die Dringlichkeit der Hilfe dem Wiener Hofe nicht kräftig genug darſtelle, und ſein Unmuth wandte ſich gegen den Feldmarſchall, der ſeinerſeits wieder im Bewußtſein ſeiner Würde nicht minder als ſeines Werthes jede ihm unangemeſſen drückende Begegnung in ziemlich ſchroffer Weiſe zurückwies. Der kaiſerliche Geſandte in Turin, Graf Auersperg, dem Feldmarſchall Guido Starhemberg, durch den er ſich gänzlich in Schatten geſtellt ſah, wenig freundlich geſinnt, wußte ſchon im verfloſſenen Jahre dem Prinzen Eugen gar viel von Starhemberg's barſchem Benehmen gegen den Herzog von Savoyen zu berichten und ſcheint ſeine Thätigkeit eher dazu angewendet zu haben, das Feuer der Zwietracht zu ſchüren, als es zu dämpfen.

Der Graf von Starhemberg, dem ſeine Stellung in Piemont unleidlich geworden war, hatte längſt um ſeine Abberufung von dort nachgeſucht und ſie vom Kaiſer Joſeph kurz nach deſſen Thronbeſteigung mit dem Auftrage erhalten, ſich nach Wien zu begeben und den Oberbefehl über die gegen die ungariſchen Inſurgenten kämpfenden kaiſerlichen Truppen zu übernehmen. Kaum war das betreffende Dekret nach Turin gelangt, als Victor Amadeus, der trotz ſeiner Abneigung gegen den Feldmarſchall doch recht wohl zu beurtheilen verſtand, welche Stütze er an dieſem ausgezeichneten Feldherrn beſaß, jede Mine ſpringen ließ, um Starhemberg in Piemont feſtzuhalten und ſeine Abreiſe zu verhindern. Durch die Vorſtellungen, die er dem Kaiſer, dem Prinzen Eugen machte, durch das dringende Einſchreiten ſeiner Repräſentanten am Wiener Hofe, des Marquis Prié und des Grafen Tarini, durch ſeine Erklärung endlich, den Feldmarſchall, wenn es nöthig ſeyn ſollte, mit Gewalt feſtzuhalten, wußte er die Zurücknahme des Abrufungsſchreibens und den Befehl an Starhemberg zu erwirken, ſo lange in Piemont zu bleiben, als es Victor Amadeus zu ſeinem und des Kaiſers Dienſte für angemeſſen erachten würde. —

Dieſe plötzliche Anhänglichkeit des Herzogs an ſeine Perſon

trug nur dazu bei, des Feldmarschalls üble Stimmung noch zu vermehren, und er schien nun recht absichtlich darauf auszugehen, einen offenen Bruch herbeizuführen, und dadurch jedes Hinderniß, welches sich seiner Abreise entgegenstellte, hinwegzuräumen. Eugens Bitte an den Herzog von Savoyen, die Geduld nicht zu verlieren und mit Starhembergs rauhem Benehmen Nachsicht zu haben, der Wunsch, den er dem Feldmarschall ausdrückte, er möge seinerseits Alles thun, um mit Victor Amadeus in gutem Vernehmen zu bleiben, der Auftrag endlich, welchen er dem Feldmarschalllieutenant Grafen Daun ertheilte, dahin zu wirken, daß Starhemberg dem Herzoge „kheine so starkhe disgusti gebe, Einfolglich seinen harten Kopf in etwas breche und mit mehr geziemender manier umbgehe," blieben gleichwohl ohne Erfolg. Die eben geschilderten Mißhelligkeiten lösten sich in völliges Zerwürfniß auf; Starhemberg schien endlich seinen Zweck erreicht zu haben. Der Herzog widersetzte sich seiner Abreise nicht länger. Der Feldmarschall verließ Turin und eilte, nachdem er sich mit dem Prinzen Eugen in dessen Heerlager bei Lonato besprochen hatte, nach Wien. Graf Daun wurde mit dem Commando der kaiserlichen Truppen in Piemont beauftragt, und wußte das ihm dadurch bezeigte Vertrauen durch den Heldenmuth, mit welchem er Turin gegen die weit überlegenen Feindesschaaren vertheidigte, glänzend zu rechtfertigen.

Mit Ende des Monats August schließen die hier wiedergegebenen Schreiben Eugens aus dem Jahre 1705, aus welchem die Mittheilungen so zahlreich sind, daß die vier letzten Monate desselben dem nächsten Bande aufbewahrt bleiben mußten. Indem wir hinsichtlich der Verdienstlichkeit des vorliegenden Sammelwerkes alles dasjenige bestätigen, was bei Beurtheilung des ersten Theiles gesagt worden ist, glauben wir uns doch die Bemerkung erlauben zu dürfen, daß so manche der hier aufgenommenen Briefe dem Inhalte nach so unbedeutend sind und auch zum allgemeinen Verständniß der vorliegenden Correspondenz so wenig beitragen, daß sie wirklich die Drucklegung kaum verdient haben dürften. Eine noch sorgfältigere Auswahl, welche nur jene Aktenstücke zur Veröffentlichung zulassen sollte, die entweder für das militärische Publikum oder den Geschichtforscher von wirklichem Interesse sind, würde dazu dienen, die Theilnahme an diesem Werke zu erhöhen, welches nicht unwesentliche Beiträge zur Beleuchtung einer der interessantesten Perioden unserer vaterländischen Geschichte liefert, und das in der jetzigen sturmbewegten Zeit leider nur zu wenig Beachtung finden dürfte.

Alfred Arneth.

Art. IV. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Zweiter Band. Berlin, Verlag von Veit und Comp. 1847.

„Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgerische Lebensart ein Ende, und ich werde in diesem als ein unnützer Diener des Staats erscheinen.» So beginnt Schiller seinen Neujahrswunsch an Körner, und er hatte Ursache, den Lebensabschnitt mit einem rothen Strich zu bezeichnen, denn die Zeit, wo sich zu seinen fruchtbaren inneren Kämpfen auch noch die schmählichen äußeren mit Noth und Mangel gesellten, war vorüber. Wir können jedoch die Leidensperiode, die jetzt hinter ihm lag, nicht verlassen, ohne uns noch einen kurzen Rückblick zu erlauben und einige Betrachtungen, die für die Gegenwart wichtig sind, an diesen zu knüpfen. Während des ganzen ersten Bandes, der doch eine beträchtliche Reihe von Jahren umfaßt, sahen wir Schiller nicht aus der Misere herauskommen; dennoch that er in diesem Zeitraume den Riesenschritt von den Räubern zum Carlos. Dieß beweist, daß die innere Entwicklung eines von der Natur hinreichend ausgestatteten Geistes nicht so sehr von der äußeren Lage abhängt, wie man gewöhnlich annimmt, und daß ein Jeder sich irrt, der der Welt seine Meisterstücke nur darum schuldig zu bleiben glaubt, weil die Welt ihm seine Renten schuldig geblieben ist. Jean Paul that der Armuth in seinen lyrisch-idyllischen Romanen sicher zu viel Ehre an, als er sie zu verherrlichen suchte; sie ist ein Fluch unter allen Umständen, und wenn er das enge Schulhaus seines Quintus Fixlein mit holländischer Sorgsamkeit herausputzte, und sich und uns einreden wollte, daß ein anderes als das Begräbnißfest darin gefeiert werden könne, so ging das eben aus seinem Bedürfniß hervor, sich mit diesem Fluch durch eine poetische Verklärung individuell auszusöhnen, und zeigt nur, wie tief er selbst ihn empfunden hat. Man legt der Armuth aber auch umgekehrt zu viel Gewicht bei, wenn man meint, sie könne Talente erdrücken, die nicht auch unter den günstigsten Verhältnissen unbedeutend geblieben wären; das kann sie nicht. Sie hat nur auf die Richtung Einfluß, die die Talente später nehmen; dieser Einfluß ist aber freilich so groß, daß der Mensch, wenn er zum vollen Bewußtseyn gelangt, seine ganze sittliche Kraft aufbieten muß, um ihn wieder zu beseitigen, wenn er nicht Zeitlebens Unerquickliches hervorbringen will. Jean Paul gelang das nicht, obgleich er weiter kam, als der bis an sein Ende grollende Herder, er blieb beim Selbstbetrug stehen; Schiller that seine Vergangenheit vollständig in sich ab, und das war sein glänzendster Sieg. Diese Bemerkungen sollen den Staat nicht etwa in seiner bisherigen kalten Gleichgültigkeit gegen seine besten Kräfte bestärken; sie sollen den Literaturhistoriker nur zur Vorsicht er-

mahnen, wenn es einmal wieder gilt, einer „Hoffnung" die Grabschrift zu setzen, die ohne Erfüllung blieb, weil ein früher Tod, dem Noth und Elend vorhergingen, sie erstickte. Man erblickt zwar jetzt in jeder gespitzten Feder einen Gewinn der Literatur, und in jeder zerknickten einen Verlust; man zählt die Schreiber, statt die Leistungen zu wägen, und ist nahe daran, den Werth des Literaturzustandes nach der Masse derer, die er ernährt und beschäftigt, abzuschätzen. Doch man sage was man wolle, die Literatur hat es nur mit dem Hervorragenden zu thun, sie besteht nur aus Spitzen, und wenn es völlig gelingen sollte, sie, wie man versucht, in eine Art von Colonie für das geistige Proletariat umzuwandeln, so ist es mit Kunst und Wissenschaft vorbei. Es ist noch niemals ein so unsinniger Kampf geführt worden, als derjenige ist, den dies Proletariat jetzt gegen das Talent oder, wie es sich auszudrücken beliebt, gegen die „Aristokratie" des Talents zu führen beginnt. Das Vorhandenseyn dieser „Aristokratie" läßt sich allerdings nicht abläugnen, und eben so wenig kann man es bestreiten, daß sie der Mittelmäßigkeit im Wege steht, d. h. daß sie es ihr erschwert, die Produkte des auf ein Gelüst der Menge spekulirenden Magens, denen mit dem Gehalt jede Existenzberechtigung fehlt, neben den Resultaten eines für Welt und Nachwelt wichtigen, weil sich niemals in gleicher Form wiederholenden geistigen Entwicklungsprozesses geltend zu machen. Doch nur ein mit der größten Gemeinheit der Gesinnung gepaarter Unverstand, nur eine Logik, die dem Affen allenfalls auch das Recht einräumte, den ihn beschämenden Menschen aus der Welt zu schaffen, nur eine vollkommene Verthierung kann den Schluß daraus ziehen, der doch schon hin und wieder gezogen ward, den Schluß, daß auch der in der Natur der Dinge gegründeten Herrschaft dieser „Aristokratie" ein Ende gemacht werden müsse. Man sei aber nur consequent, man bleibe nicht stehen, sobald dem eigenen Egoismus genug geschah, sondern gehe weiter! Dann wird man, nachdem man die Talente der Gegenwart zum Schweigen gebracht und die noch gefährlicheren der Vergangenheit durch Omar's Radicalmittel beseitigt, allenfalls auch, der Weißbinder und Steinmetzen wegen, die uns übrig gebliebenen Statuen des Alterthums zerschlagen und die Gemäldegallerien zerstört hat, nicht umhin können, mit dem Selbstmord aufzuhören. Denn, so wie das Talent abgethan ist, tritt der gewöhnliche Menschenverstand, der ja auch nicht Jedermanns Sache zu seyn pflegt, an seine Stelle und muß, wenn er nicht sein Princip aufgeben will, den Platz räumen; das muß aber so fort und fort gehen,

bis der letzte Mensch und die erste Bestie als Thronprätendenten zusammenstoßen, wenn nicht dieses unvermeidlichen Ausgangs halber der Anfang noch einmal in Ueberlegung gezogen und die Ueberzeugung gewonnen wird, daß die höchste menschliche Thätigkeit sich nicht zum Handwerk erniedrigen läßt, ohne sich in ihr Gegentheil zu verkehren. Die Literatur ist nicht dazu da, die Leute, die nirgends unterzukommen wissen, zu versorgen, und es ist ein besserer Zustand, wenn sie dem Begabtesten das Nothwendige versagt, als wenn sie es dem Unbegabten gewährt. Denn das Talent ist nicht, wie die erworbene Fertigkeit, ein Nebenbei, das der Besitzer bei Seite wirft und mit etwas Ersprießlicherem vertauscht, wenn es nichts einträgt; es ist der gesteigerte Mensch in seiner unzerstörbaren Wesenhaftigkeit, und es steht gar nicht in seiner Macht, von sich selbst abzufallen. Es wird daher, ohne nach äußeren Accidentien viel zu fragen, zu allen Zeiten und unter allen Umständen das Seinige thun, und den Hauptzweck der Literatur, der Menschheit durch treue Fixirung jedes symbolischen Lebens- und Entwicklungsprozesses zu einem immer klareren Selbstbewußtseyn zu verhelfen, stets im Auge behalten; es wird in der dämmernden Idee, die ihm aufgeht, seine Aufmunterung, in der strahlend hervorbrechenden seinen Lohn erblicken, und, des Bedürfnisses wegen, lieber mit Spinoza Brillen schleifen, als mit der Mittelmäßigkeit Leihbibliothekenromane und Hoftheaterstücke verfertigen. Das beweist Schiller, das beweist ein Jeder vor und nach ihm, der genannt zu werden verdient, und es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern!

Gehen wir jetzt zum zweiten Bande über. Der Schluß des ersten zeigte uns Schiller, wie er sich entschloß, in Jena eine Professur der Geschichte zu übernehmen; aus dem Anfang des zweiten ersehen wir, wie er sich vorbereitet. „Diese Woche — schreibt er — habe ich fast nichts gethan, als Schmidt's Geschichte der Deutschen vorgenommen und Pütter's Grundriß der deutschen Staatsverfassung, welcher letztere meinen ganzen Beifall hat. Besonders muß sich ihr ganzer Werth alsdann erst ergeben, wenn man durch eine gründliche Geschichte des deutschen Reichs im Detail bereits in den Stand gesetzt ist, diese Resultate gleichsam selbst daraus zu ziehen, und solche also im Pütter'schen Buche nur recapitulirt. Das Ganze ist ein sehr klar aus einander gesetztes Gemälde aller allmäligen Fortschritte, welche jede politische und geistliche Macht im Laufe der Geschichte in Deutschland gethan hat. Schmidt ist unendlich schätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und in seiner Zusammenstellung ist

kritische Prüfung; aber er verliert durch seine befangene parteiische Darstellung wieder sehr. Im Ganzen freue ich mich doch auf dieses unendliche Feld, das durchzuwandern ist, und die deutsche Geschichte besonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen studiren.» Dabei wird die Ueberarbeitung und Herausgabe der historischen Memoiren unternommen und Körner zur fleißigsten Theilnahme aufgefordert. Trotzdem entsteht eines der bedeutendsten Gedichte: die Künstler! und wird Gegenstand sorgfältigster Erörterung. Der Briefwechsel ist gerade an diesem Punct wieder höchst interessant und instructiv. Er wirft zunächst auf Schillers dichterische Individualität ein helles Licht. Wie später im mündlichen Gespräch mit Goethe, so wird das halb entstandene, halb im Entstehen begriffene Product hier in der schriftlichen Unterhaltung mit Körner nach allen Seiten besprochen und in Folge dessen beschnitten und ergänzt. Ja, nicht bloß Körner hat Einfluß darauf, auch Wieland und Jeder, mit dem Schiller gerade verkehrt. „Nun folgt — heißt es — aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung gibt. Wieland nämlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerin einer höheren Kultur sei; daß also der Herbst immer weiter gerückt sei, als der Lenz — und er ist sehr weit von dieser Demuth entfernt. Alles, was wissenschaftliche Kultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst, und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen, und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen. Nachdem also der Gedanke philosophisch und historisch ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Kultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben, obgleich der Forscher und Denker sich vorschnell schon in den Besitz der Krone gesetzt und dem Künstler den Platz unter sich angewiesen: dann erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Kultur wieder in die Schönheit auflöse.» Das beweist auf's Schlagendste, was die gründliche Analyse seiner Arbeiten denn auch, freilich zu ihrem großen Nachtheil, bestätigt, daß der Schöpfungsact bei ihm kein reiner war, daß Zeugen und Machen bei ihm nicht unmittelbar zusammenging, sondern weit auseinander fiel. Es tritt natürlich nicht überall so schneidend hervor, wie bei den

Künstlern, einem Product, das schon seiner Art nach mehr ein Zeugniß für Schillers gründliche Erkenntniß der Kunst seyn muß, als eine über allen Zweifel erhabene künstlerische That; es verläugnet sich jedoch fast nirgends ganz und gibt seinen Compositionen, den dramatischen sowohl wie den lyrischen, im Ganzen und im Einzelnen etwas Zwitterhaftes, das ihnen, wie den Rousseauschen, zwischen glühenden Phantasiegeburten und kalten Verstandeshervorbringungen einen Platz in der Mitte anweist. Der Briefwechsel gibt uns hier aber nicht weniger ein Maß für Körners kritische Capacität, und zeigt uns, wie weit wir seine Urtheile adoptiren dürfen. „Daß Du die Kunst — schreibt er — der wissenschaftlichen Kultur nachsetztest, habe ich nicht gefunden. Die Wahrheit, welche Du für das Urbild der Schönheit erklärst, ist etwas ganz anderes, als die Bruchstücke menschlicher Kenntnisse und die Vorschriften der gemeinen Moral. Ich verstehe darunter das Ideensystem eines vollkommenen Geistes, der keiner dunkeln Begriffe fähig ist, der bloß erkennt, ohne zu empfinden. Ist das Wesen, welches jetzt Mensch ist, bestimmt, sich mit jeder Revolution seiner Existenz jenem Ideale stufenweise zu nähern, so läßt sich behaupten, daß die Entwickelung des Gefühls für Schönheit eine Vorbereitung zu einem künftigen Zustande sei. Es gibt etwas Höheres für denkende Wesen überhaupt, nicht für den Menschen insbesondere. Ausschließendes Bestreben nach Wahrheit beschränkt den Menschen. Erkenntniß ist ihm sparsam zugemessen, fast nur so viel, als für seine anderen Bedürfnisse zureicht. Seine Sphäre zu erweitern bleibt ihm nichts übrig, als Ahnung durch Phantasie. Gefühl für Schönheit ist es, was das Chaos der Erfahrungen ordnet und zu Ergänzung der Lücken auffordert. Dieß ist der Ursprung der erhabensten Systeme, aber zugleich auch der ausschweifendsten Verirrungen der Einbildungskraft. Diese zu verhüten und jene zu bewähren, ist das Geschäft der vollkommenen Kritik. Es gibt aber eine Kritik des Wahren und eine Kritik des Schönen. Die Kritik des Wahren sucht in der Erfahrung die Belege zu den Dichtungen der Phantasie. Die Kritik des Schönen prüft das Ideal als ein Geistesproduct, unabhängig von Wahrheit, entdeckt seine Mängel und sucht seine Vollkommenheit zu erhöhen. Dieses trifft zusammen mit Deiner und Wielands Idee von dem Ziele der wissenschaftlichen Kultur. Die Kritik des Schönen nämlich ist noch zurück, und sie ist es allein, die die Wissenschaft zum Kunstwerk adeln kann. Ohne sie wird durch die Kritik des Wahren die Schöpfung der Phantasie nur zerstört, und bei allem Gewinn an zuverläßiger Erkenntniß bleibt der ganze Vorrath von Erfahrungen doch immer ein unübersehbares Chaos. Das neue Glied paßt also sehr gut zu dem übrigen In-

halte Deines Gedichts, und nach dem, was Du mir von der Anordnung des Ganzen schreibst, wird meine Erwartung immer höher gespannt. Es kann Dein erstes classisches Product werden. Du kannst kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutschlands auffordern, einen Pendant dazu zu liefern.» An diesem auffallenden Ausspruch ist vor Allem die Unbedingtheit hervorzuheben, mit welcher er hingestellt wird. Gewiß, so wenig Goethe, der Verfasser des Fischers und des Königs in Thule, als Bürger, der Verfasser der Lenore, Schillers Zeitgenossen, wären im Stande gewesen, den Künstlern einen Pendant zu geben. Aber, das spricht nicht für, sondern gegen die Künstler, denn was die anerkannt ersten Meister der lyrischen Poesie nicht machen können, das kann nicht lyrisch seyn, das kann höchstens neben anderen auch lyrische Elemente in sich haben. Der Ausspruch war daher jedenfalls zu beschränken, hier auf das Didactische, und Körner verfiel in den Fehler, die unendliche Kunst mit ihren zahllosen Spielarten der individuellen Richtung seines Freundes zu subsumiren, statt es umgekehrt zu machen. Von diesem Fehler ist er aber nirgends frei; der Kreis, in dem Schiller waltet, ist ihm der Kreis der Kunst an sich, woher es denn kommt, daß er manche Erscheinung entweder gar nicht, oder doch nur halb, nur von der Linie seines Erkenntnißkreises durchschnitten, erblickt; in diesem Kreise selbst sieht er dagegen sehr scharf, und wenn Schiller einmal nicht leistet, was in ihm geleistet werden kann, so geht es ihm schlecht. Uebrigens ist hinzuzufügen, daß dieser Fehler Körners nicht ausschließlich aus seinem speziellen Freundschaftsverhältniß zu Schiller hervorgegangen ist, sondern eben so sehr aus seinem deutschen Naturell. Denn dem Deutschen müssen vermöge der Grundzüge seines Nationalcharacters Schillers Schwächen als Vorzüge gelten; er liebt das Unbestimmt-Verschwimmende, das Eines seyn und doch daneben etwas Anderes scheinen will, und darum ist Schiller, der ihm nie etwas ganz Exclusives, etwas durchaus nur Poetisches bietet, sein Lieblingsdichter. Es entsteht hier die interessante Frage, ob ein dichterisches Individuum bei einem eintretenden Conflict der Eigenthümlichkeit seines Volks, *für das* es schafft, seine eigene Eigenthümlichkeit, *aus der und mit der* es schafft, unterzuordnen hat oder nicht; ich will sie unentschieden auf sich beruhen lassen, aber so viel ist klar, daß es in dem einen Fall auf eine ausgebreitete Wirkung in der *Gegenwart* verzichten, in dem anderen die Quelle seiner Kraft selbst verstopfen und sich die *Zukunft* verengen muß. Wenn Schiller z. B. als dramatischer Dichter, statt seiner bekannten Vorliebe, einen unbesiegbaren Widerwillen gegen alles Sentenzenwesen gehabt und hinreichendes Gestaltungsvermögen besessen

hätte, um den Ausfall, der dadurch in der Oeconomie seiner Stücke entstanden wäre, zu decken: was würde, seiner Nation gegenüber, die Folge davon gewesen seyn? So gewiß er dann vor dem höchsten Forum der Aesthetik ganz anders bestehen würde, wie jetzt, eben so gewiß würde er drei Viertheile seines großen Publicums verloren haben, denn der Deutsche kann und will nun einmal in den Characteren eines Drama nicht eine Art von höherem Alphabet erblicken, aus dem er sich das Lösungswort selbst zusammensetzen soll; ihm ist eine Figur, der kein Zettel aus dem Munde hängt, sogleich eine räthselhafte, und er wird nie befriedigt, wenn der Poet sich herausnimmt, die Kunst befriedigen zu wollen. Das geht aber im Lyrischen eben so; ein Bild ohne Unterschrift ist ihm auch hier ein Bild ohne Sinn, deßhalb zieht er alles Reflectirende vor, reflectire es nun, wie Schiller, tief und genial über die Philosophie, oder, wie ein Georg Herwegh, flach und oberflächlich über die Politik, und Körner erwies sich nur als echter Deutscher, wenn er in den Künstlern so lange, bis das Lied von der Glocke kam, die Krone aller Lyrik erblickte. Es fehlt sicher nicht an Leuten, welche mit Rücksicht auf dieses zweifellos feststehende Factum geneigt sind, die oben aufgeworfene Frage ohne Umstände dahin zu beantworten, daß das Individuum sich unbedingt in den Nationalcharacter schicken müsse. Diese mögen jedoch, ehe sie sprechen, bedenken, daß es ein doppeltes Publicum gibt, ein im Raum beisammen lebendes und ein in der Zeit auf einander folgendes, und daß sich zwischen beiden im Lauf der Jahrhunderte sogar das numerische Verhältniß umkehrt. Heinrich Clauren war in seinen Absichten äußerst faßlich und fand Tausende von Lesern; Heinrich Kleist war es nicht und fand deren wenige; dennoch dürfte es nicht lange mehr dauern und der Verfasser des Kohlhaas hat auch der Zahl nach ein bedeutenderes Publicum, wie der Verfasser der Mimili jemals gehabt hat.

Schiller replicirt auf Körners enthusiastischen Erguß: „Das lyrische Fach, das Du mir anweist, sehe ich eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht lasse ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künstler gekostet haben, auf viele Jahre davon abschrecken. Mit dem Dramatischen will ich es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Aber mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und

gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden seyn. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deßwegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich deste lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der andern nicht so weit bedecken können als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken." Dies Urtheil in seiner edlen Strenge erinnert an den bekannten Ausspruch, den Lessing einst über sich selbst that, als bestochene Freunde den großen Dialectiker, dem als solchem bis auf einen gewissen Grad auch die poetischen Formen zugänglich waren, durchaus zum großen Dichter machen wollten. Es ist ein glänzendes Zeugniß für Schillers durchdringende Selbst-Erkenntniß sowohl, als für seine sittliche Energie und den Adel seines Characters. Seine unbedingten Verehrer werden freilich nichts darin sehen, als den Ausdruck einer momentanen Stimmung, aber sie irren sich, es ist vollkommen richtig, daß Schiller sich nach der Beschaffenheit seines Talents ein ganz apartes Drama gebildet, und nur dadurch seine außerordentlichen Wirkungen hervorgebracht hat. Den dramatischen Dichter macht vor Allem, wenigstens in der modernen Welt, die Kunst zu individualisiren, d. h. auf jedem Punct der Darstellung Allgemeines und Besonderes so in einander zu mischen, daß eins das andere niemals ganz verdeckt, daß das nackte Gesetz, dem alles Lebendige gehorcht, der Faden, der durch alle Erscheinungen hindurch läuft, niemals nackt zum Vorschein kommt und niemals, selbst in den abnormsten Verzerrungen nicht, völlig vermißt wird. Von dieser Kunst besaß Schiller nun allerdings zu wenig, und wenn seine Figuren zwischen den mit Nothwendigkeit in Basreliefstyl gehaltenen Characteren der Alten und den markigen, bis in die letzte Faser hinab selbstständig gewordenen Gestalten der Neueren in der Mitte stehen, so war das keineswegs Absicht, ging keineswegs, wie man glauben könnte, aus einem etwa in höheren Prinzipien begründeten Vermittlungs-

verſuch hervor, ſondern war die einfache Folge eines inneren Mangels. Aber eben weil Schiller den Mangel genau kannte, weil er wußte, daß er im „natürlichen" Drama die Rivalen zu ſcheuen hatte, gereichte er ihm nicht zum Verderben, denn nun ſteckte er ſich die Sphäre ſo ab, daß derſelbe, wenn auch nicht ganz und gar unbemerkt bleiben, ſo doch durch den Erſatz, den er dafür bot, hinreichend aufgewogen erſcheinen konnte. Er floh zunächſt aus der realen Welt in die ideale, aus der Welt der Verworrenheit und des Zickzacks in die der vorherbeſtimmten Harmonie und der reinen Kreislinie, und richtete ſich dann dieſer Welt gemäß auch die Menſchen zu, mit welchen er ſie bevölkerte. Das wurde ihm ohne Widerrede, ja mit Jauchzen und Jubeln, geſtattet, und nun hatte er ſchon gewonnen, nun brauchte er von der Individualiſirungskunſt nicht mehr, als ihm zu Gebote ſtand; der blaue Hintergrund ſeiner idealen Welt, mit den wenigen Wölkchen, die er zuließ, war leicht gemalt, und eben ſo leicht waren die durchaus noblen Helden und Heldinnen mit ihrem einſeitigen, ſich nie verirrenden Pathos hingeſtellt, die ſich in ihr bewegten. Zwar verlor ſein Drama eben dadurch auch bis auf einen unberechenbaren Grad an Energie und wurde ſchwächlich, denn an der eigentlichen Aufgabe der dramatiſchen Kunſt ſchlich es ſich doch vorbei. Dieſe beſteht nämlich nicht darin, eine ideale Welt in die reale als ein Bild hinein zu hängen und das Bild mit bengaliſcher Flamme zu beleuchten, ſondern darin, dieſe ideale aus der realen ſelbſt hervor zu arbeiten, und es bedarf wohl nicht erſt eines Beweiſes, daß es leichter ſeyn muß, die letztere zum Rahmen zu erniedrigen, als zum Gemälde zu erhöhen. In dem einen Fall braucht man nur einfach Tabula rasa zu machen, in dem zweiten ſoll man den Standpunct ſo zu nehmen wiſſen, daß alle Widerſprüche ſich von ſelbſt und ohne Zuthat eines fremden Mittelgliedes in Harmonie auflöſen, und ſicher läßt ſich ein blatternarbiges Geſicht ſchneller ſchminken, als an einen Ort ſtellen, wo es in ſeiner natürlichen Beſchaffenheit mit zur Schönheit beiträgt, weil es in einer von einem höheren Geſichtskreis aus gezogenen Linie nur noch einen Punct neben andern Puncten bildet. Schiller hat ſeiner ganzen Anlage nach mit keinem Dichter weniger Verwandtſchaft wie mit Shakeſpeare, mit dem man ihn früher ſo oft verglich, und mit keinem mehr als mit Calderon, mit dem man ihn, ſo weit ich mich erinnere, noch nie paralleliſirte; er übertrifft dieſen jedoch, noch ganz abgeſehen von den nationalen Verſchiedenheiten, unendlich durch die hohe Begeiſterung, die ihm inne wohnt. Freilich iſt auch dieſe Begeiſterung nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit des vorhergehenden Raiſonnements, denn es iſt nicht die des Künſtlers, die, eben

weil sie auf die Totalität der Welt geht und Alles umfaßt, was in ihr lebt und webt, nicht an die Einzelheiten ihre ganze Glut verschwenden kann; es ist die des Menschen, der sich aus der Welt das, was ihm gefällt, herausnimmt, und sich um das Uebrige nicht kümmert. Aber die Begeisterung ist echt, sie ist die eines großen Individuums, das nur zum Höchsten in wahlverwandtschaftlicher Beziehung steht und das seine Träume beseelt, indem es sie erzählt, darum reißt sie unwiderstehlich fort und leistet Ersatz für das, was dem Dichter mangelt. Körner antwortet: „Vom lyrischen Fach scheinst Du nicht gerecht zu urtheilen oder ihm zu enge Grenzen zu setzen. Ich rechne alle die Mittelgattungen dazu, durch welche es in's Lehrgedicht übergeht. Uebrigens bin ich weit entfernt, Dich von dramatischen Arbeiten abzumahnen, und Deine Vergleichung zwischen Dir und Goethe kann ich nicht ganz unterschreiben. Du hast Dich meines Erachtens in Bescheidenheit übersprungen. Daß Goethe mehr Genie habe als Du, zweifle ich sehr. Aber mehr Kunstfertigkeit in einigen Fächern kann er haben, und diesen Vorzug kannst Du ihm abgewinnen, auch im dramatischen Fache. Was Huber mir neulich über ihn schrieb, hat mir sehr eingeleuchtet. Er glaubt, daß eine gewisse Kälte und ein Mangel an Individualität ihm als Künstler zu Statten kommt; und in der That ist mir sehr begreiflich, wie eine Darstellung eben dadurch unvollkommener ausfallen kann, daß man sich mehr für seine Ideale als für seinen schriftstellerischen Ruhm begeistert. Ein Künstler, der mit Wärme arbeitet, erkennt leicht das Bild seiner Phantasie in wenigen hingeworfenen Zügen, und glaubt, daß es jedem Anderen eben so anschaulich seyn muß. So entsteht oft eine Skizze statt eines Gemäldes. Der kalte Künstler ist gleichgültig gegen seine Ideen und denkt nur auf die größte mögliche Wirkung bei seinem Publicum. Er fordert alle Kunst der Täuschung auf, und ruht nicht eher, als bis sein Werk die höchste Vollendung erreicht hat." Hier steht der helle Kopf ausnahmsweise einmal als Confusionär da, und eben aus dem Grunde, den ich vorhin anführte, weil Schiller's Kreis ihm für den Kreis der Kunst gilt. Goethe's höherer Kunstverstand und sein größeres Kunstvermögen setzt er sich zur Kunstfertigkeit herab und tadelt Alles, was zu loben wäre, lobt, was er tadeln sollte. Die Begeisterung, die ein Künstler für seine Ideale hegt, kann er nur dadurch beweisen, daß er sie mit allen ihm und der Kunst zu Gebote stehenden Mitteln zu verleiblichen sucht; dadurch, daß Jemand verzückt in die Wolken schaut und ausruft: welch eine Göttin erblick' ich! kommt keine Göttin auf die Leinwand. Ja, es ist nicht einmal wahr, daß er selbst eine sieht, er erotert sie sich erst durch's Malen, er würde in seinem ganzen

Leben nicht zum Pinsel greifen, wenn sie vor ihm schon alle ihre Schleier abgelegt hätte. Mit den „wenigen hingeworfenen Zügen" ist es also nichts; sie sind dasselbe, was für den Philosophen eine Notiz im Denkbuch ist. Uebrigens kann sich für den nackten schriftstellerischen Ruhm nur ein Narr begeistern, und der wird dann für seine lächerliche Eitelkeit dadurch bestraft, daß er ihn nicht erhält; bei Goethe, dem sie hier imputirt wird, war eine solche Art Begeisterung unmöglich, aber eben, weil er die echte für seine „Ideale" hatte, bot er „alle Kunst der Täuschung" auf, um die Werke, durch die sie auf Welt und Nachwelt wirken sollten, zu vollenden. Eigentlich widerlegt Körner sich selbst gleich im nächsten Brief, wo er die Fortsetzung vom Geisterseher recensirt. „In Ansehung des Zusammenhangs der Geschichte — sagt er — find' ich es sehr natürlich, daß der Armenier jetzt eine Zeitlang verschwindet, weil er dem Prinzen nach dem Schlusse des zweiten Stücks verdächtig geworden ist. Indessen wären vielleicht ein Paar Worte nicht überflüssig gewesen, den Leser auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, weil mancher doch wohl sich wundert, daß, nach Allem, was vorher sich ereignet hatte, jetzt vom Armenier oder Sicilianer gar nicht mehr die Rede ist. Im philosophischen Gespräch ist es Dir, glaub' ich, sehr gelungen, den Zweifel an Unsterblichkeit zu veredeln. Menschenwerth und Moralität wird freilich bei dem Systeme des Prinzen gerettet. Aber eine andere Frage wäre, ob dies System zu der damaligen Stimmung des Prinzen paßt? Seine Abhängigkeit von Außendingen und überhaupt Alles, was Du für Verderbniß seines Characters angibst, wird nicht daraus erklärt. Er konnte dieses System haben und übrigens ganz derselbe geblieben seyn, der er vorher war: er konnte in der Gegenwart schwelgen, aber auf eine edle Art. Und in sofern könnte man vielleicht einwenden, daß dieses Gespräch kein nothwendiges Glied des Ganzen und als Episode zu lang wäre. Käme es darauf an, das ganze Gespräch streng zu kritisiren, so würde ich einige Stellen auszeichnen, die dramatisch vortrefflich sind, als: die Allegorie vom Vorhange, einige Stellen vom Genuß der Gegenwart ꝛc.; andere, die philosophisch richtig und sehr schön gesagt sind, als: vom Virtuosen, von Entstehung der Immoralität aus Mangel an Kraft ꝛc.; dagegen aber andere, wo theils die Sophisterei zu sehr überwiegt, theils der Ton zu didaktisch wird. Wie ich mir den dramatisch-philosophischen Dialog denke, muß jeder Trugschluß, jede einseitige und gewagte Aeußerung in dem Charakter und der momentanen Stimmung der redenden Person gegründet seyn. Dich scheint manchmal eine einzelne Idee selbst interessirt zu haben, und indem Du Dich ihr überließest, vergaßest Du, daß es hier eigent-

lich bloß darauf ankam, die Denkart des Prinzen überhaupt zu schildern.» Allerdings, aber das gilt allenthalben, und gerade darum ist im Kreise der Kunst mit dem ganzen Reichthum eines ausgestatteten Menschengeistes, mit Gedankenfülle und Witz, mit Scharfsinn und Gefühlstiefe noch nichts gethan, so schwer das den Tausenden auch begreiflich zu machen seyn mag, die im Kunstgebilde nur diese allgemeinen Elemente, so weit sie erkennbar geblieben sind, gewahr werden oder gar nichts erblicken. Es soll eben die Form hinzu kommen, die das Alles einschmilzt und durch diesen, in seinen Phasen nicht weiter zu verfolgenden Prozeß etwas hervorbringt, was der physiologischen Faser analog ist, zu der die Natur auch nur durch unendliche Metamorphosen gelangt, die in der Spirallinie aufwärts führen. Bald darauf schreibt Schiller: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem Dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft.» Es mag die Menschheit solche Augenblicke haben, doch siegen muß das bessere Gefühl! heißt es im Wallenstein. Räthselhaft ist diese Stelle: „Warum müssen wir getrennt von einander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlassen, oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und nothwendig war; aber es ist doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut!» Sie ist vielleicht durch Körner's ausnehmend klare Natur zu lösen, mit der Schiller, als er mit sich selbst noch nicht ganz fertig war, sich nicht täglich und stündlich zu berühren vermochte; ich wenigstens wüßte die Degradation

des Geistes, die er im Umgang mit seinem Freunde gefühlt haben will, nicht anders zu deuten. Körner war sein Spiegel, aber er mochte sein Bild nur noch selten sehen. Es liegt auch durchaus kein Widerspruch darin, wenn er trotz dieser Erfahrung sich für spätere Jahre auf's Lebhafteste wieder ein beständiges Beisammenseyn wünscht und Schritte dazu thut. Nachdem er mit sich selbst abgeschlossen hatte, mußte ihm willkommen seyn, was ihn früher nur niederschlagen konnte: der reine Reflex seines Ichs, aufgefangen und wiedergegeben durch ein ihm verwandtes! S. 69 schreibt Schiller: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in Eins zusammengefaßt werden, und dieses erst kann Universalhistorie seyn!" Wann werden wir Geschichtschreiber erhalten, die consequent von diesem Prinzip ausgehen! Auch Schlosser ist doch nur ein Anfang. Ein bemerkenswerthes Curiosum findet sich S. 77: „Jemand von hier, der viel Geschmack haben soll und viel Gefühl haben will, bekam auch die Künstler zu lesen. Ich hatte einige Zeit darauf Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. In den Künstlern, fing er an, habe ihm Einiges (er accentuirte wie ich schreibe) recht wohl gefallen; Einiges aber nicht, und besonders wo ein Unterschied zwischen Seele und Körper vorausgesetzt worden sei. (Dieser Jemand ist sehr materiell, mußt Du wissen.) Die Verse, komme ihm vor, seien auch gut und fließend. Der Anfang des Gedichts habe ihm mißfallen. Als ich fragte, warum? war die Antwort, die Ursache liege in dem Ausdrucke: O Mensch! Dieses Wort habe eine so häßliche Nebenidee u. s. w. Ich wünsche, Du schriebst mir über dieses Urtheil, und bezögest Dich namentlich auf das, was ich Dir anführte. Was ich damit will, sollst Du einmal erfahren. NB. Dieser Mensch wollte und sollte gewissermaßen, und glaubte, mir etwas Angenehmes zu sagen. Er sagte mir selbst ein andermal, er habe ein so lebhaftes Gefühl für Schönheit der Poesie, daß er kaum widerstehen könne, das Buch zu küssen, das ihm gefiele." Man sieht, auch in Weimar war die Arche Noäh vollständig beisammen. Körner läßt sich S. 81 vernehmen: „Goethe's achten Theil habe ich gelesen. Ich bewundere sein Talent, die mannigfaltigsten Arten von Ton zu treffen. Oft ist dieß das einzige Verdienst eines Gedichts. Ideen und Verse sind oft von weniger Bedeutung. Das wichtigste ist wohl das letzte Gedicht: Die Geheimnisse. Ich zerbreche mir sehr den Kopf über dieses Räthsel." Die Geheimnisse, das bedeutendste der Goethe'schen Gedichte! Aber in solch einem Verhältniß stehen selbst durchgebildete Menschen oft zur lyrischen Poesie! Was wird denn durch diese Melodie bewiesen? Darnach wird gewöhnlich gefragt, und wenn nicht,

so werden Flöte und Dudelsack mit einander verwechselt. Eine wichtige Frage wirft Körner S. 84 auf: „Ueberhaupt — schreibt er — muß ich Dir gestehen, daß ich dergleichen Zierathe in Deinen Arbeiten nicht gern sehe. Du hast einen Hang, Deine Producte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen. Manche schöne Idee geht dadurch verloren, daß man sie bloß im Vorübergehen mitnehmen soll, da sie doch die ganze Aufmerksamkeit erfordert. Ideen dieser Art können, däucht mich, nicht die gehörige Wirkung hervorbringen, wenn sie nicht in einem besonderen Kunstwerke als ein einzelnes Ganze in das vortheilhafteste Licht gestellt sind. Interessirt man sich wirklich für die Hauptidee Deines Gedichts, so kann man unmöglich auf alle diese einzelnen Züge so viel Aufmerksamkeit heften, als erfordert wird, um sie ganz zu verstehen. Es ist schade um die Kunst, mit der die Gegenstände in einem dunkeln Hintergrunde ausgeführt sind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur nothwendig gefesselt wird. Freilich begreife ich wohl, daß Reichthum sehr leicht in Ueppigkeit ausartet. Aber in der Vermeidung dieses Fehlers besteht auch, däucht mich, eines der wichtigsten Erfordernisse der Classicität, — jener höheren nämlich, die nicht in der Befriedigung einer pedantischen und conventionellen Kritik, sondern in der größtmöglichen Wirkung der vorhandenen Talente des Künstlers besteht. Das höchste Ziel ist noch nicht erreicht, so lange man den Künstler nicht über dem Kunstwerke vergißt, und mehr mit dem ganzen Umfange seiner Ideen überhaupt, als mit einer einzelnen dargestellten Idee beschäftigt wird.“ Im Allgemeinen ist das richtig; es kann sich nur noch um die Anwendung in den sich ergebenden einzelnen Fällen handeln. Hiebei ist nun Zweierlei zu berücksichtigen. Einmal muß man nicht vergessen, daß es Geister gibt, die so reich an Gold und Perlen sind, wie andere an Kupfer und an Seemuscheln. Diesen ist nicht zuzumuthen, daß sie ihre Schätze wegwerfen und sich nach geringeren Baumaterialien umthun sollen. Sie brauchen was sie haben, verlangen vom Beschauer aber gar keinen Respect für die Kostbarkeiten, die sie zu ganz gewöhnlichen Zwecken verwenden, sondern fordern im Gegentheil, daß er sie wie gemeine Steine betrachten und nur den zu Stande gebrachten Bau in's Auge fassen soll. Er soll auch in der goldenen Wand nur die Wand, auch in der mit Perlen besetzten Thür nur die Thür erblicken. Dann ist nicht zu übersehen, daß das Kunstwerk, wie es in der Totalität unendlich und unerschöpflich seyn muß, in den Einzelheiten wenigstens unendlich und unerschöpflich seyn darf. Leuten, die dadurch, daß sie nicht gleich beim ersten Mal Alles herausnehmen können, in ihrem Genuß gestört werden, ist nicht zu helfen; die müssen aber auch auf einem Spazier-

gang in Verzweiflung gerathen, denn auch den kann man nicht als Botaniker, als Landschaftsmaler und als simpler Naturfreund zugleich machen. Allerdings muß das nicht zur Ueberladung führen, aber die Ueberladung geht nie aus der Masse des aufgewendeten Reichthums hervor, einzig und allein aus der Art, wie er gebraucht wird. Vermißt man zwischen der Einzelheit und der Totalität die nothwendige Beziehung, so ist sie auf der Stelle da und fände sich zwischen Millionen von Ziegelsteinen auch nur ein einziger blank gescheuerter Pfenning. S. 90 läßt Schiller den alten braven Bürger Revue passiren. „Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Sein Aeußerliches verspricht wenig — es ist plan und fast gemein: dieser Character seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl scheint er zu seyn, mit dem sich allenfalls leben ließe." Man sieht, er kommt nicht am besten dabei weg, dennoch war er der Verfasser der Leonore und der Pfarrerstochter, eines Gedichts, das, trotz der Peinlichkeit und selbst Trivialität der Composition, wenn man sie als Ganzes betrachtet, Schilderungen enthält, die die deutsche Literatur in solcher Vollendung und Süßigkeit nur einmal besitzt. Die Natur stattet ihre Lieblinge zuweilen wunderlich aus. Auch unsere Zeit hat einen großen Lyriker, der, wenn er wagte, sich für sich selbst auszugeben, ohne sich durch seinen Reisepaß oder durch einen Bekannten ausweisen zu können, sehr leicht für einen Betrüger gehalten werden würde, und der deßungeachtet mit manchem poetischen Heroen früherer Jahrhunderte um die Wette leben wird. S. 93 schreibt Körner: „Ich zweifle, ob Du Talent zur häuslichen Glückseligkeit hast: und in diesem Fall würde ich ein liebenswürdiges Geschöpf bedauern, das Dich durch inneren Werth reizte, aber doch nicht auf immer fesseln könnte." Da Schiller gerade damals mit Heiratsgedanken umging, wie sich bald hernach zeigt, so war das so recht à propos gesagt. Rührend heißt es S. 94: „Eine Schreibcommode habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei Caroline kostet. Dieß ist, wonach ich längst getrachtet habe, weil ein Schreibtisch doch mein wichtigstes Möbel ist, und ich mich immer damit habe behelfen müssen." Schiller jubelt, weil er es endlich zum Besitz eines anständigen Schreibtisches gebracht hat. Das ist ein Farbenstrich mit zur vollkommensten Welt. Glänzend war der Beginn seiner Vorlesungen. „Das Reinhold'sche Auditorium — schreibt er — bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in Allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine größere Menge

Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinhold's Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbach's Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen was sie konnten, um im Grießbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte Anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe.» O Humor des Weltgeistes! Der Lehrer der Jahrtausende glaubt Spießruthen zu laufen, während er sich in sein Auditorium begibt, um neugierigen Studenten einen Vortrag über Geschichte zu halten. Körner gibt S. 110 ein sehr gutes Urtheil ab über den „Stolz der Franzosen," über Racine. „Racine zu lesen ist wirklich ein heldenmüthiger Entschluß, sobald man eins oder zwei von seinen Stücken kennt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sprache und Versification sind auch gewiß vortrefflich; und vorausgesetzt, daß diese Gattung nun einmal von der Mode gestempelt war, so ist Racine immer ein braver

Künstler, und seine Werke tragen das Gepräge der Vollendung oder einer conventionellen Classicität. Aber ein Genie war er nicht, sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, die Sphäre der Kunst so eng zu beschränken, und sich mit der unausstehlichen Monotonie auszusöhnen, die in seinen Characteren, Situationen und in der Art des Ausdrucks herrscht.» Ja wohl! Zwischen dieser conventionellen Classicität und der echten ist der Unterschied unermeßlich! Die eine ist ganz ein Product der Freiheit, die andere ist es nur halb; die eine verlangt nichts, als ein Individuum, das auch im ästhetischen Gebiet ein sittliches ist und sich cultivirt, so weit es kann; die andere setzt mit Nothwendigkeit ein großes Individuum voraus. Doch ist auch die conventionelle Classicität nicht zu verachten, und es wäre namentlich unserer Zeit, die sich in Vernachläßigung derselben ganz besonders gefällt, zu wünschen, daß sie sich davon wieder überzeugte. Wie es nach Böttigers in diesem Punct glaubwürdigen Memoiren in Weimar eine Periode gab, wo jeder aus Deutschland eintreffende Vagabond, der seine Liederlichkeit durch einen abgetragenen Rock und durch zerrissene Stiefel documentiren konnte, sich für ein Genie ausgeben zu dürfen glaubte, so bildet sich jetzt jeder mittelmäßige Kopf ein, er brauche nur schlechte, d. h. holperige Verse zu machen, und eine aller Logik ermangelnde, dafür aber freilich blumen- und phrasenreiche Prosa zu schreiben, um seine Genialität außer Zweifel zu setzen. Man möchte Nicolai und Gottsched mit ihrem reinlichen und ehrlichen Styl, der die Geistesarmuth doch wenigstens nicht durch einen künstlich erzeugten Nebel zu verhüllen sucht, zurückrufen, wenn man den Gallimathias, der sich den modernen nennt, verdauen soll. Wir haben jetzt mehr als ein Schock Poeten, deren ganze sogenannte Poesie auf ihrem Denkunvermögen beruht, auf ihrer Unfähigkeit, den Gedanken aus der rohen Schale der Vorstellung heraus zu lösen, und aus der daraus für sie entspringenden Nothwendigkeit, sich verworren und schief auszudrücken; es gibt vielleicht kein drohenderes Zeichen der einbrechenden Barbarei, als darin liegt, daß Einige von diesen sich wirklich eine Art von Celebrität erworben haben. Was noch nicht einmal Gedanke geworden, was Vorstellung geblieben ist, gilt für Anschauung, als ob Niemand mehr eine Ahnung davon hätte, daß die Anschauung den Gedanken und die Vorstellung zugleich umfaßt, und nur darum schwerer in's Gewicht fällt, als beide einzeln für sich, und dennoch zieht man nicht die sich so ganz von selbst ergebende Consequenz, dennoch setzt man den Kindern keine Lorbeerkronen auf, die doch auf diesem Standpunct

als die ersten Poeten der Welt erscheinen müssen, als die wahren Repräsentanten der Naivetät, die das logische Gesetz in sich nicht einmal erst abzuthun brauchen, weil sie es noch gar nicht kennen. Dem Allen würde durch ein redliches Streben nach conventioneller Classicität abgeholfen, da aber die im Vorhergehenden von mir characterisirten Dichter mit ihren Fehlern auch ihre Vorzüge, d. h. diejenigen Eigenschaften, die der Unverstand so zu nennen beliebt und die mit jenen völlig identisch sind, verlieren, also zu existiren aufhören würden, wenn sie sich eines solchen Strebens befleißigten, so werden sie sich wohl hüten, das zu thun. Es ist dann nur zu wünschen, daß das Publicum wieder zur Besinnung komme.

S. 113 schreibt Schiller: „Wegen des Verplemperns kannst Du ganz sicher seyn; ich habe hier Alles die Musterung passiren lassen und meine ganze Freiheit beisammen behalten.» Man sieht, er betrieb Alles mit Eifer, auch die Herzensangelegenheiten. Jetzt sehen sich die Freunde seit langer Zeit zum ersten Mal wieder, aber, wie es scheint, ohne sich besonders an einander zu erquicken. „Daß Du Dich — schreibt Körner — unseres letzten Beisammenseyns mit Vergnügen erinnerst, war mir um desto lieber zu lesen, da ich wirklich schon auf den Gedanken gekommen war, als ob diese Zusammenkunft uns mehr entfernt als genähert hätte. Du wirst mich verstehen und kannst mir glauben, daß ich auch Dich verstanden habe. Das hat mich manchmal verstimmt, und gleichwohl konnte ich mich zu keiner Erklärung entschließen. Ich war mir keiner Schuld bewußt, glaubte keiner Rechtfertigung zu bedürfen, und eben deßwegen ärgerte es mich, daß Du mich mißverstehen konntest.» Schiller verliert nun doch seine Freiheit, welche in Jena auf dem ersten Ball nicht gleich eingebüßt zu haben er kurz zuvor noch so stolz war. „Eine sonderbare Sache, die ich Dir ein andermal schreiben will und überhaupt ungern schreibe, hat mir noch außerdem eine starke Diversion gegeben. Wie gern hätte ich Dich dabei zu Rathe gezogen! Sie betrifft mein neues Verhältniß mit L. L.; vielleicht wirst Du Dir die Hauptsache zusammensetzen.» Körner hat in Weimar Verbindungen angeknüpft, die auf eine dortige Anstellung abzielen. Characteristisch für die Weimarer Zustände ist, was Schiller ihm bei dieser Gelegenheit schreibt. „Aeußere Schwierigkeiten wirst Du schwerlich finden, und Du für Deinen Theil wirst bei dem Tausche offenbar gewinnen, aber von Deiner Frau und Dorchen bin ich es weniger gewiß. Ich habe während Eures Weimar'schen Aufenthalts nicht müßig zugesehen, und glaube einige Bemerkungen gemacht zu haben, die in Anschlag gebracht werden müssen. Für die Frauen wird sich schwerlich ein Zirkel

finden: die Bürgerlichen sind gar zu erbärmlich und mit dem Adel geht es nicht lange gut. Ich könnte dies Letztere mit triftigen Gründen belegen, aber erlaß mir sie. Wenigstens, bis die beiden das Geheimniß gefunden haben, wie man es mit dem Adel halten muß, um nur Vergnügen aus seinem Umgange zu schöpfen, stehe ich nicht für unangenehme Scenen. Was Dich betrifft, so wirst Du hoffentlich die Bekanntschaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Werth herabsetzen lernen; aber mit aller Vorsicht wirst Du dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen, das noch Jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liirte. Dein engerer Zirkel wird sich, wie ich voraussehe, bald auf Voigt und allenfalls noch auf Bode einschränken.» Herder tritt zur Abwechslung auch einmal wieder hervor. „Herder — heißt es S. 123 — hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit seiner Zurückkunft aus Italien hatte er nicht gepredigt, weil er erst abwarten wollte, ob er bleiben würde. Wie nun seine Sache entschieden war, so bestieg er zum ersten Male die Kanzel wieder; alles kam in die Kirche, selbst von Jena aus, und war voll Erwartung — er predigte über sich selbst und in Ausdrücken, die seinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben und alle seine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde gesungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchstühlen ausgetheilt wurde. Alles ist aufgebracht und hat diese Komödie äußerst anstößig gefunden.» Ueberhaupt gibt der Briefwechsel über diesen problematischen Character viel Licht. Von höchster Wichtigkeit ist Schiller's nachfolgende Aeußerung: „Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte (von welcher Nation und Zeit sie auch sei) dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden: so hat sie alle Requisiten, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann

jeder Verzierung entbehren.» Das ist unwiderleglich, wie hart es auch in unseren Tagen bestritten werden mag. S. 130 meldet Körner: „Hier ist ein Stück von Kotzebue: Menschenhaß und Reue, aufgeführt worden, das in Leipzig sehr gefallen hat; ein elendes Product in Ifflands weinerlicher Manier, aber ohne einen Funken von Ifflands Talent.» So wird der Sternenhimmel endlich voll. An der Universität häufen sich für Schiller die Verdrießlichkeiten; sein Privatcollegium, das ihm Geld einbringen soll, wird so spärlich besucht, wie sein Publicum zahlreich, und seine gelehrten Collegen benehmen sich niederträchtig gegen ihn. Er hat große Neigung, wieder zurückzutreten, nur die Rücksicht auf seinen alten Vater, der für den Sohn alle Hoffnung auf Jena gesetzt hat, hält ihn ab. Er harrt aus; Carl August bewilligt ihm, „verlegen, nicht mehr geben zu können," eine Pension von zweihundert Thalern, und nun kommt es zur Heirat mit Lotte Lengefeld. Bei dieser Gelegenheit gibt es wieder eine Verstimmung zwischen den Freunden, über die man nicht klar wird, weil hier ein Brief von Körner zu fehlen scheint. Schiller schreibt: „Meinen letzten Brief, worin ich Dir von der Pension schrieb, hast Du, hoffe ich, längst erhalten. Die kluge Miene, die Du in dem Deinigen annimmst, hat mich belustigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rücksicht auf mich kennen zu lernen, und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Wem sollte ich es weniger sagen als Dir, daß in Fällen dieser Art allgemeine Urtheile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin seyn kann. Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heiraten, vielleicht neun sind, die ihre Frauen um Anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir scheint, es begegnete Dir dießmal mit mir, was schon einigemal geschah: Du hast Dich über mich geirrt, weil Du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden, aber mir kommt vor, Du konntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ich zu messen bin — und jeder kann doch nur mit dem Maßstabe gemessen werden, den man von ihm selbst genommen hat. Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie Du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest Du Dich vielleicht dießmal etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden — und vielleicht gestehst Du Dir dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du diese Eigenschaften bei Deinen Forderungen übersahst. Indessen, wozu diese

Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte.» Das ist Alles richtig, aber man sieht nicht ab, worauf es sich bezieht, denn in keinem der vorhergehenden Körner'schen Briefe kommt der Liebhaber, der zu hoch in den Wolken stand, vor. Körner antwortet eben so schlagend. „Meine Klugheit konnte Dir als Bräutigam nicht erbaulich seyn, aber Du hast mich doch falsch verstanden. Ich sage bloß, daß ich kein competenter Richter über den Werth Deiner Gattin bin, daß ich sie zu wenig gesehen habe, und daß ich mich jetzt bloß freue, weil Du Dich freust, nicht aus eigener Ueberzeugung. Ich mochte Dir nichts heucheln, was ich nicht empfand, und konnte nicht ganz schweigen, ohne kalt zu scheinen. Von Uebersehen kann bei mir gar nicht die Rede seyn. Was habe ich von dem, das Dich gefesselt hat, in einem halben Tage sehen sollen, während daß Du mit Deiner Geliebten allein sprachst? Also sei gerecht gegen mich und verkenne mich nicht.» Die Spannung löst sich auf eine Weise, wie es sich unter sittlichen Menschen gebührt. „Ich freue mich — schreibt Körner — Deiner jetzigen Freude, aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für Dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach Deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem anderen Wege war es Dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen Du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isolirtes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Ueberlegenheit bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Character nothwendig und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders seyn; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen.» Und Schiller erwidert: „Du gibst mir und denen, welche Deinen Brief zu sehen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen sehr willkommen war. Hast Du die Erfahrung von unterbrochenen Freundschaftsgefühlen aus unserem Verhältniß genommen,

so thust Du mir vielleicht doch Unrecht, wenn Du die Ursache davon ganz allein in mir, und gar nicht in äußerlichen Vorfällen suchst, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht selten verlenkt oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht selbst Unrecht thun und von der Entschuldigung Gebrauch machen, womit Du mir entgegenkommst. Meine Freundschaft hat nie gegen Dich ausgesetzt, das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen; sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. Ich könnte mich überreden, daß ich Dir aufgehört hätte, etwas zu seyn, daß Deine Vorstellungs- und Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem sie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber Du hättest es in Deiner Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu Dir und die ganze Harmonie unter uns wieder herzustellen. Unterbrechungen, welche meine innere Thätigkeit in unserer Freundschaft zu machen schien, oder ferner scheinen möchte, können bloß die Aeußerungen derselben treffen — und solche Unterbrechungen schaden ihr nichts; vielmehr bringen sie mich mit einem größeren Reichthum und mit einem geübteren Gefühl zu unserer Freundschaft zurück. Laß es immer als eine feste Wahrheit bei Dir gelten, was Du Dir selbst in Deinem letzten Briefe sagtest, daß der Dichter dem Freunde keinen Abbruch thut, und sei versichert, daß an der genialischen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundschaft niemals verdorret.» Damit ist Alles abgethan. Körner macht jetzt sein erstes und letztes Gedicht, von dem im Briefwechsel die Rede ist und recensirt es, obgleich Schiller es mit großer Milde aufnimmt, äußerst scharf. Er zweifelt, ob es eins ist, und fragt: Sollte man nicht sagen können: so lange der Gedanke bloß philosophisch (abstract, nicht dramatisch unter besonderen Verhältnissen, sondern im Allgemeinen wahr) ist, so entsteht kein Gedicht, auch durch eine noch so dichterische Einkleidung. Der Gedanke selbst muß individualisirt werden, muß dramatische Wahrheit bekommen, muß das Resultat eines besonderen Characters, besonderer Umstände seyn, muß dieß durch Einseitigkeit und Uebertreibung verrathen.» Ohne allen Zweifel, denn das Dichten ist nicht ein unklares Denken, sondern ein gesteigertes Leben. S. 185 schreibt Schiller: „Seitdem ich eine Frau habe, kupple ich gern.» Er beweist das auch gleich durch die That, denn er bemüht sich in demselben Brief, der diese Aeußerung enthält, zugleich eine Prinzessin und Körners Schwägerin an den Mann zu bringen. S. 187 erfahren wir, daß er in Jena im Sommer 1790 auch ein Publicum über die Tragödie, und zwar aus dem Stegreif, gelesen hat; es ist wahrscheinlich

eine Vorarbeit für seine Abhandlungen gewesen. Ueberraschend ist Folgendes: „Funk — schreibt Körner — sagt mir, daß Du mit dem Faust nicht zufrieden bist. Freilich finde ich auch Ungleichheiten darin, und gewiß sind die einzelnen Scenen zu sehr verschiedenen Zeiten gemacht. Aber mich freut doch vieles, besonders die Hauptidee, daß Faust durch Character immer eine höhere Art von Wesen bleibt, als Mephistopheles; wenn gleich dieser ihn an Vorrath von Ideen, an Erfahrung, an Gewandtheit überlegen ist.» Man möchte glauben, Schiller hätte den zweiten Theil des Faust vorausgesehen, dieß wunderliche Gefäß, worin Goethe seine geistige Nothdurft verrichtete, d. h. sich seiner aufgespeicherten Gedanken und Meinungen über Dies und Das entledigte, was nur durch einen Spinnwebsfaden mit dem Gedicht zusammenhängt. Der erste Theil hat doch wirklich kaum einen Fehler, als den, daß er den zweiten hervorgerufen hat. Uebrigens behagt Goethe den Freunden auch persönlich nicht; doch das ändert sich, sobald er ihnen menschlich näher tritt. „Goethe — schreibt Körner S. 202 — ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspuncte fanden, wirst Du schwerlich errathen. — Wo sonst als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urtheilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht bloß philosophirt; wenigstens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Styl und Classicität in der Kunst waren mir sehr interessant, und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspuncte ist viel Fruchtbares, das ich bis jetzt übersehen hatte.» Schiller antwortet hierauf: „Goethe hat uns viel von Dir erzählt, und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an, und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist

wirkt und forscht nach allen Directionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.» Dann setzt er hinzu: „Uebrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen, und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etablirt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte.» Dergleichen Stadtgeträtsch über einen Goethe, durch einen Schiller wiederholt, ist auch nicht uninteressant. Nicht genug zu beherzigen ist, was Körner S. 210 über Kritik sagt: „Seine Kritik sieht noch zu sehr an Dir hinauf, und ich glaube, daß es eine Kritik mit Begeisterung gibt, wobei man auf den größten Künstler herabsieht. Der Kritiker wird alsdann Repräsentant der Kunst, er erhält seine Würde von ihr, nicht durch sich selbst. Je größer das Talent des Künstlers, desto höher die Forderungen seines Richters. Solche Kritiken sind freilich nicht Jedermanns Ding, und wer dazu taugt, mag lieber selbst etwas schaffen. Aber alle andere Art von Recension verwüstet den echten Geschmack, anstatt ihn zu bilden.» Ja wohl, und glücklich ist die Zeit, die einen Kritiker erstehen sieht, wie Körner ihn hier verlangt; einen Geist, in dem die Kunsterkenntniß so specifisch hervortritt, wie im echten Dichter das Kunstvermögen. Einen solchen besitzen wir in Rötscher. Schiller gibt jetzt seinen Menschenfeind für immer auf, entschließt sich, der erste Geschichtschreiber der Deutschen zu werden und denkt an einen deutschen Plutarch. Körner zeigt, daß er sich nicht umsonst mit Goethe berührt hat. „Das Objective in aller Art von Kunst — schreibt er — wird mir immer werther. In diesem scheint mir die wahre Classicität enthalten zu seyn; dasjenige, was einem Kunstwerke Unsterblichkeit gibt. Das Subjective ist von der besonderen Denkart oder Stimmung des Künstlers und sein Werth davon abhängig, ob er ein Publicum findet, dessen Denkart und Stimmung mit der seinigen sympathisirt. Das Kunstwerk soll durch sich selbst existiren, wie ein anderes organisches Wesen, nicht durch die Seele, die ihm der Künstler einhaucht. Hat er ihm einmal Leben gegeben, so dauert es fort, auch wenn der Erzeuger nicht mehr vorhanden ist; und hierdurch unterscheidet sich eben ein Aggregat von Elementen, die einzeln als Producte

eines höheren geistigen Lebens ihren Werth haben, von einem organisirten Ganzen, wo Theil und Ganzes gegenseitig Mittel und Zweck sind, wie bei den organisirten Naturproducten. Diese Einheit der Richtung bei der Mannigfaltigkeit der vorhandenen Kräfte, und diese Vervielfältigung des Lebens im Einzelnen bei der möglichsten Harmonie des Ganzen unterscheidet Classicität von Chaos und Leerheit: — dieß ist mein neueres ästhetisches Glaubensbekenntniß.»

Schiller muß, seiner Brust wegen, die öffentlichen Vorlesungen aufgeben, er hat eine schwere Krankheit zu bestehen und ist von nun an beständig leidend. Doctor Erhard, der durch Varnhagen's Biographie bekannte Kantianer, taucht auf und wird von Schiller warm belobt. Bürger, durch Schillers allerdings harte Kritik verletzt, benimmt sich würdelos, und bestätigt dadurch wider seinen Willen den schärfsten Ausspruch dieser Kritik, daß er sich als Individuum nicht genügend cultivirt habe. Kotzebue's Glück beim Theaterpublicum macht Körner'n dies Publicum verächtlich; was würde er von den Directionen gesagt haben, wenn er geahnt hätte, daß sie Menschenhaß und Reue noch nach fünfzig Jahren wieder auf's Repertoire bringen würden, ohne sich auf die Sympathien des Publicums berufen zu können! Schiller's Stanzenübersetzung aus dem Virgil entsteht und veranlaßt Körner, von ihm noch einmal lebhaft ein episches Gedicht zu wünschen und ihm als Gegenstand, anstatt des aus seiner und des Dichters eigener Gunst gefallenen Friedrichs des Großen, die Erziehung des Menschengeschlechts vorzuschlagen. Schiller meint, ein philosophisches Thema eigne sich durchaus nicht für die Poesie, und bestimmt sich für Gustav Adolph. Körner mißbilligt die Wahl nicht, glaubt jedoch, daß Julian, der Apostat, sich noch besser zum Helden qualificire. Da Schiller's Geist ein durchaus dramatischer war, so konnte natürlich aus der Sache nichts werden. Uebrigens ist es characteristisch, zu erfahren, warum er den Gedanken an die Friedericiade fahren ließ: er kann Friedrich als Character nicht lieb gewinnen! Noch immer plagt er sich mit Schulden und ist nun kränklich obendrein; da kommt auf einmal Hülfe, und zwar aus Dänemark. Der Prinz von Augustenburg und der Graf Schimmelmann bieten ihm auf drei Jahre jährliche tausend Thaler an, ohne ihm dafür die geringste Verpflichtung aufzuerlegen. Das werde nimmer vergessen; in Deutschland wäre es keinem Fürsten in den Sinn gekommen. Nun athmet er frei auf, schafft sich eigene Pferde an und wirft sich, nicht länger gezwungen, um Lohn zu arbeiten, in die Kant'sche Philosophie; entschlossen, sie zu ergründen, und sollte es auch drei Jahre kosten. Interessant ist seine Ansicht

über die Preßfreiheit, die sich S. 301 findet: „Uebrigens bin auch ich von gewissen Grenzen der schriftstellerischen Freiheit überzeugt; nur glaube ich nicht, daß sie durch gesetzlichen Zwang, sondern durch Veredlung des Geschmacks bewirkt werden müssen. Zerstören ist ein unwürdiges Geschäft für ausgezeichnete Kraft, so lange es noch irgend etwas zu schaffen gibt. Daher die Achtung vor jedem Keim des Lebens im Kopf und Herzen, die nach meinen Begriffen zu einem menschlichen Ideale gehört. Daher eine weise Schonung gegen Meinungen, Empfindungen, Einrichtungen ꝛc., die einen Keim von Menschenwerth enthalten, der einer Entwickelung würdig ist.» Die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen und Wallenstein regen sich in ihm; er bestimmt sich, so groß seine Ungeduld auch ist, sich als Poet einmal wieder zu prüfen, doch zunächst für die Ausführung der Briefe, weil er glaubt, daß die größere Klarheit in den Principien, zu der er dadurch gelangen muß, dem Drama zu Statten kommen wird. Bei dieser Gelegenheit macht er ein höchst merkwürdiges Selbstgeständniß: „Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Producte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll seyn müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So war's beim Carlos selbst.» Der historische Taschenkalender, welcher die Geschichte des dreißigjährigen Krieges brachte, soll fortgesetzt werden; der Verleger wünscht es. Schiller hat keine Lust dazu und schlägt Körner, der inzwischen um eine Erbschaftshoffnung ärmer geworden ist und die Lücke im Haushaltsetat durch Schriftstellerei decken will, die Arbeit vor; er will sich selbst als Herausgeber nennen und Körner soll eine Biographie Cromwell's liefern. Dieser antwortet: „Der Stoff gefällt mir nicht. Ihn als ein warnendes Beispiel zu behandeln, ist ein geistloses Geschäft. Und wird er mit Begeisterung für die Größe, die er enthält, bearbeitet, so ist er für die jetzigen Zeiten bedenklich. Das Feuer, welches jetzt brennt, ehre ich als das Werk einer höheren Hand, und erwarte ruhig den Erfolg. Ich mag weder Oel noch Wasser hineingießen. Was ich über diese Begebenheiten denke, darf ich nicht schreiben, und was ich schreiben darf, mag ich nicht denken.» So meinte damals auch Kant, er werde über gewisse Dinge nie etwas Falsches sagen, aber manches Wahre zurückbehalten. Da die Wahrheit kein Privateigenthum ist, so kann die Richtigkeit dieses Princips bestritten werden.

Dr. Friedrich Hebbel.

Art. V. Geschichte der Eroberung von Peru, mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas, von William H. Prescott. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Band. Mit einer Karte von Peru. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1848. gr. 8. 400 S.

(Schluß.)

Das dritte Buch allein würde genügen, dem Werke eine eigenthümliche und seltene Bedeutung zu verleihen. Es enthält genaue und vollständige Nachrichten über einen bis jetzt wenig gekannten, mindestens nicht auf die nun vorhandene Weise besprochenen Gegenstand. Beginnend mit Pizarro's Empfange bei Hofe, seinem Vertrag mit der Krone und den Schlachten auf der Insel Pamiä, endet es mit den Unruhen in Peru und der Ankunft in Cuzco.

Was den mit der Geschichte Peru's innig verbundenen Pizarro betrifft, finden wir früher nirgends genauere und verbürgtere Nachrichten über ihn. Francesco Pizarro war in Truxillo, einer Stadt in Estremadura in Spanien geboren. Die Zeit seiner Geburt ist ungewiß, aber wahrscheinlich fällt sie nicht weit vom Jahre 1471. Er war ein uneheliches Kind, und es ist nicht auffallend, daß seine Aeltern sich nicht die Mühe gegeben haben, den Tag seiner Geburt zu verewigen. Nur selten macht man eine genaue Angabe seiner Fehltritte. Sein Vater, Gonsalo Pizarro, war Oberst im Fußvolk, und diente mit einiger Auszeichnung in den italienischen Feldzügen unter dem großen Feldherrn und später in den Kriegen von Navarra. Seine Mutter, Francisca Gonzales, war eine Person niederen Standes in Truxillo.

Von Francisco's früheren Jahren wird wenig gesagt, und dies Wenige verdient nicht immer Glauben. Einigen zufolge wurde er von seinen beiden Aeltern verlassen und an der Thür einer der Hauptkirchen als Findling ausgesetzt. Man sagt sogar, daß er umgekommen seyn würde, wenn ihn nicht eine Sau genährt hätte. Dieß ist eine noch unglaublichere Nahrungsquelle, als die dem Kinde Romulus zugewiesene. Die frühere Geschichte von Männern, die ihren Namen durch Thaten in ihrem späteren Alter berühmt gemacht haben, liefert, so wie die frühere Geschichte der Völker überhaupt, der Erfindung ein fruchtbares Feld.

So viel scheint gewiß zu seyn, daß der junge Pizarro wenig Pflege von seinen Aeltern genoß und daß man sein Gedeihen ganz der Natur überließ. Es wurde ihm weder Lesen noch Schreiben gelehrt und seine Hauptbeschäftigung war die eines Schweinhirten. Aber diese einförmige Lebensweise war dem aufgeweckten Geiste Pizarro's nicht angemessen, als er älter wurde, und die

weit verbreiteten Erzählungen von der neuen Welt, so fesselnd für eine jugendliche Einbildungskraft, aufmerksam hörte. Er theilte die allgemeine Begeisterung und benützte einen günstigen Augenblick, sein unwürdiges Amt aufzugeben und nach Sevilla zu entkommen, dem Hafen, wo sich die spanischen Abenteurer einschifften, um ihr Glück in Westen zu versuchen. Nur wenige können ihrem Vaterland mit geringerem Kummer den Rücken zugekehrt haben, als Pizarro.

In welchem Jahre diese wichtige Veränderung seines Geschickes eintrat, sagt man uns nicht. Das Erste, was wir von ihm in der neuen Welt hören, ist von der Insel Hispaniola im Jahre 1510, wo er an der Unternehmung nach Uraba in Terra Firma Theil nahm unter Alonzo de Ojeda, einem Ritter, dessen Charakter und Thaten, außer in dem Werke des Cervantes, nicht ihres Gleichen finden. Hernando Cortez, dessen Mutter eine Pizarro und, wie man sagt, mit Francisco's Vater verwandt gewesen, war damals in St. Domingo, und schickte sich an, Ojeda auf seiner Unternehmung zu begleiten, wurde aber daran durch augenblickliche Lahmheit verhindert. Wäre er mitgegangen, dann würde der Fall des aztekischen Reichs noch eine Zeit länger verschoben worden, und Montezuma's Zepter friedlich auf seine Nachkommen übergegangen seyn. Pizarro theilte das Mißgeschick von Ojeda's Ansiedelung, und erwarb sich durch seine Klugheit das Vertrauen seines Befehlshabers in dem Grade, daß ihm die Sorge für die Niederlassung überlassen wurde, als der Letztere, um Unterstützung zu suchen, nach der Insel zurückkehrte. Der Stellvertreter blieb fast zwei Monate lang auf seinem gefährlichen Posten, indem er wohlbedächtig wartete, bis der Tod die Niederlassung genug gelichtet und es den elenden Resten derselben möglich gemacht hatte, sich in dem einzigen kleinen Fahrzeuge einzuschiffen, das ihnen übrig geblieben war.

Hernach finden wir ihn dem Entdecker des stillen Meeres, Balboa, zugesellt und mitwirkend bei der Niederlassung in Darien. Er hatte den Ruhm, diesen tapfern Ritter auf seinem mühseligen Marsche durch das Gebirge zu begleiten, und daher zu den ersten Europäern zu gehören, deren Auge den lang verheißenen Anblick der Südsee begrüßte.

Nach dem frühzeitigen Tode seines Befehlshabers schloß sich Pizarro dem Schicksale Pedrarias an, und wurde von diesem Statthalter zu verschiedenen Kriegsunternehmungen verwendet, die, wenn sie auch weiter keinen Erfolg hatten, ihm die nöthige Gewöhnung an die Gefahren und Entbehrungen verschafften, die dem künftign Eroberer von Peru bevorstanden.

Im Jahre 1515 wurde er mit noch einem andern Ritter,

Namens Morales, gewählt, um die Landenge zu kreuzen und mit den Eingebornen an den Küsten des stillen Meeres Handel zu treiben. Und während er dort damit beschäftigt war, seine Beute an Gold und Perlen von den benachbarten Inseln einzusammeln, und sein Auge längs der dunkeln Küstenlinie hinschweifte, bis sie sich in die Ferne verlor, mag wohl seine Einbildungskraft von dem Gedanken ergriffen worden seyn, eines Tages die Eroberung der geheimnißvollen Gegenden jenseits der Berge zu unternehmen. Bei der Verlegung des Sitzes der Regierung über die Landenge nach Panama begleitete Pizarro den Pedrarias, und sein Name wurde unter den Rittern bekannt, welche die Eroberungslinie gegen Norden über die kriegerischen Horden von Veragua ausdehnten. Aber alle diese Unternehmungen, wie viel Ruhm sie ihm auch gebracht haben mögen, waren nur wenig ergiebig an Gold, und in dem Alter von fünfzig Jahren befand sich der Hauptmann Pizarro nur im Besitz eines ungesunden Landstriches in der Nähe der Hauptstadt, und so vieler Repartimientos der Eingebornen, als man seinen Kriegsdiensten angemessen hielt. Die neue Welt war eine Lotterie, in welcher es der großen Looſe so wenige gab, daß die Wahrscheinlichkeit sehr gegen den Spieler war, und dennoch war er es zufrieden, darin Gesundheit, Vermögen und nur zu oft seinen guten Namen auf's Spiel zu setzen.

In solcher Lage befand sich Pizarro, als im Jahre 1522 Andagoya von seinem unvollendeten Unternehmen nach dem Süden von Panama zurückkehrte, von wo aus er ausführlichere Nachrichten, als man bisher erhalten hatte, von der Größe und dem Reichthum der jenseits gelegenen Länder mitbrachte. Auch war es gerade die Zeit, wo Cortez' glänzende Thaten ihren Eindruck auf den Volksgeist machten und dem Sinne für Abenteuer einen neuen Anstoß gaben. Die südlichen Unternehmungen wurden ein allgemeiner Gegenstand der Speculation bei den Ansiedlern von Panama. Aber das Goldland, da es hinter dem mächtigen Vorhange der Cordilleren lag, war noch in Dunkelheit gehüllt. Man konnte sich keinen Begriff von seiner wahren Entfernung machen, und die Leiden und Beschwerden, welche die wenigen Seefahrer betroffen hatten, die in jener Richtung gesegelt waren, gaben dem Unternehmen einen düstern Charakter, der bisher selbst die Kühnsten abgeschreckt hatte. Man hat keinen Beweis, daß Pizarro eine besonders lebhafte Neigung dafür gezeigt habe. Auch waren seine eigenen Mittel nicht von der Art, um irgend eine Hoffnung auf Erfolg ohne mächtigen Beistand von Anderen zu gewähren. Er fand diesen bei zwei Männern der Niederlassung, die einen zu wichtigen Antheil an den späteren Vorfällen nahmen, um nicht besonders erwähnt zu werden.

Einer von ihnen, Diego de Almagro, war ein emporgekommener Soldat, wahrscheinlich etwas älter als Pizarro, obgleich man von seiner Geburt wenig weiß und selbst ihr Ort bestritten wird. Man nimmt an, daß es die Stadt Almagro in Neu-Castilien gewesen, von welcher man, in Ermangelung einer besseren Quelle, seinen Namen herleitete; denn, gleich Pizarro, war er ein Findling. Man weiß nur wenig Näheres über ihn bis zum jetzigen Zeitpunkt unserer Geschichte; denn er war einer von denen, welche durch unruhige Zeiten zuerst zum Vorschein gebracht werden, vielleicht weniger zu ihrem Glück, als wenn sie in ihrer früheren Dunkelheit geblieben wären. In seiner kriegerischen Laufbahn hatte sich Almagro den Ruf eines tapfern Soldaten erworben. Er war von offener, freisinniger Gemüthsart, etwas heftig und unlenksam in seinen Leidenschaften, aber, wie Menschen von heißblutiger Verfassung, wenn die ersten Aufwallungen vorüber waren, nicht schwer zu besänftigen. Kurz, er hatte die guten Eigenschaften und die Fehler einer nicht durch frühe Erziehung an Selbstbeherrschung gewöhnten ehrlichen Natur.

Das dritte Mitglied des Bundes war Hernando de Luque, ein spanischer Geistlicher, der das Amt eines Unterpfarrers in Panama bekleidete und ehemals als Schulmeister bei der Stiftskirche von Darien angestellt gewesen war. Er scheint ein Mann von besonderer Vorsicht und Weltkenntniß gewesen zu seyn, und hatte sich durch seine achtungswerthen Eigenschaften großen Einfluß in der kleinen Gemeinde, zu der er gehörte, so wie als Aufseher der öffentlichen Gelder erworben, wodurch seine Mitwirkung zum Gelingen des gegenwärtigen Unternehmens von wesentlichem Einfluß war.

Es war unter den drei Verbündeten verabredet, daß die beiden Ritter ihr kleines Vermögen zur Bestreitung der Ausrüstung für die Flotte verwenden sollten, indeß den bei weiten größeren Theil der Geldmittel sollte Luque liefern. Pizarro sollte den Befehl über die Unternehmung führen, und das Geschäft der Verpflegung und Bemannung der Schiffe wurde Almagro übertragen. Die Verbündeten hatten keine Mühe, die Einwilligung des Statthalters zu ihrem Unternehmen zu erlangen. Andagoya hatte nach seiner Zurückkunft eine andere Unternehmung beabsichtigt, aber der Offizier, dem er sie anvertrauen wollte, starb. Warum er seine ursprüngliche Absicht nicht verfolgte, und die Sache einem erfahrenern Führer wie Pizarro übertrug, ist nicht klar. Wahrscheinlich war es ihm nicht unlieb, daß Andere die Last der Unternehmung trügen, so lange ein guter Theil des Nutzens derselben in seine eigene Kasse floß. Dieß übersah er nicht bei seiner Uebereinkunft.

Auf dieſe Weiſe durch Luque's Geldmittel und die Einwilligung des Statthalters geſichert, ſäumte Almagro nicht, Anſtalten zur Reiſe zu treffen. Es wurden zwei kleine Schiffe angeſchafft, von denen Balboa das größere urſprünglich für ſich in der Abſicht auf die nämliche Unternehmung gebaut hatte. Seit ſeinem Tode hatte es im Hafen von Panama abgetakelt gelegen. Jetzt wurde es ſo gut, als es die Umſtände erlaubten, in Stand geſetzt und ſegelfertig gemacht, während die Vorräthe und Lebensmittel mit einer Raſchheit an Bord gebracht wurden, die, wie ſich ſpäter ergab, Almagro's Eifer mehr Ehre machte, als ſeiner Vorſicht.

Schwieriger war es, ſich die nöthige Mannſchaft zu verſchaffen, denn gegen Unternehmungen nach dieſer Richtung hatte ſich ein allgemeines Gefühl von Mißtrauen verbreitet, das nicht ſogleich beſiegt werden konnte. Aber es gab in der Niederlaſſung viele müßige Herumtreiber, die ſich herausgemacht hatten, um ihre Glücksumſtände zu verbeſſern, und bereit waren, dieß, wenn auch noch ſo hoffnungslos, zu verſuchen. Aus ſolchen Leuten brachte ſich Almagro eine Schaar von etwas über hundert Mann zuſammen, und als Alles bereit war, übernahm Pizarro den Befehl, lichtete die Anker und ſegelte aus dem kleinen Hafen von Panama gegen die Mitte des Novembers 1524 ab. Almagro ſollte auf einem zweiten Schiffe von geringerer Größe, ſobald es ausgerüſtet werden konnte, folgen.

Die Jahreszeit war die unpaſſendſte, die man zur Reiſe wählen konnte; denn es war die Regenzeit, wo die Schiffahrt nach dem Süden durch widrige Winde erſchwert und doppelt gefährlich wird durch die über die Küſte hinſtreichenden Stürme. Aber dieß verſtanden die Abenteurer nicht. Nachdem ſie die Perleninſel, einen häufig beſuchten Verſammlungsort der Seefahrer, wenige Leguas von Panama entfernt, berührt hatten, nahm Pizarro ſeinen Weg durch den Meerbuſen von S. Michael, und ſteuerte faſt ganz ſüdlich nach Puerto de Pinnas, einem Vorgebirge in der Landſchaft Biruquette, das Andagoyas Reiſegrenze bezeichnete. Vor ſeiner Abfahrt hatte Pizarro ſich von dieſem Offizier alle Nachrichten in Bezug auf das Land verſchafft, die er von ihm erlangen konnte, ſo wie über den Weg, den er verfolgen ſollte. Aber des Ritters eigene Erfahrung war ſo beſchränkt, daß ſie ihm nur wenig nützen konnte.

Nach Umſchiffung des Puerto de Pinnas lenkte das kleine Schiff in den Fluß Biru ein, aus deſſen falſch angewendeten Namen, wie Einige vermuthen, der des Reiches der Inkas entſtanden iſt. Nachdem Pizarro den Fluß einige Leguas weit aufwärts geſegelt war, warf er Anker, ſchiffte ſeine ganze Streit-

macht, mit Ausnahme der Matrosen, aus, und schritt an der Spitze derselben vorwärts zur Untersuchung der Gegend.

Der Verfasser schildert anschaulich die Ergebnisse und Gefahren der Reise. Tage, Wochen waren nach einander vorübergegangen, und man hatte keine Nachricht von dem Schiffe erhalten, das den Wanderern Hülfe bringen sollte. Vergebens blickten sie mit angestrengtem Auge weit über das Wasser hin, um ihre ankommenden Freunde zu erspähen. Nicht ein Fleckchen war in der blauen Ferne zu sehen, wohin das Kanot des Wilden sich nicht wagen konnte und wo die Segel der Weißen noch nicht ausgespannt waren. Die, welche zuerst Alles standhaft ertragen hatten, überließen sich jetzt der Muthlosigkeit, da sie sich von ihren Landsleuten auf dieser öden Küste verlassen fühlten. Sie vergingen jetzt unter diesem traurigen Gefühl, das „das Herz erkranken macht." — Mehr als zwanzig von dem kleinen Häuflein waren schon gestorben und die Ueberlebenden schienen ihnen rasch nachfolgen zu wollen.

In diesem bedenklichen Augenblick ging Pizarro die Nachricht ein, daß man durch eine entfernte Oeffnung im Walde ein Licht gesehen habe. Er begrüßte diese Nachricht mit Freuden, da sie ihm das Vorhandenseyn einer Ansiedelung in der Nähe verkündete, und an der Spitze eines kleinen Häufleins machte er sich nach der bezeichneten Richtung auf, um das Nähere zu erforschen. Er wurde nicht getäuscht, und nachdem er sich durch eine dichte Wildniß von Gestripp und Laubwerk gewunden, gelangte er an einen offenen Raum, wo ein indianisches Dorf angelegt war. Die schüchternen Einwohner verließen beim Anblick der Fremden ihre Hütten mit Schrecken, und die ausgehungerten Spanier stürzten hinein und eigneten sich begierig das zu, was sie darin fanden. Dieß bestand aus verschiedenen Nahrungsmitteln, besonders Mais und Cacaobohnen. Dieser Fund war zwar klein, aber kam doch so zu rechter Zeit, daß sie ganz entzückt darüber waren.

Die erstaunten Eingebornen machten keinen Versuch zum Widerstand. Aber als sie mehr Zutrauen gefaßt hatten, da ihnen persönlich keine Gewalt angethan wurde, traten sie näher zu den weißen Männern und fragten: „Warum sie nicht zu Hause blieben und ihr eigenes Land bebauten, statt umherzustreifen und Andere zu berauben, die ihnen nie ein Leid gethan hätten?" — Wie die Spanier auch über die Rechtsfrage geurtheilt haben mögen, so fühlten sie doch ohne Zweifel, daß es klüger gewesen seyn würde, sie hätten das gethan. Aber die Wilden trugen goldene Schmucksachen von einiger Größe, wiewohl von plumper Arbeit an sich. Dieß war die erste Antwort auf ihre Frage. Es

war die goldene Lockung, welche den spanischen Abenteurer bewog, seine schöne Heimat zu verlassen, und sich den Prüfungen in der Wildniß auszusetzen. Von den Indianern erfuhr Pizarro die Bestätigung der Berichte, die er so oft über ein reiches, im fernen Süden liegendes Land erhalten hatte; in der Entfernung von zwölf Tagereisen über die Berge, sagten sie ihm, wohne ein mächtiger Herrscher, dessen Gebiet von einem andern, noch mächtigeren, dem Kinde der Sonne, angegriffen worden sei. Es mag wohl der Angriff von Quito durch den tapfern Inka Huayna Capac gemeint gewesen seyn, der einige Jahre vor Pizarro's Unternehmung Statt fand.

Endlich, nach Verlauf von mehr als sechs Wochen, erblickten die Spanier mit Freude die Zurückkunft des ausgesandten Fahrzeuges, das ihre Gefährten fortgeführt hatte, und Montenegro fuhr mit reichen Vorräthen von Lebensmitteln für seine verhungernden Landsleute in den Hafen ein. Groß war sein Schreck über den Anblick, den diese darboten, ihre wirren, entstellten Gesichter und ihre zerstörten Gestalten, und zwar so zerstört durch Hunger und Leiden, daß ihre alten Gefährten Mühe hatten, sie wieder zu erkennen. Montenegro erklärte sein langes Ausbleiben durch fortwährende heftige Stürme und schlechte Witterung; auch hatte er selbst traurige Geschichten zu erzählen von der Noth, in die er und sein Schiffsvolk auf ihrer Fahrt nach der Perleninsel waren versetzt worden. Solche kleine Zwischenfälle wie die, mit welchen wir uns beschäftigt haben, machen die Größe der Leiden begreiflich, denen der spanische Abenteurer bei der Fortsetzung seines großen Entdeckungswerkes ausgesetzt war.

Durch kräftige Nahrung, die sie so lange entbehrt hatten, neu belebt, vergaßen die spanischen Ritter mit der Schnellkraft, die Leuten von einem waglichen und umherstreifenden Leben eigen ist, ihre überstandenen Leiden, da sie überdieß begierig waren, ihr Unternehmen fortzusetzen. Pizarro schiffte sich daher am Bord seines Schiffes wieder ein, sagte dem Schauplatz so vieler Leiden, dem er den passenden Namen Puerto de la Hambre, Hungerhafen, gab, Lebewohl, und spannte seine Segel wieder vor einem günstigen Winde aus, der ihn vorwärts nach Süden trieb.

Wäre er kühn in's offene Meer gesteuert, statt an der unwirthbaren Küste zu verweilen, die bisher so wenig lohnend für ihn gewesen war, so würde er sich die Wiederholung so beschwerlicher und nutzloser Abenteuer erspart und auf einem kürzern Weg seinen Bestimmungsort erreicht haben. Aber die spanischen Seefahrer tappten nach ihrem Wege längs dieser unbekannten Küsten

umher, landeten an jedem bequemen Vorgebirge, als hätten sie gefürchtet, eine fruchtbare Gegend oder eine kostbare Metallgrube zu übersehen, wenn sie auch nur eine einzige Lücke in der Besichtigungslinie ließen. Man muß jedoch nie vergessen, daß uns, die wir mit der Ortsbeschaffenheit dieser Länder vertraut sind, Pizarro's Bestimmungsort freilich bekannt ist, daß er selbst jedoch im Dunkeln wanderte, indem er sich gleichsam seinen Weg Zoll für Zoll herausfühlte, ohne Karte zu seiner Leitung, ohne Kenntniß von den Meeren und den Höhen der Küste, und mit keinem bestimmten Begriff von dem Ziele, nach dem er strebte, als mit dem von einem Lande, das von Gold strotzte und irgendwo im Süden lag. Es war eine Jagd nach einem Eldorado, auf kaum genauere und zuverläßigere Nachricht hin, als die so mancher unsinnigen Unternehmung in diesem Lande der Wunder zu Grunde lag. Nur der glückliche Erfolg, der beste Grund für den großen Haufen, bewahrte Pizarro's Unternehmungen vor einer ähnlichen Bezeichnung.

Indem Pizarro seinen Lauf gegen Süden, der Küste entlang, unter dem Winde nahm, befand er sich nach einer kurzen Fahrt einem offenen oder wenigstens nicht so dicht mit Gehölz bewachsenen Landstriche gegenüber, der allmälig an Höhe zunahm, je weiter er sich von der Küste entfernte. Er landete mit einem kleinen Theil seiner Leute, und nachdem er eine kurze Strecke in's Innere vorgegangen, stieß er auf ein indianisches Dörfchen. Es war von den Einwohnern verlassen, die beim Nahen der Ankömmlinge sich in's Gebirge begeben hatten, und die Spanier fanden in den verlassenen Wohnungen einen guten Vorrath an Mais und anderen Nahrungsmitteln, und rohe goldene Zierathen von beträchtlichem Werth. Nahrung war ihren Körpern nicht nöthiger, als von Zeit zu Zeit der Anblick des Goldes, um ihr Verlangen nach Abenteuern zu reizen. Ein Schauspiel machte indeß ihr Blut vor Abscheu erstarren. Dieß war der Anblick von Menschenfleisch, das sie am Feuer röstend fanden, wie die Wilden es bei der Zubereitung ihres scheußlichen Mahles verlassen hatten. Da die Spanier daraus schlossen, daß sie auf eine Horde Caraiben, den einzigen Stamm in jenem Theile der neuen Welt, der als Menschenfresser bekannt ist, gestoßen seien, zogen sie sich schnell nach ihrem Schiffe zurück. Sie waren nicht durch traurige Gewohnheit gegen dieses Schauspiel abgehärtet, wie die Eroberer von Mexiko.

Das Wetter, das bis dahin günstig gewesen war, begann jetzt ungestüm zu werden, wobei es unter heftigen Windstößen fortwährend donnerte und blitzte, und der Regen, wie gewöhnlich bei diesen tropischen Stürmen, nicht sowohl in Tropfen, als

in ungetrennten Massen herabströmte. Die Spanier wollten sich aber lieber dem wüthenden Elemente aussetzen, als länger den Anblick solcher viehischer Scheußlichkeiten ertragen. Die Wuth des Sturmes hatte sich indeß allmälig gelegt, und das kleine Schiff setzte seine Fahrt längs der Küste fort, bis es einer ebenen Landspitze gegenüber, die Pizarro Punto Quemada benannt, anlangte, wo er Anker zu werfen befahl. Der Rand der Küste war mit einem dunklen Gürtel von Mangelbäumen eingefaßt, deren lange Wurzeln, einander durchschlingend, unter dem Meere eine Art von Gitterwerk bildeten, das es schwer machte, sich dem Orte zu nähern. Aus mehreren Zugängen, die durch dieß verworrene Dickicht führten, schloß Pizarro, daß das Land bewohnt seyn müsse, und er stieg mit dem größten Theil seiner Mannschaft an's Land, um das Innere zu untersuchen.

Er war noch nicht mehr als eine Legua vorgedrungen, als er seine Vermuthung durch den Anblick einer indianischen Stadt von größerem Umfange als die, welche er bisher gesehen, bestätigt fand. Dieselbe lag auf dem Gipfel einer Anhöhe, und war gut beschützt durch Pfahlwerk. Wie gewöhnlich waren die Einwohner entflohen, hatten aber in ihren Wohnungen einen guten Vorrath von Lebensmitteln und einige goldene Schmucksachen zurückgelassen, welche die Spanier kein Bedenken trugen, sich zuzueignen. Pizarro's schwächliches Fahrzeug war durch schwere Stürme, die es vor Kurzem betroffen hatten, beschädigt worden, so daß es gefährlich gewesen seyn würde, die Reise damit ohne gründlichere Ausbesserung, als mit demselben auf dieser öden Küste vorgenommen werden konnte, fortzusetzen. Er beschloß daher, es mit wenigen Leuten zurückzuschicken, um es in Panama in Stand setzen zu lassen, und unterdessen in seiner gegenwärtigen Stellung zu bleiben, die so günstig zur Vertheidigung war. Vorher sandte er einen kleinen Trupp unter Montenegro ab, um die Gegend auszukundschaften und sich wo möglich mit den Eingebornen in Verbindung zu setzen.

Diese waren ein kriegerischer Stamm. Sie hatten ihre Wohnungen verlassen, um ihre Weiber und Kinder in Sicherheit zu bringen. Sie hatten aber die Bewegungen der Eindringlinge im Auge behalten, und als sie ihre Streitkräfte getheilt sahen, beschlossen sie, über jeden einzelnen Theil derselben herzufallen, ehe sie sich mit einander in Verbindung setzen konnten. Sobald daher Montenegro durch die Pässe der hohen Hügel, die von den Cordilleren her wie Strebepfeiler sich gegen diesen Theil der Küste hinzogen, gedrungen war, stürzten die indianischen Krieger aus ihrem Hinterhalte hervor, und schossen eine Ladung Pfeile und andere Wurfwaffen ab, die die Luft verfinsterten,

wobei ihr gellendes Kriegsgeschrei den Wald durchtönte. Die Spanier erschraken bei dem Erscheinen der Wilden mit ihren nackten, buntbemalten Körpern, wie sie ihre Waffen schwangen, die durch die Bäume und das lichte Gebüsch hindurch schimmerten, wurden überrascht und einen Augenblick in Unordnung gebracht. Drei von ihnen wurden getödtet und einige verwundet. Sie sammelten sich jedoch rasch wieder, erwiederten die Ladung der Angreifenden mit ihren Armbrüsten — denn Pizarro's Leute scheinen bei dieser Unternehmung keine Musketen gehabt zu haben — und griffen den Feind, das Schwert in der Hand, muthig an, und so gelang es ihnen, sie in das unwegsame Gebirge zurückzutreiben. Aber dieß veranlaßte sie nur, ihre Thätigkeit nach einer andern Seite zu richten, und einen Angriff auf Pizarro zu machen, ehe er von seinen Untergebenen Hilfe erhalten konnte.

Vermöge ihrer größeren Bekanntschaft mit den Päſſen erreichten sie Pizarro's Lager lange vor Montenegro, der einen Rückmarsch nach derselben Richtung angetreten hatte. Die kühnen Wilden brachen aus dem Walde hervor und begrüßten die spanische Besatzung mit einem Hagel von Wurfspießen und Pfeilen, von denen viele durch die Fugen der Härnische und die gepolsterten Wämmse der Ritter drangen. Aber Pizarro war ein zu erfahrener Ritter, um nicht auf seiner Huth zu seyn. Er rief seine Leute um sich und beschloß, nicht den Angriff ruhig in der Verschanzung abzuwarten, sondern einen Ausfall zu machen und mit dem Feinde auf dessen eigenem Felde zusammenzutreffen. Die Wilden, die bis nahe an die Verschanzungen vorgerückt waren, zogen sich zurück, als die Spanier, ihren tapfern Führer an der Spitze, hervorbrachen. Sie kehrten indeß mit staunenswerther Heftigkeit zum Angriff zurück, ersahen sich Pizarro einzeln aus, den sie an seinem kühnen Benehmen und gebieterischen Ansehen leicht als den Anführer erkannten, und unter einem gegen ihn gerichteten Hagel von Wurfgeschossen verwundeten sie ihn, trotz seiner Rüstung, an sieben verschiedenen Stellen.

Durch die Wuth des gegen seine Person gerichteten Angriffs zurückgetrieben, zog sich der spanische Befehlshaber den Abhang des Berges hinunter, indem er sich noch, so gut er konnte, mit Schwert und Schild vertheidigte, als er plötzlich ausglitt und fiel. Der Feind stieß ein wildes Siegesgeschrei aus, und einige der Kühnsten sprangen vor, um ihm den Todesstreich zu geben. Aber Pizarro war im Augenblick wieder auf den Beinen und indem er zwei der Vordersten mit seinem starken Arme niederhieb, hielt er die Uebrigen so lange von sich ab, bis seine Leute ihm zu Hilfe kommen konnten. Von seinem Muthe mit Bewunderung

erfüllt, begannen die Wilden zu weichen, als Montenegro, der glücklicher Weise in dem Augenblick zur Stelle kam und ihnen in den Rücken fiel, ihre Verwirrung vollständig machte; sie überließen ihm den Kampfplatz und zogen sich eiligst, so gut sie konnten, in die Bergschluchten zurück. Der Boden war mit ihren Erschlagenen bedeckt, aber der Sieg war theuer erkauft durch den Tod von noch zwei Spaniern und eine große Anzahl Verwundeter.

Hierauf ward ein Kriegsrath berufen. Die Stellung hatte ihren Reiz in den Augen der Spanier verloren, die bei ihrem ganzen Zuge hier auf den ersten Widerstand gestoßen waren. Es war nöthig, die Verwundeten an einen sichern Ort zu schaffen, wo ihre Wunden gepflegt werden konnten. Aber es war nicht rathsam, bei dem gebrechlichen Zustande ihres Schiffes weiter vorzugehen. Im Ganzen ward entschieden, zurückzukehren und dem Statthalter das Vorgefallene zu berichten, und obgleich die glänzenden Hoffnungen der Abenteurer nicht in Erfüllung gegangen waren, so war Pizarro doch überzeugt, daß genug geschehen sei, um die Wichtigkeit des Unternehmens zu beweisen, und sich die Unterstützung Pedraria's zu einer weitern Verfolgung desselben zu sichern.

Aber Pizarro konnte sich nicht entschließen, sich bei dem gegenwärtigen Zustande des Unternehmens vor dem Statthalter zu zeigen. Er beschloß daher, sich mit dem vorzüglichen Theile seiner Mannschaft in Chicama, einem Orte auf dem Festlande, in geringer Entfernung westlich von Panama, an's Land setzen zu lassen. Von diesem Orte aus, den er ohne weitern Unfall erreichte, fertigte er das Schiff ab, und in demselben seinen Schatzmeister, Nicolas de Ribera, mit dem Golde, das er zusammengebracht hatte, und mit der Anweisung, dem Statthalter einen vollständigen Bericht über seine Entdeckungen und den Erfolg der Unternehmung abzustatten.

Die folgenden Kapitel schildern auf interessante Weise die weiteren Unternehmungen, Pizarro's Leben in den Wäldern und seinen Aufenthalt auf der Insel Cuba.

Wie viele Gefahren ihn umdrängten, der Geist des großen Weltfahrers wußte sie siegreich zu bekämpfen. An jedem Orte seiner Reise erhielt Pizarro die nämlichen Nachrichten von einem mächtigen Herrscher, der das Land regiere und seinen Hof auf der Hochebene im Innern halte, wo seine Hauptstadt als von Gold und Silber strotzend und die ganze Verschwendung eines morgenländischen Satrapen kundgebend geschildert wurde. Die Spanier scheinen, ausgenommen in Tumbez, bei den Eingebornen auf der Küste nur wenig edle Metalle angetroffen zu haben.

Mehr als Ein Schriftsteller behauptet, daß sie nicht darnach begehrt oder wenigstens auf Pizarro's Befehl sich gestellt hätten, nicht darnach zu begehren. Er wollte nicht, daß sie ihre Lust nach Gold verriethen, und hat wirklich Geschenke abgelehnt, wenn sie ihm angeboten wurden! Wahrscheinlicher ist es, daß sie wenig äußeren Reichthum wahrgenommen haben, ausgenommen in den Ausschmückungen der Tempel und anderer heiligen Gebäude, die sie nicht wagen durften zu beschädigen. Die zum Gebrauch des Gottesdienstes und für Personen von hohem Range vorbehaltenen edlen Metalle waren, begreiflicher Weise, in den entlegenen Städten und Dörfern auf der Küste nicht im Ueberfluß vorhanden.

Doch boten sich den Spaniern hinreichende Beweise von einer allgemeinen Bildung und Macht dar, um sie zu überzeugen, daß die Berichte der Eingebornen Grund hatten. Häufig sahen sie Gebäude aus Stein und Mörtel, die zuweilen von baukünstlerischer Geschicklichkeit, wenn auch nicht von geschmackvoller Zeichnung Zeugniß gaben. Ueberall, wo sie vor Anker gingen, sahen sie grüne Striche angebauten Landes, die der Unfruchtbarkeit des Bodens abgewonnen waren, und auf denen sich der mannigfaltigste Pflanzenwuchs der Wendekreise zeigte, während ein sinnreich angelegtes Netz von Wasserleitungen und Kanälen sich über das Land verbreitete, und die Wüste zu einem Garten umschuf. An mehreren Stellen, wo sie landeten, trafen sie die große Landstraße der Inkas, welche über die Seeküste fortlief, oft zwar im flüchtigen Sand verloren, wo kein Weg sich halten konnte, aber sich sofort wieder zu einer breiten und festen Kunststraße erhebend, sobald sich ein festerer Boden fand. Eine solche Vorkehrung für die innere Verbindung war an sich selbst schon kein geringer Beweis von Kraft und Bildung.

Immer weiter nach Süden fortsegelnd, kam Pizarro an den Platz der künftigen blühenden Stadt Truxillo vorbei, die einige Jahre später von ihm gegründet ward, und eilte vorwärts, bis er in den Hafen von Santa einlief. Er lag an den Ufern eines breiten und schönen Stromes; aber die umliegende Gegend war so außerordentlich dürre, daß die Peruaner sie häufig zu einem Begräbnißplatze machten, da sich der Boden höchst vortheilhaft für die Erhaltung ihrer Mumien zeigte. Es gab der indianischen Guacas daselbst so viele, daß man den Ort eher einen Wohnsitz der Todten als der Lebenden nennen konnte.

Als er diesen ungefähr neun Grade südlicher Breite gelegenen Ort erreicht hatte, ersuchten Pizarro seine Gefährten, die Reise nicht weiter fortzusetzen. Genug und mehr als genug sei geschehen, sagten sie, um sich von dem wirklichen Daseyn und

der Lage des großen indianischen Reiches, das sie so lange zu erforschen gesucht hatten, zu überzeugen. Bei ihrer unbedeutenden Streitmacht wären sie aber nicht im Stande, Nutzen aus der Entdeckung zu ziehen. Alles, was ihnen daher übrig bleibe, sei, zurückzukehren und dem Statthalter von Panama Bericht über den Erfolg ihres Unternehmens abzustatten. Pizarro erkannte die Vernünftigkeit dieser Forderung an. Er war nun in den südlichen Gewässern neun Grad weiter eingedrungen, als irgend ein früherer Seefahrer, und statt der Widerwärtigkeiten, die bis dahin seinem guten Glück im Wege gestanden, konnte er jetzt jubelnd zu seinen Landsleuten zurückkehren. Er zögerte daher nicht, Anstalt zur Rückkehr zu treffen, und wendete sich nun wieder gegen Norden.

Auf seinem Wege legte er an verschiedenen Orten an, wo er früher gelandet hatte. An einem derselben, von den Spaniern Santa Cruz genannt, war er von einer vornehmen indianischen Frau eingeladen worden, an's Land zu kommen, und hatte versprochen, sie bei seiner Zurückkunft zu besuchen. Kaum hatte sein Schiff vor dem Dorfe, in welchem sie wohnte, Anker geworfen, als sie, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, an Bord kam. Pizarro empfing sie mit allen Zeichen von Ehrfurcht, und beschenkte sie bei ihrem Fortgehen mit einigen Spielereien, die in den Augen einer indianischen Prinzessin einen wirklichen Werth hatten. Sie drang in den spanischen Befehlshaber und seine Gefährten, den Besuch zu erwiedern, und verpflichtete sich zur Sicherheit für ihre gute Behandlung eine Anzahl Geiseln an Bord zu senden. Pizarro versicherte sie, daß das offene Vertrauen, das sie ihnen gezeigt habe, dieß unnöthig mache. Aber kaum hatte er sich am folgenden Tage in seinem Boote aufgemacht, um an's Land zu gehen, als mehrere vornehme Personen des Ortes an's Schiff kamen, um während der Abwesenheit der Spanier als Geiseln zu dienen — ein sonderbarer Beweis von Rücksicht, die sie auf die sichtbaren Besorgnisse ihrer Gäste nahm.

Pizarro fand, daß Anstalten zu seinem Empfange auf eine einfach gastfreundliche Weise getroffen waren, die einen gewissen Grad von Geschmack verriethen. Es waren Lauben aus üppigen, weit ausgebreiteten Zweigen, mit duftenden Blumen und Stauden durchflochten, gebildet, die einen köstlichen Wohlgeruch in der Luft verbreiteten. Ein Gastmahl war veranstaltet, mit einem Ueberfluß von Speisen nach peruanischer Kochkunst, und von Früchten, verführerisch durch Farbe und Geschmack, deren Name und Eigenschaften jedoch den Spaniern unbekannt waren. Als das Mahl beendet war, wurden die Gäste durch Musik und Tanz durch eine Bande junger Männer und Mädchen in einfacher

Kleidung unterhalten, die bei dieſer volksthümlichen Lieblingsunterhaltung die ganze Gewandtheit und Anmuth entwickelten, zu der die Geſchmeidigkeit ihrer Glieder die peruaniſchen Indianer ſo geſchickt macht. Vor ſeinem Abſchiede ſetzte Pizarro ſeiner gütigen Wirthin die Beweggründe zu ſeinem Beſuche des Landes auf dieſelbe Weiſe aus einander, wie er dieß ſchon bei andern Gelegenheiten gethan hatte, und ſchloß mit Entfaltung des königlichen Banners von Caſtilien, das er mit in's Land gebracht hatte, indem er ſie und ihr Gefolge erſuchte, dasſelbe als Zeichen der Unterwerfung unter ſeinen Landesherrn aufzurichten. Dieß thaten ſie mit großer Bereitwilligkeit unter fortwährendem Lachen, wodurch ſie, ſagt der Zeitgeſchichtſchreiber, zu erkennen gaben, daß ſie einen ſehr unvollkommenen Begriff von dem Ernſte dieſer Feierlichkeit hatten. Pizarro war mit dieſem äußerlichen Zeichen von Unterthanentreue zufrieden, und kehrte ganz vergnügt über das ihm bereitete Feſt nach ſeinem Schiffe zurück, wobei er wahrſcheinlich ſchon über die beſte Art nachdachte, es ſpäter durch Unterjochung und Bekehrung des Landes zu erwiedern.

Der ſpaniſche Befehlshaber unterließ nicht, auf ſeiner Rückreiſe auch bei Tumbez anzulegen. Hier äußerten einige ſeiner Gefährten, eingenommen von dem lieblichen Anblick der Stadt und dem Benehmen des Volks, den Wunſch zu bleiben, indem ſie ohne Zweifel ſich überlegt hatten, daß es beſſer ſeyn würde, hier zu leben, wo die Leute von Anſehen wären, als zu ihrer untergeordneten Stellung in der Gemeinde von Panama zurückzukehren. Einer von dieſen war Alonſo de Molina, derſelbe, der zuerſt in dieſer Stadt an's Land gegangen und von dem Reiz der indianiſchen Schönheiten bezaubert worden war. Pizarro willigte in ſeine Wünſche, da er es für ſehr bequem erkannte, bei ſeiner Rückkehr einige ſeiner Gefährten zu finden, die dann mit der Sprache und den Gebräuchen der Eingebornen würden bekannt geworden ſeyn. Es wurde ihm auch geſtattet, zwei oder drei Peruaner in ähnlicher Abſicht in ſeinem Schiffe mit zurückzunehmen, um ſie in der caſtilianiſchen Sprache zu unterrichten. Einer von dieſen, ein von den Spaniern Felipillo genannter junger Menſch, ſpielt eine einigermaßen wichtige Rolle in der Geſchichte der ſpäteren Ereigniſſe.

Als ſie Tumbez verlaſſen hatten, ſteuerten die Abenteurer unmittelbar auf Panama zu, und legten unterwegs nur an der übelberüchtigten Inſel Gorgona an, um ihre beiden Gefährten mit an Bord zu nehmen, die daſelbſt, als zu krank zum mitgehen, zurückgelaſſen worden waren. Einer war unterdeſſen geſtorben, und nachdem ſie den Andern aufgenommen, ſetzte Pizarro mit ſeiner kleinen tapfern Schaar ſeine Reiſe fort. Nach einer Abweſen-

heit von mindestens achtzehn Monaten gingen sie wieder einmal in den Hafen von Panama glücklich vor Anker.

Das Aufsehen, das ihre Ankunft erregte, war, wie zu erwarten stand, groß. Denn es gab Wenige, selbst unter den hoffnungsreichsten ihrer Freunde, die nicht glaubten, daß sie schon lange für ihre Kühnheit gebüßt hätten, und dem Klima oder den Eingebornen zum Opfer gefallen, oder im Meere elend umgekommen seien. Daher war ihre Freude um so größer, als sie die Reisenden jetzt nicht nur glücklich und gesund, sondern auch mit sicheren Nachrichten über die schönen Länder zurückkehren sahen, die sich ihnen so lange entzogen hatten. Es war auch ein Augenblick stolzer Genugthuung für die drei Genossen, die dem Tadel, der Verspottung und jedem Hinderniß zum Trotz, welches das Mißtrauen von Freunden oder die Gleichgültigkeit der Regierung ihnen in den Weg gelegt, so lange bei ihrem großen Unternehmen beharrt waren, bis sie das als Wahrheit festgestellt hatten, was so allgemein als ein Hirngespinnst erklärt worden war. Es ist das Loos jener kühnen Geister, die einen für die Begriffe ihres Zeitalters zu großen Gedanken fassen, für träumerische Schwärmer zu gelten. Dieß war auch das Schicksal Luques und seiner Genossen gewesen. Das Daseyn eines mächtigen indianischen Reiches im Süden, woran der Glaube bei ihnen, durch alle Gründe, die dafür sprachen, zur Gewißheit der Ueberzeugung geworden war, war von ihren übrigen Landsleuten als ein bloßes Traumbild verlacht worden, das bei näherer Berührung in Luft zerrinnen würde; und die Urheber, die ihr Vermögen bei dem Abenteuer einsetzten, waren für Verrückte erklärt worden. Aber die Stunde ihres Sieges, ihres langsam und schwer errungenen Sieges, hatte jetzt geschlagen.

Doch der Statthalter Pedro de los Rios schien selbst jetzt noch nicht von der Größe der Entdeckung überzeugt zu seyn, oder vielmehr war es gerade die Größe derselben, die ihn entmuthigte. Als die Genossen ihn nun mit größerem Vertrauen um seine Gönnerschaft bei einem Unternehmen ersuchten, das für ihre eigenen Hilfsquellen zu umfassend sei, erwiederte er ruhig: „Er wünsche nicht andere Staaten auf Unkosten seines eigenen aufzubauen; auch werde er sich nicht verleiten lassen, noch mehr Leben auf's Spiel zu setzen, als schon für elende goldene und silberne Spielereien und ein Paar indianische Schafe seien geopfert worden.»

Entmuthigt durch diese Abweisung von der Seite her, von welcher einzig wirksame Hilfe zu erwarten war, ohne Geld und mit einem durch ihre bisherigen Anstrengungen fast erschöpften Credit, geriethen die Verbündeten in die äußerste Verlegenheit. Aber jetzt still stehen, — was würde es anders geheißen haben,

als die reiche Goldgrube, die ihr Fleiß und ihre Beharrlichkeit entdeckt hatte, Anderen zur beliebigen Ausbeutung zu überlassen? In dieser Noth verfiel Luques fruchtbarer Geist auf das einzige Mittel, von dem sie sich Erfolg versprechen durften. Dieß war, sich an die Krone selbst zu wenden. Für Niemand war der Erfolg der Unternehmung so wichtig. Denn in der That, für die Regierung sollten die Entdeckungen gemacht, sollte das Land erobert werden. Die Regierung allein war im Stande, für die nöthigen Mittel zu sorgen, und sie mußte die Sache aus einem höheren und freieren Gesichtspunkte betrachten, als ein unbedeutender Pflanzstaatbeamter.

Aber wer war dazu geeignet, diesen schwierigen Auftrag zu übernehmen? Luque war durch seine Berufspflichten an Panama gefesselt, und seine Genossen, ununterrichtete Soldaten, waren weit passender für ein Feld- als für ein Hoflager. Almagro, unbeholfen, etwas schwülstig in seiner Rede, von kleiner Gestalt und mit einem von Natur unbedeutenden, jetzt aber durch den Verlust eines Auges entstellten Gesicht, war zu dem Auftrage nicht so gut geeignet wie sein Waffengefährte, der mit einem guten Aeußeren eine Achtung gebietende Haltung verband, der verständig genug war, und bei allen seinen Erziehungsmängeln, da wo er lebhaft angeregt wurde, sogar beredt seyn konnte. Der Geistliche schlug indeß vor, die Unterhandlung dem Licentiaten Corral zu übertragen, einem achtungswerthen Beamten, der gerade wegen einer öffentlichen Angelegenheit im Begriff stand, nach dem Mutterlande zurückzukehren. Dagegen erklärte sich aber Almagro entschieden. Niemand könne, sagte er, die Sache so gut führen, als wer selbst dabei betheiligt sei. Er hatte eine hohe Meinung von Pizarro's Vorsicht, seiner Beurtheilungskraft und seiner ruhigen, überlegten Weltklugheit. Er kannte seinen Gefährten hinreichend, um das Vertrauen zu ihm zu haben, daß seine Geistesgegenwart, selbst unter diesen neuen und daher beängstigenden Umständen, in die er am Hofe gerathen müsse, ihn nicht verlassen würde. Niemand könne so wie er ihre Abenteuer mit solcher Wirkung vortragen, wie der Mann, der die Hauptrolle dabei gespielt habe; Niemand die beispiellosen Leiden, die sie erduldet, und die Opfer, die sie gebracht, so gut schildern; Niemand so eindringlich berichten, was geschehen sei, was noch zu thun bleibe und welche Hülfe nöthig seyn würde, um es auszuführen. Er schloß, in der ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit, mit der dringenden Aufforderung an seine Genossen, den Auftrag zu übernehmen.

Pizarro fühlte die Stärke von Almagro's Gründen, und willigte, wenn auch mit unverstelltem Widerstreben, in eine Maß-

regel, die weniger nach seinem Geschmack war, als eine Unternehmung in die Wildniß. Aber Luque fand sich schwerer in diese Anordnung. „Gott gebe, Kinder!“ rief der Geistliche aus, „daß nicht einer von Euch den Andern um seinen Segen bringe!“ — Pizarro verpflichtete sich, den Vortheil seiner Genossen wie seinen eigenen zu beherzigen, aber daß Luque dem Pizarro nicht traute, ist klar.

Noch zeigte sich einige Schwierigkeit darin, die nöthigen Gelder anzuschaffen, um den Abgesandten mit äußerem Anstande am Hofe erscheinen zu lassen, so sehr war der Credit der Verbündeten gesunken, und so wenig Vertrauen hatte man noch in den Erfolg ihrer glänzenden Entdeckungen gesetzt. Endlich wurden fünfzehnhundert Dukaten zusammengebracht, und im Frühling 1528 nahm Pizarro in Begleitung Pedro's de Candia Abschied von Panama. Er nahm auch einige von den Eingebornen, so wie zwei oder drei Lamas, mehrere schön gearbeitete Zeuge, viele goldene und silberne Schmucksachen und Gefäße mit, als Beweise von der Bildung des Landes und als Bürgen für seine wunderbare Geschichte.

Dem Schlusse des zweiten Buches ist eine umfassende Beurtheilung der Werke Garcilasso de la Vega beigegeben, der von allen, welche über peruanische Geschichte geschrieben haben, die weit verbreiteteste Berühmtheit erlangte.

Das dritte Kapitel beginnt mit Pizarro's Aufnahme bei Hofe, seiner Rückkehr in die neue Welt, seiner dritten Unternehmung und seinen Schlachten auf der Insel Puna. Selten hat ein Mann einen so merkwürdigen Wechsel von Verhältnissen erlebt, als Pizarro. Er, der aus seiner Geburtsstadt als ein verlassener und heimatloser Abenteurer entfloh, wurde nach einer Abwesenheit von mehr als zwanzig Jahren, deren größten Theil er in beispiellosen Anstrengungen und Leiden zugebracht, bei seiner Zurückkunft der Bewohner eines Gefängnisses. Dieß war der Anfang der glücklichen Schicksale, die, wie er zuversichtlich hoffte, ihn in der Heimat erwarteten. Das Ereigniß erregte allgemeine Entrüstung, und kaum hatte der Hof seine Ankunft im Lande und den großen Zweck seiner Sendung erfahren, als Befehl zu seiner Befreiung, mit der Erlaubniß, sofort seine Reise fortzusetzen, abgeschickt ward.

Pizarro fand den Kaiser in Toledo, das er bald wieder verlassen wollte, um sich nach Italien einzuschiffen. Spanien war nicht der Lieblingsaufenthalt Karls V. in der früheren Zeit seiner Regierung. Er befand sich jetzt in jenem Zeitpunkte derselben, wo er die ganze Fülle seines Sieges über seinen tapfern Nebenbuhler in Frankreich genoß, den er geschlagen und in der großen

Schlacht von Pavia zum Gefangenen gemacht hatte; der Sieger schickte sich jetzt an, nach Italien zu gehen, um daselbst die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes in Empfang zu nehmen. Uebermüthig durch seine Erfolge und seine Erhebung auf den deutschen Thron, kümmerte sich Karl wenig um sein Erbkönigreich, da seinem Ehrgeiz eine so glänzende Laufbahn auf dem großen Felde der europäischen Politik eröffnet war. Seine überseeischen Besitzungen hatten ihm bis dahin einen zu unbedeutenden Ertrag geliefert, als daß er ihnen die Aufmerksamkeit hätte schenken sollen, die sie verdienten. Aber da man ihn auf die vor Kurzem erfolgte Erwerbung Mexiko's und die glänzenden Aussichten in Betreff des südlichen Festlandes dringend aufmerksam machte, fühlte er ihre Wichtigkeit, als geeignet, ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner ehrgeizigen und höchst kostspieligen Unternehmungen zu verschaffen.

Pizarro, der nun gekommen war, den Kaiser durch sichtbare Beweise von der Begründung der goldenen Gerüchte zu überzeugen, die von Zeit zu Zeit nach Castilien gedrungen waren, wurde daher gnädig von ihm empfangen. Karl untersuchte die verschiedenen Gegenstände, die sein Offizier ihm vorlegte, mit großer Aufmerksamkeit. Eine besondere Theilnahme schenkte er dem Lama, das als das einzige in der neuen Welt bekannte Lastthier so merkwürdig war, und die feinen wollenen Stoffe, die aus seiner zottigen Bedeckung gemacht waren, gaben demselben in den Augen des scharfsinnigen Herrschers einen noch viel höheren Werth als den, welchen es als ein für häusliche Arbeit bestimmtes Thier hatte. Aber die Proben von Gold- und Silberarbeit und die wunderbaren Geschichten, die Pizarro von der Menge der edlen Metalle zu erzählen hatte, müssen selbst die stärkste Gier königlicher Habsucht befriedigt haben.

Weit entfernt, durch die Neuheit seiner Stellung in Verlegenheit gesetzt zu seyn, behauptete Pizarro eine Selbstbeherrschung, und zeigte in seinem Benehmen den Anstand und selbst die Würde, die dem Castilianer eigen sind. Er sprach in einem einfachen und achtungsvollen Tone, aber mit dem Ernst und der natürlichen Beredsamkeit eines Mannes, der bei den Auftritten, die er beschrieb, zugegen war, und der wußte, daß der Eindruck, den er mache, über sein künftiges Schicksal zu entscheiden habe. Alles hörte begierig seine Erzählungen an, von seinen seltsamen Abenteuern zu Lande und zu Wasser, seinen Wanderungen durch die Wälder und durch die schrecklichen pestartigen Sümpfe an der Meeresküste, ohne Nahrung, ja ohne Kleidung, mit Füßen, die bei jedem Schritte verwundet wurden und bluteten, mit seinen wenigen Gefährten, deren durch Krankheit und Tod immer

weniger wurden, und wie er dennoch mit unbesiegbarem Muthe vorwärts gedrungen, um das castilianische Reich und den Namen und die Macht seines Herrschers zu vergrößern; aber als er seinen einsamen Zustand auf der öden Insel schilderte, wie er aufgegeben war von der heimischen Regierung, von Allen verlassen, bis auf eine Handvoll treuer Anhänger: da wurde sein kaiserlicher Zuhörer, der sonst nicht leicht zu rühren war, bis zu Thränen bewegt. Bei seiner Abreise von Toledo empfahl Karl die Angelegenheit Pizarro's auf die günstigste Weise dem Rathe von Indien zur Beachtung.

Zu der nämlichen Zeit befand sich ein anderer Mann am Hofe, der zu einer ähnlichen Botschaft aus der neuen Welt gekommen war, dessen glänzende Thaten ihm aber schon einen Namen gemacht hatten, der den entstehenden Ruf Pizarro's etwas in Schatten stellte. Dieser Mann war Hernando Cortez, der Eroberer Mexiko's. Er war in die Heimat gekommen, um seinem Landesherrn ein Reich zu Füßen zu legen, und dagegen Abhülfe des ihm widerfahrenen Unrechts und Belohnung für seine großen Dienste zu verlangen. Er war am Ende seiner Laufbahn wie Pizarro am Anfang der seinigen; die Eroberer des Nordens und des Südens, die beiden Männer von der Vorsehung erwählt, die mächtigsten indianischen Herrscherfamilien zu stürzen und die Pforten zu öffnen, durch welche die Schätze der neuen Welt in die Geldkasten Spaniens einströmen sollten.

Trotz des Kaisers Empfehlung rückte Pizarro's Geschäft mit der Langsamkeit vorwärts, wie sie am castilianischen Hofe gewöhnlich ist. Er sah seine beschränkten Mittel allmälig durch die, mit seiner gegenwärtigen Lage verbundenen Ausgaben sich erschöpfen, und stellte vor, daß, wenn nicht bald Maßregeln in Bezug auf sein Anliegen getroffen würden, er selbst, wie vortheilhaft dieselben auch zuletzt seyn möchten, nicht im Stande seyn würde, Nutzen daraus zu ziehen. Deßhalb brachte die Königin, der die Geschäfte von ihrem Gemahl bei seiner Abreise waren übertragen worden, die Sache zu Ende, und am 26. Juli 1529 fertigte sie den merkwürdigen Vertrag aus, der Pizarro's Befugnisse und Rechte feststellte.

Die Urkunde sicherte demselben das Recht der Entdeckung und Eroberung in der Landschaft Peru oder Neu-Castilien — wie das Land damals auf gleiche Weise genannt wurde, wie Mexiko den Namen Neu-Spanien erhielt — in der Ausdehnung von zweihundert Leguas südlich von Santiago. Er sollte Rang und Titel eines Statthalters und Oberbefehlshabers der Landschaft, so wie eines Adelantado und Ober-Alguacils auf Lebenszeit erhalten, und ein Gehalt von 725,000 Maravedis beziehen,

mit der Verpflichtung, gewisse Beamte und ein kriegerisches Gefolge zu unterhalten, wie das der Würde seines Standes angemessen sei. Er sollte das Recht haben, bestimmte Festungen zu errichten, über die er unbeschränkten Befehl zu führen habe; Encomiendas von Indianern unter der vom Gesetz vorgeschriebenen Beschränkung zu ertheilen, und sollte endlich fast alle Vorrechte genießen, die mit der Stelle eines Vicekönigs verbunden sind.

Sein Genosse Almagro wurde zum Befehlshaber der Festung von Tumbez, mit einer jährlichen Einnahme von 300,000 Maravedis und ferner dem Range und den Rechten eines Hidalgo ernannt. Der ehrwürdige Pater Luque erhielt den Lohn für seine Dienste in dem Bisthum von Tumbez und wurde auch zum Beschützer der peruanischen Indianer erklärt. Er sollte ein jährliches Einkommen von tausend Dukaten genießen, das gleich den anderen in der Urkunde erwähnten Gehalten und Schenkungen aus den Einkünften des eroberten Gebiets bezogen werden sollte.

Auch die untergeordneten Theilhaber der Unternehmung waren nicht vergessen. Ruiz erhielt den Titel: Großlootse des Südmeeres, mit einer reichlichen Vergütung; Candia wurde an die Spitze des Geschützwesens gestellt, und die übrigen eilf Gefährten auf der wüsten Insel wurden zu Hidalgos und Cavalleros ernannt, und ihnen gewisse obrigkeitliche Würden in Aussicht gestellt.

Auch wurden Anordnungen freigebiger Art getroffen, um zu Einwanderungen in das Land zu ermuthigen. Die Ansiedler sollten von einigen der drückendsten gewöhnlichen Abgaben, wie die Alcabada, befreit, oder ihnen nur unter einer milderen Form unterworfen werden. Die Abgabe von edlen Metallen aus Bergwerken sollte für's Erste auf ein Zehntel herabgesetzt werden, statt des Fünftheils, das die nämlichen Metalle zu tragen hatten, wenn man sie durch Tausch oder Gewalt erlangte.

Es wurde Pizarro besonders empfohlen, die bestehenden Anordnungen zur zweckmäßigen Regierung und zum Schutz der Eingebornen zu befolgen; auch verlangte man, daß er eine bestimmte Anzahl Geistliche mitnehme, mit denen er sich bei der Eroberung des Landes berathe, und deren Bemühungen dem Dienste und der Bekehrung der Indianer gewidmet seyn sollten; wogegen Rechtsgelehrten und Sachwaltern, deren Anwesenheit als eine üble Vorbedeutung für die Einigkeit der neuen Ansiedelungen betrachtet wurde, streng verboten war, diese zu betreten.

Pizarro seinerseits war verpflichtet, sechs Monate nach der Ausstellung der Urkunde eine zum Dienst wohl ausgerüstete Streitmacht von zweihundert fünfzig Mann aufzubringen, von welchen hundert aus den Pflanzstaaten entnommen werden könnten, und

die Regierung verpflichtete sich, ihm in der Anschaffung von Geschütz und Kriegsvorräthen eine unbedeutende Unterstützung zu gewähren. Endlich sollte er, sechs Monate nach seiner Rückkehr nach Panama, bereit seyn, diesen Hafen zu verlassen und sich zu seiner Unternehmung einzuschiffen.

Dieß sind einige der Hauptpunkte des Vertrages, durch welchen die castilianische Regierung mit der klugen Politik, die sie gewöhnlich bei ähnlichen Gelegenheiten anwendete, die ehrgeizigen Hoffnungen des Abenteurers mit hochklingenden Titeln und freigebigen Versprechen von seinem Erfolge entsprechenden Belohnungen reizte, aber sich wohl hütete, selbst etwas für den Ausgang des Unternehmens auf's Spiel zu setzen. Sie wollte die Früchte seiner Arbeit ärnten, aber nicht die Kosten dafür zahlen.

Ein Umstand, der bei diesen Anordnungen der Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte, war die Art, auf welche die hohen und einträglichen Aemter auf Pizarro, mit Ausschluß Almagro's, gehäuft wurden, der, wenn er auch nicht einen so sichtbaren Antheil an den Mühen und Gefahren genommen, doch wenigstens mit ihm die anfänglichen Beschwerden des Unternehmens getheilt, und durch seine Arbeiten in anderer Beziehung eben so wesentlich zum Erfolge desselben beigetragen hatte. Almagro hatte seinem Genossen den Ehrenposten willig überlassen; aber bei Pizarro's Abreise nach Spanien war es ausgemacht worden, daß, während er den Posten eines Statthalters und Oberbefehlshabers für sich selbst nachsuche, er den eines Adelantado seinem Genossen verschaffen solle. Auf gleiche Weise hatte er sich anheischig gemacht, sich um den Bischofstuhl von Tumbez für den Vicar von Panama und um das Amt eines Ober-Alguazils für den Lootsen Ruiz zu bemühen. Die bischöfliche Würde wurde nach Verabredung ertheilt, denn der Krieger konnte doch schwerlich auf die Mitra des Geistlichen Anspruch machen; aber die andern Posten, statt sie verhältnißmäßig zu vertheilen, vereinigte er alle in sich selbst. Und doch hatte, gerade in Bezug auf seine Verwendung zu Gunsten seiner Freunde, Pizarro bei seiner Abreise versprochen, mit ihnen Allen offen und ehrlich zu verfahren.

Der soldatische Geschichtschreiber Pedro Pizarro behauptet, daß sein Verwandter sich in der That lebhaft für Almagro verwendet habe; die Regierung habe aber aus dem Grunde sein Verlangen abgeschlagen, weil Aemter von so hoher Wichtigkeit nicht getrennt ertheilt werden könnten. Die üblen Wirkungen einer solchen Einrichtung seien schon seit langer Zeit in mehr als einer der indianischen Ansiedelungen empfunden worden, wo sie zu Eifersucht und unseligen Streitigkeiten Veranlassung gegeben habe. Als Pizarro daher gesehen, daß seine Vorstellungen unbe-

rücksichtigt gelassen würden, da sei ihm keine andere Wahl geblieben, als die Aemter in sich selbst zu vereinigen, oder die Unternehmung scheitern zu sehen. Diese Erklärung der Sache hat bei andern zeitgenössischen Geschichtschreibern keinen Eingang gefunden. Die Besorgnisse, welche Luque zur Zeit, wo Pizarro den Auftrag übernahm, wegen solcher Folgen äußerte, wie sie nun wirklich eintraten, und die ohne Zweifel auf eine Kenntniß von dem Charakter seines Genossen gegründet waren, müssen uns Mißtrauen gegen die angeführte Rechtfertigung seines Benehmens einflößen, und unser Mißtrauen wird durch die Kenntniß von seinem fernern Lebenslaufe nicht vermindert werden. Pizarro's Tugend war nicht von der Art, um der Versuchung und sogar einer weit schwächern zu widerstehen, als die ihm jetzt dargeboten wurde.

Der glückliche Ritter wurde noch mit dem Ordenskleide des heiligen Jakob beehrt; auch ward ihm die Befugniß ertheilt, in seinem Familienwappen eine wichtige Neuerung eintreten zu lassen; denn er war von Vaters Seite her befugt, Anspruch auf sein Wappenschild zu machen. Der schwarze Adler und die beiden Säulen, die zu dem königlichen Wappen gehörten, wurden dem der Pizarro's einverleibt, und eine indianische Stadt mit einem Schiffe auf dem Meere in der Ferne und das Lama von Peru bezeichneten den Schauplatz und den Charakter seiner Thaten, während die Umschrift verkündete, daß durch den Schutz Karls und die Thätigkeit, das Genie und die Hilfsquellen Pizarro's das Land entdeckt und zur Ruhe gebracht worden sei, wodurch bescheiden sowohl die Vergangenheit als die zu erwartenden Dienste des Eroberers angedeutet wurden.

Nachdem auf diese Weise alle Anordnungen vollständig zu Pizarro's Zufriedenheit getroffen waren, ging er von Toledo nach Truxillo, seinem Geburtsorte in Estramadura, wo er am besten Anhänger für sein neues Unternehmen zu finden dachte, und wo es ohne Zweifel seiner Eitelkeit schmeichelte, sich in dem siegreichen oder doch wenigstens vielverheißenden Zustande seiner gegenwärtigen Verhältnisse zu zeigen.

Nachdem der Verfasser die Leser mit der damaligen bedenklichen Lage des Königreichs bekannt gemacht hat, schildert er die Erlebnisse Pizarro's und seiner Gefährten auf ihrem Marsche in das Land der Inka's. Von vieler Bedeutung sind die Nachrichten über die Gründung von San Miguel. Nach Verlauf von etwa drei oder vier Wochen, die er zur Auskundschaftung des Landes verwendet hatte, kam Pizarro zu dem Schlusse, daß der passendste Ort zu seiner neuen Niederlassung sich in dem reichen Thale von Tangarala, dreißig Leguas südlich von Tumbez, finde, das von mehr als einem Flusse durchströmt wurde, die eine Verbin-

dung mit dem Meere vermittelten. Nach diesem Orte befahl er daher der in Tumbez zurückgelassenen Mannschaft sogleich zu ihren Schiffen zu kommen, und kaum waren sie angelangt, als thätige Anstalten getroffen wurden, die Stadt auf eine den Bedürfnissen der Ansiedelung angemessene Weise aufzubauen. Das Bauholz verschaffte man sich aus den benachbarten Wäldern. Steine bezogen sie aus den Steinbrüchen, und allmälig erhoben sich Gebäude, von denen einige auf Festigkeit, wo nicht auf Zierlichkeit Anspruch machen konnten. Unter denselben befanden sich eine Kirche, ein öffentliches Vorrathshaus, ein Gerichtsgebäude und eine Festung. Die städtische Obrigkeit, bestehend aus Rigidores, Alcaldes und den gewöhnlichen bürgerlichen Beamten, ward eingesetzt. Das umliegende Land wurde unter die Bewohner vertheilt und jedem Ansiedler eine bestimmte Anzahl Eingeborner zugewiesen, um ihm bei seinen Arbeiten zu helfen; denn da, wie Pizarro's Sekretär bemerkte, „es erwiesen ist, daß die Ansiedler nicht ohne die Dienstleistungen der Indianer bestehen können, so waren die Geistlichen und die Leiter der Unternehmung sämmtlich darin einverstanden, daß ein Repartimiento der Eingebornen der Sache der Religion dienlich seyn und sehr zu ihrem geistlichen Wohle beitragen werde, da sie auf diese Weise Gelegenheit erhalten würden, sich mit dem wahren Glauben vertraut zu machen.

Nachdem Pizarro diese Einrichtungen mit so gewissenhafter Rücksicht auf die Wohlfahrt der in der Finsterniß wandelnden Heiden getroffen hatte, gab er seiner jüngsten Stadt den Namen San Miguel, als Anerkennung der Dienste, die ihm dieser Heilige in seinen Schlachten mit den Indianern von Puna geleistet hatte. Da sich nachher die Lage der Ansiedelung als ungesund erwies, wurde sie mit einer andern an den Ufern des schönen Piura vertauscht. Die Stadt hat noch immer einige Berühmtheit wegen ihrer Manufakturen, obgleich sie ihre ehemalige Bedeutung verloren hat; aber der Name San Miguel de Piura, den sie trägt, erinnert noch an die Gründung der ersten europäischen Niederlassung im Reiche der Inkas.

Ehe Pizarro von der neuen Ansiedelung schied, ließ er die Gold- und Silberschmucksachen, die er in verschiedenen Theilen des Landes erhalten hatte, in eine Masse zusammenschmelzen und ein Fünftel davon für die Krone zurücklegen. Das Uebrige, das den Truppen gehörte, bewog er diese für jetzt aufzugeben, unter dem Versprechen, daß sie dafür durch die erste ihnen zufallende Beute entschädigt werden sollten. Mit diesen Schätzen und anderen Gegenständen, die er im Laufe des Feldzuges zusammengebracht hatte, sandte er die Schiffe nach Panama zurück. Das Gold wurde zur Bezahlung der Schiffseigener und der Leute

verwendet, welche die zur Unternehmung nöthigen Vorräthe geliefert hatten. Daß es ihm so leicht gelang, seine Leute zur Aufgabe ihres gegenwärtigen Besitzes für künftige Entschädigung zu bestimmen, beweist, daß der Unternehmungsgeist wieder in seiner ganzen Stärke bei ihnen erwacht war und daß sie mit dem nämlichen lebhaften Vertrauen auf Erfolg in die Zukunft blickten.

Bei seinem kürzlichen Beobachtungszuge hatte der spanische Befehlshaber manche wichtige Erfahrung in Bezug auf den Zustand des Königreichs gesammelt. Er hatte sich über den Erfolg des Streites zwischen den beiden Brüdern so wie darüber Gewißheit verschafft, daß der Sieger jetzt mit seinem Heere in einer Entfernung von nur zehn bis zwölf Tagereisen von San Miguel sein Lager aufgeschlagen habe. Was er über den Reichthum und die Macht dieses Herrschers und über seine große südliche Hauptstadt erfuhr, stimmte ganz mit den früher gehörten allgemeinen Gerüchten überein, und war daher geeignet, zugleich sowohl das Vertrauen der Eindringlinge etwas zu dämpfen, als ihre Habgier zu reizen.

Pizarro hätte gern sein kleines Heer durch einige Verstärkungen, wie gering sie auch seyn mochten, vermehrt gesehen, und verschob aus dem Grunde seinen Aufbruch um einige Wochen. Aber es kam keine Verstärkung an, und da er keine weitern Nachrichten von seinen Genossen in Panama erhielt, so urtheilte er, daß ein längerer Aufschub ihm wahrscheinlich größere Uebel zuziehen würde, als die ihm auf dem Marsch bevorständen; daß ein unthätiges Leben unausbleiblich Mißvergnügen erzeugen, und daß die Kraft und der Muth des Soldaten unter dem entnervenden Einflusse des tropischen Himmelsstrichs leiden würden. Doch schien die ihm zu Gebot stehende, sich in Allem auf kaum zweihundert Mann belaufende Mannschaft, wenn er davon noch fünfzig zum Schutz der neuen Ansiedelung zurückließ, eine sehr geringe zur Eroberung eines Reiches zu seyn. Er konnte allerdings, statt gegen den Inka zu marschiren, eine südliche Richtung gegen die reiche Hauptstadt Cuzco nehmen. Aber dieß würde nur die Stunde der Entscheidung verzögert haben. Denn welche Gegend des Reiches konnte er zu betreten hoffen, wo der Arm des Herrschers ihn nicht erreichen würde? Durch eine solche Maßregel würde er überdieß Mangel an Vertrauen zu sich selbst zeigen. Er würde die Meinung von seiner unbesiegbaren Tapferkeit erschüttern, die er bisher bemüht gewesen war, bei den Eingebornen zu verbreiten, und in welcher das große Geheimniß seiner Stärke bestand, die, es kurz zu sagen, mächtiger auf ihren Geist wirkte, als die Entfaltung einer großen Anzahl von Truppen und bloß physische Kraft, und was das Schlimmste

war, ein solches Verfahren hätte das Vertrauen der Truppen zu sich selbst und zu ihm geschwächt; es würde die ganze Unternehmung mit einem Male gelähmt haben. Daran war also nicht zu denken.

Obgleich Pizarro sich zum Marsch in's Innere entschloß, bleibt es doch zweifelhaft, ob er sich einen bestimmteren Plan dazu entworfen hatte. Nach einer so langen Zeit besitzen wir kein anderes Mittel zur Kenntniß seiner Absichten, als welches uns seine Thaten liefern. Leider konnte er nicht schreiben und er hat keinen Bericht hinterlassen, gleich den unschätzbaren Aufzeichnungen des Cortez, um uns über seine Beweggründe aufzuklären. Sein Sekretär und einige seiner Waffengefährten haben seine Thaten ausführlich erzählt, aber sie waren nicht immer im Stande, die Beweggründe anzugeben, die ihn leiteten.

Möglich ist es, daß der spanische General, selbst schon während seines Aufenthaltes in San Miguel, an einen kühnen Streich, an einen wirksamen Coup de main, gedacht haben mag, der, gleich dem des Cortez, als er den aztekischen Herrscher in sein Lager entführte, das Volk mit Schrecken erfüllen und mit einem Schlage das Schicksal des Tages entscheiden sollte. Wahrscheinlicher ist es indeß, daß sein Vorsatz nur war, sich dem Inka als den friedliebenden Stellvertreter eines anderen Herrschers vorzustellen, und durch diese Freundschaftsbezeugung jedes feindselige Gefühl, ja selbst jeden Argwohn zu verscheuchen. War er erst einmal mit dem indianischen Prinzen in Verbindung getreten, dann konnte er ja sein ferneres Benehmen nach den Umständen einrichten.

Am 21. September 1532, fünf Monate nach seiner Landung in Tumbez, rückte Pizarro an der Spitze seines kleinen Haufens Abenteurer aus den Thoren von San Miguel aus, nachdem er den Ansiedlern befohlen hatte, ihre indianischen Untergebenen mit Menschlichkeit zu behandeln und ihr Betragen so einzurichten, daß sie sich dadurch die Gunst der benachbarten Stämme gewönnen; hievon hänge ihr Leben, die Sicherheit des Heeres und der Erfolg der Unternehmung ab. An dem Orte selbst sollten der königliche Schatzmeister, der Veedor oder Aufseher der Metalle und andere Beamte der Krone zurückbleiben; der Befehl über die Besatzung wurde dem Contador Antonio Navarro anvertraut. Hierauf brach er, an der Spitze seiner Truppen, kühn gegen das Herz des Landes in der Richtung auf, in welcher, wie er gehört hatte, das Lager des Inka sich befand.

Nach Schilderung der erfolgreichen und gewagten Unternehmungen Pizarro's im Lande der Inkas, seiner Kämpfe und Siege erhalten wir Bericht über seine energische, umsichtige, nur

oft grausame Handlungsweise, um seine Eroberungen im Inneren zu sichern und zu erweitern. Es kann nicht geläugnet werden, daß die Politik der Eroberer vom Anfang bis zum Ende durch Grausamkeit und Betrug gebrandmarkt erscheint, und Pizarro nicht leicht von der größten Verantwortlichkeit für diese Politik frei gesprochen werden kann. Seine Anhänger haben sich eifrig bemüht, zu beweisen, daß er durch die Dringlichkeit des Falles dazu gezwungen war, und daß er, besonders in Bezug auf den Tod des Inka, nur widerstrebend der Zudringlichkeit Anderer weichen mußte. Aber wie schwach diese Entschuldigung auch seyn mag, so wird doch der Geschichtschreiber, der die Mittel hat, die verschiedenen Zeugnisse damaliger Zeit zu vergleichen, zu einem ganz andern Schluß kommen. Ihm wird es scheinen, daß Pizarro wahrscheinlich schon lange die Beseitigung Atahuallpa's als nothwendig für den Erfolg seines Unternehmens erkannt habe. Er sah die Gehässigkeit voraus, die er sich durch den unverdienten Tod seines königlichen Gefangenen zuziehen würde; während er sich bemühte, Gründe für denselben beizubringen, schreckte er noch vor der Verantwortung der That zurück, und wollte sie lieber auf die Eingebung Anderer als auf seine eigene vollziehen. Wie so mancher grundsatzloser Staatsmann, wünschte er die Frucht einer bösen That zu genießen und Anderen die Schande derselben zu überlassen.

Pizarro's Sekretäre berichten, daß Almagro und seine Anhänger zuerst auf den Tod des Inka bestanden haben. Sie wurden laut durch den Schatzmeister und die königlichen Beamten unterstützt, die jenen Tod als unentbehrlich für das Interesse der Krone betrachteten; endlich erzeugten die Gerüchte von einer Verschwörung das nämliche ungestüme Verlangen bei den Soldaten, und bei aller Zärtlichkeit für seinen Gefangenen konnte Pizarro es nicht abschlagen, ihn zur Untersuchung zu ziehen. Die Form eines Verhörs war nöthig, um dem Verfahren einen Anschein von Gesetzlichkeit zu geben. Daß es lediglich Form war, geht aus der unschicklichen Hast hervor, mit der es geführt wurde, indem die Untersuchung des Beweises, die Verurtheilung und die Hinrichtung Alles in einem Tage vollbracht wurde. Die Vielfältigkeit der Anklagen, womit man die Schuld des Verklagten am festesten zu begründen beabsichtigte, machte gerade durch ihre Anzahl die entgegengesetzte Wirkung, denn sie bewies nur, daß man entschlossen war, ihn zu überführen. Hatte Pizarro das Widerstreben gegen seine Verurtheilung empfunden, das er vorgibt, warum schickte er de Soto, den besten Freund Atahuallpa's, fort, als die Untersuchung eingeleitet werden sollte? Warum wurde das Urtheil so eilfertig vollzogen und nicht viel-

mehr durch die Rückkehr de Soto's die Möglichkeit gegeben, die Wahrheit der Hauptanklage zu widerlegen — der einzigen in der That, bei welcher die Spanier irgend betheiligt waren? Die feierliche Posse des Trauerns und des tiefen Grams, den Pizarro zur Schau stellte, der durch die Ehrenbezeugung für den Todten die aufrichtige Achtung bekunden wollte, die er für den Lebenden empfunden, war ein zu dünner Schleier, um auch den Leichtgläubigsten zu täuschen.

Diese Betrachtungen haben nicht die Absicht, den Rest des Heeres und besonders die Offiziere desselben von ihrem Antheil an der Schändlichkeit des Verfahrens frei zu sprechen. Aber Pizarro, als Befehlshaber des Heeres, war hauptsächlich für die Maßregeln desselben verantwortlich; denn er war nicht der Mann, zu gestatten, daß ihm seine Macht aus der Hand gewunden werde, um dem Drängen Anderer zaghaft zu weichen. Er wich selbst seinen eigenen Eindrücken nicht. Sein ganzes Leben zeigt, daß er sowohl im Guten als im Bösen mit kalter und berechneter Klugheit gehandelt hat.

Eine Anekdote ist oft wiederholt worden, welche die Beweggründe zu Pizarro's Benehmen, wenigstens in gewissem Grade, persönlicher Rache zuschreibt. Der Inka hatte einen der spanischen Soldaten aufgefordert, ihm den Namen Gottes auf den Nagel zu schreiben. Diesen zeigte der Herrscher mehreren von seiner Wache nach einander, und als sie es lasen und jeder das nämliche Wort aussprach, war er über diese Erscheinung, die ihm fast wie ein Wunder vorkam und wovon die Kenntnisse seines eigenen Volkes kein Beispiel lieferten, sehr erfreut. Als er Pizarro die Schrift zeigte, blieb dieser stumm, und da der Inka daraus ersah, daß er nicht lesen könne, faßte er eine Art von Verachtung gegen den Befehlshaber, weil dieser weniger unterrichtet war, als seine Soldaten. Er verhehlte dieselbe nicht ganz, und Pizarro, der die Ursache gemerkt hatte, hat es niemals weder vergessen noch vergeben. Die Anekdote kommt nicht aus der zuverläßigsten Quelle. Sie kann wahr seyn, aber man braucht die Beweggründe zu Pizarro's Benehmen nicht im persönlichen Groll zu suchen, da so viele Beweise von einer finstern und überlegten Politik vorliegen.

Wie sehr sich auch der spanische Befehlshaber bemühte, seine Landsleute mit der Grausamkeit seines Verfahrens zu versöhnen, so gelang es ihm doch nicht. Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Tone, den die ersten Geschichtschreiber über die That anstimmen, als sie noch neu war, und dem derjenigen, die erst dann schrieben, als nach Verlauf weniger Jahre die öffentliche Meinung sich darüber kund gegeben hatte. Die Ersteren

bezeichnen dreist die That als eine durch Zweckmäßigkeit, wo nicht Nothwendigkeit gebotene, indem sie sich über den Charakter ihres unglücklichen Schlachtopfers in ungemessenen Ausdrücken des Vorwurfs äußern. Die Anderen dagegen, während sie die Fehler des Inka verringern und seiner Aufrichtigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, ergehen sich in ungemessenen Tadel über die Eroberer, auf deren Betragen, sagen sie, der Himmel dadurch das Siegel seines Verdammungsurtheils drückte, daß er ihnen Allen ein frühzeitiges und elendes Ende bereitet hat. Ganz so wie die Zeitgenossen hat auch die Nachwelt geurtheilt, und die Verfolgung Atahuallpa's wird mit Recht als eine That beurtheilt, die einen nie zu verlöschenden Flecken auf den spanischen Waffen in der neuen Welt zurückgelassen hat.

Art. VI. Indische Sagen von Adolph Holzmann. Dritter Theil. Karlsruhe, Verlag von Georg Holzmann, 1847.

Eine Arbeit, wie die vorliegende, kann aus einem doppelten Gesichtspunct betrachtet und beurtheilt werden, aus dem rein sprachgelehrten und aus dem allgemein literärischen. Einer schließt den andern nicht aus, aber es trifft sich selten, daß ein und derselbe Kritiker beiden genügt oder auch nur genügen will. Wer das Verhältniß der Uebersetzung zum Original in's Auge faßt, begnügt sich meistens damit, den Grad ihrer Treue zu bestimmen, einzelne Mißverständnisse zu rügen, vorkommende Dunkelheiten aufzuhellen, mit einem Wort, eine grammatikalische Recension zu geben und höchstens noch einen größern oder kleinern Commentar hinzuzufügen. Das ist auch ohne Zweifel dankenswerth und für die Sprachwissenschaft sogar die Hauptsache. Es bleibt dabei aber unerörtert, ob das Werk, das unserer Literatur durch eine solche Uebersetzung einverleibt wurde, diese Auszeichnung verdiente, ob es uns neue Quellen der Bildung oder des Genusses zuführte, oder ob es nicht vielmehr in zu starrer Fremdartigkeit geeignet ist, die schon sprudelnden einheimischen oder doch längst aus der Ferne zu uns herüber geleiteten zu verstopfen, sie wenigstens in ihrem frischen Erguß zu hemmen. Auch das erheischt eine Untersuchung und sie ist nicht unwichtiger, wie die schon erwähnte.

Die Gebrüder Schlegel, Friedrich voran, waren die Ersten, die sich unter uns gründlich mit der Sprache und der geistigen Verlassenschaft der alten Inder beschäftigten. Leider aber machten sie es hier, wie überall, sie gingen zu weit, sie wußten ihrer an sich gerechten Begeisterung nicht Maß noch Ziel zu finden.

Shakeſpeare war für ſie zu der Zeit, wo ſie ihn überſetzten, der Normaldichter, deſſen Exiſtenz eigentlich die Exiſtenz aller übrigen ausſchloß, und der, ärger als Saturn, nicht bloß ſeine Kinder, ſondern auch ſeine Väter verſchlang. Dennoch ward Calderon, als ſie ſpäter über dieſen geriethen, von ihnen noch über Shakeſpeare hinaufgeſtellt, und zwar, da doch ein Scheingrund für die ſchreiende Inconſequenz erfunden werden mußte, weil er nicht bloß ein Dichter, ſondern auch noch obendrein ein Chriſt ſei. Eben ſo galten ihnen, als ſie ſich den durch Jones freilich ſchon gelichteten Weg zu den Braminen gebahnt hatten, dieſe bald für mehr, als alle ihre früheren Lehrer, als Ariſtoteles und Plato, als Jacob Böhm und Schelling, und das Prophetenthum, in dem die Welt ſeit lange ſchon nur noch eine poetiſch ſtammelnde, in Gnomen aus einander gebröckelte Philoſophie erblickte, wurde von ihnen wieder, allerdings in Uebereinſtimmung mit der in der ſpäteren indiſchen Literatur aufgekommenen Betrachtungsart, als eine weit über den Bereich der Vernunft hinausliegende unmittelbare Incarnation der Idee, als ein Letztes und Höchſtes geltend gemacht. Das hätte üble Folgen haben können, aber glücklicher Weiſe fehlte es in Deutſchland dem neuen Evangelium gegenüber nicht an einer proteſtirenden Stimme von hinlänglichem Gewicht. Goethe, der treue Hort der Zeit, gab es ungern zu, wenn irgendwo ein altes Grab geöffnet werden ſollte, denn er fürchtete die Peſtdämpfe, die bei einem ſolchen Anlaß hervorzudringen und ſich unheilvoll mit der friſchen Lebensluft zu miſchen pflegen, und er glaubte, daß die daraus entſpringende Gefahr durch die etwa zu entdeckenden Paar goldenen Ringe und Münzen ſelten aufgewogen würde. Er freute ſich der lieblichen Sacontala, aber er vergaß über dem Spielen mit dem Zauberkinde nicht ſeiner Wächterpflicht, er ſchaute unverwandten Blicks nach den am Ganges in emſigſter Thätigkeit beſchäftigten deutſchen Todtengräbern hinüber; er ſchüttelte jedesmal das olympiſche Haupt und runzelte die Stirn, wenn eine verſteinerte Kuh oder ein Affe aus dem Schutt hervorgezogen und dabei triumphirend verkündigt wurde, das ſeien die eigentlichen Ahnen alles Wahren und Schönen; er ward endlich ungeduldig und erklärte, daß er ein für alle Mal mit Kühen und Affen, mit Elephanten und Schlangen in keine verwandtſchaftlichen Beziehungen treten wolle, und mit ihm wandte ſich ganz Deutſchland von Indien wieder ab. Das war für die Romantiker ein harter Schlag. Sie hatten ſo ziemlich ein vollſtändiges Inventar der neuen Metropole beiſammen gehabt und den Hohenprieſterrock ſogar ſchon angezogen; wie hätten ſie ihren Zorn bemeiſtern ſollen? Wir haben den Undankbaren ja ſelbſt gekrönt, dachten ſie, er iſt ja nur König von unſerer Gnade;

nehmen wir zurück, was wir ihm nur verliehen, weil wir seine Gesinnung noch nicht kannten! Nun griffen sie nach der Krone des Donnerers, aber, o Wunder! sie war mit dem Kopf zusammengewachsen und sie konnten nichts herunterreißen, als einige überflüssige Flitter von Goldpapier, die sie beschämt für ihr Eigenthum anerkennen mußten, und sich nicht einmal in das eigene Haar zu flechten wagten. Es blieb also bei dem Verdict, da die Instanz, von der es ausging, nicht zu discreditiren war; ja der verständigere der Brüder, August Wilhelm, gab seiner Nation später für seinen Antheil an diesen Uebertreibungen und Maßlosigkeiten durch eine höchst solide Arbeit, durch seine Ausgabe des Râmâjana, den würdigsten Ersatz.

Daß es so ging, war gut. Das Grab war aufgegraben, es wurde durch das abfällige, vielleicht zu harte Wort des großen Dichters nicht wieder verschüttet, aber die Sonne hatte Zeit, hinein zu scheinen. Nüchterne Männer mit minder verzückten Blicken traten hinzu; sie fanden freilich nicht, was nur der sich überstürzende Enthusiasmus zu finden glauben konnte, eine Vergangenheit, die alle Zukunft anticipirt hatte, eine Weisheit, in der alle Weisheit der Welt steckte und die der Thorheit und des Irrthums doch nicht Herr geworden, ja nicht einmal im Stande gewesen war, sich neben diesen ihren beiden Stiefgeschwistern zu behaupten. Aber sie fanden allerdings wohl erhaltene Ablagerungen respectabler Geistesprozesse, die nicht bloß aus dem historischen Grunde Berücksichtigung verdienten; sie fanden vor Allem einen Schatz wahrer Poesie, welcher electrische Kraft genug inne wohnte, um noch durch den Conductor der weit abliegenden abendländischen Sprachen hindurch Herzen zu erschüttern und Gemüther zu entflammen. Diese gingen nun mit Ernst und Eifer an das Geschäft, uns hievon so viel wie möglich zuzuführen, und wer wäre ihnen nicht dankbar dafür, wem wäre nicht durch Bopp's oder Rückert's Vermittlung von dorther hin und wieder ein mächtiger und nachhaltiger Eindruck zu Theil geworden! Dies Geschäft war noch immer kein leichtes. Die deutsch-romantischen Nebel hatten sich allerdings verzogen, aber die indischen waren geblieben; die neuen Arbeiter gingen ihrerseits nicht darauf aus, tiefsinnige Sprüche zu Systemen auszuspinnen und markig-lebendige Gestalten in Allegorien aufzulockern; aber sie fanden dergleichen Unwesen schon vor. Auch in Indien waren nämlich auf die Schöpfer Commentatoren gefolgt, und diese hatten namentlich in die poetischen Reste, die alten Heldengesänge, eine unsägliche Verwirrung gebracht. Es war ja von jeher der Fluch der Ausleger und wird es ewig bleiben, daß sie über die künstlerische Symbolik, deren Vorhandenseyn sie ahnen, weil nur diese Ahnung sie in

Thätigkeit versetzt, im gründlichsten Mißverständniß befangen sind. Sie wissen nicht, daß diese Symbolik immer nur auf's Allgemeine geht und sich, ohne ihre Natur zu verändern, gar nicht in Specialitäten verlieren kann; daß sie wohl den Weltzustand veranschaulicht, die religiöse, politische und sittliche Bildungsstufe der Zeit, die sich ganz von selbst ohne Nebentendenz in Characteren und Situationen wiederspiegelt, und diesen eben die feinsten der individuellen Umrisse und Unterscheidungslinien gibt, daß sie aber nicht das Mindeste mit „hinein geheimnißten" Beziehungen auf Dies und Das zu schaffen hat. Der Commentator will mehr, d. h. in seinem Sinn, denn im höheren ist es weniger; er hat keine Vorstellung davon, wie schwer die wunderbare Farbenbrechung, die im Kunstwerk jedes Allgemeine als ein Besonderes, jedes Bekannte als ein Unbekanntes erscheinen läßt, und die allein den lebendigen Reiz erzeugt, hervorgebracht wird; er hält das für zu unbedeutend, zu gemein. Darum geht er auf seine Mikrologieenjagd aus, schlachtet die Menschen, die sich auf festen Füßen in Kraft und Fülle des Lebens vor ihn hinstellen, gelassen ab, zerrt ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, um Zeichendeuterei daran zu treiben, und sieht im Herzen lieber eine mathematische Figur, die mit der Cabbala zusammenhängt, als ein Organ, das die Pulse mit Blut füllt und die Rosen auf den Wangen begießt. Bei uns begnügen sich die Ausleger nun doch wenigstens mit Marginalien und Noten, in Indien sind sie weiter gegangen, haben überarbeitet und umgeschmolzen, eingeschaltet und weggeworfen, aus einander gerissen und wieder zusammengesetzt. In ein solches Labyrinth Ordnung zu bringen, Ursprüngliches und Eingeflicktes streng zu scheiden, die erst barbarisch zerstückelten und dann mechanisch zu monströsen Thierkörpern und Steinbildern verknüpften Gestalten wieder herzustellen, das war die Aufgabe. Wie weit sie über die gewöhnliche einer Uebersetzung, etwa aus dem Französischen, hinausging, sieht Jeder, und daß sie nur durch den feinsten Instinct für die Form gelöst werden konnte, leuchtet ein. Mir däucht nun, diesen hat der neue Darbringer eines Cyclus indischer Sagen, Herr Holzmann, auf glänzende Weise bethätigt, und darum halte ich es für Pflicht, das größere Publicum auf seine Leistung aufmerksam zu machen. So wie er hat noch Keiner seiner Vorgänger das Ueberflüssige vermieden und das Nothwendige festgehalten, die Buchstabentreue geopfert und die höhere erreicht. Das gilt vom Ganzen wie vom Einzelnen, von der Auswahl der Sagen wie von ihrer Behandlung, hat auch, was die Vorläufer des mir jetzt vorliegenden dritten Theils betrifft, bereits factisch Anerkennung gefunden, da wenigstens der erste schon in zweiter Auflage erschienen ist.

Herr Holzmann gibt in drei Vorreden über die Principien, die er bei ſeiner Arbeit befolgt hat, curſoriſch Rechenſchaft. Er ſtellt ſich hiebei vor das allgemein literariſche Forum, nicht vor das ſpecielle des Sprachgelehrten. Sie ſind durchaus zu billigen und er irrt ſicher nicht, wenn er ſagt: „So gebe ich gerne zu, daß in meinen Nachbildungen indiſcher Gedichte nicht alle Züge mit dem Urbilde übereinſtimmen werden, wenn es einmal der Kritik gelungen ſeyn wird, dieſes in ſeiner echten Schönheit wieder herzuſtellen; glaube aber immerhin, daß vorerſt meine Nachbildungen eine richtigere Vorſtellung der Urbilder geben, als es eine wörtliche Ueberſetzung der Texte, wie ſie jetzt vorliegen, thun würde.» Ueber ſeine Bearbeitung von Nal und Damajanti, die den dritten Band zum größten Theil füllt, bemerkt er: „Ich befand mich etwa in der Lage eines Malers, der ein vortreffliches altes Gemälde, das aber durch die Zeit und mehr noch durch unverſtändige und ungeſchickte Auffriſchungen gelitten hat, und faſt unkenntlich geworden iſt, copiren ſoll. Er wird ſich nicht entſchließen können, die geſchmackloſen Zuthaten und die grellen Töne des übermalenden Verbeſſerers, der das altmodiſche Bild für den Geſchmack der Zeit herausputzen wollte, wieder zu geben, ſondern er wird das echte Werk des Meiſters, wie er es, von den erhaltenen Zügen auf das Ganze ſchließend, ſich vorzuſtellen vermag, in ſeiner Copie nachzubilden ſuchen; wenn ſchon er ſich geſtehen muß, daß, wenn es gelänge, das Original ſelbſt von jeder ſpäteren Verunreinigung zu ſäubern und in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wieder herzuſtellen, wahrſcheinlich ſich ergeben würde, daß er ſich in vielen Stücken geirrt habe!» Gewiß ein Geſichtspunct, von dem zu wünſchen wäre, daß auch Bopp, der das vortreffliche Gedicht früher brachte, ihn erwählt, und daß Rückert, der ſich ihm in ſeiner Uebertragung ſchon mehr näherte, ihn nicht zu oft wieder aus den Augen verloren hätte. Vor Bopp hat Hrn. Holzmann's Bearbeitung die ſtrenge Ausſcheidung alles Entbehrlichen und Störenden; vor Rückert, der ſich bei der Ungebundenheit ſeiner Reime von den Sloken gar zu weit entfernte, jedenfalls das angemeſſenere Versmaß, die dem Totaleindruck unbedingt nothwendige grandioſe Simplicität der rhythmiſchen Bewegung voraus. Die Erſcheinung derſelben bedurfte daher durchaus keiner Entſchuldigung, die er dennoch beſcheidener Weiſe vorbringt; dieſe reizendſte Epiſode des Mahabharata wirkt erſt in ſeiner Einkleidung, wie ſie wirken ſoll, und kommt mir wie eine Meerlilie vor, die ſich auf dem Rücken des Oceans ſchaukelt. Ja, das iſt Poeſie für alle Völker, das verdient, aus einer todten Sprache in alle lebenden hinüber gerettet zu werden, das iſt ein Gewinn für jede Literatur! So viel Friſche bei ſo viel Fülle; ein

längſt vergangener rund in ſich abgeſchloſſener Zuſtand der Welt, der nie wiederkehren kann, wie er auch in den homeriſchen Dichtungen ſich ſpiegelt, und doch in jeder Menſchenſeele das Organ, ihn in Luſt und Leid nachzufühlen und zu begreifen! Die übrigen im dritten Bande mitgetheilten Sagen können ſich dieſer entzückenden Schöpfung zwar nicht an die Seite ſtellen, ſind jedoch auch, etwa mit Ausnahme der von Aſchtawakra, welche ſich in gelehrte Spitzfindigkeiten verliert und für die anderen ein gutes Relief abgibt, tiefpoetiſch und an herrlichen Einzelheiten reich, vorzüglich die letzte, das Schlangenopfer, die freilich von einer phantaſtiſchen Ungeheuerlichkeit ausgeht, dieſe aber in höchſter Kürze abthut und ſich unverweilt zum Echtmenſchlichen zurückwendet. Beſtände nicht zwiſchen dem proſaiſchen Reproduciren einer dichteriſchen Erfindung und dieſer ſelbſt ein noch größerer Unterſchied, wie zwiſchen Notenleſen und Muſikhören, ſo würde ich ſie zur Probe erzählen; ſo aber beſcheide ich mich, ſie jedem Freunde echter Poeſie zu empfehlen.

Dr. Friedrich Hebbel.

Art. VII. Pseudo-Callisthenes. Primum edidit Carolus Müller. (Abgedruckt hinter dem Arrianus und den Fragmenta Scriptorum de rebus Alexandri M. in dem Parisiis, editore Ambrosio Firmin Didot, MDCCCXLVI, erſchienenen Bande der Sammlung griechiſcher Schriftſteller.)

Der durch ſeine fleißigen Leiſtungen für die Didot'ſche Ausgabe griechiſcher Schriftſteller hinlänglich bekannte Herr Verfaſſer verwahrt ſich zunächſt in der Praefatio gegen den Vorwurf, mit der Herausgabe des Pſeudo-Calliſthenes etwas Unnützes oder Ueberflüſſiges dem gelehrten Publicum zu übergeben. Mit Recht beruft ſich der Hr. Verf. auf die Wichtigkeit der Sagengeſchichte Alexanders beſonders für das Mittelalter. Vgl. Gervinus Geſchichte der poet. Nationalliteratur der Deutſchen, Thl. I. p. 217 u. f. Die Entwickelung dieſer Sagengeſchichte genau zu verfolgen war aber bisher nicht wohl möglich, da die älteſten italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Gedichte über Alexander d. Gr. bekanntlich aus lateiniſchen, die lateiniſchen aber wieder aus griechiſchen Quellen gefloſſen ſind, und von letzteren bis jetzt nur Bruchſtücke veröffentlicht wurden, wie jüngſt erſt von Berger de Xivrey in ſeinen Notices et Extraits de Manuscr. Tom. XIII. p. 162 sqq. und Traditions tératologiques p. 350 sq. aus Pariſer, Leydner und Züricher Handſchriften. Dieſe Bruchſtücke aber erregten nur noch mehr das Verlangen nach vollſtändigern Mittheilungen. Firmin Didot erſuchte daher Herrn Berger um deſſen Arbeiten

über Pseudo-Callisthenes, worauf derselbe auch eine Abschrift des Pariser Codex Nr. 113 mit der Varietas lectionum zu einigen Kapiteln bereitwillig zum Drucke anbot. Bei näherer Vergleichung der beiden anderen Pariser Handschriften jedoch stellt sich bald heraus, daß der Cod. 113 zwar reicher an Inhalt und von einem bessern Abschreiber als jene abgefaßt, sicherlich aber weit jünger sei. Der älteste Codex ist nämlich nach dem Hrn. Verf. Nr. 1711. Dieser aber ist so verdorben und lückenhaft, daß aus ihm kein lesbarer Text gewonnen werden konnte. Nun steht dem Alter nach in der Mitte zwischen Cod. 113 und 1711 die dritte Pariser Handschrift Nr. 1685. Herr Müller hielt es daher für das zweckmäßigste, bei Constituirung des Textes diese zu Grunde zu legen; kleinere Abweichungen der beiden anderen Mss. unter den Text zu bemerken; Abweichungen größeren Umfangs aber in Klammern eingeschlossen dem Texte selbst hinzuzufügen; bei Uebereinstimmung der Erzählung in den drei Mss. endlich die Varietas lectionum, so weit dieselbe wesentlich zu seyn schien, ebenfalls unter den Text zu setzen. — Dies Verfahren des Herrn Verfassers muß bei den Hülfsmitteln, auf welche er beschränkt war, als durchaus verständig anerkannt werden. Zwar würde man sicherlich eine richtigere und vollständigere Anschauung von der ursprünglichen Gestalt und der allmäligen weiteren Ausbildung des vorliegenden Sagenstoffes gewonnen haben, wenn anders Handschriften (insbesondere der Florentiner Palimpsest, auf welchen der Herr Verf. doch zu wenig Werth gelegt zu haben scheint, und die armenische Uebersetzung, welche freilich bis jetzt jedem des Armenischen Unkundigen ganz unzugänglich ist) als jene drei Pariser hätten benutzt werden können, oder wenn wenigstens die drei dem Hrn. Verf. zugänglichen Recensionen übersichtlich im Texte selbst neben einander gedruckt worden wären: aber weit davon entfernt, Herrn Müller hieraus einen Vorwurf zu machen, können wir uns nur freuen, daß von demselben ein so glücklicher Anfang gemacht worden ist, welcher nicht ermangeln wird, bald weitere Forschungen anzuregen und reichere Früchte zu tragen.

In Cap. I der Einleitung wird ausführlicher von den Handschriften des Pseudo-Callisthenes gehandelt, von denen nach Berger im Ganzen vierzehn griechische vorhanden sind. Die drei bereits genannten Pariser werden von dem Verf. genauer beschrieben. Die erstere, nämlich Nr. 1711, von Herrn Müller mit A bezeichnet, aus dem eilften Jahrhundert, ist von Pergament, und enthält nebst anderen Sachen: *βίος Ἀλεξάνδρου τοῦ Μακεδόνος* auf 33 Blättern; doch fehlt in der Mitte ein Blatt. — Die zweite Nr. 1685, mit B bezeichnet, ist von Papier, und

enthält auf 53 Blättern das Leben Alexanders unter dem Titel: *Καλλισθένης ἱστοριογράφος ὁ τὰ περὶ τῶν Ἑλλήνων συγγραφάμενος. Οὗτος ἱστορεῖ Ἀλεξάνδρου πράξεις.* Zu Ende des 53. Blattes erfahren wir, daß der Abschreiber ein Mönch aus dem Kloster des h. Nikolaus zu Otrante (*Ὑδρούσης*) Namens Nectarius war, welcher die Handschrift am 5. November 6977 a. m. = 1469 p. C. vollendete. — Die dritte Nr. 113 (Supplem.), mit C bezeichnet, ebenfalls von Papier, ist von einem Geistlichen Eustathius im J. 1567 geschrieben, und enthält auf 205 Blättern die Geschichte Alexanders unter dem Titel: *βίβλος Ἀλεξάνδρου.* — Man würde sehr irren, wenn man das Verhältniß dieser Handschriften zu einander so auffaßte, wie das der Mss. classischer Autoren, wo es sich um Verbesserung oder Vervollständigung dieser oder jener Stelle mit Hülfe dieser oder jener Handschrift handelt; dagegen sind die verschiedenen Handschriften des Pseudo-Callisthenes zugleich Belege für die verschiedene Auffassung des ganzen Inhalts der Sagengeschichte Alexanders in den verschiedenen Zeitaltern, denen die Handschriften angehören, und deren Abschreiber spielten zugleich die Rolle der Verfasser. Der Cod. A rührt entweder von einem ganz unwissenden und ungeschickten Abschreiber her, oder der Abschreiber hatte ein ganz verdorbenes Exemplar vor sich. So verderbt und unlesbar aber auch der Text ist, welchen dieser Codex bietet, so zeigt sich doch offenbar eine größere Eleganz in der Wahl der Ausdrücke und in der ganzen Gräzität als in Cdd. B und C; so wie auch im Inhalte ein größeres Alter nicht zu verkennen ist, da alle späteren Zusätze entweder ganz fehlen oder doch nur angedeutet sind. In der nächsten Verwandtschaft mit dieser ältesten Handschrift steht der Text des Julius Valerius, welcher ohne Zweifel als Uebersetzer des Pseudo-Callisthenes anzusehen ist. An vielen Stellen kann daher auch der Cod. A mit leichter Mühe nach Julius Valerius verbessert und vervollständigt werden, so wie umgekehrt der letztere mit Hülfe des Cod. A. — Ueber die armenische Uebersetzung des Pseudo-Callisthenes ließ zuerst Herr Professor Petermann dem Referenten einige Mittheilungen zukommen, welche derselbe in seiner Schrift über die gleichzeitigen Geschichtschreiber Alexanders des Großen (lib. VI. c. I. p. 230. ann. 1) veröffentlichte. Hierauf bezieht sich Herr Müller p. X. ann. 1 und vermuthet, daß der Inhalt dieser nach Petermanns Ansicht aus dem fünften Jahrhundert herrührenden armenischen Uebersetzung dem Cod. A und Julius Valerius am ähnlichsten seyn dürfte. Dagegen stehen Cod. B und C sowohl dem Alter als der sprachlichen Form nach einander sehr nahe; der Inhalt aber unterscheidet sich so, daß Cod. B im Ganzen dieselbe Erzählung wie Cod. A, nur kürzer, enthält; wogegen Cod. C

von weit reicherem Inhalte als A und B, eine Menge Geschichten bietet, welche aus den verschiedensten Quellen zusammengelesen, oft die verkehrtesten und unsinnigsten Zusätze aus der neuesten Zeit liefern, wobei es weder an Widersprüchen noch Wiederholungen fehlt.

Cap. II der Einleitung besteht in einer kurzen Inhaltsangabe der einzelnen Bücher und Capitel. Da wir beabsichtigen, den Lesern dieser Blätter eine möglichst klare und vollständige Anschauung von dem Inhalte und der Erzählungsweise des Pseudo-Callisthenes zu verschaffen, so wollen wir unten eine zusammenhängende und umfassende Darstellung des Inhalts vom ersten Buche folgen lassen. Zu diesem Zwecke reicht das Inhaltsverzeichniß des Herrn Verfassers nicht aus, wie zweckmäßig dasselbe auch für Leser ist, welche den Inhalt und die Darstellungsweise des Pseudo-Callisthenes schon kennen, und sich des Inhaltsverzeichnisses nur zur Orientirung oder Uebersicht bedienen wollen.

Der wichtigste Theil der Einleitung aber ist Cap. III, wo der Verf. von dem Ursprunge und der Entwickelung der Sagengeschichte Alexanders handelt. Er verfährt dabei so, daß er von den verschiedenen Veränderungen und Zusätzen, welche die Codd. B und C zu dem Inhalte des Cod. A und des Julius Valerius geben, auf die ursprüngliche Gestaltung der Sage rückwärts schließt. Die Zusätze und Veränderungen in Cod. B nämlich sind von der Art, daß darin das Bestreben, die Fabelgeschichte mit der wirklichen Geschichte in Uebereinstimmung zu bringen, nicht zu verkennen ist. Das zeigt sich z. B. in der Erzählung von der Zerstörung Thebens, von dem Uebergange Alexanders nach Italien; von dem Bade Alexanders im Kydnos, was der Cod. A und Julius Valerius nicht vor die Schlacht bei Issus, sondern bei Arbela setze, und in andern dergleichen Erzählungen. Dagegen ist nun wieder der Inhalt des Cod. C recht absichtlich breit, geschwätzig und mährchenhaft. Der Abschreiber oder Verfasser dieser Redaction des Pseudo-Callisthenes war entweder ein syrischer Christ oder Jude. — Schneidet man nun die Zusätze des Cod. B sowohl als des Cod. C alle weg, so bleiben dann wieder mancherlei Abweichungen zwischen Cod. A und Julius Valerius übrig, die nicht minder als spätere Zusätze zu der ursprünglichen Gestaltung des Pseudo-Callisthenes anzusehen sind. Aber auch nach diesem Läuterungsprozesse fragt es sich noch immer, ob der so übrig gebliebene Bestandtheil als ursprüngliche Gestaltung des Pseudo-Callisthenes anzusehen, und von ein und demselben Verfasser ausgegangen ist. Mit vollem Rechte macht nun Hr. Müller die Ansicht geltend, daß die ursprüngliche Gestaltung der Sage ein Werk der Alexandriner sei, was aus verschiedenen Elementen

hervorging und wovon bei den Alexandrinern selbst verschiedene Recensionen vorhänden waren, deren Spuren noch jetzt zu erkennen sind. Außer den von den gleichzeitigen Geschichtschreibern Alexanders selbst schon verbreiteten fabelhaften Erzählungen (besonders über die Wunder Indiens) wurden nämlich von den ersten Verfassern des Pseudo-Callisthenes hauptsächlich folgende Quellen und Hülfsmittel benutzt: 1) Briefe, 2) Localsagen, 3) Gedichte, 4) Declamationen von Rhetoren und Philosophen.

1) Daß die Briefe berühmter Männer aus dem Alterthume fast alle untergeschoben sind, ist seit Bentley allbekannt. Die Sophisten, welche meistentheils die wahren Verfasser derselben sind, verfuhren dabei auf doppelte Weise. Entweder hielten sie sich genau an die geschichtliche Ueberlieferung, um desto sicherer zu täuschen, oder sie veränderten die geschichtliche Ueberlieferung willkürlich nach ihrem Plane. Der erstern Art sind die meisten Briefe in den Vitis des Plutarch, z. B. in der Vita Alexandri; der zweiten Gattung gehören die Briefe von Pseudo-Callisthenes an, z. B. der Brief des Alexander an den Darius und des Darius an Alexander. Uebrigens sind sicherlich die meisten der letztgenannten Briefe aus früherer Zeit als die ganze Sammlung des Pseudo-Kallisthenes, und wurden aus schon sehr frühzeitig entstandenen besondern Briefsammlungen entlehnt. (Dieser Art war höchst wahrscheinlich die bei Lucian pro Laps. in salut. §. 10 erwähnte, von einem gewissen Dionysodorus veranstaltete Sammlung der Briefe des Lagiden Ptolemäus an den Seleucus und andere Freunde.) Besondere Beachtung verdienen endlich noch die Briefe, deren Verfasser sich der brieflichen Form nur bedienten, um unter dem Siegel der Vertraulichkeit Unglaubliches und Wunderbares einzuschmuggeln. Dahin gehört z. B. der unter dem Namen des Craterus schon sehr frühzeitig verbreitete Brief über die Wunder Indiens bei Strabo l. XV. p. 702. Der Inhalt dieser und ähnlicher Briefschaften, vermischt mit den Erzählungen eines Megasthenes, Plinius, Solinus, der Paradoxographen und jüdischer so wie christlicher Schriftsteller, bildet einen Hauptbestandtheil des Pseudo-Callisthenes. — Noch wichtiger aber sind:

2) Die Localsagen der von Alexander d. Gr. unterworfenen Völker. So haben z. B. die Juden den Alexander ganz wie einen Sohn Israels dargestellt, wie aus den Zusätzen des Cod. C deutlich zu ersehen ist. Schon Josephus gab die Grundlage zu dieser Auffassungsweise. (Den Höhepunct erreicht dieselbe in den Sagenbüchern des Mittelalters, wie z. B. in einer der Handschriften, aus welchen uns Friedr. Jacobs (Beiträge zur

älteren Literatur, T. I. Heft II) Auszüge mitgetheilt hat, nach denen Alexander, wie es dort heißt, nicht bloß zum Ritter geschlagen wird, sondern auch in seiner ganzen Erscheinung das vollständigste Gepräge des Ritterthums an sich trägt.) Noch weit mehr aber als das jüdische Element tritt das ägyptische im Pseudo-Callisthenes hervor, so daß an dem alexandrinischen Ursprung desselben gar nicht gezweifelt werden kann. Vor allen Dingen nämlich suchten die Aegyptier die Schmach der Unterwerfung unter fremdes Joch von sich abzuwenden. Schon von Cambyses, der sie zuerst unterwarf, hatten sie ja behauptet, daß er der Sohn einer ägyptischen Mutter sei. Vgl. Hdt. III, 2. Athen. XIII. p. 560 E. Was Wunder also, wenn sie den Alexander als rechtmäßigen Nachfolger des Nectanebus darstellen. Die Grundlage der spätern Sage von Nectanebus nun bot sich schon in der Schlange der Olympias und dem göttlichen Ursprunge Alexanders dar, wovon schon die gleichzeitigen Geschichtschreiber des großen Königs berichten. Nahe genug lag es daher, daß an die Stelle des Gottes der Zauberer Nectanebus gesetzt wurde. Wann das geschah, ist nicht genau zu ermitteln. Die erste Erwähnung findet sich bei Moses Chorenensis, Syncellus, Malala. Da aber der älteste dieser Gewährsmänner (Moses) den Pseudo-Callisthenes schon kannte, so gewinnen wir hieraus nichts. Wichtiger ist die Bemerkung Plutarchs Vit. Alex. c. 2, daß Philipp den Leib seiner Frau im Traume versiegelt habe. Die Vergleichung dieser Stelle mit Pseudo-Call. I, 8 und Stephanus Byz. s. v. Ἀλεξάνδρεια deutet offenbar schon auf einen ägyptischen Ursprung dieser Sage. Auch spricht Plut. l. c. schon von Zauberkünsten, und bereits in griechischen Papyrusrollen (cf. Letronne Stat. voc. de Memn. p. 80) findet sich Nectanebus als Zauberer dargestellt. Nimmt man dazu, daß ja auch Ptolemäus I als Sohn des Philippos galt (cf. Geier de Ptolem. Lag. Vit. c. I), so stellt sich mit ziemlicher Sicherheit schon die Zeit unter den ersten Ptolemäern als Quelle dieser Sage heraus. Auch suchten die Urheber derselben die Zeitrechnung derselben so viel als möglich wahrscheinlich zu machen. Nach der geschichtlichen Wahrheit ist Alexander bekanntlich 356 a. C. geboren und Nectanebus hatte Aegypten bereits 341 verlassen: die sagenhafte Wahrscheinlichkeitsberechnung setzt daher sowohl die Geburt Alexanders als die Flucht des Nectanebus in das Jahr 351. Die hieher gehörigen Beweisstellen sind von dem Herrn Verf. p. XX ad fin. angeführt — Außer der Sage vom Nectanebus deutet aber auch zweitens die Erzählung über die Entstehung von Alexandria ganz unverkennbar auf einen alexandrinischen Verfasser des Pseudo-Callisthenes hin; ja der Verf. sagt es an mehreren Stellen (angeführt p. XXI.

col. 2) mit klaren Worten. Uebrigens ist leider gerade diese Erzählung im Cod. A sehr verstümmelt. — Drittens endlich ist es die Erzählung von dem Begräbnisse Alexanders, welche dasselbe Resultat gibt. In der gegenwärtigen Gestaltung des Pseudo-Callisthenes ist dieselbe nur ganz kurz, doch war sie früher jedenfalls vollständiger. — Nun sind es aber gerade diese drei Punkte, nämlich die Abkunft Alexanders vom Nectanebus, der Ursprung der Stadt Alexandria und das Begräbniß des großen Königs, welche so zu sagen den Kern der ganzen Erzählung des Pseudo-Callisthenes bilden; auch gab es wahrscheinlich einst Erzählungen kleineren Umfangs, wo diese drei Gegenstände ausschließlich behandelt wurden. In dieser Redaction des Pseudo-Callisthenes aber sind nicht bloß diese mit Aegypten näher zusammenhängend, sondern alle anderen Theile alexandrinischen Ursprungs. Das erhellt aus den p. XXII von dem Hrn. Verf. angeführten Beweisstellen ganz unwiderleglich. Später als alle übrigen Bestandtheile unsers Pseudo-Callisthenes aber ist offenbar derjenige aufgenommen, welcher das Testament Alexanders enthält. Dieß lehrt allein schon die Stelle lib. III, c. 33 (p. 147), verglichen mit Julius Valerius. — Außer den Briefen und Localsagen sind nun noch

3) Die Gedichte zu berücksichtigen, von denen sich noch Ueberbleibsel im Pseudo-Callisthenes vorfinden. Hier stoßen wir zuerst auf die Verse über die mütterlichen Vorfahren Alexanders. Dieses Fragment einer Alexandreis, welches sich allein bei Julius Valerius (I, c. 42. p. 48 ed. Müll.) erhalten hat, scheint später hinzugefügt zu seyn, obwohl nicht bestimmt zu sagen ist, von welchem Dichter es herrührt. Von den sechs bis sieben Dichtern nämlich, welche die Thaten Alexanders in Versen zu verherrlichen sich vornahmen, wissen wir sehr Weniges. Zeitgenossen und Begleiter Alexanders waren Choerilus Jasensis und Agis Argivus. Unächt ohne Zweifel waren die ἔπη εἰς Ἀλέξανδρον, welche unter dem Namen des Anaximenes Lampsac. verbreitet wurden. In die Zeiten der Attaler gehört der Dichter Arrian; worauf der Kaiser Hadrian folgt, dessen Beispiel mehrfache Nachahmung fand. Genannt werden: Nestor Larandensis unter dem Kaiser Severus, und Soterichus Oasita, ein Zeitgenosse des Diocletian. Die Nachrichten über den letztgenannten Dichter verdienen darum größere Beachtung, weil er sicherlich den Alexandrinern bekannt war, wenn er sich auch nicht selbst in Alexandrien aufgehalten haben sollte. Darum führt der Hr. Verf. p. XXIV alle hieher gehörigen Stellen sorgfältig an und gründet darauf die Vermuthung, daß der größte Theil seines Gedichtes über Alexander, besonders über die Zerstörung Thebens, von dem

Verfasser des Pseudo-Callisthenes benützt wurde. Vielleicht hatte Soterichus schon ein älteres lyrisches oder dramatisches Gedicht über Thebens Zerstörung vor Augen; wenigstens war der Ursprung jener Sage schon im Clitarchus gegeben. Justinus, dessen Erzählungen über Alexander fast alle auf diesen Gewährsmann zurückzuführen sind, läßt (lib. XI, c. 4) einen thebanischen Gefangenen Namens Cleades fast ganz dieselbe Rolle als Bittsteller für seine Mitbürger spielen, welche in unserem Gedichte Ismenias übernommen hat. Die sehr verdorbenen und verstümmelten Verse, welche demselben in den Mund gelegt werden, lassen sich übrigens am besten aus dem Codex Laurentianus herstellen; sicherlich aber fehlte die ganze hieher gehörige Stelle in den ältesten Gestaltungen des Pseudo-Callisthenes. Mit wenigen Worten berührt der Hr. Verf.:

4) Die Declamationen von Rhetoren und Philosophen, als einen Bestandtheil der Quellen, aus denen der Pseudo-Callisthenes zusammengesetzt ist. Alles hieher Gehörige bezeichnet Hr. Müller sehr passend mit der Benennung Didactica, da alle jene Declamationen den Zweck einer Belehrung verfolgen. Stellen wie I. c. 16, wo Aristoteles seine Schüler examinirt, oder III. c. 6 und 11, wo Alexander den Brahmanen philosophische Fragen vorlegt (cf. Plut. Vit. Alex. c. 64) sind offenbar auf diese Quellen zurückzuführen. In späterer Zeit scheinen ganze Bücher dieses Inhalts verbreitet gewesen zu seyn, welche eine Art Fürstenspiegel enthielten.

Nach diesen Erörterungen kommt nun der Hr. Verf. auf folgendes Schlußergebniß seiner Untersuchungen über die Entstehung des Pseudo-Callisthenes. Schon zu den Zeiten der ersten Ptolemäer entstand derjenige Theil desselben, welcher seine Veranlassung in dem Ehrgeize und der Eitelkeit der Aegyptier hat (also die Sagen über die Abkunft Alexanders vom Nectanebos). Die Entstehungszeit der Sagen über den Zug Alexanders nach Italien beginnt mit der Unterwerfung Makedoniens unter die römische Herrschaft. Diese beiden Hauptbestandtheile nebst den aus Briefsammlungen geschöpften persischen und indischen Geschichten verschmolzen schon im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt in ein Ganzes, welches sich bei den Alexandrinern erhielt. Erweitert wurde dieses Corpus bereits in den beiden nächsten Jahrhunderten. Später kamen noch die Erzählungen von der Candace, den Amazonen und das Testament Alexanders dazu. Viel Einfluß auf die mannigfaltigen Wundergeschichten der spätern Zusätze hatten die abergläubischen Ansichten von Zaubersteinen im zweiten Jahrh. n. Chr., und vielleicht schon zu Anfang des vierten Jahrh. wurde dann auch das Gedicht des Soterichus dem Pseudo-Callisthenes einverleibt. In dieser Zeit war dasselbe schon so

bekannt und verbreitet, daß der Verfasser des Itinerarium Alexandri, ein Zeitgenosse des Constantin, unsere Sagengeschichte mit der wirklichen Geschichte Alexanders bunt vermengt; auch muß um diese Zeit der alexandrinische Urheber der auf die Localitäten von Alexandria bezüglichen Sagen gelebt haben, da zu seiner Zeit noch der Serapistempel stand, welcher auf Befehl des Theodosius im Jahre 387 n. Chr. abgebrochen wurde. Was nach Constantin noch in den Text des Pseudo-Callisthenes eingeschoben wurde, rührt von den Byzantinern her, wie z. B. ein in dem Cod. A erwähntes Werk des Palladius, was dem Ende des vierten Jahrhunderts anheimfällt. Nicht weit von dieser Zeit ist nach des Hrn. Verf.'s Ansicht die ganze Recension des Pseudo-Callisthenes, wie sie im Cod. A vorliegt, zu setzen, worauf zu Anfang des fünften Jahrhunderts die armenische und ungefähr um dieselbe Zeit auch die lateinische Uebersetzung des Julius Valerius entstand. (Vgl. die Praefatio Ang. Maii ad Jul. Valer.) Dagegen geht die Textesrecension des Pseudo-Callisthenes, wie sie im Cod. B und darnach in der Ausgabe des Hrn. C. Müller vorliegt, schwerlich über das achte Jahrhundert hinaus.

Schließlich erwähnt der Hr. Verf. noch die verschiedenen berühmten Namen, unter denen unsere Sagengeschichte bei dem Publikum eingeführt wurde. Der gewöhnlichste und verbreitetste ist bekanntlich der des Callisthenes, wofür der Hr. Verf. den Hauptgrund mit Recht in den Worten des Cicero (Epp. ad Quint. fratr. II. 13): „Callisthenes quidem vulgare et notum negotium" findet, in deren Erklärung derselbe (Script. Rer. Alex. M. p. 9) der von mir (Alexandri M. histor. scriptt. act suppar. Lib. VI. c. I. p. 225 sqq.) ausgesprochenen Ansicht beistimmt. Der Name Ἀντισθένης, der hin und wieder vorkommt, ist nichts als eine Corruption aus Καλλισθένης. Außer diesem werden aber auch noch Aristoteles (von dem Verf. der armenischen Uebersetzung) und Ptolemäus (von dem Verf. einer hebräischen Uebersetzung und vielleicht von dem Abschreiber des Cod. A, welches letztere wir übrigens sehr bezweifeln) genannt; endlich auch Aesopus, was sicherlich, wie Berger richtig vermuthet, aus keinem andern Grunde geschehen ist, als weil die Fabeln des Aesop, welche im Mittelalter so sehr verbreitet waren, sich häufig in einem und demselben Manuscripte mit dem Pseudo-Callisthenes fanden. Nach Letronne ist auch der Name des Julius Valerius ein untergeschobener. Der unter dem Namen desselben vorhandene lateinische Text ist nichts anderes, als die älteste uns bekannte lateinische Uebersetzung des Pseudo-Callisthenes, und wird zuerst von Angelo Maio (Mailand 1817) herausgegeben. Obwohl nun für unseren griechischen Text des Pseudo-Callisthenes, wie er in der Ausgabe

des Herrn C. Müller nach dem Cod. B vorliegt, der Julius Valerius kaum noch als Uebersetzung gelten kann, so ist doch die Beifügung desselben zum griechischen Texte, wie sie der Herr Verf. gegeben hat, aus doppeltem Grunde sehr dankenswerth. Erstens nämlich hat der Hr. Verf. den Text des Julius Valerius aus Pariser Handschriften vervollständigt und verbessert, was wir bereits im Jahre 1838 (Zeitschr. f. d. Alterthumsw. v. Zimmermann, Jahrg. V. Hft. IV. p. 419—423), freilich ohne alle handschriftliche Unterstützung für das erste Buch auf dem Wege der Conjecturalkritik versuchten. (Einige der dort gemachten Verbesserungsvorschläge würden auch jetzt noch sicherlich von dem Hrn. Verf. nicht unberücksichtigt geblieben seyn, wenn er sie gekannt hätte.) Zweitens aber ist uns in dem Texte des Julius Valerius zugleich ein Ersatz für den verstümmelten und unlesbaren Cod. A, welcher die ältere Recension des Pseudo-Callisthenes enthält, gegeben, da in den wesentlichsten Punkten zwischen beiden die größte Uebereinstimmung herrscht. Ein noch größeres Verdienst um Julius Valerius würde sich übrigens der Hr. Verf. erworben haben, wenn er diese Gelegenheit benutzt hätte, um mehrere Irrthümer Angelo Maio's über diesen Autor zu berichtigen; z. B. den Irrthum, daß nur die Stellen für durchaus fabelhaft zu halten seien, welche A. M. mit gesperrten Lettern hat abdrucken lassen. Da wir aber in diesem Aufsatze keine Kritik, sondern nur einen Bericht über die Leistungen des Hrn. Verf.'s zu geben beabsichtigen, um das größere Publikum, dem diese Studien ferner liegen, ohne ihm darum gleichgültig zu seyn, mit den neuesten Forschungen auf diesem Felde und mit der Darstellungsweise des zum ersten Male abgedruckten Pseudo-Callisthenes selbst bekannt zu machen; so behalten wir uns vor, bei einer anderen Gelegenheit auf das Einzelne der Untersuchungen des Herrn C. Müller näher einzugehen, und lassen hier nur noch eine ausführlichere Inhaltsangabe des ersten Buches, wie es sich nach dem Cod. B in unserem Hauptterte darstellt, folgen, ohne die in den Anmerkungen verzeichneten Abweichungen der übrigen Mss. zu berücksichtigen.

Nicht Philippos, der König von Makedonien, sondern Nectanebos, der König Aegyptens, war der Vater des Alexandros. Mächtig durch seine Zauberkraft besiegte dieser König mit leichter Mühe alle Feinde, indem er Wasser in ein Becken goß, Fahrzeuge von Wachs und wächserne Mannschaft darauf stellte, dann durch seine Zauberformeln dieselbe belebte und untertauchen ließ; worauf sofort alle Fahrzeuge herannahender Feinde verschwanden und zu Grunde gingen (Cap. 1). Als er auf diese Weise sein Königreich lange Zeit in Frieden regiert hatte, meldet der

Oberfeldherr dem Könige die plötzliche Ankunft unzähliger Feindesschaaren der mächtigsten Völker des Morgenlandes. Doch bringt diese Meldung den König nicht aus seiner gewohnten Fassung; sondern mit Einem Worte hofft er den ganzen Schwarm der Feinde in's Meer zu versenken (c. 2). Abermals nimmt er daher seine Zuflucht zu dem bekannten Zauberbecken. Als aber Nectanebos die Götter der Aegypter am Steuerruder der feindlichen Schiffe sitzen und an der Spitze ihrer Mannschaft stehen sieht und von ihnen selbst erfährt, daß das alte Königreich Aegypten seinem Ende nahe sei, packt er Gold und Kostbarkeiten in Menge zusammen und flieht in veränderter Gestalt über Pelusium nach Pella in Makedonien, wo er sich als ägyptischer Astrolog niederläßt. So wird Aegypten von den Barbaren eingenommen und verwüstet, und als die Aegyptier in ihrer Noth und Verzweiflung die Götter fragen, was aus ihrem König geworden sei, erhalten sie im Allerheiligsten des Serapistempels die Antwort, daß ihr König einst verjüngt wiederkehren und die Feinde des Vaterlandes, die Perser, unterjochen werde (c. 3).

Indeß ist der Ruf von der wunderbaren Kunst des Nectanebos zu den Ohren der Königin Olympias gedrungen, und diese läßt ihn in Abwesenheit ihres Gemahles Philippos zu einer Zusammenkunft einladen. Nectanebos erscheint und entbrennt alsbald von leidenschaftlicher Liebe zu der in jugendlichem Reize strahlenden Königin. Nachdem er dieselbe über die verschiedenen Arten der Weissagung belehrt hat, blickt er sie mit stechenden Augen an, zieht eine Schreibtafel von unbeschreiblicher Schönheit aus seinem Busen, deren Kostbarkeit Olympias bewundert, und schickt sich an, der Königin das Horoskop zu stellen, nachdem dieselbe ihm eröffnet hat, daß sich das Gerücht verbreitet habe, Philippos wolle sie nach der Rückkehr von seinem Feldzuge verstoßen und eine Andere heiraten. Nectanebos bestätigt hierauf die Wahrheit dieses Gerüchtes, tröstet aber die Königin damit, daß es ein sicheres Mittel gebe, jener Schmach zu entgehen; wenn sie nämlich mit dem Ammon, dem Gotte Lybiens, sich in Liebe verbinden wolle. Von ihm werde sie dann einen Sohn gebären, der ihr Hort und Rächer seyn werde. Nachdem er der Königin die Gestalt dieses Gottes beschrieben hat, bereitet er sie auf eine Zusammenkunft vor, die sie noch heute im Traume mit diesem Gott haben werde (c. 4). — Als nun Nectanebos durch seine Zauberkunst bewerkstelligt hat, daß dieses Traumgesicht der Olympias erscheint (c. 5), und die Königin nach öftern Zusammenkünften mit der wunderbar lieblichen Erscheinung des libyschen Gottes Verlangen trägt, nimmt der Zauberer selbst die

Gestalt des Ammon an und betrügt auf diese Weise die Königin. Diese aber wird schwanger und fürchtet sich sehr vor dem Zorne ihres königlichen Gemahles, dessen Rückkehr aus dem Feldzuge nahe bevorsteht. Doch auch hierüber tröstet sie Nectanebos, indem er versichert, daß der Gott Ammon sie vor jedem Vorwurf ihres Gemahls zu schützen wissen werde (c. 6—7). Nectanebos selbst aber sendet dem Philippos einen Traum durch einen Seefalken, in welchem jener einen Gott, schön von Antlitz, blondgelockt an Haupt und Kinn, mit Hörnern an den Schläfen, die wie Gold erglänzen, und mit einem Zepter in der Hand, des Nachts zu seiner Gemahlin kommen sieht, mit der er vertrauten Umgang pflegt, dann ihren Schooß mit Byblos-Bast zunäht, und das königliche Siegel darauf drückt. Das Siegel aber besteht aus einem in Gold gefaßten Stein, auf welchem die Sonne, ein Löwenhaupt und eine Lanze eingeprägt ist. Als nun Philippos seinen Traumdeutern diesen Traum erzählt und sie über die Bedeutung desselben befragt hat, versichern sie ihm, daß das Siegel keinen Zweifel übrig lasse, daß seine Gemahlin schwanger sei; der Byblos deute auf ägyptische, das Gold auf vornehme Abkunft des königlichen Sprößlings; die Sonne aber, das Löwenhaupt und die Lanze auf dem Gepräge des Siegels deute an, daß der Knabe, dessen Geburt bevorstehe, bis zum Aufgange der Sonne hin wie ein Löwe alle Völker bekämpfen und mit seiner Lanze alle Städte einnehmen werde. Der Gott endlich, welchen Philippos gesehen, sei kein anderer als der libysche Ammon (c. 8). Als daher Philippos aus dem Kriege zurückgekehrt war, beruhigte er die Olympias, welche noch immer sehr ängstlich und befangen ist, indem er ihre völlige Unschuld anerkennt, da gegen den Willen der Götter selbst die Mächtigsten der Erde nichts vermöchten (c. 9). Nach einigen Tagen jedoch ändert Philippos seine Gesinnung so sehr, daß er seiner Gemahlin bittere Vorwürfe über ihre Schwangerschaft macht. Kaum hat Nectanebos das vernommen, als er sich in eine mächtig große Schlange verwandelt, und mitten in den Speisesaal kommt, wo eben zur Feier der Rückkehr des Königs große Tafel gehalten wird. Bei dem Anblick der Schlange springen die Tischgenossen des Königs vor Furcht von ihren Sitzen auf; Olympias aber erkennt sofort ihren Geliebten und streckt ihm die Hand entgegen. Alsbald erhebt sich der Drache, kriecht auf den Schooß der Königin, reckt seine zweigespaltene Zunge und küßt dieselbe vor allen Anwesenden; worauf er sich in einen Adler verwandelt und davon fliegt. Da bittet Philippos, der kein Auge von diesem Schauspiele verwendet hat, seine Gemahlin um Verzeihung wegen der ungerechten Vorwürfe. Denn jetzt habe er mit seinen

Augen das offenbarste Zeichen von der Liebe eines Gottes zu ihr gesehen, obwohl er noch nicht bestimmt wisse, wer dieser Gott sei. Olympias versichert, daß es kein anderer als Ammon ist, und Philippos preist sich von nun an glücklich, das Kind, welches seine Gemahlin gebären werde, einen Sohn dieses Gottes nennen zu dürfen (c. 10). — Ein anderes Wunderzeichen ereignete sich nach einigen Tagen, als Philippos in seinem Baumgarten saß; denn einer von den Vögeln, welche hier in den Zweigen umherflatterten, flog plötzlich in den Busen des Königs und legte ein Ei in denselben, aus welchem eine kleine Schlange hervorkroch, die sich mehrere Mal am Boden herumwandte, dann aber wieder in das Ei zu kommen versuchte. Kaum aber hatte sie den Kopf hineingesteckt, so starb sie. Der Zeichendeuter, welchen der bestürzte Philippos hierüber befragte, versichert, daß dieser Vorfall nichts anderes bedeute, als daß dem König ein Sohn geboren werde, welcher die ganze Welt durchziehen und unterwerfen, dann aber in sein Heimatland zurückzukehren versuchen und frühzeitig sterben werde (c. 11). Als nun die Zeit erfüllt war, wo die Königin Olympias gebären sollte, trat der Zauberer Nectanebos an ihre Seite, betrachtete mit kundigem Auge den Lauf der Himmelskörper und ermahnte die Kreißende, die Geburt so lange zurückzuhalten, bis der günstige Augenblick gekommen, wo ein Glanz vom Himmel ausging, wie wenn die Sonne auf der Mittagshöhe steht. Da ermahnte er die Königin, die Geburt nicht länger zurückzuhalten, indem er ausrief: »Jetzt, o Königin, wirst du den Weltbeherrscher gebären!» Als darauf unter lautem Schreien der Olympias das Knäblein zur Welt gekommen war, ertönte das ganze Himmelsgewölbe von mächtigen Donnerschlägen und furchtbare Blitze durchzuckten die Luft (c. 12). Am folgenden Tage läßt sich Philippos das Kindlein bringen und erklärt, daß er zwar nicht der Vater desselben sei; da aber seine Abkunft ohne Zweifel für eine göttliche zu halten, so möge es zum Andenken an den mit seiner früheren Gemahlin erzeugten Sohn eine königliche Erziehung und den Namen Alexandros erhalten. In ganz Makedonien und Thrakien werden hierauf Freudenfeste zu Ehren des neugebornen Prinzen gefeiert. Dieser gleicht weder dem Philippos, noch der Olympias, noch seinem wahren Vater, sondern sein Aeußeres entwickelt sich bald zu einer ganz eigenthümlichen Gestaltung. Seine Leibesbildung ist zwar im Allgemeinen wie bei andern Menschen, das Haar aber ist Löwenhaar, das rechte Auge dunkel *), das linke hell; die

*) Die Lesart κατσφεϱὴ gibt eben so wenig einen Sinn als die Conjectur Bergers κατωφεϱῆ. Man muß sich hier an Julius Valerius (alteri nigra quasi pupilla erat) und Tzetzes und die altfranzösische Uebersetzung halten.

Zähne scharf wie Schlangenzähne, seine ganze Haltung löwenartig. Seine Amme war Lanike, sein Oberhofmeister Leonidas, sein Lehrer im Lesen Polyneikes, in der Musik Leukippos, in der Geometrie Menekles, in der Rhetorik Anaximenes, in der Philosophie Aristoteles. In allen diesen Fächern zeichnet sich der junge Alexandros bald so sehr aus, daß er seine Mitschüler selbst unterrichtet; auch stellt er mit diesen militärische Uebungen an, theilt sie in Schlachthaufen, und überall, wo er anführt, wird gesiegt. Auch zu Roß tummelt sich Alexandros viel umher. Da bringen die Stallknechte einst ein merkwürdiges Fohlen vor den König, welches Menschenfleisch frißt, an Schönheit und Kraft aber seinesgleichen nicht hat. Dieses läßt der König in einen eisernen Stall bringen und befiehlt, ihm alle Verbrecher in seinem Königreiche vorzuwerfen (c. 13). Als nun so Alexandros zwölf Jahre geworden war, nahm er an allen kriegerischen Uebungen mit seinem Vater thätigen Antheil. Dieser aber erkannte zwar die edlen Eigenschaften desselben rühmend an, bedauerte aber, daß er nicht sein Sohn sei. Olympias, hierüber bestürzt, läßt den Nectanebos kommen, und als dieser deßhalb die Sterne befragt, bittet ihn Alexandros um Auskunft über dieselben. Sie gehen daher beide des Nachts an einen freien Platz, und während Nectanebos zum Himmel blickt und dem Alexandros die Sternbilder zeigt, ergreift dieser seine Hände, trägt ihn an eine Grube und wirft ihn hinein. Tödtlich verwundet fragt Nectanebos, was dieß bedeuten solle: Alexandros aber entgegnet, daß er es darum gethan habe, weil Nectanebos die himmlischen Erscheinungen zu erforschen suche, ohne zu wissen, was auf der Erde vorgehe. Bald erkennt Nectanebos hierin eine höhere Fügung an und eröffnet dem Alexandros, wie es ihm vom Schicksal bestimmt sei, von seinem eigenen Kinde getödtet zu werden; denn Alexandros sei sein Sohn. Nachdem er ihm nun alle seine bisherigen Schicksale, seine Zusammenkunft mit der Olympias und deren Folgen aus einander gesetzt hat, stirbt er; Alexandros aber wird von Mitleid ergriffen und trägt seinen Leichnam auf dem Rücken nach Hause, wo er der Olympias auf ihre Frage, was dieß bedeuten solle, erwiederte: „Er trage, ein zweiter Aeneas, den Anchises auf dem Rücken.“ Darauf erzählt er seiner Mutter den ganzen Hergang der Sache; diese aber läßt den Nectanebos ehrenvoll begraben, wobei höchst merkwürdig ist, daß Nectanebos der Aegypter in Makedonien ein hellenisches Grab fand, während Alexandros dem Makedonier ein ägyptisches Grabmal zu Theil werden sollte (c. 14). Darauf befragt Philippos das Orakel zu Delphi, wer einst sein Nachfolger auf dem Throne werden solle? Die Pythia aber antwortete: „Der, o

König! wird über die ganze Welt herrschen, welcher den Bukephalos besteigt und durch die ganze Stadt reitet.» Das Pferd hieß nämlich Bukephalos, weil ihm auf dem Schenkel ein Ochsenkopf eingebrannt war. Philippos aber bezog dieß auf den jungen Herkules (c. 15). Als nun Alexandros nur den Aristoteles noch zum Lehrer hatte und dessen Unterricht mit vielen andern Königssöhnen genoß, fragte jener einstmals seine Schüler, was sie ihm als ihrem Lehrer wohl einstmals für ein Geschenk geben würden, wenn ste auf den väterlichen Thron gelangt wären? Als nun der Eine dieß, der andere jenes antwortet, sagt Alexandros, als die Reihe an ihn kommt: »Fragst Du jetzt über die Zukunft? Ich habe kein Unterpfand für den morgenden Tag. Darum, wie die rechte Zeit und Stunde kommt, werde ich dich beschenken.» Da begrüßte Aristoteles den Alexandros als zukünftigen Weltbeherrscher und als den größten aller Könige. Ueberhaupt wurde er von Allen geliebt, weil er eben so verständig als tapfer war; Philippos aber freute sich zwar seiner großen Gaben, bedauerte aber, daß er ihm an Antlitz und Gestalt nicht ähnlich war (c. 16). Als nun eines Tages der fünfzehnjährige Alexandros in die Nähe des Ortes kommt, wo der Bukephalos eingeschlossen war, und ein furchtbares Wiehern zu seinen Ohren dringt, erfährt er vom Ptolemäus, daß hier das menschenfressende Pferd stehe. Kaum aber hat der Bukephalos die Stimme des Alexandros gehört, als er zum zweiten Male so sanft wiehert und bei der Annäherung des königlichen Prinzen sich überhaupt so freundlich und unterthänig geberdet, daß Alexandros kein Bedenken trägt, den Stall zu öffnen und ohne Sattel und Zügel das Pferd zu besteigen, worauf er mitten durch die Stadt reitet. Als Philippos das vernimmt und sich des Orakelspruches der Pythia erinnert, begrüßt er den Alexandros als Weltbeherrscher und freut sich der Hoffnung des Kindes (c. 17). Eines Tages sprach darauf Alexandros gegen den Philippos den Wunsch aus, ihn nach Pisa zu den olympischen Spielen ziehen zu lassen, wo er im Wagenrennen, wozu er schon Alles vorbereitet habe, sich versuchen wolle. Sehr gern gewährt der König dem Alexandros diesen Wunsch und entläßt ihn voller Bewunderung seines Muthes. Darauf schifft sich Alexandros mit seinem Freunde Hephästion nach Pisa ein, wo er glücklich landet. Auf einem Spaziergange, den sie gleich darauf machen, begegnet ihnen ein aufgeblasener akarnanischer Prinz, Namens Nicolaos, dessen übermüthiger Gruß einen Wortwechsel mit dem Alexandros zur Folge hat. Als nun jener noch dazu erfährt, daß Alexandros nach Pisa gekommen sei, um am Wagenrennen Theil zu nehmen, geht er in seinem Uebermuthe so weit, daß er den Alexandros anspeit.

Dieser aber wischt den Speichel ruhig ab, da er Beherrschung seiner Leidenschaften gelernt hat, und versichert dem Nikolaos, daß er ihn nicht nur jetzt, sondern auch später in seinem Vaterlande Akarnanien besiegen werde (c. 18). Am Tage des Wettkampfes haben sich neun Kämpfer zum Wagenrennen gemeldet, unter denen vier königliche Prinzen. Bei der Aufstellung erhält Nikolaos den ersten, Alexandros den vorletzten Platz durch das Loos angewiesen; nach dem ersten Anlaufe hat Alexandros vier Wagen vor sich, den Nikolaos hinter sich. Dieser sucht den Alexandros zu überfahren aus Rache für die Besiegung seines Vaters durch den Philippos. Alexandros aber weiß dieß klug zu vermeiden, läßt den Nikolaos vorbeifahren, holt ihn bald ein, und als sich dessen Rosse verwirren, überfährt und tödtet er ihn und dessen Wagenlenker, und da alle übrigen Mitkämpfer vor der Erreichung des Zieles theils gestürzt, theils zurückgeblieben sind, wird er als Sieger bekränzt, bei welcher Gelegenheit der Priester des Zeus ihm verkündet, daß er auf gleiche Weise, wie er den Nikolaos (Volksbezwinger) besiegt habe, noch viele Feinde im Kriege besiegen werde (c. 19). Mit solchem Ruhme kehrt Alexandros als Sieger nach Makedonien gerade zu der Zeit zurück, wo Philippos seine Mutter Olympias verstoßen hat, und die Hochzeit mit der Kleopatra, der Schwester des Lysias, feiert. Mit dem olympischen Siegeskranze tritt er in das Hochzeitsgemach zu seinem Vater Philippos und spricht: „Hier, mein Vater, empfange den ersten meiner mit Schweiß errungenen Siegeskränze. Wenn ich meine Mutter Olympias mit einem andern königlichen Gemahle vermähle, werde ich dich auch zur Hochzeit der Olympias laden.“ Mit diesen Worten setzt sich Alexandros dem Philippos gegenüber, dieser aber ist über die Worte Alexandros sehr aufgebracht (c. 20). Als nun Lysias bald darauf bemerkte, daß Philippos mit der Kleopatra ächte und ihm ähnliche Kinder zeugen werde, wirft ihm Alexandros den Becher an den Kopf und tödtet ihn, worauf Philippos wüthend aufspringt und mit gezücktem Schwerte auf den Alexandros losgehen will, aber über den Sessel stürzt. Alexandros verhöhnt ihn deßhalb, reißt ihm das Schwert aus der Hand und kämpft damit gegen alle Tischgenossen, so daß man den Kampf der Centauren oder den Alexandros als zweiten Odysseus zu sehen glaubte, wie er die Freier der Penelope erschlug (c. 21). Darauf bringt Alexandros seine Mutter Olympias wieder in den königlichen Palast zurück, die Kleopatra aber verjagte er, worauf er sich zu dem noch krank darnieder liegenden Philippos begibt und denselben durch verständige Vorstellungen mit sich und seiner Mutter Olympias wieder aussöhnt. Der Name Lysias (der Scheider) durfte von dieser

Zeit an bei keiner Vermählungsfeierlichkeit mehr genannt werden, weil er von böser Vorbedeutung (für die Scheidung der Ehe) zu seyn schien (c. 22). Als nach einiger Zeit Alexandros die abgefallene Stadt Methone wieder zum Gehorsam zurückgebracht hatte und zum Philippos von diesem glücklichen Feldzuge zurückkehrte, fand er daselbst die Gesandten des Perserkönigs Darius, die gekommen waren, um den gewohnten Tribut von dem Könige Makedoniens in Empfang zu nehmen. Alexandros aber fertigt sie mit der Weisung ab, ihrem Herrn zu sagen, daß Philippos ihm früher zwar Tribut gegeben habe, so lange als er allein gewesen sei, seitdem aber Alexandros geboren, höre das auf; ja dieser werde kommen, um ihm auch den gezahlten Tribut wieder abzunehmen. Dieser stolzen Antwort freut sich Philippos und als eine andere Stadt der Thraker abgefallen ist, erhält Alexandros abermals den Oberbefehl (c. 23). Damals hat sich ein reicher Makedonier, Namens Pausanias, in die Olympias verliebt, und als er hört, daß Alexandros abwesend sei, benutzt er diese Gelegenheit, um den Philippos zu tödten und die Olympias zu entführen. Der König ist gerade im Theater, als Pausanias und dessen Freunde mit gezückten Schwertern auf ihn losstürzen. Der König wird von Pausanias schwer verwundet, Alles geräth in die größte Bestürzung, die ganze Stadt ist in Bewegung, als Alexandros von seinem Feldzuge zurückkehrt. Kaum hat er das Geschehene vernommen, als er in den Palast eilt und den Pausanias, welcher in Begriff ist, seine Mutter mit Gewalt zu entführen, festnimmt und zum Philippos bringt, der schon im Sterben, denselben mit dem Dolche niederstößt und dem Alexandros dankt, daß er ihm diese Rache an seinem Feinde bereitet habe; auch daran erinnert, daß der Gott Ammon der Olympias mit Recht vorausgesagt habe, daß sie einen Sohn gebären werde, welcher der Rächer seines Vaters werden würde. Darauf stirbt Philippos und wird königlich begraben (c. 24). Hierauf hält Alexandros an der Bildsäule seines Vaters eine Rede an die versammelten Makedonier und Hellenen, in welcher er ihnen verkündet, daß jetzt die Zeit gekommen sei, um den Feldzug gegen die Barbaren zu unternehmen und Hellas aus der Sklaverei der Perser zu befreien. Als nun wie auf den Ruf eines Gottes Alles herbeiströmt, um an dem Feldzuge Theil zu nehmen, öffnet Alexandros die Rüstkammern und Zeughäuser seines Vaters, läßt Waffen an die junge Mannschaft vertheilen und überredet auch die Veteranen seines Vaters, welche Anfangs ihrer körperlichen Schwäche wegen von dem neuen Feldzuge zurückbleiben wollen, zur Theilnahme an demselben (c. 25). So besteigt Alexandros in seinem achtzehnten Jahre den Thron

seines Vaters Philippos. Die nach dem Tode des Letztern entstandene Aufregung wird durch den Antipatros völlig unterdrückt. Bei der Musterung des gesammten makedonischen Heeres ergibt sich eine Zahl von dritthalb Myriaden Fußvolk und 8000 Reitern, wozu noch drei Myriaden von den Amphiktyonen, Lakedämoniern und Korinthiern kommen. Bogenschützen hat er im Ganzen 8500. Während nun Alexandros mit diesen gegen die abgefallenen Illyrier, Paeonen und Triballer zu Felde zog, begannen Unruhen in Hellas (c. 26). Auf das Gerücht nämlich von dem Tode des Alexandros, welches besonders von dem Demosthenes verbreitet wird, erschlagen die Thebaner die makedonische Besatzung. Da eilt Alexandros zornig herbei und zerstört die ganze Stadt bis auf das Haus des Pindaros. Nach Einigen geschah dieß unter Flötenspiel. Aus Furcht hierüber machen die Hellenen den Alexandros zu ihrem Oberanführer (c. 27). Nach seiner Rückkehr bereitet er in Makedonien Alles zum Feldzuge nach Asien vor, schifft seine Truppen ein, verstärkt sich in Thrakien, landet in Asien und nimmt mit geschleuderter Lanze von dem Lande Besitz, siegt am Granikos über die Satrapen des Darius und bemächtigt sich ganz Vorderasiens bis Pamphylien, wo sich das Wunder ereignete, daß das Meer zurücktrat, damit seine Heeresmacht in Ermanglung der Flotte durchmarschiren könne (c. 28). Darauf trifft er bei Aspendos mit seiner Seemacht zusammen und schifft sich nach Sicilien und Italien ein, wo die Römer ihn durch den Consul Markos mit einem kostbaren Kranze als ihren und der ganzen Welt König begrüßen. Alexandros verspricht, sie zu einem großen Volke zu machen, und verstärkt sich mit Geld und Truppen von ihnen (c. 29). Von hier segelt er über das Mittelmeer nach Afrika, wo Gesandte der Karthager ohne Erfolg den Alexandros um die Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Stadt bitten. Nach der Unterwerfung von ganz Libyen kommt er zum ammonischen Lande. Hier läßt er den größten Theil seiner Truppen zurück mit dem Befehle, ihn an der proteischen Insel zu erwarten; er selbst geht zum Ammon, eingedenk seiner Abkunft von diesem Gotte. Dieser erkennt ihn mit Freuden als seinen Sohn an, und auf seine Frage, wo er eine nach seinem Namen benannte Stadt, welche sein Andenken für alle Zeiten bewahre, erbauen solle, heißt ihn der Gott dieselbe über der Proteischen Insel gründen, welche unter dem Schutze eines plutonischen Gottes stehe. Darauf geht Alexandros, um diese Insel aufzusuchen, und läßt sein Heer an einem Dorfe Libyens rasten (c. 30). Hier erblickte Alexandros auf einem Spaziergange eine große Hirschkuh. Als aber der Schütz, dem Alexandros dieselbe zu erlegen befahl, fehl schoß, sprach dieser zu

ihm: παράτονόν σοι γέγονεν. Davon wurde der Ort Paratonium genannt und auch eine kleine Stadt daselbst gegründet. Hierauf ging er weiter nach Taphosiris und erfuhr von den Eingebornen, daß dieser Ort von dem Grabe des Osiris seinen Namen habe. Nachdem er hier geopfert hat, kommt er in die hiesige Gegend, wie der Verf. sagt. Als Alexandros hier die schöne weite Ebene sieht, bestimmt er die Länge der Stadt vom Pandysis an bis zur herakleotischen Mündung, die Breite von Bendideum bis Hermupolis oder richtiger Hormupolis. Dieß sind die Gränzen des Gebietes der Alexandriner bis auf den heutigen Tag. — Kleomenes aus Naukratus aber und Deinokrates aus Rhodus geben dem König den Rath, die Stadt nicht so groß zu bauen, weil sie nicht leicht eine entsprechende Bevölkerung erhalten könne oder, wenn dieß auch möglich wäre, die allzugroße Bevölkerung leicht in Kriege mit den Nachbarn verwickelt werde. Alexandros überläßt daher die Bestimmung der Größe den Bauleuten. Diese geben ihr die Länge von dem taphosirischen Drakon bis zum kanobischen Agathodämon; die Breite von Bendideum bis Eurylochum und Melanthium. Eurylochus und Melanthius hießen nämlich die Baumeister. Außer diesen waren auch noch bei dem Baue der Stadt beschäftigt Heron, Kleomenes, Krateros und dessen Bruder Hyponomos (c. 31). Als man aber die Gränzlinien des Umrisses der Stadt mit Mehl bezeichnet hatte, kamen plötzlich die mannigfaltigsten Vögel von allen Seiten herbeigeflogen, verzehrten das Mehl und verschwanden. Dieß wurde von den Zeichendeutern so ausgelegt, daß diese Stadt einst den ganzen Erdkreis ernähren und ihre Bewohner überall zu finden seyn würden. Nachdem der größte Theil der Stadt gegründet und entworfen ist, bezeichnet Alexandros zum ewigen Andenken die einzelnen Theile derselben mit den fünf Buchstaben ΑΒΓΔΕ, d. h. Ἀλέξανδρος Βασιλεὺς Γένος Διὸς Ἔκτισε. Bei dem Bau eines Tempelgiebels fiel eine Platte herunter, aus welcher eine Menge Schlangen in die benachbarten Straßen und Häuser krochen. Da die Thiere nicht giftig waren, wurden sie von dieser Zeit an bis auf den heutigen Tag als gute Geister (ἀγαθοὶ δαίμονες) verehrt. Auch der Brauch, welcher jetzt noch besteht, die Lastthiere zu bekränzen und ihnen einen Rasttag zu gewähren, rührt aus jener Zeit her (c. 32). Alexandros fand auch fünf Hügel, von denen der eine nach der Sonne benannt war; ferner suchte er das Serapeum auf in Folge des ihm von dem Ammon gegebenen Orakelspruches. Als er nun dem Hereon gegenüber einen Altar gebaut hatte und hier zu jenem Gotte betete und die Opferthiere bereits auf den Altar gelegt waren, flog plötzlich ein großer Adler herzu, ergriff die auf den Altar gelegten

Eingeweide mit seinen Krallen und trug sie auf einen andern Altar. Als Alexandros zu diesem kam, fand er ein uraltes Heiligthum, in welchem eine Götterstatue stand, welche in der rechten Hand ein vielgestaltiges Thier, in der linken einen Zepter hält, ihr zur Seite aber stand die mächtige Bildsäule einer Jungfrau. Von den Eingebornen erfuhr er, dieß sei nach der alten Ueberlieferung ein Heiligthum des Zeus und der Hera. Hier sah er auch die Obelisken, welche noch bis auf den heutigen Tag im Serapistempel sich befinden, mit Hieroglyphen, welche ungefähr folgenden Sinn enthalten: „Ich werde einst der Schutzgott dieser herrlichen, reichbevölkerten und gesund liegenden Stadt werden. Viele Könige werden kommen, nicht um sie zu bekriegen, sondern um anzubeten. Du auch wirst als Gott nach deinem Tode hier verehrt werden. Denn die Stadt, welche du gründest, wird dein Grab seyn. Wer ich bin, wirst du erfahren, wenn du den Buchstaben, der 200 bedeutet, mit 1 und 100 und 1 und 80 und 10 (σ′ α′ ρ′ α′ π′ ι′) zusammensetzest. Da erkannte Alexandros, daß es Sarapis sei, den damals das Orakel ihm bezeichnet hatte (c. 33). Auf seinem weitern Zuge kommt Alexandros nach Memphis, wo ihn die Aegyptier als ihren König auf den Thron des Hephästos setzen. Hier erblickt er auch eine heilige Säule von schwarzem Stein, auf deren Basis geschrieben stand, daß der einst geflohene König verjüngt wiederkehren und die Perser besiegen werde. Von den Eingebornen erfährt er, daß dieß die Bildsäule des letzten ägyptischen Königs Nectanebos sei, nach dessen Flucht jener Orakelspruch den Aegyptern gegeben worden sei. Hierauf bekennt sich Alexandros als Sohn des Nectanebos und sagt, daß jener Orakelspruch keine Unwahrheit enthalte, wundert sich jedoch, wie eine Stadt mit so festen Mauern von den Barbaren habe besiegt werden können. Darauf läßt er sich von den Aegyptern die Abgaben geben, die sie an den Darius bisher gezahlt hatten, um dieselben zum Besten der künftigen Hauptstadt des Landes, Alexandria, zu verwenden (c. 34). An der Spitze seiner sämmtlichen Truppen zieht nun Alexandros durch Syrien, wo ihm die Tyrer den Durchmarsch durch ihre Stadt verweigern, weil ein alter Orakelspruch Untergang droht, sobald ein König durch ihre Stadt zöge. Nach dem ersten Treffen mit den Tyrern muß sich auch Alexandros nach Gaza zurückziehen, nach dessen Einnahme er sich anschickt, Tyros zu zerstören. Im Traume gewarnt, nicht in eigener Person mit den Tyriern zu unterhandeln, sendet er ihnen ein Schreiben, worin er sie mit drohenden und stolzen Worten zur Unterwerfung auffordert. Doch vergebens; sie kreuzigen vielmehr seine Boten. In einem neuen Traume sieht er nun einen Satyros, welcher ihm einen Käse (τυρὸς) gibt,

den er mit Füßen tritt. Dieß wird von den Traumdeutern auf die baldige Zerstörung von Tyros bezogen. Und in der That gelingt es dem Alexandros mit Hülfe dreier benachbarter Ortschaften nach drei Tagen sich der Stadt zu bemächtigen und sie dem Erdboden gleich zu machen. Jene drei mit ihm verbundenen Ortschaften aber verbindet er nun zu einer Stadt, die er Tripolis nennt (c. 35). Darauf setzt er einen Satrapen über Phönikien und setzt seinen Zug weiter fort, als ihm Boten von dem König Darius ein Schreiben nebst einem Balle, einer Peitsche und einem vollen Geldbeutel überbringen. Das Schreiben des Perserkönigs voll übermüthiger Prahlereien erklärt, daß die Peitsche andeuten solle, Alexandros bedürfe ihrer noch sehr zu seiner Erziehung; der Ball, daß er wohl thue, mit seinen Kameraden zu spielen; der Geldbeutel, damit er Mittel habe, um mit seinen Leuten in die Heimat zurückzukehren (c. 36). Nach Vorlesung dieses Schreibens zeigen die Makedonier Anfangs große Verzagtheit, Alexandros aber belehrt sie von der eitlen Großsprecherei des Perserkönigs, bemerkt übrigens, daß es besser sei, sich den Feind zu stark als zu schwach vorzustellen. Den Befehl, die Boten des Darius zu kreuzigen, nimmt er auf deren Bitten bald wieder zurück und versichert, daß er ihnen nur den Unterschied eines barbarischen und eines hellenischen Königs habe zeigen wollen. Zu einem glänzenden Gastmahle eingeladen, bieten sie dem Alexandros den Verrath ihres Herrn an; Alexandros aber gebietet ihnen darüber zu schweigen, weil es leicht üble Folgen für sie haben könne (c 37). Nach drei Tagen faßte dann Alexandros ein Schreiben an den König Darius ab, worin er ihm die Thorheit seiner übermüthigen und prahlerischen Worte vorhielt und auseinandersetzte, daß er weit davon entfernt, sich dadurch einschüchtern zu lassen, nur um so mehr Ruhm und Beute nach Besiegung eines so reichen und mächtigen Königs davon zu tragen hoffe. Uebrigens habe er die beigefügten Geschenke in einem anderen Sinne genommen, als sie Darius gegeben. Die Peitsche sei ihm ein Zeichen, daß er die Barbaren züchtigen, der Ball, daß er den Erdball unterwerfen, der Geldbeutel, daß er Tribut von dem Besiegten empfangen werde (c. 38). Dieses Schreiben liest Alexandros seinen Soldaten vor und übergibt es dann den Boten des Darius, nachdem er das Gold, was sie mitgebracht, unter sie vertheilt hat. Als Darius das Schreiben Alexandros gelesen hat, erkundigt er sich bei den Gesandten über die Macht und Klugheit desselben, worauf er an seine Satrapen den Befehl erläßt, den Knaben Alexandros sofort zu ergreifen und zu ihm zu schicken, damit er denselben mit allerlei Spielwerk beschenkt zu seiner Mutter Olympias unter

der Oberaufsicht persischer Männer, welche ihn zur Vernunft bringen würden, zurückführen lasse. Seine Feldherren möchten sie in Fesseln legen, seine Soldaten an das rothe Meer schicken und Rosse und Gepäcke für sich behalten. Als dagegen die Satrapen des Darius die Macht des Alexandros als weit größer als der König glaube schildern und ihn bitten, so bald als möglich mit großer Heeresmacht selbst zu kommen und sie zu unterstützen, droht er ihnen in einem neuen Schreiben mit der Todesstrafe, wenn sie zurückweichen und so große Schmach über sein Reich brächten, daß sie einem Räuber nicht gewachsen wären (c. 39). Da erfährt Darius, daß Alexandros schon ganz in der Nähe am Flusse Pinaros stehe und sendet ihm ein neues Schreiben voll der alten Prahlereien, in welchem er dem Alexandros alle Vergehungen vorhält, die er bisher gegen den Darius begangen habe, ihm jedoch Verzeihung und Gnade verspricht, wenn er zu ihm als seinem Herrn und Gebieter kommen wolle (c. 40). Alexandros würdigt dieses Schreiben keiner Antwort, sondern verlacht die Großsprecherei des Darius und sendet die Gesandten zurück. Darius sammelt nun seine ganze Heeresmacht und findet bei der Musterung 800,000 Reiter, 300,000 Fußgänger. Mit diesen, seiner Mutter und Frau und seinen Kindern, umgeben von seiner Leibwache, rückt er dem Alexandros entgegen, welcher indessen über den Taurus nach Tarsus gekommen, sich in dem Kydnos gebadet hat, worauf er gefährlich erkrankt, aber von dem Arzte Philippos geheilt wurde. Darauf trifft er mit dem Darius am Flusse (?) Issus zusammen, greift ihn an und schlägt ihn in einer gewaltigen, blutigen Schlacht. Die Sonne selbst umwölkt sich, um die Gräuelscenen dieses Blutvergießens nicht zu sehen. Bei anbrechender Finsterniß flieht auch der König Darius zu Roß, von dem Alexandros verfolgt, welcher seinen Wagen und Bogen erbeutet und seine Frau, Töchter und Mutter gefangen nimmt. Darius entkommt, von der Nacht gerettet. Alexandros zeigt sich nach dem Siege nicht übermüthig gegen die Besiegten, läßt vielmehr die gefallenen tapfern Perser ehrenvoll begraben und behandelt alle Gefangenen auf das Großmüthigste. Von den Persern sind 40,000 gefallen, von den Makedoniern 500 Fußgänger, 160 Reiter. Verwundet wurden von diesen 350, von den Barbaren 20,000, dazu noch 4000 gefangen genommen (c. 41). Der glücklich entflohene Darius sammelt darauf eine neue Truppenmacht, was Alexandros durch seine Späher erfährt. Er erläßt daher an seinen Feldherrn Kassandros den Befehl, mit seiner Macht sobald als möglich zu ihm zu stoßen. Bei seinem Marsche über das Taurusgebirge stößt Alexandros den Speer in den Boden und prophezeit jedem Hel-

lenen oder Barbaren, der ihn herauszöge, den Untergang seiner Vaterstadt. Als er nach Pieria, einer Stadt von Bebrykia (?), kommt und hier in den Tempel des Orpheus tritt, fängt die Statue des Orpheus zu schwitzen an. Dieß deutet der Wahrsager Melampus auf den Schweiß und die Mühe, welche die Unterwerfung der Barbaren dem Alexandros machen werde. In Phrygien springt er wie Achilleus in den Skamandros, besieht den Schild desselben und findet denselben keineswegs so bewunderungswürdig, wie ihn Homer beschreibt, weßhalb er den Achilleus glücklich preist, einen solchen Lobredner gefunden zu haben. Als sich ihm aber ein Dichter anbietet, seine Thaten noch besser zu besingen, äußert Alexandros, daß er lieber der Thersites im Homeros als der Agamemnon bei ihm seyn wolle (c. 42). Auf seinem weitern Marsche von Amphipolis nach Abdera lassen ihm die Bewohner dieser Stadt sagen, daß sie ihm die Thore ihrer Stadt nicht selbst öffnen möchten aus Furcht, von dem Darius, wenn dieser auf dem Throne bleiben sollte, dafür bestraft zu werden. Lächelnd hierüber läßt ihnen Alexandros sagen, daß er nicht eher in ihre Stadt einziehen wolle, als bis Darius entthront sei (c. 43). Hierauf verwüstet er das ganze Land der Chalkidenser und unterwirft alle Städte am Pontus Euxinus. Da bricht eine Hungersnoth in seinem Heere aus, welcher Alexandros dadurch abhilft, daß er die Pferde schlachten und braten läßt. Als aber die Makedonier unwillig darüber sind, daß sie nun der Rosse zum Kampfe beraubt seien, belehrt sie Alexandros, daß das kleinere Uebel stets dem größeren vorzuziehen sei; denn wohl könnten andere Rosse, aber nicht sogleich andere makedonische Krieger geschafft werden (c. 44). Hiemit besänftigt er sein Heer und kommt nach Lokri, wo die Truppen zurückbleiben, während er selbst nach Akragantinum (?) geht und von der Priesterin des Apollo einen Orakelspruch verlangt. Als die Priesterin diesen verweigert, droht Alexandros den Dreifuß eben so, wie dieß einst Herakles gethan habe, zu entführen. Die hierauf vernommene Götterstimme wird von der Priesterin so gedeutet, daß Alexandros von dem Gotte selbst als Herakles angeredet, Größeres als alle anderen Menschen ausführen und unsterblich seyn werde (c. 45). Als darauf Alexandros von den Thebanern, zu deren Stadt er gekommen ist, um Kriegsmannschaft auszuheben, schnöde zurückgewiesen wird, schickt er sich an, die Stadt mit Feuer und Schwert zu verheeren, was ihm auch nach drei Tagen gelingt. Alexandros dringt durch das kadmeische, die übrigen Makedonier durch die übrigen Thore in die Stadt ein und würgen schonungslos alle Thebaner und machen Mauern und Häuser dem Erdboden gleich. Als Ismenias, ein ausgezeichneter

Flötenbläser, den gränzenlosen Jammer seiner Vaterstadt sieht, fällt er dem Könige zu Füßen und stimmt ein Lied an, um denselben zum Mitleid zu bewegen. Doch vergebens. Zornig und zähneknirschend antwortet ihm Alexandros ebenfalls in Versen, und Zerstörung und Mord nimmt seinen Fortgang. So fielen die Mauern Thebens, wie sie unter dem Klange der Lyra des Amphion aufgebaut war, unter dem Klange der Flöte des Ismenias, und nur das Grab des Pindaros wurde aus Pietät von dem Alexandros verschont. (Diese Stelle ist meistentheils metrisch im griechischen Texte abgefaßt.) Die wenigen übrig gebliebenen Thebaner aber erhalten vom Apollo einen Orakelspruch des Sinnes, daß Hermes, der Alkide und Polydeukos, die drei Ringmeister, Theben wieder herstellen würden. Dieser Ausspruch ging in Erfüllung, als Alexandros als Kampfrichter in den isthmischen Spielen einen tapfern Thebaner, Namens Kleitomachos, welcher im Ringen, im Pankration und im Faustkampfe Sieger geblieben ist, den dreifachen Kranz darreicht und erfährt, daß dieser Held durch die Zerstörung Thebens vaterlandslos geworden ist. Da befiehlt er, Theben zur Ehre des Hermes, des Alkiden und des Polydeukos wieder aufzubauen (c. 46).

So weit geht das erste Buch des Pseudo-Callisthenes. Den Hauptinhalt des zweiten Buches liefern die Thaten Alexandros im Oriente, und diese nebst dem Tode des Helden umfaßt auch das dritte und letzte Buch. — Eine gedrängte Inhaltsangabe der einzelnen Kapitel dieses Buches hat der Herr Verf., wie schon oben bemerkt wurde, in der Einleitung p. X — XV gegeben.

Halle. Dr. Robert Geier.

Art. VIII. Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Eduard Devrient. Leipzig, J. J. Weber, 1848. kl. 8. 2 Bände.

Es ist vielleicht über keine Kunst mehr und verschiedenartiger geschrieben und gesprochen worden, als über die Schauspielkunst. Während Manche in ihr den Verein aller schönen Künste erkennen wollten, waren Andere der Meinung, daß sie auf den Namen einer schönen Kunst gar keinen Anspruch machen könne, da ihr das wesentliche Erforderniß, das der Erfindung, dem Schaffen aus Nichts, in welchem sich wesentlich der Charakter des schönen Künstlers offenbare, fehlt, und sie bloß auf die Nachahmung, die geschickte Ausführung des Vorhandenen beschränkt sei. Dem Dichter, dem Maler, dem Bildhauer, dem Musiker, meinte man, schreibe vor Erschaffung seiner Werke Niemand Gesetze vor, als die Natur und sein Genius; der

Schauspieler erhalte bei seinen Leistungen die Gesetze durch den Dichter, und dürfe nur das zur Anschauung bringen, was der Dichter gewollt hat, und nur auf die von Jenem bezeichnete Weise. Da nun der eigentliche Charakter der schönen Kunst in der Freiheit des Künstlers liegt, kann die Schauspielkunst auf jene Bezeichnung keinen Anspruch machen.

Aus dem Inhalte unserer Anzeige wird sich ergeben, ob und in wiefern jene Meinung gegründet ist, die eine ziemlich allgemeine Geltung gewonnen hat. Der durch seine Kenntnisse, seine Erfahrungen und seine Stellung gleichmäßig dazu berechtigte Verfasser hat es übernommen, eine Geschichte der Schauspielkunst von ihrem Beginne an bis in die gegenwärtigen Zeiten zu liefern, welche wir in geschichtlicher wie wissenschaftlicher Beziehung gleich bedeutend erkennen müssen. Sie ist unbedenklich das Vollkommenste, was wir bis jetzt über jenen Gegenstand besitzen, und zeugt eben so von dem treuen Quellenstudium wie von der genauen Sachkenntniß des Verfassers.

Den Ursprung des Dramas leitet der Verfasser aus dem Gottesdienste ab. Die erste Anregung zum Drama liegt im Nachahmungstriebe des Menschen. Die ersten Spiele der Kinder sind Nachahmungen, Darstellungen von Thieren und Menschen. Alle Eindrücke des jungen Lebens fordern sie zunächst zu einer mimischen Reproduktion derselben auf, und wir bemerken, daß sie sich mit einer Stärke der Einbildungskraft diesen Spielen hingeben, die zu völliger Selbstverläugnung wird, und die wir in dem Maße nicht wahrnehmen, wenn das Kind anders als unmittelbar mit seiner eigenen Persönlichkeit nachbildet. Welches Kind hätte wohl nicht Soldat oder Schule, Vater, Mutter und Kind, Pferd und Kutscher, Jäger, Hund und wildes Thier u. s. w. gespielt, und wie wenige dagegen versuchen aus eigenem Antriebe mit dem Griffel oder in Lehm oder Wachs nachzubilden? Der dramatische Kunsttrieb ist der stärkste und allgemeinste.

Auf der Kindheitsstufe des Völkerlebens treten uns dieselben Erscheinungen entgegen.

In den untergeordneten Kulturzuständen, die noch kein Bildwerk irgend einer Art aufweisen, werden schon pantomimische Tänze und Darstellungen angetroffen, und überall, wo das gesprochene Wort recht eindringlich lebendige Vorstellungen erzeugen will, geräth es auf die Wechselrede.

Was ist nun wohl natürlicher, als daß dieser vorherrschende Darstellungstrieb im Menschen sich zum bereitesten Organe für die höchste Begeisterung anbietet, und so sehen wir denn in allen Religionen symbolische Geberden, liturgische Wechselreden oder Gesänge den ursprünglichen Gottesdienst bilden.

Aus diesen symbolisch dramatischen Liturgien aber ist bei allen Völkern das Drama hervorgewachsen; vom reinsten Quell des Geisteslebens, vom Gottesdienste, hat es seine erste Nahrung empfangen.

Darum hielten die Inder ihr Drama für ein Geschenk des Gottes Brahma, der es den Weda's entnommen und dem begeisterten Weisen Muni mitgetheilt habe, damit dieser selbst die Genien und Nymphen von Indra's Himmel, dem Luftkreise, darin unterweise. So treu spiegelt das indische Theater dieß innig von der Religion durchdrungene Leben dieses Volkes wieder, daß es den Glauben hegen darf: auch seine Götter in ihrem Himmel ergötzten sich daran. Sind doch auch Halbgötter und Helden die Hauptpersonen fast aller indischen Dramen, ja in der vornehmsten Gattung, dem Dschatra, bilden nur die Thaten und Schicksale des jugendlichen Gottes Krischna — die achte Erscheinungsform des Wischnu auf Erden — den Hauptgegenstand der Darstellung. Und gerade in diesen heiligsten Stücken müssen die Schauspieler den Dialog improvisiren, als ob das Erhabenste nur aus unmittelbar gespanntester Begeisterung dargestellt werden dürfe, als ob der Mechanismus des Auswendiggelernten das Heilige entweihe.

Welch eine kindliche Unschuldswelt entdeckt sich uns in diesem rührenden Vertrauen eines Volkes zu seinen Schauspielern, denen es eine wahrhaft priesterliche Begeisterung unbefangen abfordert!

Ein Segensspruch eröffnet fast immer das Schauspiel, welches freilich oft bloße Gedankeninteressen durch symbolische Gestalten entwickelt, wie in der „Geburt des Begriffes," oft aber auch mit den süßesten Neigungen, wie in „Sakuntala" und „Urwasi," unbefangen spielt, den Spaßmacher gern herzuläßt, ja die Bühne willig einer Unzahl von Liebes-, Intriguen-, Possen- und Pöbelstücken und nicht nur Gesängen und Tänzen, sondern auch Jongleurkünsten anbietet. Der Kindersinn des Indiers schämt sich keiner seiner Regungen.

Verwandter den Elementen unseres Lebens ist die Entwickelung des griechischen Theaters, an dessen künstlerischen Formen das unsere sich gebildet hat.

Daß das antike Drama aus gottesdienstlichen Gesängen und Tänzen zu Ehren des geheimnißvoll zeugenden Gottes Dionysos entstanden, ist bekannt genug. Weniger besprochen ist die vielfache, schon von Luther unterstützte Behauptung, daß das dramatische Element dieses Kultus aus dem Judenthume übertragen worden sei; daß Davids reicher Tempeldienst, die Wechselgesänge seiner Psalmen, sein Tanz vor der Bundeslade, die

ursprünglich dramatische Form der Bücher Hiob, Judith, Tobias, Esther, ja selbst des Hohenliedes, auf die frühere Existenz eines jüdisch dramatischen Gottesdienstes schließen lasse. Gewiß ist nur, daß eine wahrhaft dramatische Kunst bei den Juden nicht existirt hat. Die zu verschiedenen Zeiten, vornehmlich von den Heroden eingeführten griechisch-römischen Schauspiele haben im jüdischen Volke nie Wurzel geschlagen; im Gegentheile wurden sie mit religiösem Abscheu betrachtet. Da das jüdische Gesetz aus dem Gottesdienste die bildenden Künste verweist, konnte die Freude an der mit jenen innig verwandten dramatischen Kunst auch nicht erlaubt erscheinen.

Dasselbe ist bei den Mahumedanern der Fall, und gewiß ist dieß der Grund, daß bei ihnen im Allgemeinen kein Drama zu finden ist; nur neuerdings hat ein französischer Reisender die Existenz von großen Schauspielen in Persien entdeckt, welche den Kampf der Nachkommen des Muhamed und die große Glaubensspaltung des Islam zum Gegenstande haben. An die religiösen Interessen knüpft sich also auch dieß einzeln stehende muhamedanische Schauspiel an.

So ist es auch bei den Chinesen, deren Theater aber eine große Verbreitung und deren Drama auch eine weitläufige novellistische, ja biographische Ausdehnung gewonnen hat,

Die Entstehung der griechischen Schauspielkunst aus dem Gottesdienste des Dionysos ist so oft und ausführlich nachgewiesen, daß ich hier nur an die vornehmsten Entwicklungsmomente zu erinnern brauche.

Die dithyrambischen Chöre hatten einen Vorsänger, der Gefahren, Kampf und Sieg des Gottes recitirend darstellte und so einen Wechselgesang erzeugte. Diese redende Person wurde durch Thespis, mit Hülfe der Masken und sonstiger Verkleidungen, zur Darstellung verschiedener Gestalten benützt, die an der Stelle der bloßen Erzählung, in Wechselwirkung mit dem Chore eine Art von lebendig gegenwärtiger Handlung hervorbrachten. Allmälig entfernten sich die Stoffe dieser Dramen von dem unmittelbaren Dienste des Dionysos und gewannen nationalpolitische Bedeutung. Das Theater bildete sich aus. Die auf Rädern ruhende Bühne des Thespis, auf welcher diese Handlungen der Heroen dargestellt wurden, damit sie den tanzenden und singenden Chorus überragten, wurde zum Logeion, dem Chor des Volkes blieb die niedrigere Region der Orchestra: die bekannten bedeutungsvollen Conventionen der alten Bühne stellten sich fest.

Bis zum Aeschylus hatte man sich mit einem einzigen Schauspieler begnügt, welches allemal der Dichter selbst war, der auch zugleich Musik und Tanz des Chors zu ordnen hatte; denn das

feine Gefühl der Griechen für die Harmonie eines Kunstwerkes konnte sich erst spät darein finden, Dichter und Schauspieler von einander getrennt zu denken. Aeschylus brachte einen zweiten Schauspieler auf die Bühne und damit auch die größere Lebendigkeit der sichtbar gegenwärtigen Handlung. Sophokles fügte den dritten hinzu, über welche Zahl man auch später nur ausnahmsweise hinausgegangen zu seyn scheint. Durch den Wechsel der Masken und Kleider konnte man nun schon eine große Zahl von nach einander erscheinenden Gestalten hervorbringen.

Daß die Frauenrollen ebenfalls von Männern gespielt wurden, ist bekannt; vielleicht aber thue ich wohl, an dieser Stelle sogleich an andere Eigenthümlichkeiten der antiken Darstellungsweise zu erinnern, um den Vergleich mit der christlichen und modernen Schauspielkunst von vorn herein abzuweisen.

Die Amphitheater waren von ungeheurem Umfange, ohne Dach, boten also der Stimme wenig Resonanz dar, und obschon die Masken der Schauspieler Schalltrichter an der Mundöffnung hatten, welche den Ton ungemein verstärkten, so gehörte dennoch ein sehr kräftiges Organ dazu, den Fernsitzenden dieser Tausende von Zuhörern das gewaltige Pathos dieser Tragödien eindringlich zu machen.

Die Recitation mußte also gewaltsam, der Gang auf dem Kothurn, der die Gestalten für die Fernsitzenden erhöhen sollte, mußte schwerfällig werden und der Gesichtsausdruck der Maske starr bleiben. Die moderne Kunst hingegen hat gerade in den feingemessenen Biegungen des Redeausdruckes, im wechselnden Spiele der Mienen und in der Zwanglosigkeit und Anmuth der Geberden ihre Mittel zur künstlerischen Täuschung zu suchen. Sie hat sich treu an die Natur zu halten, während die antike Darstellungsweise mehr auf künstlerischen Conventionen beruhte, welche aus den räumlichen Bedingungen und der religiösen und nationalen Bedeutsamkeit des attischen Theaters hervorgingen.

Wenn dessen abgeschlossene Vollendung also auch für die dramatische Dichtkunst in vielfacher Beziehung eine ewige Mustergültigkeit bewahren wird, so hat dagegen die Schauspielkunst äußerst wenig Anknüpfungspunkte für ihre Fortbildung darin zu finden,

Doch nicht in den heidnischen Religionen nur, auch in der christlichen Kirche ist das dramatische Element schnell zum Kultus herbeigezogen und zu ganz besonderer Eigenthümlichkeit ausgebildet worden.

Es war eine Lebensbedingung für die Bildung der christlichen Kirche inmitten von Juden und Heiden, unter den Völkern, die nur in Anschauungen und Gefühlen lebten, dem Gottesdienste

symbolische Formen, sinnbildliche Handlung zu geben. Die Bekehrten sollten in dem neuen Gottesdienste alles und schöner wiederfinden, was ihnen der alte geboten. Den Antheil der Gemeinde stets lebendig zu erhalten, wurde die Wechselrede zur Grundlage des liturgischen Systems, das aus Antiphonen und Responsorien bald den großen zwölfstündigen Sonntagsgottesdienst, die christliche Urliturgie erschuf, die ein neuerer Schriftsteller in ergreifender Weise beschreibt und mit Recht das großartigste symbolisch-liturgische Drama nennt.

Wir müssen uns in jene Zeiten zurückversetzen, da die Gemeinde schon am Vorabende sich versammelte und bis Mitternacht in der spärlich beleuchteten Kirche in stillen Gebeten verharrte. Da plötzlich öffnen sich beim Klange der Glocken die heiligen Thüren auf der Altarerhöhung, gleich den Pforten des Himmels. Der Presbyter, das Rauchfaß schwingend, durchschreitet die Kirche bis zur Vorhalle; die Thymianwolken lagern sich über die Gemeinde hin, ein Bild des Geistes Gottes, der da schwebt über den Wassern. Der Diacon, eine brennende Kerze in der Hand, erinnert an den ersten Schöpfungsakt, da Gott sprach: „Es werde Licht!" — Die Stimmen der Gemeinden singen den 104. Psalm, die Priester kehren zurück in ihr Heiligthum und die Thüren werden, ein Sinnbild des Sündenfalles und der Verstoßung aus dem Paradiese, verschlossen.

Der Chor spricht jetzt in Psalmenversen sein Schuldbewußtseyn und die Sehnsucht nach göttlicher Hülfe aus: „Bei dem Herrn," so schließt er, „ist Gnade und viel Erlösung bei ihm; und er wird Israel erlösen von allen seinen Sünden." Da eröffnen sich die heiligen Thüren wieder, der Presbyter erscheint, tröstet die Gemeinde durch die prophetischen Verkündigungen des einstigen Erlösers und schließt mit Gebet und Segen den ersten Theil der Feier.

Mit Buß- und Klageliedern und dem wiederholten Rufe: „Herr, erbarme dich!" (Kyrie eleison) beginnt sie wieder und dauert so, bis die ersten Strahlen der Sonne den Anbruch des Tages des Herrn verkünden, und man drinnen im Heiligthume den Priester den Lobgesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe!" anstimmen hört. Die Geburt des Heilandes wird gefeiert. Der Bischof tritt einfach gekleidet, um die glanzlose Erscheinung Christi auf Erden zu bezeichnen, begleitet von den übrigen Geistlichen, gleichsam den Jüngern, aus den heiligen Thüren; er stellt, unter lobsingenden Chören, den in Israel wandelnden Erlöser dar. Verschiedene biblische Lectionen, endlich die Predigt vergegenwärtigen das Lehramt Christi und schließen den zweiten Theil des Gottesdienstes.

Jetzt beginnen neue Wechselgebete zwischen Priester und Gemeinde um Gnadenverleihung, der Bischof sammelt die von Gemeindegliedern mitgebrachten Opfergaben an Wein und Brot, eines wird zum Opferlamm erwählt, dem Herrn dargebracht (Offertorium), das Leiden und der Kreuzestod symbolisch daran dargestellt und das Abendmahl vollzogen, so daß der Kulminationspunkt des Gottesdienstes, die Vereinigung Christi mit den Gläubigen im Sakrament, auch äußerlich mit der Mittagshöhe der Sonne zusammenfällt. — Wir werden sehen, welche theatralische Wichtigkeit weiterhin diese gottesdienstliche Feier erhält.

Noch deutlicher bildete sich das kirchlich dramatische Element in der Feier der einzelnen Feste aus.

In der Weihnacht wurde vor der aufgebauten Krippe die Geburt des Heilandes in Wechselgesängen zwischen Engel und Hirten, zum Feste der unschuldigen Kindlein wurden die Klagen der Mütter von Bethlehem und ihre Flüche gegen Herodes in die Homilie eingeführt. Am Epiphanienfeste hielt Maria mit den drei Königen ein Gespräch, und in dieser Weise gestalteten sich fast alle Kirchenfeste.

Ganz besonders aber zeichnete sich schon frühzeitig die Feier des Ostertages durch seine dramatische Form aus.

Zwei junge Priester erschienen während des Gottesdienstes, in ihre Mäntel nach Art der orientalischen Weiber vermummt — ad similitudinem mulierum, wie noch spätere Rituale besagen — welche die beiden Marien vorstellten und sich einer Seitenkapelle näherten, die als Grabeshöhle dekorirt war. Dort erschien ein weißgekleideter junger Priester, den goldenen Schein um's Haupt und sang:

»Wen suchet ihr im Grabe, ihr Christusverehrer?«

Die Frauen. »Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, du Himmelsbewohner.«

Der Engel. »Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er vorhergesagt. Geht, verkündiget, daß er auferstanden aus dem Grabe.«

Die Frauen. »Die Juden mögen nun sagen, wie die das Grab bewachenden Soldaten den König verloren haben, trotz des davorgelegten Grabsteines, und warum sie den Fels der Gerechtigkeit nicht besser bewacht haben. Sie mögen uns entweder den Leichnam herausgeben oder mit uns den Auferstandenen anbeten, das Halleluja anstimmend.«

Hiermit waren die Frauen zum Hochaltare zurückgekommen, wo die übrigen Geistlichen, als Darsteller der Jünger Jesu, standen, und sie berichteten ihnen:

»Zu dem Grabe kamen wir trauernd, wir sahen den Engel des Herrn dort sitzen und hörten ihn sagen, daß Jesus auferstanden.«

Auf diese Worte brachen Priester und Chor in den Lobgesang aus.

So haben wir mit dieser Osterfeier schon eine abgeschlossene dramatische Handlung vor uns.

Als nun die zwölfstündige Sonntagsliturgie allmälig immer mehr, zuletzt bis auf die Dauer der heutigen Messe eingeschränkt wurde, die Kirche aber die anschauliche Darstellung der Geheimnisse des Erlösungswerkes nicht missen wollte, gab sie diesen eine selbstständige Form, und aus dem dramatischen Gottesdienste wurde nun ein gottesdienstliches Drama, das Mysterium.

An bestimmten Festtagen wurde in der Kirche eine Bühne aufgeschlagen, auf welcher die Geistlichen den Inhalt der Liturgie dialogisch vorstellten, anfangs in seinem ganzen Umfange, bald getheilt in die verschiedenen Momente der Geburt, des Lebens, Leidens und der Auferstehung Christi; wobei die Gemeinde mit eingeschalteten Chorgesängen sich lebendig betheiligte.

Der Einfluß des attischen Theaters, der bei all diesen kirchlichen Einrichtungen unverkennbar ist, trat nun bei der Ausbildung des Kirchendramas immer deutlicher hervor. Die Grundelemente waren dieselben, die beabsichtigte Wirkung war es ebenfalls und das griechische Drama bot eine schon vollendete Form dar. Wie im indischen und griechischen Drama die Erdenlaufbahn eines Gottes, der die Vergeistigung des menschlichen Geschlechtes vermittelte, der erste begeisternde Gegenstand gewesen, so war es im christlich kirchlichen Drama das Erdenleben des Gottessohnes.

Christus, im ganzen Umfange seiner Mittlerschaft, war die erste Aufgabe für das christliche Drama. Der Gottmensch war der Anfangspunkt für unsere Kunst der Menschendarstellung, wie er in allen ihren Erscheinungen ihr Gedankeninhalt und ihr Ausgangspunkt seyn soll.

Der Verfasser fährt nun fort, die erste Entwicklung der Schauspielkunst aus den Mysterien, Moralitäten und Schuldramen darzustellen, und geht darauf zur Entfaltung der Schauspielkunst aus den volksthümlichen Elementen über. In diesem Abschnitte ist vorzüglich die richtige Auffassung und Darstellung des Charakters von Hans Sachs und seiner Werke anzuerkennen. Auch des österreichischen Hans Sachs, Wolfgang Schmelzlers, Schulmeisters bei den Schotten in Wien, und seiner Schulkomödien wird gedacht. Die Durchführung der Entwicklung bei allen Nationen ist eigenthümlich und genau.

Nun folgt die Darstellung der Fortentwicklung durch die Berufsschauspieler bis zum Jahre 1670. Die gewaltsame Verwandlung der Zustände, welche Deutschland im siebzehnten Jahrhundert erfuhr, sollte auch den theatralischen Zustand total verändern.

Bevor aber der furchtbare dreißigjährige Krieg und der noch furchtbarere westphälische Friede den ganzen Schatz des deutschen Mittelalters und damit auch das mittelalterliche Theater, wenn auch nicht zerstören, doch zerschlagen und verstreuen sollte, meldeten sich — wie hülfreiche Hausgeister, welche den Ruin des Hauses vorahnend, das Liebste daraus vorher in Sicherheit bringen — schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts jene herumziehenden Schauspielerbanden, welche unter dem Namen der englischen Comödianten die allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

Es ist dieß einer jener wunderbaren geschichtlichen Momente, in denen die haushälterische Sorgfalt einer höhern Vorsicht sich deutlich erkennbar auch der werdenden Kunst annimmt.

Wie hätten die Anfänge des Theaters in Deutschland wohl anders erhalten werden sollen, als daß sie von beweglichen Banden den stabilen Corporationen abgenommen, und so, vor der Kriegesfurie her, bald dahin, bald dorthin geflüchtet wurden. Und diese Banden mußten zeitig genug erscheinen, um in noch ungetrübter Zeit die Kräfte zu ihrer Mission sammeln zu können.

Diese sogenannten englischen Comödianten mögen anfangs wirklich, wie man behauptet, Engländer gewesen seyn, die schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden und in den Gegenden niederdeutschen Dialektes, auf die Aehnlichkeit der Sprache bauend, ihr Glück versucht hatten. Von dem grotesken Geschmacke der holländischen Bühne, welche damals in großem Flor stand, hatten diese Truppen Vieles aufgenommen, Stücke, Schauspieler und deren Spielart; auch führte der Possenreißer in ihren Stücken meistens den dort volksthümlichen Namen „Pickelhering.“ Jedenfalls muß der Anstoß zu dieser Auswanderung von England vor Shakespeare's Zeit ausgegangen seyn, denn die ersten Truppen brachten keines seiner Stücke, auch keines von seinen Vorgängern Marlowe und Green mit; ihre Darstellungen müssen auch weit hinter der Trefflichkeit jener Gesellschaft zurückgewesen seyn, welcher Shakespeare selbst angehörte.

Tiek vermuthet: diese Schauspieler möchten junge Deutsche vom Comptoir der Hansa in London oder Abenteurer gewesen seyn, die jene Uebersetzungen der populärsten altenglischen Schauspiele und ihre Darstellungsweise zu uns brachten. Dann wären es also nur die englischen Stücke gewesen, welche ihnen den Namen der englischen Comödianten verschafften.

Aber es ist noch ein anderer Grund vorhanden. Diese Comödianten trieben auch Tänzer-, Springer-, Fechter- und Equilibristenkünste, und diese körperlichen Geschicklichkeiten scheinen

unter dem Namen der englischen Künste bekannt gewesen zu seyn. Heißen doch noch heute Seiltänzer und Kunstreiter bei uns englische Springer und englische Reiter. Vielleicht hatten die Comödiantenbanden also auch von diesen Künsten den Namen der englischen.

Alles dieß aber zeigt uns, daß wir in diesen englischen Comödianten nichts als die alten Landfahrer, Gaukler und Comödianten vor uns haben, die bisher mit niederländischen Stücken und Künsten ihr Glück gemacht, davon den Namen getragen, und nun mit frischen englischen Stücken und erneuter Theaterpraxis, durch einen neuen ausländischen Modenamen ausstaffirt, mit ungewöhnlichen Talenten und ungewöhnlicher Energie auftraten.

Sie scheinen sich schnell mit den wenigen Banden der sogenannten Niederländer amalgamirt zu haben — wie das kaum anders zu erwarten, denn oft werden sie englische und niederländische Comödianten genannt, ja oft werden die Namen verwechselt.

Genug, mit diesen Banden gewinnen die Schauspieler von Profession zuerst Bedeutung in Deutschland, der Umfang ihrer mannigfachen Künste machte sie schnell nicht nur in den größeren Städten, sondern auch an den Höfen der Fürsten beliebt.

Herzog Julius von Braunschweig, der selbst viele Fastnachtspiele in englischer Manier gedichtet hat, hielt schon 1605 fürstlich bestallte Comödianten an seinem Hofe. Auch Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg gab einem Schauspieler — der auch im gewöhnlichen Leben nach einem der verschiedenen Namen, welche die Rolle der lustigen Person zu führen pflegte, Junker Hans von Stockfisch genannt wurde — 220 Thaler Gehalt, nebst freier Station und einem Deputat von zwei Essen für Bildung einer Compagnie englischer und niederländischer Comödianten. In ihrer Bestallung werden dieselben verpflichtet: „dem Churfürsten auf Reisen oder im Hoflager treuen Fleißes zu warten und sich ihrer Kunst, nach eines jeden Geschicklichkeit mit Springen, Spielen und anderer Kurzweil, auf jederzeit Begehren aufs Beste sie es immer zu Wege bringen können, unverdrossen und willig zu erweisen und gebrauchen zu lassen, also daß Se. Churfürst. Durchlaucht darob ein gnädiges Wohlgefallen tragen könne.“

Um dieselbe Zeit empfiehlt der Churfürst von Brandenburg dem von Sachsen eine Bande englischer Comödianten unter der Führung eines Johann Spenzer. Hier haben wir also noch einen englischen Namen.

Auch am Hessen-Casseler Hofe waren die Comödianten

willkommen. Im Dezember 1611 sah der sächsische Abgesandte Humpert von Langen dort eine „Comödie von Tarquinio und Lucretia in einem schönen Theater agiren, so sonderlich auf die alte römische Art dazu gebauet, und etliche Tausend Menschen darinnen seyn und zusehen können.»

Am sächsischen Hofe waren diese Banden schon seit dem Jahre 1609 wohl aufgenommen, wo des Churfürsten Bruder, Burggraf von Magdeburg, sie von seinem Spielgelde bezahlte. Wie lange sie jedesmal am Hofe verweilt, ist leider aus den Akten, denen diese Notiz entnommen ist, nicht zu ersehen, aber sie scheinen doch in einer Art von wiederkehrender Verpflichtung gestanden zu haben, da der Marschall von Osterhausen am 16. August 1617 seinem Herrn anzeigt, „daß die Comödianten wegen ihres Urlaubs inständigst bei ihm angehalten, welcher ihnen, seines Erachtens nunmehro gar wohl wiederumb zu erlauben, weil sie auch selbsten darumb anhalten, auch sonsten auf Zehrung vnd anders, wenn sie lenger allhier abwarten, viel gehen wirdt.»

Früherhin waren sie mit 500 Thalern bezahlt worden, dießmal erhielten sie nur 300 Thaler „zu ihrer Abfertigung.» — „So haben sie» — schreibt der Marschall weiter — „auch überdieß bei ihrem Wirthe allhier, ehe sie zu Hoffe gespeiset worden, vnd was sie sonsten an Loßament, an Stuben, Cammern vnd Betten inne gehabt vnd gebraucht 130 Thaler verzehrt, welches auch in der Cammer außgelöset wirdt.»

Solche einzelne Data müssen uns über die Zustände dieser Truppen orientiren.

1626 erbat der Springer Hanß Schilling aus Freiberg vom Churfürsten Johann Georg ein Patent: im ganzen Lande seine Kunst treiben zu dürfen, in welche nicht nur das Comödien agiren, sondern auch das Zeigen wilder Thiere einbegriffen gewesen scheint, denn er versprach dergleichen dem Churfürsten herbeizuschaffen. Sein Schwiegersohn, der Pickelhäring Lengßfeld, erhielt später eine Erneuerung des Patentes und seine Bande wurde bei Hofe angenommen. Sie bestand aus lauter Landeskindern, was für ihre Aufnahme wesentlich in's Gewicht fiel und uns zugleich beweist, daß diese Truppen sich schnell nach englischer Manier aus Deutschen organisirt hatten.

Dieß also sind die Banden, von denen der Schauspielerstand in Deutschland datirt.

Auf welcher Stufe muß man sich denn nun die Schauspielkunst bei diesen Comödianten denken? Wodurch errang diese „englische Manier» so schnell einen allgemeinen Beifall?

Der dichterische Stoff, von welchem die Schauspielkunst sich

nährt, wird über ihren Zustand immer den nächsten Aufschluß geben. „Sage mir, womit du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.“ Dies Wort findet auf die Schauspielkunst volle Anwendung. Aus den Stücken also, welche die englischen Comödianten spielten, müssen wir ihre Spielweise ableiten.

Folgen wir zu diesem Zwecke den Zeugnissen der Literaturgeschichte, so äußert sich der Charakter dieser Stücke zunächst in den Nachahmungen, welche der Beifall, mit dem sie aufgenommen wurden, hervorrief.

Wichtiger als die des Herzogs Julius von Braunschweig sind die des Prokurators Jakob Ayrer zu Nürnberg, der als der ausgezeichnetste von Hans Sachs Nachfolgern genannt werden muß. Die meisten seiner Stücke schrieb er schon in den Neunziger Jahren, obschon erst nach seinem Tode 1618 sein Opus theatricum im Drucke erschien. Es enthält: „Dreißig außbündtige schöne Comödien und Tragödien sampt noch andern sechs und dreißig schönen und kurzweiligen Fastnachtspielen.“

Merkwürdig genug ist es, daß der erste Mann von gelehrter Bildung, der für die Volksbühne schrieb, sogleich fremde Muster herbeizog. Ayrers Stücke zeigen daher allerdings einigen Fortschritt in regelmäßigerer Gruppirung der Handlung und größerer Lebhaftigkeit der Vorgänge, aber die nationale Einfalt und Ehrbarkeit des Hans Sachs war auch dahin.

Durch Gräuel- und Blutscenen sehen wir nun die grausame Lust an Schauderscenen im Publikum geweckt, die theatralische Schaulust durch die Erscheinung von Riesen, Zwergen, wilden Männern, feuerspeienden Drachen und Teufeln, durch Zaubereien, Verkleidungen und Feuerwerke gereizt. Der Teufel wird immer mehr zur possenhaften Figur. In der „Beliebten Comödia vom getreuen Ramo des Soldans von Babylon Sohn“ treten ihrer drei als Prologus auf, und Luzifer fordert das Publikum folgendermaßen zur Ruhe auf:

Ich mein zwar nicht, daß in der Höll'
Wer ein solches gethös vnd geschöll,
Als diese Leut' anfangen;
Bin schier mit schrecken herein gangen,
Sollen das wolgezogene Christen sein?

In einem der Fastnachtspiele bläst der Teufel den Leuten mit einen Blasebalg hinterrücks die Schelmenstücke ein: „Dem Bawr mit seinem Gevatter Todt“ zündet er hinten Raketen an, weil dieser ihn nicht zum Gevatter nehmen will u. s. w. Der derbe Volkshumor, der bis auf Hans Sachs ungescheut genug, aber doch mit einer Art von natürlicher Unbefangenheit und keckem Freimuth sein Wesen getrieben, fing nun bei Ayrer, nach englisch-

holländischen Mustern an, in gemeine Unverschämtheit auszuarten. Das Gebiet des Komischen erfuhr überhaupt eine entschiedene Verwandlung, indem der Lustigmacher, der bei Hans Sachs noch in mannigfachen Charakteren erschienen war, sich jetzt in eine maskenhafte conventionelle Gestalt zusammenzog. Das Maskenwesen der altrömischen Comödie, welches in die italienischen Stegreifspiele übergegangen war, in Spanien, England und Holland nationale Nachahmungen erzeugt hatte, griff nun auch in Deutschland Platz. Der Schalksnarr, welcher sich als Bott (Bothe) und als Knecht Rubin in den Mysterien angekündigt hatte, den wir in den Fastnachtspielen schon als Knecht, als Eulenspiegel, Aesop, Narren, Hanswurst, Hans Heu u. s. w. haben spuken sehen, er wurde jetzt als eine bestimmt erkennbare Figur förmlich eingesetzt und mit einem Gattungsnamen versehen, der das, was man von ihm zu erwarten habe, sogleich außer Zweifel stellte. Bei Jakob Ayrer stoßen wir zuerst auf den privilegirten Possenreißer nach dem Muster des englischen Clown. Dem alten Stande des Bott oder Knechtes war er nicht entwachsen, aber er hieß nun „der Kurzweilen Jann Posset."

Was das Gebiet der possenhaften Licenz hiedurch an Ausdehnung gewann, das büßte das Gebiet der komischen Menschendarstellung ein. Die vielgestaltige menschliche Schelmerei, Narrheit und Tölpelei war nun zu einer einzigen Maske zusammengeschrumpft.

Zu all den neuen Reizmitteln, welche der Bühne aus diesen mannigfachen Veränderungen des Volksdramas erwuchsen, gesellte sich noch die neue Gattung der englischen „Singetspiele," kleiner Schwänke, welche aus Strophen bestanden, die fort und fort nach einer einzigen Melodie gesungen wurden, obschon sie willkürlich zerschnitten und den verschiedenen Personen zugetheilt waren. Interessante Mittheilungen vertreten die ausgesprochenen Ansichten, wobei wir vorzüglich auf die Scene im König Mantalor aufmerksam machen, welche die mittelalterliche Vermischung des Burlesken mit dem Ernsten anschaulich macht.

Von vielem kunstgeschichtlichen Interesse ist der Abschnitt Magister Velthen und seine Kunstepoche.

Den Untergang des mittelalterlichen Dramas in seinem ganzen Umfange erkennt der Verfasser in der alten Oper, aus deren vorangeführter Geschichte sich der Wendepunkt der Schauspielkunst in vieler Hinsicht erklärt.

Der Untergang der mittelalterlichen Elemente im Schauspiel erfolgte naturgemäß gleichzeitig mit dem der Oper, aber er erfolgte nicht so anständig durch Aufhören und allmäliges Ver-

schwinden. Die Schauspielkunst starb nicht wie die Oper, sondern sie verkümmerte, verwilderte, mußte alle Stadien des Verfalles bis zu den bettelhaftesten und verächtlichsten Zuständen durchleben, und alle die Ausschweifungen büßen, zu denen die Rivalität mit der Oper, zu denen ihr Verlassenseyn von der Dichtkunst sie hingerissen hatte.

Nachdem der Verfasser die Momente des inneren Verfalls der mittelalterlichen Kunst dargestellt, geht er zur Betrachtung über, wie sich derselbe in der lebendigen Bühnenpraxis und in dem Schicksale des Schauspielstandes darstellte.

Anna Katharina Velthen übernahm nach ihres Gatten Tode die Prinzipalschaft der berühmten Bande. Obschon sie selbst als erste Schauspielerin am Dresdner Hoftheater geachtet gewesen, obschon sich voraussetzen läßt, daß sie die Intentionen ihres Mannes nicht verläugnet habe, so war sie doch nicht vermögend, dieselben weiter durchzusetzen; sie vermochte nicht einmal die Truppe zusammen zu halten. Gleich nach Velthens Tode trennten sich viele, namentlich ältere Mitglieder von der Gesellschaft, die sich dem Regimente eines Weibes nicht fügen mochten. Indessen erwarb sie das polnische Privilegium zu den churfächsischen, und das alte Ansehen von Velthens Namen erhielt der Truppe noch lange einen Vorrang vor allen übrigen. Auch starb in ihr das alte studentische Leben nicht so bald ab. Dorseus, der als Pickelhäring sehr beliebt war, erwarb, als die Truppe sich auflöste, noch in Wien den Doctorhut wegen seiner Kenntnisse in der Chemie. Der sogenannte kleine Müller wurde Rector in Riga. Außerdem zeichneten sich noch aus: Sasse, der sogenannte schwarze Müller, die Denner'sche und Spiegelberg'sche Familie und Bastiari, welcher eine Reform mit der Burleske vornahm, die für die Kunstgeschichte von Wichtigkeit ist.

Die gefährliche Rivalität mit den italienischen Stegreifspielern, welche nicht nur an den Höfen, sondern auch in großen Städten Beifall fanden, brachte die Witwe Velthen auf den Gedanken, die fremdländische Komik zum Vortheil ihrer Kasse zu benutzen. Sie gewann daher den beliebten Arlechinospieler Bastiari, der nothdürftig deutsch sprechen, aber gerade durch seinen gebrochenen Accent ergötzen mochte, und der die italienische Manier bei der Truppe noch weiter ausbildete, als dieß wohl schon am Dresdner Hofe durch Pacely geschehen war. Die lustige Person erhielt nun abermals einen neuen Namen: Arlechino, Arlequin, oder vielmehr, wie der Volksmund ihn sich geläufig machte, Harlekin. Sie wurde zum Narren im buntscheckigen Kleide, ein Abkömmling des Hundertfleck (Centunculus)

aus der altrömischen Comödie, der mit größerer Geschmeidigkeit und Tänzergrazie eine neue Seite an den alten Späßen hervorkehrte.

Bei dieser abermaligen Verwandlung des alten Hanswurst blieb aber Bastiari nicht stehen, er reformirte alle übrigen Burleskenfiguren nach italienischer Weise, und die Mannigfaltigkeit der Stände und Charaktere, die bisher gegolten hatte, schrumpfte in die Masken Pantalons, Brighellas, Skapies, Leanders und der Colombine zusammen.

So mußte also die deutsche Posse sich's zuerst gefallen lassen, in ausländische Formen gepreßt zu werden. Freilich waren es kaum die Formen, sondern nur die Kleider; ein fremdes Etiquet, um der deutschen Waare einen höheren Preis am deutschen Markte zu verschaffen. Denn Harlekin blieb der alte Schalk Hanswurst nach wie vor, Pantalon der gefoppte Alte, Colombine die lustige Magd u. s. w., wie wir sie aus den Fastnachtsspielen und englischen Comödien kennen; Brighella und Skapin ließen keinen Augenblick den tölpelhaften Knecht verkennen, der in Süddeutschland längst den Gattungsnamen Riepel erhalten hatte.

Obschon die Pickelhäring- und Hanswurstspieler sich nicht alle sogleich der Reform fügten, theils auch die Geschmeidigkeit des Harlekins nicht finden konnten, wenn sie alt oder korpulent waren, so griff die Italienisirung der Posse doch schnell genug um sich, und von 1700 an ist Harlekin der am allgemeinsten gültige Spaßmacher. Der jüngere Denner wird als der erste Deutsche genannt, der sich in dieser Maske ausgezeichnet. Italienische Brocken, Manieren und besonders italienische Lazzi wurden nun immer allgemeiner in der Stegreifposse, jene pantomimischen Extraspäße, durch welche der Harlekin, während seine Mitspieler sprachen, die Aufmerksamkeit immer auf sich zu lenken und sich zur ausschließlichen Hauptperson zu machen wußte. So that Harlekin z. B. während einer Liebesscene, als ob er Fliegen finge, ihnen die Flügel ausrupfte und sie schadenfroh vor sich auf dem Boden laufen ließ; oder als ob er, während Leander mit ihm sprach, Kirschen aus seinem Hut äße, deren Kern er zu Zeiten seinem Herrn in's Gesicht spukte, und dergleichen mehr.

Wenn die Witwe Velthen in der Burleske den Weg der Neuerungen einschlug, scheint sie deßhalb in den Hauptactionen doch den alten ehrbaren Ernst ihres Mannes bewahrt zu haben; die biblischen Stücke erhielten sich auf ihrem Repertoire. Schon die Truppe, welche auf die Velthens folgte, warf sich in das Gauklerwesen, trotz der studirten und talentvollen Mitglieder.

Wie stellte sich nun die Wirksamkeit der Wandertruppen in den großen Residenzstädten?

In Berlin genossen die Comödianten unter der Regierung des Churfürsten Friedrich III. und ersten Königs von Preußen vielfache Unterstützung. Hier führten sie den Namen Freudenspieler. Harsdörfers sonst selten anerkannte Uebersetzung des Wortes Tragödie in Trauerspiel und Comödie in Freudenspiel hatte hier ämtliche Anerkennung gefunden. Obwohl der Hof italienische Oper und französisches Theater hielt, besuchte er doch auch die deutschen Schauspiele.

Der König mißbilligte zwar manchen theatralischen Uebermuth, denn als 1692 in einer Vorstellung des verlornen Sohnes Hanswurst sich mit einem Heiligen und zwei Teufeln herumprügelte, entfernte sich der Hof vor Beendigung des Stückes; dessen ungeachtet vertrat der König sehr entschieden die Comödianten gegen die geistlichen Angriffe, welche sie unter seiner Regierung erfuhren.

Es waren wandernde Gesellschaften, welche zeitweilig in Berlin spielten, theils im Rathhause, theils in der königlichen Reitbahn oder in hölzernen Buden.

Die privilegirten weimarischen Hofcomödianten unter Gabriel Möller zeigten sich periodisch von 1705 bis 1711. Gleichzeitig erschien auch die Truppe di Scio's, der von Wien aus durch Seiltänzerkünste und italienische Pantomimen einen Ruf erlangt hatte. In Norddeutschland verlegte dieser Prinzipal sich auf die schauriglustigen Haupt- und Staatsactionen, denn die theatralische Spekulation brachte verschiedene Waaren auf den Markt, je nachdem sie auf den verschiedenen Plätzen begehrt wurden. Die Vorstellung des Doctor Faust rief durch den gewaltigen Succeß, den sie hatte, einen geschlossenen Angriff der Geistlichkeit hervor, der auf nichts Geringeres als gänzliches Verbot des Theaters gerichtet war.

Der sparsame König Friedrich Wilhelm I. schaffte italienische Oper und französisches Theater ab, begünstigte aber die Seiltänzer und Comödianten durch fast allabendlichen Besuch. Aus den Memoiren der Markgräfin von Baireuth erfahren wir, daß diese Vorstellungen vier Stunden dauerten, und von den französisch gebildeten Mitgliedern des Hofes unerträglich langweilig und geschmacklos gefunden wurden.

Hier treffen wir auch auf ein Beispiel, wie weit die Haupt- und Staatsaction bis in die neueste Zeit nach ihren Stoffen griff. 1731 kündigte der markgräflich Baden-Durlach'sche Hofcomödiant Titus Maas, der auch große englische Marionetten mit sich führte, „eine sehenswürdige, ganz neu

elaborirte Hauptaction, genannt: die remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexander Danielowitz, Fürsten von Mentzikoff, eines großen favorirten Cabinetsministers und Generalen Petri I. Czaaren von Moskau, glorwürdigsten Andenkens, nunmehr aber von den höchsten Stufen seiner erlangten Hoheit bis in den tiefsten Abgrund des Unglücks gestürzt, veritablen Belisary mit Hans Wurst, einen lustigen Pastetenjungen auch Scheirfax und kurzweiligen Wildschützen in Sibirien an.

Der Hof untersagte aber die Aufführung aus politischer Rücksicht.

Nirgends in Deutschland erfuhr das theatralische Leben eine so umfassende und reichliche Pflege, als in der Kaiserstadt Wien.

Bei dem derb-sinnlichen, lachlustigen Geschmacke eines behaglich heiteren Publikums, eines leichtblütigen Adels, bei der nachsichtigen Moral, welche das Jesuiten-Regiment eingeführt hatte, durfte der dreiste Humor nicht fürchten auf eine wählerische Kritik, oder auf Anstandsbedenklichkeiten zu stoßen.

Der Hof unterhielt die luxurioseste Oper. Die Ausstattung einer neuen Aufführung kostete oft an 60,000 Gulden. Prächtige Theater wurden errichtet, in Wien sowohl als auf den kaiserlichen Lustschlössern, wo man auch Gartenanlagen und Wasserwerke mit der Scenerie in Verbindung setzte und dadurch wahrhaft zauberische Vorstellungen zu Stande brachte; Lady Montague berichtet in ihrer Reisebeschreibung mit Entzücken von einer solchen. Ein glänzendes Ballet war mit der Oper verbunden und all diese Kräfte traten mit den großen Jesuitenspielen in Bund. Italienische Truppen von Stegreifcomödianten und Pantomimen, auch mit geschickt gelenkten Marionetten versehen, schlugen in den verschiedenen Ballhäusern der Stadt oder in Theaterhütten — wie man die Buden nannte — ihre Bühnen auf, waren beliebt beim Volke und beschützt von den Cavalieren und dem Hofe. Auch französische Schauspieltruppen fanden schon früh in Wien eine günstige Aufnahme.

Den deutschen Schauspielen blieben die höheren Stände freilich immer noch stiefgesinnt, und großentheils mochten sie es verdienen, das Volk indessen ließ sie nicht im Stiche. Die Wandertruppen nisteten sich ebenfalls in die Ballhäuser ein oder erbauten auf der Freiung, dem Judenplatze oder Neumarkt ihre Hütten, wo zu ebener Erde 1 Groschen, auf den „für das adelige Frauenzimmer und den Cavalier zugerichteten Bänken und Bühnen“ aber 2 und 4 Groschen bezahlt wurde und wo man Staatsactionen, besonders aber Burlesken gab, in denen die alten

Lustigmacher Pickelhäring, Riepel und selbst der halbvergessene Stockfisch ihre Schwänke trieben. Die Prinzipale hatten auch Tänzer und Equilibristen bei ihren Truppen, ja die italienischen Marionetten machte man sich zu Nutz und spielte, um dem Vergnügen Abwechslung zu geben, heut mit Menschen und morgen mit Puppen. Oft mag dabei das Urtheil zweifelhaft gewesen seyn, welche von beiden Parteien sich hölzerner benommen habe.

Um die Weihnachtszeit waren die sogenannten Krippenspiele mit Marionetten sehr beliebt, es war dieß die erste Hälfte des alten Osterspieles, von Erschaffung der Welt an bis zur Geburt Christi. So war das Mysterium hier zum Puppenspiel geworden, wie Haupt- und Staats-Action und Hanswurst-Comödie es in unsern Tagen sind.

Von welcher Beschaffenheit also die meisten dieser Truppen seyn mochten, läßt sich denken, und man ist geneigt, dem Umstande, daß die Abgabe, welche die Schauspieler von alten Zeiten her überall an Hospitäler und Armenhäuser zu leisten hatten, in Wien an das Zuchthaus gezahlt werden mußte, eine traurige Bedeutung beizulegen.

Von den Wandertruppen, welche in dieser Periode die Kaiserstadt besuchten, macht Schlager noch folgende namhaft: 1685 die des Peter Hilverding aus Salzburg, von 1690 an des Sebastian di Scio, 1692 die des Johann Karl Samenhofer, Prinzipal der fürstlich Eggenberg'schen Comödianten-Compagnie, 1702 die des Balthasar Brummbach, 1707 der hochfürstlich Würtembergischen Hofcomödianten und 1709 die königlich Polnischen Comödianten unter Jakob Hirschnack.

Der wichtigste Prinzipal aber ist Joseph Stranitzky, der schon 1706, associrt mit Joseph Hilverding und der Anna Maria Naffzerin, auf dem Neumarkte spielte, wobei die Denner'sche und Spiegelberg'sche Familien von der Velthen'schen Truppe ihn unterstützten. Diese Unternehmung war zwar nur eine vorübergehende, aber Stranitzky muß doch dabei so viel Beifall und Vertrauen zu seiner Persönlichkeit erregt haben, daß er, in Association mit einigen patriotischen Bürgern, deren eifrigster der Licentiat Radomin war, im Jahre 1708 im Ballhause der Teinfaltstraße ein Theater eröffnen konnte, das, als erstes Beispiel in Deutschland, die Stabilität des Volksschauspieles in Wien begründete.

Das Unternehmen war immerhin gewagt, denn die italienischen Truppen des Calderoni, Sebastian di Scio und Ristori standen bei Hof, Adel und Bürgern so in Gunst, daß

der Magistrat, gerade als Stranitzky sein Theater eröffnete, beschlossen hatte, ein eigenes Theater am Kärnthnerthor für Ristoris Gesellschaft zu erbauen.

Joseph Stranitzky, in Schweidnitz geboren, war nicht ohne Bildung. Er hatte das protestantische Gymnasium in Breslau besucht. Dort lockten die Jesuiten ihn durch Billets zu ihren glänzenden Aufführungen an sich, und brachten in ihrem Bekehrungseifer, den von seiner Theaterlust geblendeten Burschen so in die Enge, daß der redlichmeinende Rektor Kranz eine List brauchen mußte, um ihn aus Breslau und nach Leipzig zur Universität zu retten. Hier aber ließ ihm das Theaterfieber nicht Ruh, er trat zur Velthen'schen Gesellschaft und versuchte sich als Curtisan. Seine Verwandten entrissen ihn diesem Stande wieder und gaben ihn einem schlesischen Grafen auf die Reise nach Italien mit. Indessen fand hier seine Neigung gerade die willkommenste Nahrung an den Maskenspielen, mit denen er sich sehr vertraut machte. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er wieder Schauspieler; mit welchem Glücke lehrt der Verfolg.

Er besaß die schriftstellerische Geschicklichkeit, welche in seiner Periode einem Prinzipale fast unentbehrlich war, in vorzüglichem Grade. Unzählige Staatsactionen und Burlesken hat er entworfen, ja andere humoristische Schriften in dialogischer Form herausgegeben, unter denen die „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi" am meisten gekannt ist.

Daß Stranitzky's Unternehmen gelang, ist wohl besonders dem richtigen Griffe, der Geschicklichkeit zuzuschreiben, mit welcher er seine Vertrautheit mit den italienischen Burlesken zu benützen wußte, um in ihnen selbst ein deutsches volksthümliches Uebergewicht gegen das Fremde siegen zu machen. Die italienischen Formen, sammt den Masken des Pantalon, Leander und der Colombine, behielt er als Grundlage seiner Burlesken bei, aber er wußte ihnen volksthümliche und lokale Färbung zu geben, und durch diese Verschmelzung Hoch und Niedrig im Publikum zu gewinnen.

Am wichtigsten war es, daß er den Harlekin wieder zum alten deutschen Hans Wurst zurückformte. Nicht nur, daß er dadurch alle volksthümlichen Erinnerungen, alle alten Späße, alle Traditionen von den Fastnachtspielen her seiner lustigen Person wiedererwarb, er that noch mehr, er warf die conventionelle Maske des Spaßmachers fort, der bloß Possen trieb, um Possen zu treiben, und gab, mit wahrhaft schauspielerischem Takte, seiner lustigen Person eine wirkliche, menschliche Individualität. Er machte aus seinem Hans Wurst einen tölpelhaft pfiffigen, gefräßigen Salzburger Bauern; eine in Wien bekannte

und belachte Gestalt, der er durch geschickten Gebrauch des Salzburger Dialektes vollständige Persönlichkeit verlieh. So wurde der grüne Hut von nun an das Symbol des grotesk Komischen.

Die Hauptstädter, stets geneigt, über provinzielle Lächerlichkeit ihre eigene zu vergessen, waren bald ganz und gar für ihren Hans Wurst eingenommen, und so schnell und sicher faßte, durch Stranitzky's Talent, die deutsche Schauspielkunst in Wien Fuß, daß die italienische Gesellschaft sich auflösen mußte, und das für sie neu erbaute Theater am Kärnthnerthore 1712 von Stranitzky bezogen wurde. Zwar mußte er nach sechs Jahren noch einmal den Schauplatz mit der Gesellschaft des Ferdinand Danese in wechselweisen Vorstellungen theilen, aber auch diese abermalige italienische Invasion schlug er zurück, und somit war durch ihn das erste stabile deutsche Theater mit kaiserlichem Privilegium gegründet.

Dieß ist der einzige tröstliche Moment in dieser kläglichen Verfallperiode; der einzige Sieg, den wenigstens die Nationalität erringt, wenn auch nicht der gute Geschmack.

Rühriger Fleiß und eifriges Zusammenwirken ist der Stranitzkischen Truppe gewiß eigen gewesen, sonst hätten sie diesen Erfolg nicht hervorbringen können. Geißler und Huber, zwei der ältesten Velthen'schen Genossen, traten hinzu; Gründler Tilly und der berühmte Pantalon Leinhas gehörten ihr an.

Stranitzky verstand strenge Ordnung zu halten, die er durch den Spruch zu unterstützen pflegte: „Das Theater ist so heilig wie der Altar und die Probe wie die Sacristei. —

So ehrenhaft der Eifer der Truppe aber gewesen seyn mag, so kann man doch nicht umhin zu wünschen: er möchte einer bessern Sache gegolten haben. Denn betrachtet man, wodurch Stranitzky beinahe zwanzig Jahre lang die Wiener Schau- und Lachlust gefesselt hat, so schämt man sich dieses Sieges der deutschen Schauspielkunst. Abgesehen davon, daß Stranitzky es auch nicht verschmähte, in den ersten Jahren Marionetten zu Hilfe zu rufen, — denn er erhielt 1714 die Erlaubniß vom Magistrate „zum Fasching Abends nach dem Gebet Marionettenspiel zu exhibiren," — so war in seinen Produktionen überhaupt nur dasselbe schrankenlose Durcheinander zu finden, das wir kennen. Nur mußte der Spaß hier immer die Oberhand behalten, von den wilden Blut- und Schauerscenen der norddeutschen Staatsactionen mochte man in Wien nichts wissen. Nahm das Drama bei Stranitzky einmal eine ernsthafte Miene an, so mußte es sich in dem vornehmen, preciös geschraubten Style halten; das

Wunderbare und Seltsame war willkommen, aber es mußte fröhlich und harmlos erscheinen. Die Forderungen des süddeutschen Volkscharakters und seine gesunde lebensfrische Empfänglichkeit deckten sich gleich in den ersten Jahren dem jungen deutschen Theater auf; was hätte ein wirklicher Volksdichter darauf bauen können!

Stranitzky freilich wußte nur dem Volksgeschmack zu dienen, nicht ihn zu leiten, und sein Repertoir stützte sich hauptsächlich auf die Hanswurst-Comödie, die in Wien ihre eigentliche Einsetzung und Ausbildung erlebte.

Der Rückblick auf den Verfall der mittelalterlichen Schauspielkunst gibt folgendes Resultat: *Die Schauspielkunst war durch ihre nationale Treue, durch ihr hartnäckiges Beharren auf ihre volksthümlichen Elemente ins Elend gerathen.* Denn bis daher hatte sie nicht mehr des Fremden aufgenommen, als sie zur Vervollständigung ihrer Eigenheit bedurfte. Nur von englischen und holländischen, also von stammverwandten Mustern hatte sie sich leiten lassen, dagegen von Spaniern, Italienern und Franzosen nur Stoffe und unwesentliche Formen herübergenommen, sich aber der fremdländischen, neuen *Regel* schlechterdings nicht unterworfen; im Gegentheile die fremden Stoffe nach ihrer mittelalterlich deutschen Weise schonungslos verarbeitet. Moliere fand die Anfänge seines Einflusses nur, weil seine Stücke als eine bloße Fortbildung der aus dem Fastnachtspiele erwachsenen Stegreifposse angesehen wurden. Die Italienisirung der Burleske war nur den Namen und Kleidern nach geschehen.

So hatte also bis hieher die deutsche Schauspielkunst ihre volksthümliche Selbstständigkeit nicht verletzt und in solcher Treue die gelehrte Dichtkunst tief beschämt, die das nationale dramatische Gebiet ohne einen Federstrich schmachvoll geräumt und sich nicht nur den Nachahmungen des Alterthums, sondern auch denen französischer und italienischer Muster ganz und gar gefangen gegeben hatte, die Allem abtrünnig geworden war, was das Volksdrama bisher geleistet und darum mit der volksmäßigen Bühne völlig zerfallen war.

Es ist der klägliche Verfall der Schauspielkunst wohl nicht zu rechtfertigen, aber ihre Erniedrigung ist nicht bloß verdammlichen Ursachen beizumessen.

Ohne Zweifel hatte das französische Theater, 150 Jahre früher, in gleichem Falle viel klüger und praktischer gehandelt als das deutsche.

Sobald es witterte, sein mittelalterliches Drama werde abgestanden und keine nationale Dichterkraft sey da, ihm auf-

zuhelfen, hatte es, kurz entschlossen, sich der italienischen Reaction in die Arme geworfen und mit gewandter Biegsamkeit schon nach einem halben Jahrhundert ein neues nationales Drama gebildet. Derselbe Ausweg war der deutschen Kunst schon längst eröffnet; sie hatte ihn verschmäht. Sie durfte nur gescheidt genug seyn, sich schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in die französische Schule zu geben, wie sie es 60 bis 70 Jahre später doch mußte, und sie wäre nicht so tief herabgekommen.

Hatte doch England selbst die Geschmacksherrschaft Frankreichs anerkannt, und seinen Shakespeare als barbarisch verstoßen.

Die deutsche Schauspielkunst hatte keinen solchen großen Dichter, auf den sie mit Stolz und Sicherheit sich stützen konnte, und dennoch wollte sie ihr mittelalterlich volksthümliches Drama nicht aufgeben, den mütterlichen Boden nicht lassen und klammerte sich krampfhaft daran fest. Es war ein garstiges, schmutziges Weib geworden, diese Mutter, aber es war ihre Mutter.

Blicken wir zurück auf den ganzen schwerfälligen Entwicklungsgang der deutschen Dramatik!

Wie langsam und unbeholfen consolidirt sich das dramatische Leben im Gedichte! Erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erwacht das Bewußtseyn davon.

Um das Jahr 1600 erst wird die Schauspielkunst dem Dilettantismus entnommen und einem eigenen Stande übergeben, und volle 150 Jahre lang sehen wir nun alle theatralischen Möglichkeiten einer rohen, phantastischen Erfindungskraft sich im wilden Gährungsprozesse verzehren, ohne zum Resultat eines Nationaldrama's zu gelangen, ohne die Schauspielkunst vorwärts zu bringen, die „wie von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt“ sich am Ende todtmüde und abgehetzt auf der Stelle wiederfand, wo sie mit frischer Jugendkraft ausgelaufen war.

Dieses unbehülfliche Beharren bei dem einmal Ergriffenen, diese Langsamkeit des Entschlusses zur Reform, diese zähe Kraft in dem getreuen Aushalten bei dem Angeerbten charakterisirt die mittelalterliche Schauspielkunst bis in ihre letzten Ueberbleibsel.

Schon war die Bildung aller tonangebenden Stände in Deutschland französisch geworden — die Schauspielkunst hielt bei dem Kern des Volkes in bärenhafter Deutschheit aus. Längst hatte die dramatische Poesie ihren Vortheil wahrgenommen, war fremdländisch geworden und curfähig, diente der Oper und Versailler Regeln — die Schauspielkunst, verlassen und verstoßen nagte am Hungertuche der Improvisation fort und fort, hielt aus in Schmach und Elend, als müsse doch noch einmal der Dichter-

messias kommen, der sie wieder zur Herrscherin im Lande ihrer Väter machen würde. — Leider kam er nicht.

Die nutzlos unkluge Treue isolirte sie immer mehr von der nun einmal allgemein eingeschlagenen Culturbewegung, sie wurde immer abgeschmackter und unsinniger, ihre Beharrlichkeit artete in brutale Verstocktheit aus und förderte nur ihren Verfall. Die Schauspielkunst war zur bloßen Pöbelbelustigung, zum Hohn der guten Gesellschaft herabgekommen. Sie war nichts als der Hanswurst der Nation, ein Verdauungsmittel, eine Medicin für kranke Magen geworden.

Im Bettelsacke ihre Herrlichkeiten von Ort zu Ort schleppend, mit den Genossen um den zugeworfenen Bissen ringend, wie der Aussatz der Gesellschaft gemieden, in Aberwitz und Schmach versunken, verzweifelnd endlich an der eigenen Kraft und an irgend einer andern Rettung, — als so ihr klägliches Geschick vollendet war, da erst reichte sie die Hände den französischen Fesseln hin, an denen sie denn auch glücklich aus dem Schlamme gezogen wurde.

(Der Schluß folgt.)

Art. IX. Norddeutsche Sagen, Mährchen und Gebräuche, aus Meklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westphalen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1848. gr. 8. 560 S.

A. Kuhn erklärt im Eingange dieses, dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm IV. als Förderer desselben zugeeigneten Werkes: die hier erscheinende Sammlung norddeutscher Sagen schließe sich im Ganzen an die, von ihm herausgegebenen märkischen Sagen, und unterscheide sich nur darin wesentlich von diesen, daß sie (wenige Stücke schriftlicher Mittheilungen ausgenommen) durchweg aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft hat. Die Herausgeber haben es sich als letztes Ziel gesetzt, Alles, was an Sage und Gebräuchen aus älterer, vor allen heidnischer Zeit, noch im Volke lebendig war, zu sammeln, um so Quellen für die Darstellung der Geschichte des Volksglaubens von den ältesten Zeiten herab bis auf die neueste zu gewinnen, und zu diesem Zwecke war es ihre Absicht, zunächst das Gebiet der Mark noch weiter zu durchforschen und von da zu den Wohnsitzen der alten Sachsenstämme weiter vorzuschreiten. Die jetzt erscheinende Sammlung, sagt A. Kuhn, umfaßt nun einen Theil des dahin gehörenden Gebiets, und wir hoffen, daß sie im Allgemeinen ein der Wahrheit sich näherndes Bild der Volksüberlieferungen für

diesen Theil liefern werde, aber wir glauben auch daß dieses Bild nur in seinen Grundzügen in ihr enthalten seyn wird, da unsere Forschungen für die Marken uns klar gezeigt haben, wie Vieles sich auf den ersten Blick dem Auge des Suchenden zu entziehen pflegt, und wie nothwendig eine wiederholte Rückkehr zu bereits durchgeforschten Gegenden ist, um Sicherheit und Vollständigkeit in die gewonnenen Ueberlieferungen zu bringen. Im Allgemeinen wird man daher finden, daß die östlichen Gegenden des zu durchforschenden Gebiets in der Sammlung reicher vertreten sind, als die westlichen, da eben von hier unser Ausgangspunkt genommen war, und wir nicht eher mit Erfolg vorschreiten konnten, als bis wir hier mit Land und Leuten, namentlich auch mit ihren Dialekten als Mittel zur Verständigung hinlänglich vertraut waren, um jener Grundzüge der Ueberlieferung, auf die es uns ankam, fest versichert seyn zu können; allein, wenn man in dem westlichen Gebiete, namentlich im Hannöver'schen zwischen Weser und Elbe, vielleicht auch noch manche Sage vermissen wird, so hoffen wir doch einerseits, diese in Zukunft nachliefern zu können, andererseits glauben wir, auch aus diesem Gebiete zunächst wenigstens eine deutliche Uebersicht über die von dem Glauben der Vorfahren noch erhaltenen Reste geliefert zu haben. Nur einen Theil haben wir noch fast ganz für die spätere Forschung aufbewahrt, nämlich Westphalen, und wir mußten dieß um so mehr, als unsere Streifzüge an den Gränzen desselben uns zeigten, daß hier noch ein reiches Feld für die Forschung übrig war, welches den vorliegenden Theil allzusehr vergrößert haben würde, andrerseits auch die größere Schwierigkeit des dortigen Dialekts zu behutsamen Fortschreiten aufforderte, da wir oft genug die Erfahrung gemacht haben, daß man nur da verstanden wird, wo man mit dem Volke in seiner Sprache redet. Die Sagen und Gebräuche Westphalens bleiben daher mit dem, was sich für die von uns bereits durchforschten Gebiete noch ergeben wird, für einen zweiten Theil aufbehalten.

Die in der Sammlung vertretenen Gebiete nach ihrer politischen Eintheilung sind daher: die Mark Brandenburg, das Herzogthum Sachsen, Braunschweig, Hannover mit Einschluß Ostfrieslands und Oldenburg; die für manche Zwecke wichtige Begränzung des Umfangs einzelner mythischer Gestalten hat es indessen nothwendig gemacht, zuweilen über diese Gebiete hinauszugehen, und so ist noch Einiges aus Mecklenburg, Pommern und Thüringen hinzugekommen.

Für Anordnung der Sagen schien es den Herausgebern am zweckmäßigsten, diejenigen der besonderen Stämme ungetrennt bei einander zu lassen, und durch Hinzufügung eines ausführ-

lichen Sachregisters die wissenschaftliche Benützung des Materials zu erleichtern; sie sind daher zuerst von Mecklenburg ausgehend nach Pommern übergegangen, von da zur Mark, nach Sachsen bis zum Harz, von hier dann nordwärts zwischen Elbe und Weser bis zur Nordsee und von dort nach Oldenburg und Ostfriesland bis zum nördlichen Westphalen. Für die Gebräuche und den Aberglauben war indeß, um zahllose Wiederholungen zu vermeiden, eine andere Anordnung nothwendig; sie haben deßhalb hier zunächst alles, was an bestimmte Tage gebunden ist, zusammengestellt, um so das Bild des Cultus der alten Götter, denn auf solche ist hier mehr oder minder zurückzugehen, möglichst treu zu geben; daran schließt sich, was an Aberglauben in Bezug auf Gottheiten, deren Namen uns noch aufbewahrt sind, erhalten ist, und daran endlich alles, was im häuslichen und bürgerlichen Leben noch auf dem Glauben an jene oder ihre christlichen Stellvertreter begründet ist, oder doch wenigstens, sofern jetzt die vernünftige Begründung fehlt, auf ihm begründet scheint.

Was die Grundsätze betrifft, welche die Herausgeber bei der Sammlung der mündlichen Ueberlieferungen leitete, so ist darüber Folgendes zu bemerken: Der Hauptaufgabe folgend, alles, was sich noch an Glauben aus der heidnischen Zeit zu uns herübergerettet hat, zu sammeln, waren es natürlich zunächst mythologische Punkte, auf die sie vorzugsweise ihr Augenmerk richteten, ohne jedoch auch die Aufmerksamkeit von anderen Seiten der Sage ganz abzulenken, zumal sich ja oft von vornherein nicht bestimmen läßt, ob nicht einer Sage irgend ein Mythos zum Grunde liege, da häufig die Vergleichung mit Sagen älterer und neuerer Völker einen solchen mythischen Gehalt derselben ergibt. Dagegen haben sie häufig wiederkehrende Sagen, die auch bereits von Andern gesammelt waren und keine neuen und wichtigen Züge darboten, entweder nur einmal oder auch gar nicht aufgenommen, sobald sie namentlich den Charakter alltäglicher Spuck- und Gespenstergeschichten an sich trugen. Wo aber solche Sagen, wie namentlich mehrere vom Harz und Kyffhäuser in mythologischer Beziehung wichtig waren, da erschien es den Herausgebern zur Charakterisirung des Gebiets von Wichtigkeit, auch von Andern bereits Mitgetheiltes in der Form, wie sie es hörten, von neuem mitzutheilen, und man wird finden, daß sich in dieser Beziehung zuweilen so wichtige Züge ergeben haben, daß der einzelnen Sage erst dadurch ihr richtiger mythologischer Standpunkt angewiesen wird. Dieß ist z. B. der Fall in der Sage von der Prinzessin Ilse und dem Pferdejungen, der seine Pferde verloren. Diese Sage hatten sie zuerst

im Herbst 1845 gehört, ohne daß jedoch der Zug, daß der Junge seine Pferde in der Höhle der Prinzessin wiederfindet, erzählt wurde; sie hielten deßhalb das Nennen eines Pferdejungen statt des Köhlers bei Otmar für ein rein willkürliches; im Sommer 1847, wo sie abermals dort waren, wurde ihnen jedoch die Sage, wie sie jetzt dasteht, mitgetheilt, und es ist ersichtlich, wie die Gestalt der Prinzessin oder Jungfer (so wird sie vom Landvolk schlechthin genannt) erst dadurch in ihr rechtes Licht tritt, was sie in den Anmerkungen zu dieser Nummer und zu Nr. 247, 2 nachzuweisen gesucht haben. An einigen andern Sagen, die bereits bekannt waren, wird man vielleicht keine neuen Züge finden, ja man wird sie vielleicht dürftiger finden als bei andern, aber die Herausgeber hoffen, daß es ihnen nicht zum Vorwurf gereichen werde, da sie nur geben wollten, was sie gehört; und da sie stets aus der großen Masse des Volks, der eigentlichen Trägerin der unverfälschten Sagen schöpften, so wird man daran meistens auch den richtigen Maßstab für andere ausführlichere Berichte haben. Dieß ist auch der Grund, weßhalb sie da, wo uns eine Sage von Leuten der gebildeten Stände mitgetheilt wurde, dieß immer ausdrücklich angegeben haben, während da, wo ihr allein das Prädikat „mündlich“ gegeben ist, stets die niederen, meist die untersten Stände als Quellen anzunehmen sind.

Die niederen Stände sind es nämlich vorzugsweise, an die sich die Herausgeber bei ihren Forschungen gewandt haben, da in ihnen die Sage sich in einer oft bewundernswürdigen Reinheit fortpflanzt; dieselben Wörter und Wendungen gehen hier meist von Geschlecht zu Geschlecht, und man hält mit einer Treue daran fest, daß man oft glauben möchte, alle hätten ihre Erzählung nach einem gemeinsamen Berichte auswendig gelernt. In den mittleren und höheren Ständen mischt sich dagegen schon zu oft subjektive Ansicht und willkürliche Umbildung in die Auffassung der Sage, so daß sie meist für keine treuen Bewahrer des ursprünglichen Gehaltes mehr gelten können. Gebräuche aus älterer Zeit und Aberglauben finden sich in der Regel nur noch allein bei jenen, so daß sie in dieser Beziehung meist unsere einzige Quelle waren; auch hier halten sie zuweilen mit einer Treue am Alten fest, die fast rührend ist, denn es ist den Herausgebern mehrfach der Fall vorgekommen, daß ganze Gemeinden, denen gewisse Gebräuche und Umzüge an alten Festtagen durch die Polizei verboten waren, lieber eine Ordnungsstrafe zahlten, als die althergebrachte Sitte aufgaben. Es ist dieß, sagt Herr Kuhn, kaum zu verwundern bei unsern bisherigen Polizeieinrichtungen, die oft alles, was nur den Schein einer freien und

selbstständigen Bewegung hatte, zu unterdrücken suchten. Haben doch die Gensdarmen jenen thüringschen Fastnachtsgebrauch Nr. 7 für Abgötterei erklärt, und fanden wir in einem braunschweigischen Dorfe in der Nähe des Elm eine Bekanntmachung in der Krugstube, durch welche Zusammenkünfte der Knechte und Mägde des Abends beim Spinnrocken und namentlich das Singen von Volksliedern verboten wurde! Wo so alles, das Gute mit dem Schlechten unterdrückt werden soll, da kann man sich nicht wundern, daß entweder der Widerstand zuletzt ein allgemeiner, oder jede Selbstständigkeit ertödtet wird, und willenlose Charakterlosigkeit an die Stelle der immerhin zuweilen über das Maß gehenden Derbheit tritt. Das Volk liebt seine wenigen Feste als Vereinigungspunkte zu gemeinsamer Lust, sie sind die einzigen Haltpunkte für seine Einheit, und da man bisher nichts Besseres an die Stelle der alten Gebräuche zu setzen wußte, so lasse man sie ihm und suche sie nur von ihren Auswüchsen zu befreien. Sie, seine Lieder und Sagen sind das einzige poetische Element im Leben des Landvolks, und man wird nicht läugnen wollen, daß gerade die beiden letzteren oft einen veredelnden Einfluß auf die rauhe Derbheit desselben üben. Wir haben oft die Erfahrung gemacht, daß gerade diejenigen, in welchen die alte Zeit in Sage, Lied und Gebrauch noch so recht lebendig war, zu gleicher Zeit mit einer Liebe an ihrer Heimath hingen, die wir hier nie erwartet hätten. So erinnern wir uns namentlich einer Magd aus der Gegend von Weisen an der Aller, die, nachdem sie uns manche hübsche Sage mitgetheilt hatte, auch von den Auswanderern erzählte, die aus Bremen nach Amerika zögen. „Wenn die auf's Schiff steigen, sagte sie, stünden die Verwandten jammernd herum, und es wäre kein Weinen mehr, sondern ein Gebrüll; dann gingen alle Glocken von den Thürmen Bremens so recht feierlich, denn es wäre ein gar schwerer Gang, den sie thäten. Ihr Ohm, der aus Mandelsloh weggezogen, hätte aus Amerika geschrieben, es wäre kein leicht Stück, da hinüber zu ziehen, und wer in der Heimath redlich arbeiten wollte, der könnte auch da leben, denn dort müßte er auch arbeiten, drum möchten Alle, die ihm folgen wollten, lieber „in dütschen landen bliwen," denn der Mandelsloher Kirchthurm wäre hoch, aber die Wellen draußen auf dem wilden Meere, die wären noch viel höher, und schon Mancher läge unter ihnen begraben."

Wenn nun, wie gezeigt worden, das Volk mit großer Treue an seinen Ueberlieferungen festgehalten hat, so mußte es die Aufgabe der Herausgeber seyn, sie möglichst eben so treu wiederzugeben. Sie haben deßhalb fast immer unmittelbar,

nachdem sie eine Sage gehört hatten, die Grundzüge derselben aufgezeichnet und sie in der Regel noch am selben Tage vollständig aufgeschrieben, wobei sie mit der äußersten Genauigkeit in Bezug auf besonders wichtige Ausdrücke verfuhren, und jeder die Durchsicht dessen, was der Andere aufgeschrieben hatte, übernahm. Wenn sie so einerseits den Vortheil der größten Zuverläßigkeit erreicht zu haben glauben, so erkennen sie doch, daß die Darstellung hierdurch zuweilen etwas hart und eckig geworden ist, was um so mehr eintreten mußte, als der jetzt gelieferte Bericht ja fast durchweg eigentlich als eine Uebersetzung aus dem Niederdeutschen anzusehen ist, und es in nicht wenigen Fällen an genau entsprechenden Wörtern zur Uebersetzung im Hochdeutschen fehlte, weßhalb auch zuweilen lieber die niederdeutsche Wendung beibehalten wurde.

Die schließliche Ausarbeitung des Ganzen für den Druck hat Dr. Kuhn allein übernommen, da es zweckmäßiger schien, diese in einer Hand zu belassen; eben so rührt das, in den Anmerkungen beigebrachte, zunächst von demselben her, wobei er jedoch bemerkt, daß viele der in denselben ausgesprochenen Ansichten aus gemeinsamer Besprechung sich entwickelt haben, wie er es denn überhaupt ausspricht, daß die Art der gemeinsamen Wanderung und Forschung für die Zwecke der Sammlung äußerst förderlich gewesen ist; denn oft, wenn sie an eine reichlich fließende Quelle gerathen waren, und der Eine schon alle Kapitel der Mythologie in seinen Fragen durchlaufen zu haben glaubte, kam der Andere mit einem neuen Punkt zum Vorschein, der nicht selten Neues und Wichtiges ans Licht brachte.

Herr Kuhn gesteht, daß auf diese Weise sein Gefährte Vieles zu Tage gefördert habe, was ihm allein nicht gelungen wäre und erwähnt dabei vorzüglich der Wiederauffindung der Frigg.

Nach Feststellung des Zweckes der Sammlung und der Grundsätze des Verfahrens der Herausgeber bei der Aufzeichnung der Sagen erhalten wir wichtige Aufschlüsse über das Leben derselben im heutigen Volke. Im Allgemeinen ist es unbestritten, daß Sage, Gebräuche und Aberglauben heutzutage stark im Verschwinden sind, die gewaltige Bewegung, welche im Augenblick durch das gesammte Vaterland geht, wird überall die letzten Spuren des Heidenthums verwischen, und es ist daher an der Zeit, überall, wo man noch derartiges sammeln will, es rasch zu thun. Denn bereits bisher gab sich ein scharfer Unterschied zwischen dem jungen Geschlechte, das nach den Freiheitskriegen herangewachsen war, und dem älteren, dessen Jugend vor dieselben fiel, kund; dieses war eine viel reichere Quelle für

die Sammlung und hatte in der Regel viel mehr den Glauben an die alte Ueberlieferung und mit ihm die Liebe zu derselben bewahrt als jenes, so daß sich an beiden der Umschwung, den jene Zeit hervorgerufen hat, deutlich erkennen ließ. Aber auch unter dem älteren Geschlechte ist die Zahl derer nicht klein, die nicht mehr mit voller Gläubigkeit an den alten Ueberlieferungen hangen, sondern zeigen, daß auch vor den Freiheitskriegen bereits der Kampf gegen dieselben manchen entschiedenen Sieg errungen haben müsse, so daß der Ausspruch eines halberstädtischen Bauers, Vetter nannte ihn fast das ganze große Dorf, ein welthistorisches Resultat ausspricht, wenn er sagte: „Der alte Fritz hat die Zwerge verjagt, aber Napoleon hat allen Spuck aus dem Lande vertrieben!" Dieser allgemeine Satz hat sicher seine Richtigkeit für das ganze Gebiet, so weit es von uns durchwandert wurde, obwohl er in einzelnen Gegenden noch nicht so durchgreifend zum Bewußtseyn gekommen ist, wie in andern. Als solche Landstriche, die vorzugsweise treu am Alten hängen sind hier namentlich die Altmark und Ukermark im Osten, so wie das Saterland und nördliche Westphalen im Westen zu nennen, vom Harz gehört vorzugsweise nur der rauhere und deßhalb auch mehr in seiner Abgeschlossenheit beharrende Oberharz hieher. In diesen Gegenden findet sich die Erscheinung noch zuweilen, daß die geisterhaften Gestalten der Sage und des Aberglaubens gewissermaßen mit zum religiösen Bekenntniß gehören, sie sind zum größern Theile böse Geister oder Teufel geworden, obwohl auch manche einen freundlicheren Charakter bewahrt haben. Andere Züge des heidnischen Glaubens sind in den heutigen christlichen aufgenommen, und werden mit gleicher Frömmigkeit vollzogen wie die christlichen Gebräuche; die merkwürdigste Probe einer solchen Verschmelzung lieferte den Herausgebern ein alter Kuhhirt zu Brodewin in der Ukermark; sie baten ihn eines Tages ihnen eine Beschwörung, deren er mehrere kannte, mitzutheilen, nun dürfen aber solche nur durch Frauen an Männer und umgekehrt mitgetheilt werden, und seine Tochter, welche sonst die Vermittlerin machte, war gerade nicht zugegen, er entschloß sich daher nach einigem Zögern endlich dazu mit den Worten: „Nun, ich will es thun, Ihr wollt ja keinen Spott damit treiben, und da wird der liebe Gott mir ja wohl die Sünde vergeben!" — Solche Züge zeigen deutlich, wie das Christenthum das Heidenthum nicht ausgerottet, sondern nur in sich aufgenommen und zum Theil anders gestaltet hatte, und der Umstand, daß die Reformation nach dreihundertjährigem Wirken nicht im Stande gewesen ist, diesen Charakter wesentlich zu verändern, und daß erst ein größeres Maß staatsbürgerlicher

Selbstständigkeit eine solche Veränderung hervorgerufen hat, beweist wohl, daß man die Entwicklung des Volkes andere Bahnen einschlagen lassen müsse, als diejenigen sind, auf die man es namentlich in den letzten Jahren im ganzen nördlichen Deutschland zu leiten bemüht gewesen ist.

Die Resultate, welche die Sammlung für die Mythologie gehabt hat, sind zum größeren Theil in den Anmerkungen entweder angedeutet oder weiter ausgeführt.

Das Buch zerfällt in 4 Abtheilungen. Die 1. umfangreichste handelt von den Sagen, die 2. von den Mährchen, die 3. von Gebräuchen und Aberglauben. Ueberall finden wir denselben einfachen und dabei mächtig wirkenden Ton, der dem Werke besonderen Gehalt verleiht. Wir sind überzeugt, daß diese Sammlung durch die Reichhaltigkeit ihrer Mittheilungen in vielfacher Hinsicht allgemeines und bleibendes Interesse und große Verbreitung finden wird.

Als Probe der Art der Ueberlieferungen das Mährchen: die Seidenspinnerinn, nach einer mündlichen Ueberlieferung aus dem Havellande.

Es war einmal ein Bauer, der fuhr ins Holz und nahm seine älteste Tochter mit sich, daß sie ihm helfe bei der Arbeit; da es nun aber sehr heiß war, hatte er seinen Rock ausgezogen, und ihn aufs Gras gelegt; als er aber fertig war, heißt er seine Tochter ihn holen. Wie die nun hinkommt liegt auf dem Rock ein Würmchen, und da mag sie ihn nicht aufheben, sondern läuft zurück zum Vater und fragt ihn, was sie thun solle, aber der Vater sagt, was sie sich doch vor einem kleinen Würmchen fürchte, sie solle es nur herunterwerfen und den Rock bringen. So thut sie denn auch und sie fahren darauf heim. Andern Tags fährt der Bauer wieder ins Holz und nimmt seine zweite Tochter mit, da geht Alles eben so, sie wirft zuletzt das Würmchen von dem Rock herunter und dann fahren sie heim; am dritten Tag soll die Erste wieder mitfahren, da bittet die Dritte, der Vater möge sie doch mitnehmen, sie wollte ja Alles eben so gut machen wie die andern; die aber lachen sie aus und sagen, was sie doch wohl helfen wolle, denn sie achteten sie immer sehr gering und hielten sie im Haus als Aschenbrödel, aber sie bat den Vater doch so sehr, daß er endlich sagte, sie solle mitfahren. Als sie nun wieder heim wollen, sagte ihr der Vater, sie solle ihm den Rock holen, da geht sie hin und findet das Würmchen wieder da; als sie das sieht, sagt sie: „Du liebes Würmchen, du möchtest wohl gerne ein weiches Lager haben? und das Würmchen sieht sie mit so hellen und freundlichen Augen an, als wollte es: Ja! sagen. Drum trägt sie Moos zusammen, und bereitet ihm

ein schönes, weiches Lager, und als sie es darauf legt, fängt das Würmchen an zu sprechen und fragt sie: „Möchtest du mir wohl dienen? Du brauchst mich nur alle Tage ein Paar Stunden herumzutragen, und hast weiter nichts zu thun; aber du bekommst dafür guten Lohn und Essen und Trinken vollauf, und wenn du es drei Jahre hinter einander gethan hast, dann bin ich erlöst, denn ich bin ein verwünschter Prinz und dann will ich dich heirathen!» Da sagte das Mädchen, das wolle sie thun und darauf sprach das Würmchen: „So komm morgen wieder um diese Zeit hieher.» — Darauf fuhr das Mädchen mit ihrem Vater nach Hause, und als sie dort ankam, sagte sie den Schwestern: „Ich bin nun lange genug daheim gewesen, nun will ich mir auch einmal was in der Welt versuchen.» Da lachten sie die andern aus und sagten: „Du Aschenbrödel, wer kann dich wohl brauchen?» aber das Mädchen sagte, sie habe schon einen Dienst und bat ihren Vater, daß er sie möge ziehen lassen; der wollte zwar erst seine Einwilligung nicht geben, denn wenn sie auch nicht viel verstand, so konnte sie doch gut arbeiten, aber endlich gab er ihren Bitten doch nach und da zog sie am andern Tage ab. Als sie nun in den Wald kam, fand sie auch bald das Würmchen wieder, und das freute sich gar zu sehr, daß sie gekommen sei, und sagte ihr, nun solle sie es nur noch etwas herumtragen. Das thut sie denn auch, und wie die Zeit um ist, da steht auf einmal ein prächtiges Schloß da, und in dem Schlosse ist ein großer Saal, darin steht eine große Tafel, auf der steht Essen und Trinken, so schön wie sie es in ihrem ganzen Leben noch nicht gehabt hat, und da ißt und trinkt sie sich recht satt und geht dann zu Bette. Und so geht es nun alle Tage, sie trägt das Würmchen ein Paar Stunden herum und nachher geht sie ins Schloß, wo ihr alles aufwartet und sie prächtig bewirthet wird. Als nun ein Jahr um ist, bittet sie das Würmchen um die Erlaubniß, ihren Vater besuchen zu dürfen, und da erlaubt es ihr das Würmchen, sagt aber, sie solle ja zur rechten Zeit wieder da seyn. Da nimmt sie denn vieles Gold und andere kostbare Dinge für ihren Vater und ihre Geschwister mit und geht nach Hause; als sie aber da mit all dem Reichthum ankommt, wollen die Schwestern wissen, wo sie diese Schätze herhabe und bei wem sie diene, aber sie sagt es ihnen nicht, denn das hatte ihr das Würmchen verboten, und so viel sie sie auch schelten und schlagen, sie verräth es nicht. Am andern Tage geht sie darauf wieder zurück in den Wald zum Würmchen und trägt es wieder alltäglich ein Paar Stunden herum; als aber das zweite Jahr um ist, besucht sie wieder ihren Vater und ihre Schwestern und eben so im dritten Jahre; als sie da aber vom

Würmchen scheidet, befiehlt es ihr, ja zur rechten Zeit wieder zu kommen, und das verspricht sie auch. Der Vater uud die Schwestern aber verlangen wieder zu wissen, wo sie diene, und wollen sie gar nicht fortlassen, so daß sie sich endlich mit Gewalt losmacht, und als sie nun in den Wald kommt, da ist es doch etwas zu spät geworden und kein Würmchen mehr da, denn dieß war unterdeß erlöst und wieder König geworden, und war schon wieder daheim in seinem Königreich. Da beschloß das Mädchen in die weite Welt zu gehen und es zu suchen, und als sie fortging kam sie im Walde zu einer Hütte, in der wohnte eine alte Frau, die bat sie um ein Nachtlager. Da nahm sie die Alte freundlich auf, und als sie des andern Morgens wieder aufbrach, schenkte sie ihr noch drei Aepfel und sagte ihr, in dem einen sei eine goldene Spindel, in dem zweiten ein goldener Haspel, in dem dritten ein goldenes Spinnrad, und verkündete ihr noch alles, was ihr begegnen würde, und was sie dann thun solle. Da bedankte sich das Mädchen schön bei der freundlichen Alten und zog weiter, und als sie nun schon viele Tage und eine weite, weite Strecke gegangen war, da kam sie an den Glasberg. Nun wußte sie gar nicht, wie sie hinüber kommen sollte, denn er war so glatt, daß sie immer wieder hinabrutschte; aber endlich sah sie nicht weit davon eine Schmiede, dahinein ging sie, ließ sich an beiden Händen und Knieen beschlagen und kam nun glücklich über den Berg. Drauf gelangte sie in eine große Stadt, da wohnte der König, der das Würmchen gewesen war, welches sie alle Tage herumgetragen hatte, aber er war schon verheirathet und hatte eine sehr schöne Gemalin und hatte das Mädchen lange vergessen. Da machte sie sich unkenntlich und ging ins Schloß und vermiethete sich dort als Seidenspinnerin. Am ersten Tage öffnete sie nun den ersten Apfel, welchen ihr die Alte im Walde geschenkt hatte, und nahm die goldene Spindel heraus, als die Königin diese sah, gefiel sie ihr über die Maßen und sie fragte das Mädchen, ob sie sie nicht verkaufen wolle. „Nein," sagte das Mädchen, „zu verkaufen ist sie nicht, aber zu verdienen: Laß mich eine Nacht bei dem Könige schlafen, so ist sie dein." — Das wird schon gehen, dachte die Königin und versprach es ihr. Als nun der Abend herankam, gab sie dem Könige einen Schlaftrunk ein, und als er nun ganz fest schlief, holte sie die Seidenspinnerin und führte sie in des Königs Kammer. Diese aber setzte sich an sein Bett und jammerte und klagte: „Nun sehe ich doch, daß Undank der Welt Lohn ist, drei Jahre lang habe ich dich als Würmchen herumgetragen, habe deinethalb von Vater und den Schwestern böse Scheltworte und Schläge ausgehalten, habe mich an Händen und Knieen beschlagen lassen,

um über den Glasberg zu kommen, und nun ist doch Alles vergessen und du hast eine andere Gemalin.» Aber der König schlief so fest, daß er kein Wort von alle dem vernahm, und als es Morgen wurde, kam die Königin und führte die Seidenspinnerin wieder hinaus. Da war sie gar betrübt und nahm den zweiten Apfel, brach ihn auf und holte den goldenen Haspel hervor; als den die Königin sah, gefiel er ihr wieder über alle Maßen, so, daß sie das Mädchen fragte, ob sie ihn verkaufen wollte; aber die sagte wieder: zu verkaufen sei er nicht, aber wohl zu verdienen: wenn sie noch eine Nacht bei dem Könige schlafen dürfe, solle sie den Haspel haben. Da versprach's ihr die Königin und es ging alles wie in der ersten Nacht: der König schlief so fest, daß er kein Wort vernahm; aber einer von des Königs Dienern hatte gesehen, wie die Königin die Spinnerin in des Königs Schlafkammer geführt hatte, und da war er neugierig geworden und hatte gehorcht und alles gehört, was die Seidenspinnerin gesprochen, und das erzählte er am andern Tage dem Könige. Die Königin hatte die Seidenspinnerin aber am andern Morgen wieder aus des Königs Schlafkammer geführt und diese hatte betrübt ihren letzten Apfel mit dem goldenen Spinnrade geöffnet, und als die Königin das gesehen, hatte sie ihr erlaubt noch eine Nacht bei dem Könige zu schlafen, wenn sie ihr das goldene Spinnrad schenken wolle. Das that sie gerne, und als es Abend wurde, ging die Königin wieder hin, und brachte ihrem Gemal den Schlaftrunk, der that aber nur, als tränke er davon, und goß ihn heimlich aus, legte sich darauf nieder und stellte sich, als schliefe er. Darauf ging die Königin hin, holte die Seidenspinnerin und führte sie in des Königs Schlafkammer. Da setzte sie sich traurig an des Königs Bett und jammerte und klagte: »Nun sehe ich doch, daß Undank der Welt Lohn ist; ich habe dich als Würmchen drei Jahre lang herumgetragen, habe deinethalb vom Vater und den Schwestern Scheltworte und Schläge ausgehalten, habe mich an Händen und Knieen beschlagen lassen, um über den Glasberg zu kommen, und nun ist doch Alles vergessen und du hast eine andere Gemalin.» — Das hörte der König Alles still mit an, und that als wenn er weiter schliefe, am andern Tage aber ließ er ein großes Gastmahl anrichten und die Seidenspinnerin mußte auch herbeikommen und sich ihm zur Rechten setzen. Als nun Alles bei Tafel saß, sagte er: „Ich will Euch eine Frage vorlegen, darauf gebt mir frei und offen Antwort. Vor Jahren habe ich den Schlüssel zu meinem Spinde verloren, und ließ mir deßhalb einen neuen machen; jetzt aber habe ich den alten wiedergefunden, welchen soll ich nun gebrauchen?» — „Den alten» —

sagten Alle, wie aus einem Munde, — „denn der paßt doch immer besser.“ — „Nun, sagte der König, die Seidenspinnerin, welche hier zu meiner Rechten sitzt, die hat mich, als ich verwünscht und ein Würmchen war, drei Jahre lang täglich gewartet und gepflegt, und viel Leid und Elend um mich erduldet, drum will ich mich von meiner Gemalin so lange scheiden, als jene lebt, und sie heirathen.“ Und das that er denn auch und so ward die Seidenspinnerin Königin.

Die Ausstattung des Werkes ist eine, der Brockhaus'schen Verlagshandlung würdige.

Art. X. Zur Bibel. Naturhistorische, anthropologische und medizinische Fragmente von J. B. Friedreich, 2 Theile, gr. 8. 184⁸. Verlag von Bauer und Raspe in Nürnberg. (Julius Merz.)

In der Vorrede entwickelt der Verfasser die Tendenz seines, durch Studium und Brauchbarkeit ausgezeichneten Werkes.

Zwei Hauptpunkte sind es, welche bei Bearbeitung desselben ins Auge gefaßt wurden; einmal die Geschichte der Natur- und Heilkunde, und dann die historische Bedeutung der Bibel.

In ersterer Beziehung läßt sich nicht läugnen, daß ein reichhaltiges Materiale für die Geschichte der Naturkunde, Anthropologie und Medizin sich in der Bibel vorfindet, daß sie aber auch, namentlich in Bezug auf die beiden letzten genannten Doctrinen viel zu wenig bisher berücksichtigt worden ist; wenn wir auch mehrere schätzenswerthe Monographieen besitzen, so fehlte es doch an einem Werke, welches, wo möglich, die Gesammtheit der betreffenden Gegenstände in einer erläuternden Darlegung zu umfassen suchte. In der vorliegenden Bearbeitung hofft daher der Verfasser einen nicht unbrauchbaren Beitrag zur Geschichte oben genannter Wissenschaften geliefert zu haben.

Berücksichtigt man die Methoden, nach welchen man in der Erklärung der in der Bibel erzählten Thatsachen zu Werke gegangen ist, so wird man vorzugsweise zwei Hauptparteien gewahren. Die eine, fußend auf dem Boden der Orthodoxie, verlangt blinden Glauben an das Wort und bildet Wunder, wenn sie auch noch so sehr der Vernunft widerstreben sollten; die andere Partei aber disputirt mit einem an Frivolität gränzenden Skepticismus Alles hinweg und findet überall nur Symbol oder Mythe. Wo soll sich nun Jener hinwenden, dem die Bibel als ein wichtiges historisches Dokument unserer Urzeit von Interesse ist? mit dem orthodoxen Wunderglauben will sich seine Ver-

nunft nicht befreunden, und die Symboliker und Mythologen haben ihm nichts mehr Objectives gelassen, haben die historische Bedeutung der Bibel untergraben! Letztere dem wissenschaftlichen Forscher zu erhalten, bleibt somit kein anderer Weg übrig, als das in der Bibel Gegebene als etwas Objectives zu erfassen, es jedoch so zu deuten, daß es mit der Anschauungsweise der reinen Vernunft vereinbar ist. Und dieß ist der zweite Gesichtspunkt dieses Werkes.

Die Mannigfaltigkeit des gegebenen Stoffes erlaubte nicht, das Ganze in ein systematisches Gewand zu kleiden; es wurde daher die Form einzelner Fragmente gewählt, welche in zwei Theilen folgende Gegenstände besprechen. Erster Theil: I. Erklärung von Thiernamen. II. Vom Versehen der Thiere. III. Zur Heilquellenkunde. IV. Zur Nahrungsmittelkunde. V. Die Speisegesetze. VI. Die ägyptischen Plagen. VII. Zur Geburtskunde. VIII. Von der Pflege der Neugebornen. IX. Unreinheit der menstruirenden und Wöchnerinnen. X. Ueber Päderastie und Sodomie. XI. Zur Geschichte der Aphrodisiaca. (Dudaim.) XII. Die angeblich hohe Lebensdauer der Altväter. XIII. Traumbilder. XIV. Krankheiten und Mißbildungen. — Zweiter Theil: XV. Das Bild des Greisenalters. XVI. Vom Selbstmorde. XVII. Die Beschneidung und der Epispasmus. XVIII. Die Castration. XIX. Wiederbelebung Scheintodter. XX. Bemerkenswerthe Todesfälle. XXI. Vom Einbalsamiren der Leichen.

Was den 1. Theil betrifft, so ist das erste Kapitel, Erklärung der Thiernamen, durch philologische und naturhistorische Forschungen und Erkenntnisse gleich ausgezeichnet. Von den übrigen sind die bedeutendsten die, welche über die ägyptischen Plagen, über die Geschichte der Aphrodisiaca und über die angeblich hohe Lebensdauer der Altväter handeln. Ueberall finden wir praktische Benützung früherer Mittheilungen bei eigenen Forschungen.

Was die Geschichte der Aphrodisiaca (Dudaim) betrifft, so nimmt unter den Vorurtheilen, an denen das Alterthum so reich ist, und von dem auch viele bis auf unsere Zeit sich in Ansehen und Anwendung erhalten haben, der Glaube an die Kraft gewisser Stoffe bei Personen gegen ihre Neigung Liebe und Leidenschaft zu erwecken und Unfruchtbare fruchtbar zu machen, eine der ersten Stellen ein, und wäre es möglich den Ursprung dieses Aberglaubens in seiner Geburtsstätte mit historischer Gewißheit aufzusuchen, so würden wir ohne Zweifel seine Quelle im Oriente finden, wo bei dem aufs Höchste gesteigerten Geschlechtsleben, das sich einerseits in der üppigsten und entartetesten Befriedigung, andererseits in der hohen Idee von einer zahlreichen Nach-

kommenschaft concentrirte, sich gewiß zuerst der Gedanke entwickeln mußte, es biete die Natur Stoffe dar, die Liebe erregen und Fruchtbarkeit befördern könnten. Aus diesem Gedanken, der zugleich sehnlichster Wunsch war, ging das Suchen nach solchen Stoffen hervor, und entsprach einmal aus Zufall der Erfolg der Absicht, so war der Aberglaube fertig und befestigt. Hieher gehört nun folgende Stelle aus der Geschichte unserer Urzeit:

»Und Ruben ging aus zur Zeit der Weizenernte und fand »Dudaim auf dem Felde und brachte sie zu Lea seiner Mutter. Da »sprach Rahel zu Lea: gib mir von den Dudaim deines Sohnes. Und »sie sprach zu ihr: ist es nicht genug, daß du mir den Mann genom»men, und nun willst du auch die Dudaim meines Sohnes nehmen? »Und Rahel sprach: darum mag er liegen bei dir diese Nacht für »die Dudaim deines Sohnes. Und als Jakob vom Felde kam des »Abends, ging Lea hinaus ihm entgegen und sprach zu ihm: mir »sollst du beiwohnen, denn erkauft habe ich dich um die Dudaim mei»nes Sohnes. Und er lag bei ihr in selbiger Nacht. Und Gott er»hörte Lea und sie ward schwanger. 1. B. Mos 30. 14 — »Die »Dudaim geben Duft und über unsere Thüre sind köstliche Früchte; »mein Freund, ich bewahrte sie dir. — Hoh. Lied. 7. 14. —«

Man hat das Wort Dudaim, welches in der Bibel nur an den zwei erwähnten Stellen vorkommt, auf verschiedene Weise gedeutet. Die Meinung von Steger, daß Dudaim Blumenkörbe oder Blumentöpfe seien, können wir füglich übergehen, da sich dieselbe in keiner Weise rechtfertigen läßt, und wenigstens so viel allgemein angenommen ist, daß dieses Wort eine Pflanze bedeute; welche aber, darüber gibt es verschiedene Meinungen. Hiller hält Dudaim für Kirschen: Celsius für den Lotosbaum, der kleine, runde, wohlriechende und süßschmeckende Aepfel trage, und hat dafür keinen andern Grund, als den, daß ein Rabbiner die Dudaim für die Frucht des Lotus ausgegeben habe; allein die Vermuthung eines einzigen Rabbinen kann hier keinen Ausschlag geben. Rudbeck verstand unter dem Worte die Brombeere, eine Meinung, die bei Niemanden Beifall gefunden hat; Ludolf glaubt, es sei die Frucht der Musa paradisiaca gewesen, ist aber von Rudbeck genügend widerlegt worden. Jene, welche Dudaim mit Lilien übersetzen, haben nur die Meinung eines einzigen Juden für sich, welcher im Talmud Dudaim mit Sigli erklärt hat, ein Wort, welches seiner Bedeutung nach unbestimmt ist, und von andern Rabbinen mit Jasmin erklärt wird; auch ist im Orient die Zeit der Lilien bereits vorüber, ehe die Weizenernte eintritt, so daß Ruben zu dieser Zeit sie auf dem Felde nicht hätte finden können. Rosenmüller hat aus Faber's handschriftlichem Nachlasse über die biblische Pflanzenkunde Folgendes mitgetheilt. — „Ich treffe nur folgende Kennzeichen der

Dudaim in der Bibel an: es ist ein Gewächs, das dem Frauenzimmer im Morgenlande angenehm, von gutem Geruche und auf dem Felde zur Zeit der Weizenernte zu finden ist. Alle diese Kennzeichen passen auf eine Art sehr kleiner Melonen, die in Syrien, Aegypten und Persien wächst, und von den Persern Destembujeh, d. i. Wohlgeruch in der Hand, von den Arabern Thagarir oder Schämam, am gewöhnlichsten aber Luffah genannt wird. Die Blätter dieser Pflanze sind ungleich eingeschnitten und in fünf Theile getheilt, rauh und dunkelgrün, doch hin und wieder etwas bleich. Ihre Blume ist groß und schön, von einer matten gelben Farbe, mit goldenen Streifen. Sie kriecht auf allen Seiten fort, und hängt sich mit ihren Gabeln oder Schlingen, deren sie sehr viele hat, an alle größern Pflanzen an. Die Frucht ist wie eine Gurke, einen halben Fuß lang, oft aber kaum größer als ein Enten-Ey, vom Stiele an geschmeidig und dünn, am Ende aber dicker und runder. Die Schale ist mehr oder weniger glatt, der Farbe nach Anfangs grün, hernach bei einigen entweder golden oder roth, mit schwarzen Streifen in die Länge, jedoch ohne Furchen. Zieht man die dünne Schale ab, so zeigt sich ein wunderbares Gewebe von Fäden, welches ein saftiges Mark in sich schließt, worin die Samenkerne liegen, daher sie von Vesling Cucumis aegypticus reticulatus genannt wird. Dergleichen kleine Melonen sind die Dudaim. Denn erstlich sind sie sehr wohlriechend, daher sie sich gut zu der Stelle im hohen Liede schicken; zweitens pflegt man sie im Oriente eben so in den Händen zu tragen, wie bei uns einen Blumenstrauß, oder bei gewissen Gelegenheiten Citronen; zum dritten hat der persische Uebersetzer der fünf Bücher Moses diese Frucht verstanden, denn er übersetzt das hebräische Wort Dudaim durch Destembujeh, welches, wie oben bemerkt worden, diese Art kleiner Melonen bezeichnet; viertens ist, wie gleichfalls oben gesagt worden, ihr gewöhnlicher Name im Arabischen Luffah, daher sie auch Linné Mamordica Luffa nennt, und dieß ist gerade der Name, der in den beiden arabischen Uebersetzungen dafür gesetzt ist. — Am richtigsten scheint die Uebersetzung des Wortes Dudaim durch Mandragora (Atropa Mandragora) zu geschehen; es ist dieses eine in Palästina und den angränzenden Ländern häufig wildwachsende Pflanze; sie ist niedrig wie Salat, hat auch ähnliche, aber dunkelgrüne, glattrandige, an den Enden zugespitzte, ungestielte Blätter, die unmittelbar von der Wurzel aufschießen. Aus der blauen oder röthlichen Blüthe bilden sich kleine gelbe, wohlriechende Aepfel, die von den Arabern gern gegessen werden. Die dicke, rübenartige, graubraune, innen rothe Wurzel theilt sich öfters unten in eine Gabel, wodurch sie Aehnlichkeit mit

einem menschlichen Körper ohne Arme und mit über einander geschränkten Beinen erhält, woraus sich später ein Aberglaube entwickelte; man machte nämlich aus der Wurzel die Alrunen (Alruniken, Alraunichen, Erdmännchen), kleine Figuren, welche man als Schutzgötter des Hauses, gut gekleidet, in einem verschlossenen Orte bewahrte; ihr Besitz brachte nach der Meinung des abergläubischen Volkes Segen ins Haus, schützte gegen Gefahren und Krankheiten, konnte Unfruchtbare fruchtbar machen, die Geburtswehen lindern und Niederkunften befördern. Gründe für die Ansicht, daß unter Dudaim die Mandragora zu verstehen sei, sind folgende. Die ältesten und die Mehrzahl der bewährtesten Uebersetzer sprechen dafür. Der älteste griechische Uebersetzer erklärt Dudaim im I. B. Mos. mit μῆλα μανδραγορῶν, Mandragorasäpfel, im hohen Liede mit μανδραγόραι, Mandragorasblüthe. Die Vulgata hat Mandragoras Eben so syrische, arabische und ein großer Theil späterer und neuester Uebersetzer, so wie die gelehrtesten Rabbinen. Die Mandragora stimmt mit der Zeit, welche die biblische Stelle für Dudaim aussetzt, überein. Ruben fand Dudaim zur Zeit der Weizenernte auf dem Felde; es muß also dieser Zeitpunkt bestimmt werden. Die eigentliche Erntezeit für den Weizen ist im Morgenlande, in Palästina und Mesopotamien, wo sich Jakob damals noch befand, in dem Monate Mai, und in denselben Monat fällt auch die Reife der Mandragora, und der Reisende Schulze sagt ausdrücklich, daß die Mandragora mit der Weizenernte zugleich folge. Die Absicht, weßhalb Rahel die von Ruben aufgefundenen Dudaim verlangte, spricht gleichfalls für Mandragora. Letzterer wurde, und noch, im Oriente eine zum Geschlechtstrieb reizende und die Fruchtbarkeit befördernde Kraft beigelegt, und schon der Geruch der Blüthe soll zur Liebe aufgemuntert haben, worauf sich die erwähnte Stelle im hohen Liede bezieht. Die Frucht wird wegen ihrer zur Wollust reizenden Kraft von den Arabern Tuphach elscheitan, d. i. Satansapfel genannt; Mauriti, welcher die Mandragora selbst in Arabien verkostete, sagt, die dortigen Einwohner seien sehr begierig auf diese Frucht, weil sie nach dem Essen derselben eine Heiterkeit und Lebhaftigkeit empfänden und glaubten, daß sie zum Kinderzeugen förderlich wäre; ein samaritanischer Mönch zu Napluſa, welchen Maundrell darüber befragte, sagte, diese Frucht habe schon die Kraft, die Empfängniß zu befördern, wenn man sie nur unter das eheliche Lager lege, und die Weiber bedienten sich derselben noch jetzt in der Absicht, Kinder dadurch zu erhalten. Berücksichtigen wir nun diesen morgenländischen Glauben von der Kraft der Mandragora, so finden wir einen Grund, weßhalb Rahel, die

damals noch nicht geboren hatte, die Dudaim, durch welche sie hoffte, Mutter zu werden, so dringend von ihrer Schwester verlangte. Man hat dagegen die Einwendung gemacht, daß man der Sittlichkeit der Rahel zu nahe trete, wenn man von ihr glaube, sie habe eine Frucht, deren Eigenschaft sei, auf den Geschlechtstrieb zu wirken und die Empfängnißfähigkeit zu steigern, verlangt, und Celsius sagt: absit, ut talia tribuamus Racheli, sanctae et innocenti foeminae, quae in Patriarchali familia longe aliam fidem aliosque mores edocta fuerat.« Allein diese Bedenklichkeit wird von selbst hinwegfallen, wenn wir berücksichtigen, daß unter den israelitischen Weibern, deren Unfruchtbarkeit eine Schande, eine Strafe Gottes war, es durchaus nicht für unsittlich galt, den Wunsch nach Kindern öffentlich auszusprechen, und die Mittel zur Erreichung desselben zu ergreifen. Betrachten wir nur in dieser Beziehung die Sprache der Bibel selbst. — „Die Morgenländer, sagt Oedmann, wissen besser Unschuld mit ihrer Pflicht gegen die Natur zu vereinigen; ein Mädchen, das vielleicht nie eine Mannsperson gesehen, und eher ihr Leben aufopferte als ihr Gesicht entblößte, empfängt vor dem Brautaltar ohne Erröthen Glückwünsche, bei welchen eine europäische vielleicht nicht so unwissende Braut sicher die Augen niederschlagen würde; die morgenländischen Brautlieder handeln blos von Kindern und Kindeskindern; ein Frauenzimmer empfindet dort ihre höchste Glückseligkeit als Mutter, und Rahel selbst hat bei einer andern Gelegenheit eine Aeußerung gegen ihren Mann gemacht, die eben so unschuldig in ihrer Heimat, als wenig delikat in unsern Ohren und schwerer zu entschuldigen ist, als die Begierde nach einigen Alraunen, die sie gewiß nicht anzuwenden brauchte, um ihres Mannes Herz zu gewinnen, wenn sie aber mit Hülfe derselben eine glückliche Mutter zu werden glaubte, konnte dieß die tugendhafte Stimme der Natur zweideutig machen?

Von nicht minderem Interesse sind die Untersuchungen über die angeblich hohe Lebensdauer der Altväter. Wir finden in der Geschichte aller Völker den Glauben an eine sehr hohe Lebensdauer der Menschen der Urzeit. Die Brahminen geben dem menschlichen Geschlechte vor der großen Ueberschwemmung ein sehr hohes, fast tausendjähriges Alter, und Flavius Josephus versichert, daß alle chaldäische, ägyptische und phönicische Schriftsteller dasselbe bezeugen. Die Kalmucken nehmen vier Weltalter an; im ersten lebten die Menschen achtzigtausend Jahre; sie waren heilig und konnten sich mit Flügeln in den Himmel erheben, sie wanderten von einem Körper in den andern; allein diese Glückseligkeit nahm ein Ende; ein gewisses süß wie Honig

ſchmeckendes Gewächs kam aus der Erde hervor; ein gefräßiger Menſch koſtete davon und machte es den übrigen bekannt, und hierauf nahm ihr Alter und ihre Größe ab. Die Griechen ſagten: „die Götter haben die Menſchen unter der Regierung Saturns erſchaffen; ſie lebten ohne Sorgen, Arbeit und Mühe und wurden alt; das zweite Menſchengeſchlecht war ſchlechter, aber dennoch lebten die Menſchen noch unſchuldig und lange, ſo daß ihre Kindheit noch hundert Jahre dauerte; waren ſie aber Jünglinge geworden, ſo lebten ſie dergeſtalt in Miſſethaten, daß ſie bald ſtarben.» Einen ähnlichen Glauben findet man bei einigen Stämmen der Inſularindianer: „they suppose, ſagt Faber, that the age of man has not always been the same as what it is at present, and that it will not always continue the same; but that it is lengthened or shortened according tho the general merit or demerit of human actions. Agreeably tho this theory, they say, that the life of the first man was extended to an almost immeasurable length, but that his children and grandchildren had gradually and successively shorter lives, in proportion as they became less virtuous.»

Dieſelbe Anſicht von einer ſehr hohen Lebensdauer der Altväter geben auch folgende bibliſche Stellen:

»Und Adam lebte 130 Jahre, da zeugte er Seth; und die »Tage Adams waren nach Erzeugung Seths 800 Jahre, und er zeugte »Söhne und Töchter; und alle Tage Adams, die er lebte, waren »930 Jahr, da ſtarb er. — Und Seth lebte 105 Jahr, da zeugte »er Enos, und Seth lebte nach Erzeugung Enos 807 Jahr und »zeugte Söhne und Töchter; und alle Tage Seths waren 912 Jahr, »da ſtarb er. — Und Enos lebte 90 Jahre, da zeugte er Kenan; »und Enos lebte nach Erzeugung Kenan's 815 Jahr und zeugte »Söhne und Töchter; und alle Tage des Enos waren 905 Jahr, da »ſtarb er. — Und Kenan lebte 70 Jahre, da zeugte er Mahalaleel; »und Kenan lebte nach Erzeugung Mahalaleel's 840 Jahr und zeugte »Söhne und Töchter; und alle Tage Kenan's waren 910 Jahr, da »ſtarb er. — Und Mahalaleel lebte 65 Jahr, da zeugte er Jared; »und Mahalaleel lebte nach Erzeugung Jared's 830 Jahre, und er »zeugte Söhne und Töchter; und alle Tage Mahalaleel's waren 895 »Jahr, da ſtarb er. — Und Jared lebte 162 Jahr, da zeugte er »Henoch; und Jared lebte nach der Erzeugung Henoch's 800 Jahr »und zeugte Söhne und Töchter; und alle Tage Jared's waren 962 »Jahr, da ſtarb er. — Und Henoch lebte 65 Jahr, da zeugte er »Methuſalah; und Henoch wandelte mit Gott nach Erzeugung Me»thuſalah's 300 Jahr und zeugte Söhne und Töchter; und die Tage »Henoch's waren 365 Jahr, und Henoch wandelte mit Gott und er »war nicht mehr, denn Gott hatte ihn hinweggenommen. — Und »Methuſalah lebte 187 Jahr, da zeugte er Lamech; und Methuſalah »lebte nach Erzeugung Lamech's 782 Jahr und zeugte Söhne und »Töchter; und alle Tage Methuſalah's waren 969 Jahr, da ſtarb »er. — Und Lamech lebte 182 Jahr, da zeugte er Noah; und La»mech lebte nach Erzeugung Noah's 595 Jahr und zeugte Söhne und »Töchter; und alle Tage Lamech's waren 777 Jahr, da ſtarb er.«—

»1. B. Mos. 5, 3. — »Sem war alt 100 Jahr, da zeugte er Ar»phachsad, und Sem lebte nach Erzeugung Arphachsad's 500 Jahre »und zeugte Söhne und Töchter. Und Arphachsad hatte 35 Jahre »gelebt, da zeugte er Selah; und Arphachsad lebte nach Erzeugung »Selah's 403 Jahr und zeugte ꝛc. — Und Selah hatte 30 Jahr ge»lebt, da zeugte er Eber; und Selah lebte nach Erzeugung Eber's »403 Jahr und zeugte ꝛc. — Und Eber lebte 34 Jahr, da zeugte er »Peleg, und lebte nach Erzeugung Peleg's 430 Jahr ꝛc. — Und »Peleg lebte 30 Jahr, da zeugte er Regu, und lebte nach Erzeugung »Regu's 209 Jahr. Und Regu lebte 32 Jahr, da zeugte er Serug »und lebte nach der Erzeugung Serug's 207 Jahr. Und Serug lebte »30 Jahr, da zeugte er Nahor, und lebte nach Erzeugung Nahor's »200 Jahr. Und Nahor lebte 29 Jahr, da zeugte er Thara und lebte »nach dessen Erzeugung 119 Jahr.« 1. B. Mos. 11, 10.

Die Physiologie kann unmöglich die Annahme solcher Lebensalter zugeben, und Lisco irrt sehr, wenn er meint, im Organismus des menschlichen Körpers liege Nichts, was diesem hohen Lebensalter widerspräche oder es unmöglich mache; und wenn er ein besonderes Walten der göttlichen Vorsehung hier statuiren will, so hätte er vorher bedenken sollen, daß man gerade der göttlichen Vorsehung ein willkürliches Abweichen von den Naturgesetzen nicht beilegen darf. Man hat diese angeblich hohen Lebensalter auf verschiedene Weise zu deuten versucht.

a) Von der Ansicht ausgehend, daß die ältesten Völker ein sehr verschiedenes Zeitmaß hatten, und bald einen kleinern, bald einen größeren Zeitraum ein Jahr nannten, stellte man verschiedene Berechnungen und Vergleiche der Zeitrechnung der alten Zeit mit der neuen an, und trotz der mühsamen Untersuchungen von Kanne, Rask u. A. ist man doch zu keinem befriedigenden Resultate gelangt, denn man mag die Berechnung anstellen wie man will, so geht aus ihr kein die Sache erklärender Anhaltspunkt hervor, was bei der Unsicherheit und den vielen Widersprüchen, welche sich in der Bibel in Bezug auf die Begriffsbestimmungen hinsichtlich der Zeitabtheilungen, Jahre u. dgl. vorfinden, leicht erklärbar ist, und daß sich aus den Büchern Mosis keine ununterbrochene und sichere Zeitrechnung herleiten läßt, ist eine Sache, über welche Bredow, Buttmann, Bauer, Vater, Rosenmüller, Gesenius und noch mehrere andere gelehrte Theologen einig sind. Einige haben das Jahr auf einen, Andere auf drei Monate festgesetzt; aber keine dieser Bestimmungen paßt für alle Fälle unseres biblischen Textes. Nimmt man das Jahr zu einem Monat, so müßten z. B. Mahalaleel und Henoch, welche im 65. Jahre — Arphachsad, welcher im 35. — und Nahor, welcher im 29. Jahre gezeugt haben sollen, noch viel zu jung zum Zeugen gewesen seyn, da sie erst ein Alter von nur eben so viel Monaten gehabt hätten, und die Annahme

eines dreimonatlichen Jahres paßt zwar auf Einige hinsichtlich des Alters in Bezug auf Zeugungsfähigkeit, doch schwerlich auf Nahor. In Bezug auf das gesammte Lebensalter, welches bei Einigen auf 930, 912, 905, 910, 895, 962, 969, 777 Jahre angegeben ist, paßt weder die Annahme eines einnoch die eines dreimonatlichen Jahres, weil dann immer noch ein zu hohes Lebensalter übrig bleiben würde. Hensler hat die Vermuthung aufgestellt, daß das Jahr bis zu Abrahams Zeit drei Monate enthalten habe, darauf bis zu Joseph 8 Monate und erst nach Joseph 12 Monate. Allein abgesehen davon, daß diese Ansicht schon hinreichend widerlegt ist, so läßt sich auch auf diese Weise das hohe Lebensalter nicht erklären, weil alsdann Methusalah immer noch 242 Jahre alt geworden seyn würde. Dagegen ist aus Bibelstellen erweisbar, daß die Jahre der Hebräer in der vorexiliſchen Periode Mondjahre von 354 Tagen waren, und aus ungleichen Monaten von je 30 und 29 Tagen bestanden, was auch aus der Erzählung der Fluth resultirt; denn aus der Berechnung derselben gehen genau die 12 Monate hervor, von denen der zehnte namentlich und der siebenzehnte Tag eines Monats genannt werden. Die ganze Dauer der Fluth umfaßt genau ein Mondjahr von 354 Tagen mit Einschluß der sieben Tage der Vorbereitung, der Aufenthalt Noah's in der Arche umfaßt indeß nur den Zeitraum von 307 Tagen, da er erst nach dem vierzigtägigen Regen in die Arche ging, weil schon ein hohes Wasser nöthig war, um ein solches Gebäude von 300 Ellen Länge, 50 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe zu heben und zu tragen. Das Jahr der Fluth ist hier nach der Lebenszeit Noah's, Monat und Tag aber nach der wirklichen Jahreszeit bestimmt worden; eine Zeitrechnung, wie sie die Hebräer mit allen alten Völkern gemein hatten, wie wir sie auch später zu den Zeiten der Judakönige unter Joachims Regierung zu Jerusalem finden, wo ausdrücklich der sieben und zwanzigste Tag des zwölften Monats erwähnt wird; und wie das Jahr noch jetzt nach dem jüdischen Kalender zu 354 Tagen, 8 Stunden, 48 Minuten und 38 Sekunden gerechnet wird, dessen Monate wechselweise 30 und 29 Tage haben. Diese Eintheilung des Jahres in zwölf Mondumläufe, und die weitere Eintheilung eines Mondumlaufes in seine vier Viertel, bildet den siebentägigen Wochencyclus, den wir in den verschiedensten Theilen der Erde antreffen.

b) Rau betrachtet die Geschlechtsregister nur als den Entwicklungsgang der Menschheit und der Völker bezeichnende Bilder. „Die Geschlechtsregister, sagt derselbe, sind so zu sagen der rothe Faden, der sich aus einer unberechenbaren Vorzeit

durch das Kommen und Verschwinden einer Masse asiatischer Völkerschaften hinzieht, die zumeist durch die in den Geschlechtsregistern vorkommenden Namen angedeutet oder bezeichnet sind, so zwar, daß man den Volksnamen oder die annähernde Bezeichnung der einzelnen Stämme bildlich als den Namen eines Stammvaters in das Geschlechtsregister setzte. Die Angabe der Lebensjahre soll lediglich dazu dienen, die großen Zeitalter der Bildungsgeschichte der Menschheit zu charakterisiren, und es wäre demnach lächerlich zu fragen, ob Adam wirklich 930, Noah 950, Henoch 365 Jahre gelebt hätten oder nicht. Namen und Zahlen sind hier lediglich Bilder, die den Entwicklungsgang der Menschheit, hier insbesondere den der Völker Asiens andeuten. Allen Wahrzeichen nach hat nun in jenen ältesten Zeiten, von welchen keine deutliche Erinnerung mehr auf uns zurückgekommen ist, ein großes mächtiges Volk in Hochasien bestanden, von welchem ein uraltes Volksbewußtseyn den Hebräern überkommen war.» Als Schlußresultat seiner weiteren historischen Untersuchungen stellt Rau Folgendes auf: „Die Geschlechtsregister dürfen nicht buchstäblich als Stammtafeln einer von Adam abzuleitenden großen Familie betrachtet werden, der die ganze Erde bevölkert; sondern die Geschlechtsregister, wie sie uns in den ältesten Urkunden der heil. Schrift entgegentreten, sind lediglich ein, nach morgenländischer Weise in das Gewand eines Bildes gekleideter Versuch, die ältern Völkerwanderungen Mittel- und Hochasiens, so wie die Abstammung der verschiedenen Stämme aus einem großen Urvolke darzuthun.» — So geistreich übrigens diese Ansicht Rau's ist, so läßt sich gleich dagegen von vorneherein bemerken, daß es für den Zweck und das Resultat einer historischen Forschung nicht ersprießlich ist, da Bilder oder Symbolik anzunehmen, wo wir auf eine andere Erklärungsweise, wie weiter unten wird dargethan werden, der Erzählung ihren vollen historischen Werth erhalten können.

c) Andere nehmen die naturgemäßere, einfachere Kost und Lebensweise, das nomadische Herumwandern unter einem gesunden freien Himmel, ohne Luxus und dessen mörderischem Gefolge von Nahrungssorgen u. dgl. als Ursache dieser hohen Lebensalter an. Allein, so wenig sich läugnen läßt, daß solche Verhältnisse allerdings zur Verlängerung des Lebens beitragen können, eben so wenig können wir ihnen die Kraft, das Leben bis zu einer, jedem Naturgesetze widersprechenden Dauer zu verlängern, beilegen; blicken wir auf die sogenannten Wilden, die freien, sorgenlosen Söhne der Natur, wir werden zwar unter ihnen mehr Individuen von sehr hohem Lebensalter als bei unserer, durch Luxus, übertriebene Cultur und Aehnliches verkrüppelten

Generation antreffen, aber vergebens werden wir unter ihnen nach Männern von dem Alter eines Lamech's oder Methuſalah's ſuchen. — „Durch die kräftigſten Nahrungsmittel, die reinſte Luft ꝛc. ſagt Schuſter, kann die Körpermaſchine, wenn Alles noch ſo gut geht, doch nur bis an das letzte ihr einmal geſteckte Ziel hin, aber nicht darüber hinaus getrieben werden; ſonſt muß man annehmen und beweiſen, daß jene früheren Menſchen eine ganz andere Körperkonſtitution gehabt haben, welche dem jetzigen allgemeinen Naturgeſetze des thieriſchen Lebens gar nicht unterworfen war, wofür jedoch Nichts weiter, wogegen aber Alles Uebrige, was uns von ihnen erzählt wird, zu ſprechen ſcheint.“ —

d) Jene, welche die Urſache der hohen Lebensdauer dieſer Alten in der Hypotheſe finden wollen, daß alles Genießbare mehr Kraft und Güte gehabt, je näher es dem erſten Augenblicke der Schöpfung geweſen, haben nicht bedacht, daß der Anfang unſerer Urgeſchichte nicht auch der Anfang der ſchaffenden Kraft des Erdkörpers iſt, und daß, wollte man auch eine ſo falſche Behauptung zugeben, ſich daraus das Abſurdum ergeben würde, es müßte dieſes Abnehmen der Kraft ſeit einem Zeitraum von einigen tauſend Jahren ſtufenweiſe zugenommen haben, und wie kraftlos müßten dann jetzt die Produkte der Erde ſeyn, wie ſehr müßte die Lebensdauer der Menſchen abgenommen haben; allein noch jetzt ſchafft die Erde ihre für den Menſchen genießbaren Produkte mit voller Kraft, noch jetzt gibt es Greiſe, deren Alter den bibliſchen Worten: „der Menſchen Tage ſeien hundert und zwanzig Jahre“ entſpricht, jener nicht zu gedenken, welche das in der Bibel auf ſiebenzig bis achtzig Jahre geſetzte Lebensziel überſteigen. — Da wir nun in dieſen Anſichten den Grund für die angeblich ſo hohe Lebensdauer der Patriarchen nicht finden können, ſo müſſen wir uns zu einer andern Deutungsweiſe wenden. Es ſei vorerſt auf die zwei bibliſchen Sprachweiſen, daß öfters nur ein einzelner Name angeführt, darunter aber ein ganzer Stamm oder ein Volk verſtanden wird, und daß die Worte: „zeugen, leben und ſterben,“ auch zur Bezeichnung des Anfanges der Dauer und des Erlöſchens eines ganzen Stammes oder Volkes gebraucht werden, aufmerkſam gemacht. Unter analoger Berückſichtigung dieſer bibliſchen Redeweiſen wird ſich nun in Bezug auf das hohe Alter der Patriarchen die natürlichſte Deutung ergeben, wenn wir annehmen, daß man mit dieſen Namen und Zahlen nur große geſchichtliche Perioden auszufüllen ſuchte, ſo daß in dieſer Urgeſchichte die Perſonennamen ganze Perioden bezeichnet haben; man verſuchte nämlich mit dem durch die Sage aus der früheſten Zeit übrig gebliebenen Namen ein zuſammenhängendes Geſchlechtsregiſter zu bilden, wobei die

Lebensdauer der einzelnen Individuen verlängert werden mußte; man legte ferner bei diesem Verfahren die Ansicht, daß die Menschen vor der Fluth bei ihrer einfacheren und naturgemäßeren Lebensweise viel älter geworden seien, als bei dem später eingetretenen Culturzustande, zu Grunde, knüpfte an die durch die Sage erhaltenen Namen die ganze Chronologie an, und füllte dann die durch verloren gegangene Namen entstandenen Zwischenräume durch die Annahme der langen Lebensdauer der bekannt gebliebenen Namen aus; woraus hervorgeht, daß jene Angabe der hohen Lebensdauer rein mythischer Art ist. Ein Beweis für das Gesagte liegt auch noch darin, daß, je näher die mehr historische Zeit heranrückt, desto kürzer auch allmählig die Lebensdauer des Menschen überhaupt und jene Einzelner insbesondere bezeichnet wird, bis sie endlich in eine gewöhnliche übergeht, denn man hatte nicht mehr das Bedürfniß, die durch verloren gegangene Namen entstandene Lücke in der Chronologie durch die Fiction einer übermäßig hohen Lebensdauer auszufüllen. So finden wir nun, daß nach der Fluth sich die Lebensdauer der Einzelnen sehr bemerkbar mindert, und wenn gleichwohl Abraham im Alter von 175, Jacob von 147, Isaak von 180, Joseph von 110, Moses von 120 und Josua ein Alter von 110 Jahren erreichten, so werden diese Angaben doch nicht wie jene aus der antidiluvianischen Periode als unwahrscheinlich und unhistorisch bezeichnet werden können, denn ein Volk, welches in seiner energischen physischen Entwicklung einen so hohen Grad von körperlicher Kraft zeigte, mußte bei der Einfachheit seines Lebens auch zu einer längern als gewöhnlichen Lebensdauer befähigt seyn.

Der Verfasser theilt am Schlusse des Kapitels Beispiele solcher Lebensdauer, wie man sie nach der Fluth beobachtete, neuerer Zeiten mit. Nach Humboldt kommt ein hundertjähriges Alter in der gemäßigten Zone von Mexico nicht selten vor, auch berichtet er von einem 143jährigen Peruaner, der mit 130 Jahren noch täglich drei bis vier Stunden zu Fuß zu gehen pflegte. Nach Riley sollen unter den Arabern in der Wüste nahe an 200jährige Menschen vorkommen. Die Londoner Kirchenliste von 1766 bis 1790 zeigt 1310 Menschen von 100 bis 110 Jahren — 361 Menschen von 111 bis 130 Jahren — 36 Menschen von 131 bis 160 Jahren und 5 Menschen von 161 bis 165 Jahren. Die russischen Kirchenlisten von 1801 bis 1804 zeigen 2589 Personen von 100 bis 110 Jahren — 297 von 111 bis 130 — und 7 Menschen von 140 bis 150 Jahren. Im Jahre 1843 wurden in Rußland 6 Menschen 130 — 2 Menschen 135 und einer 140 Jahre alt. In Smyrna starb 1702 der venezianische Consul Hupazoli in einem Alter von 115 Jahren.

Der Schotte Lawrance heiratete erſt im hundertſten Jahre und befuhr, 140 Jahre alt, noch die See; ein anderer Schotte, Taylor, ſtarb 1770 in einem Alter von 133 Jahren. Der Portugieſe Taveira de Lima ſtarb 1738 im 198ſten Lebensalter. Der Engländer Thomas Parre wurde 152 Jahre alt und der Engländer Jenkins ſtarb 1670 in einem Alter von 169 Jahren. Die berühmte Gräfin Desmond, welche unter Jakob I. in England lebte, wurde nach Einigen 141, nach Andern 150 Jahre alt, und Katharina Fitzgerald, welche noch in ihrem hundertſten Lebensjahre Antheil an dem Tanzen nahm, ſtarb in einem Alter von 145 Jahren. Im J. 1757 ſtarb zu Cornwallis der Soldat Eſſingham im 144ſten Jahre. In einem Dorfe Norwegens ſtarb 1797 der Bauer Surrington im 160ſten Jahre und hinterließ einen Sohn, der 103 Jahre alt war. Im J. 1805 lebte noch zu Poſen Jakob Mulinowsky in einem Alter von 138 Jahren. Zu Temesvar in Ungarn lebten im J. 1726 zwei Eheleute, von denen der Mann 172 und die Frau 165 Jahre alt waren. In der Nähe von Temesvar in dem Orte Keveres ſtarb 1724 der Bauer Zorton in einem Alter von 185 Jahren. Auf den Gütern des Staroſten Zalusky von Broject ſtarb ein Bauer im 158ſten Lebensjahre. Zu Friedrichsſtadt in Nordamerika ſtarb 1797 ein Mulatte in einem Alter von 180 Jahren und zu Mauri-County in Nordkarolina ſtarb 1833 Frau Fantham in dem Alter von 154 Jahren.

(Der Schluß folgt.)

Art. XI. Tradescant der Aeltere 1618 in Rußland. Der Handelsverkehr zwiſchen England und Rußland in ſeiner Entſtehung. Rückſichtlich auf einige der älteren Reiſen im Norden. Geſchichtliche Beiträge, mitgetheilt der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg von Dr. J. Hamel, Akademiker, wirklichem Staatsrath und Ritter. Mit Tradescant's Porträt und einer Karte. St. Petersburg, Druckerei der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften, 1847. 4. 264 S.

Der Verfaſſer beginnt ſeinen werthvollen Aufſatz einleitend mit einem Rückblick auf die erſte Ankunft der Engländer an der Dwinamündung. Es ſind nun bald drei Jahrhunderte verſtrichen, ſeitdem Albion hier zum erſten Male Moscovia begrüßte.

Das faſt ungeſtört zweihundert drei und neunzig Jahre hindurch beſtandene freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen England und Rußland iſt von ſo großem Nutzen für Handel, Technik und Induſtrie überhaupt geweſen, daß eine Gedächtnißfeier der gegenſeitigen Freundſchaftsbegründung, welche vor dreihundert

Jahren Statt gefunden, in beiden Reichen beschlossen und seiner Zeit (1853) auf eine würdige Weise begangen werden sollte.

Es war am 24. August des Jahres 1553, als das von dem in der Geschichte der Schiffahrten unvergeßlichen Stephan Burrough (und seinen Gehülfen John Buckland) geführte Schiff Edward Bonaventure, auf welchem Richard Chancellor Oberbefehlshaber war, am südlichen Gestade des weißen Meeres vor dem Flecken (Possad) Nenocksa ohnweit der koreliſchen Mündung der Dwina Anker warf.

Die Ankunft dieses englischen Schiffs an Rußlands Küste war ein bloßer Zufall, denn seine eigentliche Bestimmung war nach China und Indien. Die vorhergegangenen großen, weltumfassenden geographischen Entdeckungen hatten die Absendung desselben veranlaßt, so daß diese Landung unweit Nenocksa mit der allerwichtigsten Epoche der Geschichte der Seefahrten zusammenhängt.

Lissabon war in Folge der im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts von den Portugiesen im Westen Afrika's gemachten Eroberungen und der Besitznahme Indiens durch Vasco de Gama ein zweites Venedig geworden. Spanien häufte zu Cadix und Sevilla unsägliche, durch Colon's Entdeckung des südlichen Theils der neuen Welt ihm zugefallene Reichthümer. Diese hatte sich bekanntlich England entgehen lassen, und es mußte sich nun mit den weniger bedeutenden commerziellen Vortheilen begnügen, welche ihm durch die Cabot'sche Auffindung des Nordens vom neuen Continent zu Theil wurden.

Dabei war Englands Seehandel überhaupt noch sehr bedrängt, obgleich schon gar manches Hinderniß seiner Ausbreitung beseitigt worden war. Die Hansa suchte ihr altes, odioses Monopol zu behaupten, obgleich seit 1505 auch eine englische corporirte Gesellschaft von Merchant Adventurers für den Handel nach den Niederlanden bestand, wo Antwerpen unter den Handelsstädten Europa's die erste Stelle einnahm. Erst 1551 kam es zur ernstlichen Untersuchung der wiederholten Klagen über die Hansa, in Folge deren der Steelyard in London seiner unbilligen Vorrechte endlich verlustig ward. Hiermit war eine starke Fessel der Handelsspekulation in England gelöst. Man sann in London darauf, das Beispiel Portugals und Spaniens nachzuahmen, und neue Handelswege zur See zu suchen. Ein günstiger Umstand war es, daß sich damals der, jener großen Entdeckungsperiode noch angehörige Sebastian Cabot, wieder in England befand, denn er konnte als Rathgeber Erfahrungen mittheilen, welche er sich im Verlauf eines halben Jahrhunderts erworben hatte. Als zwanzigjähriger junger Mann hatte er bereits 1497 auf dem Schiffe Matthew von

seinem Geburtsorte Bristol aus die bekannte Fahrt gemacht, auf welcher am 24. Juni Nordamerika entdeckt wurde.

Nach umständlichen Berichten über Cabot's Familienverhältnisse und Unternehmungen und die seiner Freunde und Begleiter, geht der Verfasser zur Mittheilung der Tradescant betreffenden Nachrichten über. Die gelieferte Uebersicht der frühesten Verhältnisse Rußlands und Englands umfaßt mehr als zwei Decennien.

John Tradescant, der Aeltere, ist der Mann, welcher das gewiß nicht geringe Verdienst hat, in England das allererste Museum von naturhistorischen Gegenständen und Kunstsachen gestiftet zu haben; er besaß auch einen der ersten und seiner Zeit den besten botanischen Garten. Beide Anstalten waren bei einander in South Lambeth, ohnweit London. Jetzt befindet sich dieser Ort innerhalb der grenzenlosen Metropolis auf der Ostseite von South Lambeth Road (mit Unrecht die Südseite genannt); die Gebäude stehen gerade gegenüber Spring Lane.

Die in dem Museum so wie in dem Garten befindlichen Gegenstände hat Tradescant's Sohn, von welchem beide Anstalten bedeutend bereichert worden waren, durch einen 1656 gedruckten Catalog bekannt gemacht. Der Titel ist: Musaeum Tradescantianum: or, a collection of rarities preserved at South Lambeth near London by John Tradescant.

Tradescant der Aeltere starb 1638, der 1608 geborne Sohn 1662. Des Letztern einziger Sohn (sie hatten alle drei den Taufnamen John) war vor ihm, 1652, mit Tode abgegangen, und daher vermachte der erbenlose zweite Tradescant 1659 am 16. Dez. die ganze Sammlung in South Lambeth dem Elias Ashmole.

Dieser Ashmole, geboren 1617, hatte sich damals bereits durch drei Schriften bekannt gemacht. Zwei davon, gedruckt in den Jahren 1650 und 1652, handelten von Alchymie, die dritte, 1658, vom Stein der Weisen; ihr Titel war: The way to blis. Bemerkenswerth möchte es seyn, daß das Werk, mit welchem Ashmole zuerst (1650) auftrat: Fasciculus chemicus, in Rußland und zwar zu Moskau von Dr. Arthur Dee, dem Leibarzte des Zaren Michail Fedorowitsch, im J. 1629 lateinisch abgefaßt worden war. Ashmole's zweites, 1652 gedrucktes Werk war sein Theatrum Chemicum Brittannicum: eine Sammlung alter hermetisch-philosophischer Schriften.

Seit 1650 hatte Ashmole und auch seine Frau Tradescant den Jüngeren wiederholt in South Lambeth besucht. Man sieht, daß sich Ashmole bei diesem Tradescant, wahrscheinlich durch astrologische und alchemistische Prahlereien, wichtig zu machen gewußt hatte. Da nun Letzterer keine Hoffnung hatte, von seiner zweiten Gattin, Esther, Kinder zu bekommen, so setzte er, wie

schon erwähnt, den keineswegs mit ihm verwandten Ashmole testamentarisch zu seinem Erben ein.

Die Universität Oxford ertheilte Ashmole 1669 das Diplom eines Doctors der Medizin, und er bot ihr die Tradescant'sche Sammlung als Geschenk an, mit der Bedingung, daß sie ein besonderes Haus dazu bauen lasse. Sir Christopher Wren (bekanntlich der Erbauer der St. Paulskirche in London) mußte einen Plan machen, und im Jahre 1679 ward der Grundstein dazu gelegt. Am 16. August 1682 reiste Ashmole nach Oxford, um das neue Haus in Augenschein zu nehmen, und 1683 konnte die aus Lambeth (im Februar und März) übersandte Sammlung durch den zum ersten Aufseher derselben bestimmten Dr. Robert Plot daselbst aufgestellt werden.

Dieses Gebäude befindet sich dicht bei dem ebenfalls von Sir Christopher Wren 1664 — 1669 auf Dr. Sheldon's Kosten erbauten Universitätstheater. Es wird das Ashmole'sche, nicht aber, wie es doch wohl eigentlich hätte seyn sollen, das Tradescant'sche Museum genannt, und daher ist jetzt des wahren Begründers Name fast ganz vergessen. Er würde kaum je ausgesprochen werden, wenn nicht Heinrich Bernhard Rupp in seiner Flora Jenensis 1718 nach dem von John Parkinson 1629 benannten Phalangium Ephemerum Virginianum Joannis Tradescanti eine eigene Pflanzengattung: Tradescantia aufgestellt hätte.

Tradescant der Aeltere war schon bei dem 1612 verstorbenen Grafen Salisbury, Robert Cecil (Sohn von William), Gärtner gewesen. Später war er es bei Edward Lord Wotton in Canterbury, und dann bei George Villiers, dem Herzog von Buckingham; der Erstere starb 1628, der Letztere ward in demselben Jahre ermordet. Tradescant's Zeitgenossen, der Londoner Apotheker und königliche Herbarist John Parkinson, der 1629 seinen Paradisus terrestris und 1640 sein Theatrum botanicum herausgab, so wie Thomas Johnson, auch Apotheker in London, welcher 1633 den Chirurgen John Gerard's allgemeine Geschichte der Pflanzen: The Herbal, mit vielen eigenen Zusätzen drucken ließ, geben ihm wiederholt das Zeugniß eines überaus fleißigen und unermüdlichen Sammlers, und zwar in Ausdrücken, welche die höchste Achtung für ihn an den Tag legen. Kurz vor seinem Tode, 1638, hatte die Oxforder Universität den Plan, ihn zum Aufseher ihres medizinischen Gartens (Physic garden) zu machen, der 1632 auf Henry Danvers's, des Grafen von Danby's, Kosten eingerichtet worden war.

In Oxford wurde die Tradescant'sche Sammlung bald nach ihrer Ausstellung im Museum „ein nicht hoch genug zu achtender

Schatz von Naturgegenständen» (thesaurus inaestimabilis rerum naturalium) genannt.

Was wir von Tradescant dem Aelteren bis jetzt wissen konnten, findet sich vorzüglich in den Kräuterbüchern, welche seine erwähnten Zeitgenossen herausgegeben haben.

Mir war, sagt der Verfasser, eine Stelle in Parkinson's Theatro unklar, und ich machte mich an's Dechiffriren der Handschrift, folgte dem Verfasser an die Dwina und auf die dortigen Inseln, worunter auch die Roseninsel, und als ich an die Stelle kam: „helebros albus enoug to load a ship," so war es, als ob plötzlich ein Lichtstrahl mich im vorliegenden Hefte ein Manuscript von Tradescant erkennen ließe. Fernere, genauere Untersuchung bestätigte mir, daß ich recht gesehen. Ich habe die Ueberzeugung, daß es von ihm selbst geschrieben ist.

Ich muß hier bemerken, daß man in England gar nichts von Tradescant's Hand kannte; man besitzt nicht einmal seine Unterschrift.

Der volle Titel des Manuscripts, welches ich als von ihm geschrieben erkannt habe, ist: „A viage of Ambassad undertaken by the right honorable Sir Dudlie Diggs in the year 1618 being atended on withe 6 Genttillmen which beare the nam of the Kings Genttillmen whose name be heere notted on M. Nowell brother to the Lord Nowell M. Thomas Finche, M. Woodward, M. Cooke, M. Fante, and M. Henry Wyeld withe every on of them their man Cother folloers on Brigges Interpreter M. Jams an Oxford man his Chaplin on M. Leake his Secretary withe 3 Scots on Capitain Gilbert and his son with on Car also M. Mathew De Questers son of Filport lane in London the rest his own retennat sume 13 whearof Note on Jonne an Coplie wustersher men. M. Swanli of limhouse master of the good Ship called the Dianna of Newcastell M. Nelson part owner of Newecastell."

Was die Worte bedeuten sollen: „Notire einen (aus den dreizehn) John an (und?) Coplie Leute (?) aus Worcestershire," ist mir bis jetzt noch nicht klar; jedenfalls muß sich „Jonne" auf John Tradescant selbst beziehen. Vielleicht wird dieser Satz noch zu der Entdeckung führen, daß Tradescant nicht, wie man glaubte, aus Holland, sondern aus Worcestershire gebürtig gewesen. Der Name Tradescant möchte ein angenommener seyn. Ich will hier nur beiläufig bemerken, daß er auch Tradeskin geschrieben worden ist, was man Trade-skin lesen, und also Fell- oder Balghändler übersetzen könnte. Sir Thomas Herbert schrieb 1680 Tradescon.

Sir Dudley Digges, an den sich Tradescant angeschlossen haben mag, um etwas von Rußlands Pflanzen und Thieren kennen zu lernen, wurde 1618 von James I. an den Zaren Michael

Fedorowitsch gesandt, welcher das Jahr zuvor Stepan Iwanowitsch Wolünsky, Statthalter von Räshsk, nebst dem Djaken Mark Posdejew an den König abgefertigt hatte, hauptsächlich um eine Geldanleihe zu bewerkstelligen, da er beim Antritt seiner Regierung die Finanzen Rußlands in einem sehr zerrütteten Zustande vorgefunden hatte. Gleichzeitig mit Sir Dudley Digges ging auch, in einem andern Schiff, der nach Rußland zurückkehrende Gesandte Wolünsky ab. Das vom Kapitän Swanlie aus Limehouse bei London geführte Schiff, auf welchem sich Digges mit Tradescant befand, hieß the Diana und war aus Newcastle. Herr Nelson, einer der Eigenthümer desselben, machte die Reise mit.

Nun folgen Mittheilungen in einigen vom Verfasser copirten Stellen aus Tradescant's Reisejournal. Am 3. Juni (1618) ging man von Gravesend aus unter Segel. Am 16ten warf man im Hafen bei Tynemouth (in Northumberland) Anker, und Tradescant machte den folgenden Tag mit noch Jemand (wahrscheinlich war es Nelson, der Miteigenthümer des Schiffes) eine Fahrt nach Newcastle zum Einkauf von frischer Provision, bei welcher Gelegenheit wir die damaligen Preise der Lachse kennen lernen. Am Petri-Paultage (den 29sten) früh Morgens übersandte Sir Dudley Digges Herrn Wolünsky aus Artigkeit einige Fleischprovision und Porter, weil er wußte, daß an dem Tage die Fasten der Russen zu Ende waren. Am Abend desselben Tages kam ein Vogel auf's Schiff, welches sich im 66. Grade der Breite und ungefähr 60 Leagues vom Lande befand. Der Vogel wurde lebendig eingefangen und Tradescant zur Verwahrung übergeben, der ihn jedoch nicht kannte; als der Vogel gestorben war, bewahrte er den Balg. In der Nacht vom 1. auf den 2. Juli sah Tradescant von der Sonne in ihrer niedrigsten Stellung einen kleinen Theil noch über dem Horizont. Am 4ten schied eine für Grönland bestimmte Pinasse ab. Am 6ten sahen sie das Nordcap und den Tag darauf sprachen sie ein dänisches Kriegsschiff bei Wardöhuus. Am 11ten brachten ihnen bei der Insel Ssoßnowetz lappländische Küstenfischer frisch gesalzene Lachse, von denen Sir Dudley einige kaufte. Tradescant beschreibt die Lappen sowohl als ihr Boot. Da er dieses mit einer holländischen Schuyte vergleicht, so muß man glauben, daß er in Holland gewesen sei. Am 12ten sah Tradescant einen großen weißen Fisch (?), von welchem man ihm sagte, er sei ein arger Feind und Vertilger der Lachse. Am 13ten kamen viele kleine Vögel auf's Schiff, welches nur ungefähr drei Leagues vom Ufer entfernt war. Tradescant fing ihrer drei und nahm ihre Bälge mit. Er bemerkt, sie seien den englischen Hänflingen ähnlich gewesen. Am 15ten ging das Schiff über die Barre

der Dwina. Es muß die Beresow'sche gewesen seyn. Nach dem, was Tradescant schreibt, war die Wassertiefe zwölfthalb Fuß; Stephen Barrough hatte 1557 dreizehn Fuß notirt. Der Agent der englischen Compagnie in Archangelsk ließ ihnen gleich nach der Ueberfahrt über die Barre frische Provision zukommen. Am 16ten wurde im Hafen erst Wolünsky und sodann Digges militärisch bewillkommt. Der unserm Autor dem Namen nach unbekannte Pristaw war das Haupt der Strelitzen zu Archangelsk Peter Perfirjew. Denselben Abend kamen Samojeden in einem Boote zu dem Schiffe; Tradescant beschreibt sie. Noch unter diesem Datum liefert unser Autor den Beweis, daß er ein guter Beobachter war, denn die merkwürdige Erscheinung einer doppelten Fluth, der Manicha, blieb von ihm nicht unbemerkt. Er schreibt: „Diese Nacht lichteten wir den Anker wegen der zwei Fluthen, die erste dauert bloß zwei Stunden, darauf folgt eine bedeutend starke Ebbe, und zwei Stunden später stellt sich eine lang dauernde Fluth wie die unsrige ein.

Tradescant's Ungeduld, die Vegetation des vor ihm liegenden Dwina-Landes kennen zu lernen, war so groß, daß er bat, ihn mit dem Schiffsboot an das nahe Ufer zu bringen. Gleich beim Landen fiel ihm eine Beere auf, die er der Erdbeere ähnlich, aber mit Blättern, welche dem Avens (Geum urbanum?) einigermaßen gleichkommen, beschreibt, und von der er sagt, daß sie gegen den Scorbut benutzt werde. Da sie bernsteinfarbig war, so muß es die gelbe Moltebeere, Rubus Chamaemorus, bei uns Moroschka genannt, gewesen seyn. Er trocknete einige Beeren, um Samen zu haben, und schickte später einen Theil davon nach Paris an den Pflanzengärtner Robin, wahrscheinlich Vespasian, dessen Vater Jean den ersten guten Garten in der Hauptstadt Frankreichs angelegt hatte, von wo aus er schon im letzten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts mit Gerald in London gegenseitigen Sämereien-Austausch betrieb. Wir wissen bestimmt, daß Vespasian Robin unseren Tradescant amerikanische Pflanzen aus Paris nach London übersandt hat.

Aber nicht nur unsere Pflanzen interessirten Tradescant: „I would have given five shillings for one of their skins," sagte er, als Vögel vor ihm hinflogen, von welchen einer, den er beschreibt, wohl ein Birkhahn gewesen seyn muß. Tradescant notirt sogar den Fund eines Stückes der Haut einer Schlange.

Am 16. Juli Abends legte das Schiff vor dem englischen Hause in Archangelsk an, und den Tag darauf (am 17ten) landete Tradescant mit der ganzen Gesellschaft. Sir Dudley ward von dem Pristaw Perfirjew empfangen. Es waren drei Häuser

zu Quartieren bestimmt, von denen zwei Holländern, das dritte aber einem Engländer Wilkinson gehörte.

Am 20. Juli erbat sich Tradescant ein zarisches Boot, um die nordwestlich von Archangelsk gelegenen Inseln im Dwina-Delta befahren und die darauf wachsenden Pflanzen untersuchen zu können. Bei dieser Fahrt war es, wo er auf einer Insel so viel Nieswurz, Helleborus albus, das jetzige Veratrum album, oder V. Lobelianum fand. Ich habe schon erwähnt, daß das, was Tradescant davon sagt, mich in den Stand gesetzt hat, ihn als Verfasser der Handschrift zu erkennen. Er führt beiläufig auch an, daß diese Pflanze von den Russen Camaritza genannt werde. Hieraus, meint der Verfasser, wäre zu folgern, daß bei dem jetzigen Namen Tschemeritza, wie so oft geschieht, das G oder K in Tsch verwandelt ist. Da nun Komar oder Kamar eine Mücke bedeutet, so ergibt sich, daß der russische Name für Nießwurz Mückenkraut ist. Rußland hätte also diese Pflanze nicht wie Deutschland nach ihrer Niesen erregenden Wirkung, sondern nach der in alten botanischen Büchern erwähnten Eigenschaft, Mücken (auch Fliegen) zu tödten, benannt. Schon Plinius sagt: „Muscae necantur albo (scilicet Elleboro) trito et cum lacte sparso." — In Brunsfeld's Contrefayt Kräuterbuch von 1532 steht S. LXV: „Willtu im August alle Mücken tödten, so nim Nyesswurtz, beytze sye in milch und die selbig milch stelle den mucken für zu trinken." Da in Rußland im Frühjahre beim Schmelzen des Schnees die großen Flüsse so viel Land überschwemmen, was der Entwickelung der Mücken, die bekanntlich im Wasser vor sich geht, günstig ist, so war es für die Bewohner und Besucher des Dwina-Delta's, wo auch große Mengen dieser Peiniger der Menschen erzeugt werden, wichtig, ein Vertilgungsmittel derselben bei der Hand zu haben, daher denn der Name Komaritza, jetzt in Tschemeritza umgewandelt.

Bei der Traubenkirsche, der Tscheremucha (Prunus Padus), erzählt uns Tradescant, daß die Engländer zu Archangelsk die Beeren derselben wilde Kirschen nennen. Wirklich liegt der russischen Benennung wohl das Wort Cerasus, Kirsche, zu Grunde. Er nahm mehrere Aeste, die im Boden Wurzel geschlagen hatten, in der Hoffnung mit sich, daß einige davon in England fortkommen würden, wobei er die technische Anwendung dieser biegsamen Holzart zu Faßreifen im Auge hatte. Er erzählt, daß die englischen Küper in Archangelsk sie häufig zu Caviartonnen brauchen, und die daraus gemachten Reifen außerordentlich zähe und dauerhaft seien. Die Flammänder, Holländer, Hamburger und Russen sollen damals ebenfalls viel von diesem Holze zu Reifen verar-

beitet haben, und auch nach England wurde es verführt, um Fässer für die grönländischen Fischereien zu binden.

Tradescant macht, obschon nur in der Kürze, einige Bemerkungen über den Bau der verschiedenen Getreidearten, über das Brot, das Fleisch und das Bier, über das Ackerland, die Pflüge, das Fuhrwerk, die Knüppelbrückenstraßen in der Stadt Archangelsk, den geschickten Gebrauch einfacher Zimmermannswerkzeuge, den Bau der Wohnhäuser, der Bauernhöfe u. s. w.

Man zeigte Tradescant Hafer, der schon sechs Wochen nach der Aussaat gedroschen war. Das Brot fand er so gut, wie an den meisten Orten Englands, doch hatte er am Backen und an der äußeren Form etwas auszusetzen. Außer Weizen- und dem gewöhnlichen Roggenbrot erwähnt er auch einer feineren Sorte des letzteren.

Das Rindvieh fand er klein, die Schafe denen in Norfolk ähnlich; Rind- und Schaffleisch mager. Hühner und Hähne klein; keine Kapaunen. Die Ferkel, sagt er, werden gar klein verbraucht; die Schinken schmecken thranig, weil die Schweine (in Archangelsk) so viele Fische zu fressen bekommen.

Das russische Bier im Allgemeinen sei schlecht, aber das von einem Russen im englischen Hause (in Archangelsk) gebraute so gut, wie er es je in England getrunken habe.

Das Ackerland bei Archangelsk vergleicht er mit dem in Norfolk; die Pflüge fand er denen in Essex ähnlich, aber die Räder schlecht gearbeitet. Die Karren klein, schmal und länglich, wie die in Staffordshire. Die Pferde ziemlich gut.

Daß die russischen Zimmerleute mit so einfachen Werkzeugen zu arbeiten im Stande seien, möchte Tradescant gern, wenigstens was die Schnelligkeit betrifft, aus der Weiche des Holzes erklären.

Die Einrichtung der Bauernhöfe vergleicht er mit der der Klöster in England, indem die Ställe rings um den Hof herum gebaut sind.

Mit etwas mehr Ausführlichkeit beschreibt Tradescant fünf Arten von Fahrzeugen, die er auf der Dwina gesehen.

Am 5. August verließ Tradescant Archangel auf der Diana und zugleich kehrte auch Nelson, der Miteigenthümer dieses Schiffes, zurück.

Zwei Jahre nach seinem Besuche in Rußland machte Tradescant eine Reise in's mittelländische Meer, mit der damaligen gegen Algier gerichteten Expedition. Er brachte von der Insel Fermentera Trifolium stellatum mit, welches Johnson in seiner Ausgabe von Gerard's Herbal S. 1208 als Trifolium stellatum hirsutum beschreibt, und er erzählte Parkinson, er habe in den Barbaresken-Staaten Felder voll Gladiolus gesehen.

Sieben Jahre später, nämlich 1627, begleitete Tradescant die unglückliche Expedition, welche der Herzog von Buckingham (George Villiers), bei dem er Gärtner war, das Jahr vor seiner Ermordung nach La Rochelle und auf die Insel Rhé unternahm. Er brachte von der letztern Insel Leucojum marinum maximum Parkinsoni mit.

Im sogenannten Ashmole'schen Museum befinden sich mehrere in Oel gemalte Porträts von Tradescant dem Vater und dem Sohn. Auch der junge Enkel und seine Stiefmutter Esther sind abgebildet. Vom älteren Tradescant ist noch ein gleich nach seinem Ableben gemachtes Porträt und ein Gypsabguß des Kopfes vorhanden. Außer den früher angeführten Porträts des Vaters und Sohnes von dem Böhmen Wenceslaus Hollar für den Katalog des Museums, hat man sie noch zweimal von John Thomas Smith gravirt. Auch Esther Tradescant ist, sowohl allein als zusammen mit ihrem Stiefsohne (nicht Sohne) von Gaulfield gestochen worden. Das Tradescant'sche Haus in Lambeth ist von dem eben genannten J. T. Smith ursprünglich für seine Antiquities of London and its Environs (1791—1800) gravirt.

Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nannten die englischen Gärtner einige Pflanzen nach Tradescant: 1) das schon erwähnte Phalangium Ephemerum Virginianum, welches in Deutschland damals schon von Rupp als Stamm der Gattung Tradescantia aufgestellt worden war; 2) den Narcissus pseudonarcissus, den Parkinson zu Ehren Tradescant's und nach seiner rosenartigen Füllung, so wie auch nach der gelben Farbe, Pseudonarcissus aureus maximus flore pleno, sive roseus Tradescanti genannt hatte; endlich 3) die Aster, welche Tradescant von George Gibbes, einem Arzte zu Bath, der sie aus Virginien mitgebracht hatte, bekam, und die auch von Linné als Aster Tradescanti aufgestellt ist, so daß in der Botanik jetzt nicht nur eine Pflanzen*gattung*, sondern auch eine Pflanzen*art* nach Tradescant benannt ist.

Der dem Stifter des Gartens in South Lambeth durch Parkinson und Johnson zugefallene Ruhm hat ohne Zweifel die Errichtung anderer Pflanzgärten beschleunigt. Bald bildete sich auch bei London der noch jetzt bestehende Apothekergarten in Chelsea, welchem, nach Watts und Doody, James Petiver und später Philipp Miller vorstanden. Sir Hans Sloane ward 1712 Eigenthümer des Grundstücks, welches er nachher dem Apothekerverein überließ. — Ohnweit dieses Gartens in Chelsea wohnte er die letzte Zeit seines Lebens und starb auch daselbst. Bekanntlich dienten Sloane's botanische und naturhistorische Sammlungen

zur Grundlage des British Museum in London. Sein Monument steht am linken Ufer der Themse bei der Kirche zu Chelsea, während der Gründer des Oxforder Museums am rechten Ufer des Flusses zu Lambeth ruht.

Der Verfasser schließt mit dem Wunsche, es möge die Auffindung der beschriebenen Handschrift Tradescant's des Aeltern dazu dienen, das Andenken an diesen so enthusiastischen Freund der Flora und ersten Begründer eines naturhistorischen Museums in England von Neuem aufzufrischen, und sein nicht hinlänglich gewürdigtes Verdienst nach Gebühr schätzen zu lehren!

Als Zugabe theilt Herr Hamel höchst interessante geographische Entdeckungen, veranlaßt durch Mitglieder der englisch-russischen Compagnie, in deren Gesellschaft Tradescant nach Rußland kam, mit. Sie betreffen Matwei's (Matjucha's) Land. Der Herausgeber hat damit dargethan, daß Forschungen in den Archiven Englands, wenn ihre Ergebnisse mit dem Inhalt der in Moskau aufbewahrten Dokumente verglichen werden, interessante Ergänzungen für die Geschichte Rußlands an die Hand geben.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXXIII.

I. Ueber die Grafen von St. Georgen und Pösing in Ungarn und Oesterreich, und deren Münzrecht.

Von Joseph Bergmann.

Zwei nun erloschene Geschlechter ähnlichen Klanges von uraltem Adel und bedeutendem Besitzthum werden häufig genannt in den Spezialgeschichten von Ungarn und Oesterreich, denen wir einige Aufmerksamkeit widmen wollen, nämlich das Geschlecht der Grafen von St. Georgen (gemeiniglich von St. Jörgen) und Pösing — Comites de S. Georgio et de Bozyn, auch de Bazin — und das der Freiherren und kurz vor seinem Erlöschen in den Grafenstand erhobenen von Prösing zum Stein.

Die Grafen von St. Georgen und Pösing sollen ursprünglich von edlem deutschen Geblüte und zwar von den ehemaligen Grafen von Altenburg und Homburg (Haimburg?) abstammen. Aber schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts führten sie beide Namen von St. Georgen und Pösing; jenen von der dermaligen k. Freistadt St. Georgen im Preßburger Comitate, welchen Ort König Andreas II. im J. 1216 Alexandern, der sich zuerst Comes nannte, als freies Eigenthum schenkte, diesen von dem im nämlichen Comitate gelegenen damaligen Flecken und Gebiete Bozyn (auch Bazin und Bozen), d. i. von der jetzigen k. Freistadt Pösing, welches K. Bela IV. Alexanders Sohne Cosmas dem I. seiner und seiner Voraltern großer Verdienste wegen im Jahre 1245 für ewig (perennaliter) verlieh. Der fleißige und um die Genealogie des österreichischen Adels vielfach verdiente Wißgrill († 1803) hat über diese Grafen von St. Jörgen und Pösing in seinem Schauplatze des landsäßigen niederösterr. Adels, Wien 1797, Bd. III. S. 248 — 266 ausführlich geschrieben. Wir wollen das Wesentliche ihrer Genealogie hier kurz zusammenfassen und einiges Geschichtliche, das sie betrifft, genauer aus einander setzen.

Cosmas oder Cosmus I. hatte die Söhne Paul I. und Cosmas II., von denen jener sechs Söhne hinterließ. Deren ältester, Graf Peter I. (starb um 1342), war mit Agnes Gräfin von Forchtenstein und Güssing der Stammvater beider Linien der Grafen von St. Jörgen und Pösing. Ihre Söhne waren Paul II. († um 1362), Johann Thomas und Peter II. nebst drei Töchtern. Graf Johann, den wir den Aeltern nennen, erhielt für sich und seine leiblichen Brüder im J. 1363 vom Könige Ludwig I. das Jus gladii oder das peinliche Hals- und Landgericht in allen ihren Herrschaften und Gebieten. Dessen zwei Söhne hießen nach Wißgrill III. 251 Nikolaus und Georg. Georg war nach demselben K. Alberts (II.) Rath und Kronhüter von Ungarn und besaß die Veste und Herrschaft Marcheck an der ungarischen Grenze. Ihm bestä-

tigt die Königin Elisabeth, deren Gemahl am 27. October 1439 gestorben war, ddto. am 9. November von Wissegrad aus die Ueberantwortung der ungarischen Krone und der andern Reichsinsignien in der von Pray in seiner Hierarchia Hungar. I. 321 bekannt gemachten Urkunde. Nach den sehr interessanten, mit reichen Erläuterungen von Professor Endlicher herausgegebenen Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439 und 1440. Leipzig 1846. S. 12 f. war Graf Niklas der Vater und Jörg sein Sohn, der die Schlüssel zur Plintenburg (d. i. Wissegrad) hatte. Obgleich Graf Georg Johanna Gräfin von Pernstein, dann Margaretha von Pottendorf zur Ehe gehabt haben soll, ist doch nichts von einer Nachkommenschaft bekannt. Thomas, der Stifter der ältern Linie, eroberte die feste Stadt Jadera (Zara) mit ihrem Gebiete, unterwarf sie der Königin Maria und war im J. 1384 Banus von Dalmatien und Kroatien. Er erkaufte mit seiner Gemahlin Hedwig von Perneck von Herrn Jannsen von Wildeck ein Haus in der Rathgasse zu Wien. Um das Jahr 1386 gerieth er wegen der feindlichen Einfälle und Räubereien seiner Unterthanen mit dem Markgrafen Jodok von Mähren in einen ihm sehr verderblichen Krieg, in dem er gefangen wurde und von seinen Brüdern und Verwandten um eine schwere Summe losgekauft werden mußte. Ihm entstammen die Söhne Johann, Nikolaus und Peter III., von dessen wie von Johanns Descendenz nichts aufzufinden ist, nebst vier Töchtern. Nikolaus erzeugte mit Barbara von Szecsy die Söhne Thomas, der in seiner Jugend 1444 in der Schlacht bei Varna fiel, dann Johann und Sigmund. Beider nicht ruhmvolle Blüthe fällt in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, in welchem sie auch in Oesterreich nördlich und südlich der Donau an Ungarns Grenze theils als Pfandschaften, theils als freies Eigenthum ansehnliche Güter und Herrschaften erwarben. Graf Johann, der von 1431 — 1435 auf der Hochschule zu Wien studirt hatte, machte in dem glänzenden Gefolge des K. Friedrich den Zug zu dessen Krönung und Vermählung nach Rom, und wurde mit so vielen Andern an der Tiberbrücke daselbst am 11. März 1453 zum Ritter geschlagen. Dann brachte er mit seinem Bruder Sigmund nach Wißgrill III. 254 für große, dem Kaiser in den Jahren 1456 — 1460 dargeliehene Summen sehr ansehnliche Schlösser und Herrschaften in Oesterreich an sich, als den Markt Berchtoldsdorf (gemeiniglich Petersdorf) mit der Veste Kammerstein, die über demselben nun in Trümmern liegt, als Pfandschaft von Herzog Albrecht VI.; Guntramsdorf, Waltersdorf, Hornstein, Scharfeneck am Leithagebirge, Schloß und Herrschaft Bruck an der Leitha, die Vesten Heimburg und Rothenstein in dessen Nähe; daher die nähere Bekanntschaft mit dem Kaiser. Beide gehören zu jenem treulosen Adel in Ungarn und Oesterreich, der damals wortbrüchig nach seinem Vortheile seinen Herrn wechselte. Kaiser Friedrich war nicht nur allein mit seinem verschwenderischen Bruder Albrecht VI., sondern auch mit mehreren österreichischen Landleuten (d. i. Herren des landsässigen Adels) in Streit, Fehde und Krieg verwickelt. Unter diesen werden in Urkunden namentlich aufgeführt: Johann und Sigmund, Grafen zu St. Jörgen und Pösing an der Spitze, Hanns und Heinrich von Liechtenstein zu Nikolspurg, Berchtold von Ellerbach, Ulrich Gravenegker, Andreas Pemkircher und Hanns Enzesdorfer. Sie erscheinen bei einer Beredung (d. i. Besprechung) und Ausgleichung einer Befehdung zu Wiener-Neustadt am 29. November 1456 ihrerseits und etliche kaiserliche Räthe andererseits. Die Sache ist aber damals nicht zu Ende gekommen; denn der Kaiser gibt seinen Räthen, dem Bischof Ulrich von Gurk und Bernhard

Markgrafen von Baden, seinem Schwager (laut der Urkunde) [1]), die Vollmacht auf dem am St. Erhartstag (8. Jänner) zu haltenden Friedenstage an seiner Statt mit den genannten Personen zu unterhandeln und selben Tag, wenn es Noth thäte, zu erstrecken. Dieser Tag wurde dann ddto. Neustadt am Samstag vor St. Antonien (15. Jänner) 1457 bis auf den Montag nach Bartholomä, d. i. 29. August, erstreckt. Ja es wurde von der Gegenpartei eine Vollmacht an demselben 15. Jänner für Ulrich von Gravenegk ausgestellt, die Ausgleichung noch vor dem angesetzten Tage zu versuchen. In dem zwischen dem Kaiser und seinem Bruder am 21. August 1458 geschlossenen neuen Theilungsvertrage [2]) ist am Ende beredt worden, daß all das, was bisher der Kriege halber der Kaiser und die obgenannten Landleute (mit Weglassung Hannsens von Liechtenstein) nebst ihrem Anhange gegen einander zu thun gehabt haben, geschlichtet und gerichtet seyn soll. Die Grafen Johann und Sigmund waren zu Anfang des Jahres 1459 für den Kaiser Friedrich, dann nach dem ersten Treffen wenigstens Graf Sigmund, wie wir hören werden, gegen denselben, und wurden doch mit Titeln und Gnaden überhäuft. Im J. 1460 zog Sigmund wieder als kaiserlicher Feldhauptmann gegen Görz und den räuberischen Konrad Fronauer. Als nach dem frühen Tode des K. Ladislaus Posthumus († 23. November 1457) Matthias Corvinus, dem zu allen hohen Eigenschaften nur der graue Wiegenadel fehlte, am 24. Jänner 1458 zum Könige von Ungarn ausgerufen war, neigte sich die antihunyadische Partei, an deren Spitze der Palatin Ladislaus von Gara [3]), Nikolaus von Ujlák, Woiwode von Siebenbürgen, der Presburger Graf Andreas Paumkircher, die Gebrüder Johann und Sigmund nebst deren Vettern Georg und Ladislaus Grafen von St. Jörgen und Pösing, Berthold Ellerbach [4])

---

1) Des Kaisers Schwester Katharina ward mit Karl I. Markgrafen von Baden-Baden, im J. 1446 vermählt. Dessen Bruder war dieser Bernhard. Dem Triebe seines frommen Herzens folgend schlug er Margaretha, Tochter des K. Karl VII. von Frankreich, aus, überließ seinen Landestheil seinem Bruder, und wollte in den Entbehrungen der Einsamkeit den Himmel suchen. Nun berief ihn Kaiser Friedrich, der einen Kreuzzug gegen die Türken beschlossen hatte, an seinen Hof, und bestimmte ihn zu einer Rundreise zu allen Fürsten der Christenheit, um sie (wie Johann von Capistran) zur Theilnahme zu begeistern Bernhard eilte voll Eifer nach Paris und Turin. Auf dem Wege nach Rom überfiel ihn 1458 zu Montcallier in Piemont plötzlich eine Krankheit, der er erlag. Er ruht daselbst und wurde vom Papste Sixtus IV. im J. 1480 selig gesprochen Bernhard besaß nach Böheim's Geschichte von Wiener-Neustadt I. 136 *) ein Haus daselbst.

2) Abgedruckt in Kurz's Oesterreich unter K. Friedrich IV. Bd. I. 283 — 287.

3) Gara's Mutter Anna war die leibliche Schwester der berüchtigten Kaiserin Barbara von Cilli, daher wohl die Todfeindschaft, weil sein Vetter Ulrich von Cilli durch Ladislaus Hunyadi, des K. Matthias ältern Bruder, zu Belgrad am 11. November 1456 getödtet worden war.

4) Die Ellerbach, wie so Viele des österreichischen Adels, kamen aus Schwaben, und zwar aus dem Burgauischen. Das kleine Pfarrdorf Ellerbach liegt im Dekanate Wertingen. Vgl. Dr. Raiser's Guntia, Ereignisse der Stadt Günzburg. Augsb. 1823. S. 91 Ueber die Ellerbach in Niederösterreich und als Hausbesitzer in Wien s. Schlager's Wiener Skizzen 1842. IV. 332 — 339. Sie besaßen eines der zwei im J 1840 zur Erweiterung des Grabens abgebrochenen Häuser, und zwar das gegen den Kohlmarkt hin, Nr. 569. Die Gebrüder Berchtold, Burkard und Hanns v. Ellerbach standen im harten Streite zwischen dem K. Friedrich und seinem Bruder Albrecht auf des Letztern Seite. Berthold erscheint auch in deren Ausgleichung am 21. August 1458 (Kurz I. 286). In Ungarn besaß er Monyorókerék, d. i. Eberau, ein deutscher Marktflecken am Pinkafluſſe im Körmender Bezirk, und war nach Feßler V. 103, 140, 149

von Monyorókerék, die Gebrüder Lasla und Niklas von Kanisa ꝛc. standen, zu Kaiser Friedrich III., in dessen Händen zu Wiener-Neustadt die Krone des h. Stephan als Pfandschaft war. Gara und Niklas Ujlák, welche als Häupter der kaiserlichen Faction auf dem Reichstage im Dezember 1458 ihrer Würde entsetzt worden waren, luden im Anfang des Jahres 1459 die Vertrauten ihres Anhanges auf die Felsenburg Güssing (Nemet-Ujvar) im Eisenburger Comitate, und hatten von da ihren Verkehr mit dem nahen Kaiser. Hier wählte diese Gegenpartei, vier und zwanzig an der Zahl, ihn am 17. Februar wegen seiner Eigenschaften, kaiserlichen Würde, Verwandtschaft mit König Ladislaus, wie auch wegen der treuen Verwahrung der ungarischen Reichskrone zu ihrem Könige. Der Kaiser ließ diese seine Erwählung in Wiener-Neustadt feierlichst bekannt machen und sich — wie auch Feßler V. 46 b und Kurz I. 224 meinen — am Sonntag Lätare (4. März) vom Erzbischofe Sigmund von Salzburg, zu dessen Sprengel damals noch Neustadt gehörte, mit der ungarischen Krone krönen, was Andere läugnen. Von nun an nannte der Kaiser Friedrich sich auch König von Ungarn. Am 22. März wurde ihm daselbst Maximilian I., ein herrlicher Sprosse eines alternden Baumes, geboren, vom genannten Erzbischofe getauft und von Niklas v. Ujlák über der Taufe gehoben.

König Matthias schickte auf die Kunde dieser Vorgänge Simon Nagy [1]) und Niklas Rozgony mit einem Heerhaufen an die österreichische Grenze, um das Gebiet derer, die von ihm abgefallen waren und für den Kaiser waffneten, zu verheeren, und ihr und des Kaisers feindliches Unternehmen zu hindern und zu lähmen. Auf kaiserlichen Befehl zog Ulrich von Gravenegk [2]) mit 5000 Oesterreichern in das Eisenburger Comitat, um bei Körmend sich mit den ungarischen Reisigen der kaiserlichen Partei zu vereinigen. Vor heißer Kampfbegier führte hier Nagy, ohne des Gegners Streitmacht zu erforschen, vorschnell in das Treffen. Auf dem rechten Flügel stand Ujlák mit 3000 Reitern und vier Haufen Fußvolk, auf dem linken die Gebrüder Sigmund und Johann Grafen von Pösing mit ihren Dienstmannen, im Centrum der Feldhauptmann Gravenegker mit seinen Oesterreichern. Muthig entbrannte ein hartnäckiger, blutiger Kampf. Sigmund wurde von Rozgony anfangs zurückgedrängt und verfolgt; Ujlák, dieß gewahrend, eilte ihm zu Hilfe, und Rozgony, welcher um so beherzter sich auf Sigmunds fliehende Schaaren warf, wurde von der Hauptmacht abgeschnitten, während Gravenegker den Simon Nagy mit beträchtlichem Verluste aus dem Felde schlug. Nun gab Nagy das Zeichen zum Rückzuge. Ujlák und Graf Sigmund

---

Weröczer Obergespan. Nach Schlager verschwindet mit dem J. 1464 der Name Ellerbach in den Urkunden der Stadt Wien, und Berchtold scheint ihm der Letzte seines Stammes, wenigstens der österreichischen Linie, gewesen zu seyn. Nach Feßler V. 569 war im J. 1483 Ambros Ellerbach Vicegespan desselben Werőwitzer oder Weröczer Comitats.

[1]) Diesen Simon nennen die lateinisch schreibenden Historiker, z. B. Gerard de Roo S. 237, cognomento Magnus, und die Deutschen Groß, d. i. Nagy.

[2]) Dieser aus Schwaben eingewanderte Gravenegker, der auch später mit seinem Landesfürsten zerfiel und sich sammt einigen andern Herren in den Schutz des K. Matthias begab und mit diesem sogar am 4. Dez. 1472 ein förmliches Bündniß gegen den Kaiser schloß, dann sich mit seinem Sohne Wolfgang und den Herren Georg und Friedrich von Pottendorf, Heinrich und Georg von Puechhaim am 28. Februar 1477 aussöhnte, verlor 1487 vor Schottwien durch einen Büchsenschuß von des K. Matthias Leuten sein Leben.

erbarmten sich ihrer geschlagenen Landsleute und thaten, um sie nicht völlig aufzureiben, der Verfolgung derselben Einhalt [1]).

Diese Niederlage machte den achtzehnjährigen König nicht muthlos. Er suchte seine Rettung von der List. Bald kamen die Gebrüder Kanisay voll Reue über ihren treulosen Abfall in nächtlicher Flucht aus dem kaiserlichen Lager und fanden Gnade und Aufnahme bei dem wohlberechnenden König, laut dessen Urkunde ddto. Ofen 24. April 1459 [2]). Durch diese wirkte er auf die Häupter der Faction, Ladislaus Gara, Niklas Ujlák, und auf die Grafen Sigmund und Johann von St. Jörgen und Pösing, und wußte sie durch das Anerbieten von Verzeihung und ehrenvollen Auszeichnungen zu gewinnen. Anfänglich mochte die Grafen von Pösing, da sie nicht neutral bleiben konnten, ihr bedeutender Besitzthum in Oesterreich an den Kaiser binden; nun folgten sie dem Triebe zum Vaterlande und dem neuen Glanzgestirn, das sie im Könige über dasselbe aufgehen sahen. Gara erhielt wieder des Palatins Titel und Rang, Niklas von Ujlák die Aussicht auf die bosnische [3]) Krone, Graf Sigmund die Hauptmannschaft über Oberungarn (Hungariae superioris Praefecturam) und sein Bruder Johann die Woiwodschaft von Siebenbürgen, und den Besitz ihrer Güter, Ländereien, Rechte und Freiheiten.

Nun war diese ungarische Gegenpartei ohne Haupt. Der Kaiser wollte sein Glück weiter verfolgen. Ulrich Gravenegker, Andreas Paumkircher und die zwei treu gebliebenen Brüder Georg und Ladislaus Grafen von Pösing rücken mit dem kaiserlichen Heere hinter Pinkafeld, um Güns und Oedenburg zu decken. Nagy übernimmt zu diesem zweiten Kriegszuge wieder den Oberbefehl und Graf Sigmund führt die Reiterei. Jener greift das verschanzte Lager von vorne, dieser zu gleicher Zeit mit Tagesanbruch von hinten an. Die ungarischen Factionsmänner in des Kaisers Heer fechten lässig, das bald im stürmenden Anfall geworfen wird. Nagy und Sigmund bleiben, wenn auch mit empfindlichem Verluste, Meister des Lagers. Diese Schlacht hatte entschieden und die wenigen ungarischen Anhänger huldigten dem Glücke des Siegers.

---

[1]) Gerard de Roo nennt (in der lat. Ausgabe S 237 und in der deutschen S. 260) nach einer Handschrift unter tapfern Deutschen einen Mötsch, der drei Pferde im Streite verlor und hilf- und siegreich fiel, und vermuthet, es dürfte vielleicht ein Graf von Matsch (Comes Amasianus) gewesen seyn. Keiner der damaligen Grafen von Matsch, weder Ulrich IX., noch sein Vetter Ulrich X. († 1474), beide Landeshauptleute in Tirol, kämpfte in Oesterreich oder Ungarn. Der Held war wahrscheinlich ein Oesterreicher, indem in einem Gnadenbriefe K. Friedrichs ddto. Wien 1 October 1459 ein Petzold Mätsch erscheint. Vgl. S. 12.

[2]) Stephan Katona Hungaria diplomatica. Viennae 1771. Tom. II p. 294. Nro. XXVI.

[3]) Der König versprach nach Feßler V. 118 dem tapfern Woiwoden von Siebenbürgen die (Vasallen-) Königswürde von Bosnien nach vollbrachter Eroberung des Landes, und ernannte ihn im J. 1473, er starb 1476, und Bosnien wurde einige Jahre später zu einer türkischen Provinz umgeschaffen. Ujlák hat auch als König von Bosnien gemünzt. Ein äußerst seltenes Münzchen desselben ist in Dr. Köhne's Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. Berlin 1843. Bd. III 310 beschrieben und Tab. VII Nr. 8 abgebildet. Vorderseite: M(oneta.) NICOLAI D. G. R(egis) BOSNE † Rautenschild der Herzoge von Teck, wie auf den Denaren des Patriarchen von Aquileja, Ludwigs von Teck. (Vielleicht in der Münzstätte zu Aquileja geschlagen?). Rückseite: MATRI. REGNI. Maria mit dem Kinde auf dem rechten Arme. Dieses Exemplar befindet sich in der Cappe'schen Sammlung in Berlin. Ein ähnliches Stück habe ich aus der Münzsammlung des Freiherrn von Bretfeld-Chlumzanski; s. dessen Katalog, Wien, Nr. 15,407, für das k. k. Münzkabinet erstanden.

So erzählen dieſe Vorgänge im Allgemeinen Pray, Kaprinai S. 52, Feßler V. 52 f. nebſt Andern. Nun iſt aber die Zeit dieſer beiden Schlachten oder Treffen, welche wir die von Körmend und Pinkafeld nennen wollen, nirgends genau genannt. Nach dieſen Daten ſollte man glauben, auch die zweite ſei wie die erſte im Frühling deſſelben Jahres 1459 geſchlagen worden. Daß die erſte vor der Begnadigung der beiden Kaniſay, d. i. vor dem 24. April geſchehen, iſt außer allem Zweifel. Feßler ſetzt Bd. V. 54 die Ausſöhnung auf St. Georgentag den 23. (wohl richtiger 24.) April und in grellem Anachronismus am Rande derſelben Seite das ſpätere zweite Treffen vor dem 14. April (!), und fußt ſich in der Anmerkung a) zu S. 55 auf das Schreiben [1]) des Königs Matthias an das Saroſcher Comitat, in welchem er demſelben ddto. Ofen 12. (nicht 14.) April 1457 befiehlt, auch den Nachbarſtädten die verläßliche Kunde eines ſehr harten Zuſammenſtoßes ſeiner Völker mit dem Feinde und ſeinen Nebenbuhlern mitzutheilen. Dieſe Stelle lautet wörtlich: „Licet pridem quasdam ex parte gentium nostrarum, sub Capitaneatu fidelis nostri dilecti Magnifici [2]) Simonis Magni (i. e. *Nagy*), de Zenthmárthon, supremi Capitanei dictarum gentium nostrarum, vobis intimaverimus novitates, prout venerunt ex abrupto, tamen heri veniens ad nostram Majestatem certus ab exercitu nuncius, rem suâ serie sic narravit: Quod praedictae gentes nostrae cum hostibus, et aemulis nostris, durissimum conventum habuerunt; ex nostris pauci interierunt, sed ex adversariis plurimi in ore gladii corruerunt, notabiles quoque non pauci numero, erga manus dicti fidelis nostri Simonis Magni Capitanei, captivi detinentur“ Datum Budae feria quinta proxima ante Festum B. B. Thiburtii et Valeriani Martyrum. Anno Domini 1459.

Da der Tag der h. Martyrer Tiburtius und Valerianus auf den 14. April und die nächſtvorhergehende feria quinta auf den 12ten fällt, an welchem Tage der König ſein Schreiben nach dem Empfange des Boten, der Tags zuvor (heri), alſo am 11. April, aus dem Lager gekommen war, aus Ofen datirt, ſo mag jenes erſte Treffen bei Körmend um den 8. oder 9. April vorgefallen ſeyn. Ohne nähere Angabe des jenen Zeitgenoſſen wohlbekannten Schauplatzes und der Zeit wird nur eines ſehr harten und dem König günſtigen Zuſammenſtoßes (durissimi conventus), nicht aber eines Treffens, einer Schlacht (pugnae oder proelii) erwähnt, die ſpäter vorgefallen ſind. Sagt doch Gerard de Roo in Annal. Habsburgicae gentis. Oeniponti 1591 p. 237: „Simon statuit proelio decernere, neque hostis pugnam detrectabat. Im erſten Treffen waren den Schaaren des Königs, außer dem Feinde, d. i. Kaiſer Friedrich, auch ſeine Nebenbuhler (aemuli nostri) um die ungariſche Krone, worunter Ujlák und Gara gemeint ſind, gegenüber nicht aber im zweiten. Schwerer dermals, bis vielleicht Documente aus der Gegend dieſer Vorfälle klares Licht verbreiten, kaum beſtimmbar iſt die Zeit, der Tag des zweiten für den König ſiegreichen Treffens. Allen Umſtänden nach dürfte es nicht lange nach jener Ausſöhnung vom 24. April geliefert worden ſeyn. Doch ſprechen wieder andererſeits Daten gegen eine ſobaldige Anführerſchaft des Grafen Sigmund von Pöſing wider den Kaiſer. Die Geſchichte jener Zeit iſt ſo überſchwenglich reich an Halbheit, Verkehrtheit, Parteiwechſel und Verrath jeglicher Art, wie die unſerer

---

[1]) Abgedruckt in Caroli Wagner Diplomatarium Comitatus Sarosiensis. Posonii et Cassoviae 1780 p. 12.

[2]) Magnificus vocatur, quia unus ex Baronibus Regni nempe Banus Machoviensis erat.

Gegenwart, welche aber durch ihr tausendmündiges Organ zur streng richtenden Nachwelt spricht. Wie sollte nämlich der Kaiser den abtrünnigen Gebrüdern Johann und Sigmund, wenn sie schon im April abgefallen gewesen wären, und deren ihm auch im zweiten Entscheidungskampfe treu gebliebenem Vetter Georg [1]) Grafen von St. Jörgen und Pösing zugleich zur Belohnung ihrer Treue und Dienste in einem Diplome ddto. Wien am 19. Juni 1459 die ansehnlichsten Vorrechte verliehen haben? Wie konnte der Kaiser gegen alle Wahrheit nach dem Abfalle jener zwei Grafen von Pösing in der Urkunde [2]) sagen: „quorum fidei integritas evidentissimis et infallibilibus argumentis coram Nobis re ipsâ resplenduit?“ Wie sollte ferner der Kaiser den von ihm abgefallenen Gebrüdern Johann und Sigmund sub dato die S. Joannis Decollationis 29. August) 1459 das Schloß und die Herrschaft Bruck an der Leitha [3]) mit allem Zugehör um 3500 ungarische Dukaten, jedoch auf Wiedereinlösung, übergeben haben? Wie konnte derselbe Graf neben Johann Freiherrn von Wittowitz, Ban der windischen Lande, mit der Feldhauptmannschaft gegen den Grafen Johann von Görz wegen der cillischen Erbschaft im Jänner 1460 (vgl. Chmel's Regesten II. Nr. 3786) vom römischen Kaiser betraut gewesen seyn? Man müßte nur annehmen, daß Sigmund, wenn er schon im Frühlinge 1459 zum Könige Matthias übergetreten war — während des Waffenstillstandes, den der Papst Pius II. und König Georg Podiebrad zu Brünn am 12. August bis zum 24. Juni 1460 vermittelten, dem Kaiser sollte seinen Arm geliehen haben? Es hatte sich die Mehrzahl der mißvergnügten ungarischen Magnaten damals bereits dem Könige unterworfen. Im Frühjahre 1460 wird wegen dieses Waffenstillstandes keines Gefechtes, keiner Schlacht zwischen beiden Parteien erwähnt, um jenes zweite Treffen in dieses Jahr zu setzen. Oder sollte der Kaiser aus Schwäche oder aus berechneter politischer Rücksicht, um vielleicht den mächtigen und kriegskundigen Grafen Sigmund nicht auf der Seite seines Bruders, des Erzherzogs Albrecht VI., mit dem neuer Zwiespalt ausbrach, zu wissen, vor dem 19. Juni 1459 volle Verzeihung haben angedeihen lassen. In diesem Privilegium erhebt der Kaiser die genannten drei Grafen von Pösing zu den ersten Magnaten des Reichs, setzt die Kaiserkrone auf den alten Schild [4]), in dessen blauem Felde ein sechseckiger Stern prangt, und gibt ihnen die Freiheit, mit rothem Wachs zu siegeln. Die Grafen von St. Georgen und Pösing waren die ersten, welche in Ungarn den Grafentitel führten, ungeachtet im Lande Grafen schon lange vorher, jedoch in einer ganz andern Bedeutung, bekannt waren.

Graf Sigmund quittirt ddto. Altenburg 18. Dez. 1460 den Kaiser um 4000 Pfund Pfenning der neuen weißen Münze (vgl. S. 11), welche er für das nach dem Görzer Kriege vom Kaiser erhaltene und ihm

---

1) Warum ist von dessen Bruder Ladislaus in diesem Gnadenbriefe vom 19. Juni keine Rede, in dessen Angelegenheit (S 14) der Kaiser am 7. Juli 1459 einen Urtheilspruch erläßt, da er nach Chmel's Regesten II. Nr. 4016 noch im Juli 1463 lebte?

2) Steph. Kaprinai Hungaria diplomatica. Vindob. 1771. Tom. II. p. 325, Nro. XLII; Hanthaler Fasti Campilil. P. II. Tom. II. p. 398. Chmel Regesta Friderici III. Tom. II p. 372. Nro. 3716.

3) Vgl. Wißgrill III. 256.

4) Dieser alte Wappenschild ist in Fugger's Ehrenspiegel S. 669 abgebildet; das neuere Wappen ist in Wißgrill III. 266 beschrieben.

wieder abgetretene Schloß Falkenstein [1]) sammt Zugehör empfangen hat, worauf er nun völlig verzichtet. Die Urkunde im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive lautet: »Wir Sigmund Grof (sic) zu sand Görign vnd ze Pösing Bekennen für vns vnd vnser Eriben. Als wir des Allerdurchleuchtigisten fürsten und herren herren Fridreich. Römyschen Kayſers zu allen Zeitten Merer des Reichs zu Hungern Dalmacien Croacien ꝛc. Kunig, Herczog zu Oesterreich zu Steyr zu Kerndten vnd zu Krayn ꝛc. Vnsers Allergenedigisten Herren Obrister Haubtman gewesen vnd gen obern kernden zu Dienst wider die von Gorcz gezogen sein dorumb vns sein kayserliche genad das Gesloß Valkenstain So der von Görcz gewesen ist mit seinen Zugehörungen In den vergangen kryegen gegeben hat des wir aber seinen kayserlichen gnaden widerumb abgetretten haben vnd sein gnad dorumb mit vns vmb ain Summ gelts Nemblich Viertawsend phund phenning der newen weisſen Münß ainig worden ist. Derselben viertausend phund phenning vns dann sein kayserliche gnad volliclich enttricht vnd bezalt hatt. Das wir vns desselben Gesloß mit aller seiner zugehörung daentgegen ganncz vnd lediclich geewssert vnd verczugen vnd seinen kayserlichen gnaden widerumb abgetretten haben Ewssen verczeihen vnd abtretten des auch wissentlich In kraft des briefs Alſo das wir noch vnser eriben zu seinen kayserlichen gnaden noch seiner gnaden eriben von desselben Gesloß wegen vnd aller seiner Zugehörung dhainnerlay Zuspruch anuordrung noch gerechtikait hiefür nicht haben sullen noch wellen wenig noch vil In dhain weis trewlich vnd vngeuerlich. Des zu Vrkund geben wir obgenanter Grof Sigmund dem obgenanten vnserm allergenedigisten Herren dem Römyschen Kayser den brief besigeltten mit vnserm aigen anhangenden Insigel Vnd Zu gezeugniß der sachen haben wir mit vleyß gepetten den edelen vnsern lieben getrewn Conrattn den Holczler vnsern Rat das er sein Insigel auch an den brief gehangen hat Im vnd seinen eriben onnschaden Der geben ist zu Altenburg am phinstag vor sand Thomans tag des heiligen zwelifpotten Noch Cristi Geburt Vierczehenhundert vnd dornoch Im Sechczigisten Jare.«

Auf Pergament mit des Grafen Sigill in rothem, vnd Conrad Holzlers Sigill in grünlichem Wachse. In Mönchsschrift: S. SIGISMVNDI COMITIS DE — SANCTO GEORGIO ET BVZIN. Auf dem Schilde, den zwei Greifen halten, ist ein sechseckiger Stern und auf dem gekrönten Helme derselbe Stern, über dem der habsburgische Pfauenwedel (seit der Wappenverbesserung vom 19. Juni 1459) prangt.

In demselben Jahre 1460 trieb Graf Sigmund nach seiner Rückkehr vom Görzerzuge (vgl. Fugger S. 661) nebst Baumkircher und Gravenecker den reichen und berüchtigten Raubritter Conrad Fronauer [2]),

---

[1]) Dieses Falkenstein liegt bei Obervellach in Oberkärnthen. — Wißgrill III. 257 nimmt das nachher Trautsonische Falkenstein im V. U. M. B. an der mährischen Grenze an, und läßt es eine Pfandschaft vom Erzherzog Albrecht seyn. Diese Annahme muß auf einer anderen Urkunde beruhen, widrigenfalls ist sie unrichtig. Wahrscheinlich war diese Besitzung dem Grafen zu entlegen, darum nahm er das Geld.

[2]) Dieser Konrad Fronauer, den Einige auch Gamaret nennen, war ein Bruder der Elisabeth Fronauer, eines Hoffräuleins der Königin-Witwe Elisabeth von Ungarn, welches derselben die den Ungarn heilige Krone nach des Windelkönigs Ladislaus Krönung (15. Mai 1440) durch List aus Wissegrad entführen und eine andere unterschieben half. S. Gerardi de Roo Annal. Habsburgicae Gentis 1592 p. 184, in der deutschen Uebersetzung von 1621 S. 201, der seine Notiz einem alten Manuscripte entnommen hat; dann besonders die erwähnten Denkwürdigkeiten der Helena Kotannerin S. 14, wo sie in schlechter Schreibweise »Fronacherin heißt, 58 und 59; ferner Wißgrill III. 111.

der sich wegen seiner unbefriedigten Ansprüche auf das Schloß Ort, unweit der Mündung der March in die Donau, gegen den Kaiser empört und die Gegend gebrandschatzt hatte, in die Flucht, und unterwarf diese Veste dem Landesherrn. Während der spätern Unruhen in Oesterreich, die sich so sehr zu des Kaisers Nachtheil gestalteten, waren nach Lichnowsky VII. S. 74 nebst Andern auch die Grafen von Pösing und St. Georgen wieder zu dem Könige Matthias übergetreten.

Nebst dem Bischof Ulrich von Gurk, Johann Herrn von Volkenstorf und Johann Herrn von Rorbach *) kam auch Graf Sigmund von Pösing zu Anfang des J. 1461 nach Olmütz als kaiserlicher Abgeordneter zur Versammlung, welche daselbst der König Georg von Böhmen mit des Kaisers Genehmigung angeordnet hatte, um durch dessen Vermittelung den Zwist und Krieg zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Albrecht beizulegen.

Als mehrere Landherren Niederösterreichs, wie Stephan von Hohenberg, Christoph von Pottendorf, Veit von Eberstorf und dessen Vettern, die Gebrüder Reinprecht und Albrecht von Eberstorf, Nikolaus von Liechtenstein, die vom Kaiser zu dessen Bruder Albrecht abgefallen waren, diesen im J. 1463 aus Mißtrauen von seinem Hofe gewiesen hatte, versammelten und berathschlagten sie sich über ihr weiteres Handeln zu Ebersdorf. Sie baten den Grafen Sigmund von Pösing und Ulrich von Gravenegg von Neustadt dahin zu kommen, und sie wegen ihres Abfalles und ihrer Vergehen mit dem Kaiser auszusöhnen. Sie machten vor Sr. Majestät einen Fußfall zu Neustadt und waren in Gnaden aufgenommen. Schon freute sich Friedrich seiner wachsenden Macht und sah sich im Geiste als baldigen Alleinherrscher in Oesterreich. Er forderte von Albrecht die ihm abgenommenen Schlösser und das Land ob der Enns. Schon schien ein neuer Krieg unvermeidlich, aber zur Ruhe Oesterreichs starb Albrecht, der Verschwender genannt, am 2. Dec. 1463 plötzlich am Schlagflusse. Vgl. de Roo Annal. Lib. VII. p. 278; Kurz II. 62.

Im Jahre 1465 hatte der Graf eine nicht ungerechte Fehde mit dem Kaiser. Es forderte nämlich nach de Roo S. 288 der Kaiser von Sigmund die Zurückgabe der Veste Berchtoldsdorf (des nun gebrochenen Kammersteins) mit dem unten liegenden Markte, die ihm Erzherzog Albrecht verpfändet hatte, ohne Entgelt. Der Graf verweigerte sie vor Empfang der ihm noch schuldigen Pfandsumme, und ließ im Gefühle seiner Schwäche die Veste von Smikoski, einem Hauptmanne von ausgedienten Söldern und Räubern (duce latrunculorum), mit 800 Mann besetzen. Die Kaiserlichen mit dem Wiener Hülfsvolke umlagerten nun die Burg, lieferten einige Treffen und sie mußte sich, nachdem der Anführer von einer Kugel getroffen (glande trajectus) gefallen war, endlich ergeben. Ueber das Benehmen des Kaisers bei dieser Gelegenheit

*) Die Rorbach sollen von Rorbach an der Ilm in Bayern ihren Namen haben und nach Oesterreich gekommen seyn. — Johann von Rorbach war 1461 neben den Gebrüdern Ulrich und Hugo, Grafen von Werdenberg, dem Marschalken Johann von Pröising, Sigmund von Spaur ꝛc. mit dem Kaiser während dessen Belagerung in der Burg eingeschlossen. Der Kaiser gab ihm am Erchtag nach Pfingsten (31. Mai) 1463 das Schloß und die Herrschaft Neuburg am Inn ꝛc. um 36.000 Dukaten, und erhob am 12. Juni diese Herrschaft wieder zu einer Reichsgrafschaft, die sie vor Alters gewesen war, und ihn sammt seinem Sohne Christoph und dessen ehelichen Nachkommen zu Grafen des h. römischen Reichs. Er starb 1467 und ruht im Kloster zu Formbach.

ſ. Feßler V. 138. Sigmund war mit ſeinem Könige 1469 zu Olmüz, unterzeichnete und beſiegelte mit andern Prälaten und Magnaten am 21. Juli zwiſchen den Königen Matthias und Georg von Böhmen über die Begnadigung beiderſeitiger Unterthanen und die Errichtung eines ſteten Friedens zwiſchen Böhmen, Mähren und Ungarn. Im J. 1482 war er einer der Abgeordneten des Königs auf dem Reichstage zu Nürnberg. Sie ſprachen viele und kräftige Worte [1]) über des Erbfeindes Macht und deſſen verheerende und räuberiſche Einfälle nach Steiermark, Krain und Kärnthen, und baten um des deutſchen Reiches Hilfe. Da die deutſchen Stände auch dießmal wegen Mangels an Vollmacht nichts beſchloſſen, ließen ſie durch einen vor die Verſammlung gebrachten Notar und Zeugen die Erklärung niederſchreiben, daß dem Könige von Ungarn keine Schuld gegeben werde, wenn Deutſchland in Kurzem großes Unglück zu beweinen hätte. Wirklich waren gleich darauf die Osmanen rennend und brennend wieder in etliche ungariſche Comitate und Inneröſterreich eingefallen.

Wie den Lorenz von Ujlák, Niklas Sohn, die Zipſer Erbgrafen Zápolya, die Grafen Frangepani, die von Corbau, von Zrinyi, von Perèn und von Báthor, ſo erhob König Matthias auch die Grafen von St. Jörgen und Pöſing zu gebornen und erblichen Reichsbaronen, wie Feßler V. 525 ſehr wahr ſagt: ſehr gefügige Werkzeuge dem gewandten Meiſter; widerſtrebende, dem unbehilflichen Fremdling in der Regierungskunſt.

Als der Burggraf Michael zu Maydburg (Magdeburg), Graf zu Hardeck, die Grafſchaft Hardeck und Rötz ꝛc. bei ſeinen Lebzeiten [2]) am 22. Dezember 1481 dem Kaiſer Friedrich freiwillig abgetreten hatte, ward von dieſem dieſe Grafſchaft ſammt Zugehör an die Gebrüder Johann und Sigmund Grafen von St. Georgen und Pöſing zu Linz 1482 eingeräumt, welche auch Graf Sigmund nach ſeines Bruders Ableben noch am 24. Jänner 1492 beſaß. Bald mag nun auch der betagte Sigmund geſtorben ſeyn, da Maximilian I. zu Ende des Jahres 1494 die Grafſchaft Hardeck an Heinrich Prueſchenk Freiherrn von Stettenberg (bei Cilli) verkaufte, und ihn ddto. Aſchaffenburg 27. October 1495 zum Grafen von Hardeck und im Machlande erhob. — Sigmund hinterließ, ſo viel man weiß, von ſeiner Gemahlin Barbara von Kraig keine Nachkommen.

Münzrecht des Grafen Sigmund um 1460. — Graf Sigmund von Pöſing wußte wie einige Andere vom Kaiſer Friedrich das Recht zu erlangen, Münzen zu ſchlagen. Damals war eine heilloſe Münz- und Geldwirthſchaft, und an der Spitze ſtand der Kaiſer ſelbſt, ſtatt dem wucheriſchen Unweſen zu ſteuern. Ihm folgten ſein verſchwenderiſcher Bruder Albert VI. († 1463) und nebſt den geiſtlichen Fürſten zu Salzburg und Paſſau die Herzoge Ludwig der Reiche zu Landshut und Albrecht III. zu München [3]). Nach Thomas Ebendorfer von Haſelbach († 1464) in Hieron. Pezii Script. Rer. Austriac. Tom. II. p. 896 ließ der Kaiſer ſolches Schand- und Schindgeld — daher Schinderlinge genannt — zu Gratz und Wiener-Neuſtadt, und ſein Bruder zu Enns

---

1) Dieſer Hilferuf iſt in Freheri rerum Germanic. Scriptores. Argentor. 1717. Tom. II. p. 315 sqq. abgedruckt.

2) Dieſer Michael, der Letzte des zweiten Geſchlechtes der Grafen von Hardeck, ſtarb am 24. März 1483 zu Wien, und fand ſeine Ruheſtätte im Chore der hieſigen Auguſtinerkirche.

3) Vergleiche meine Mittheilung in dieſen Jahrbüchern Bd. CI. Anzeigeblatt S. 30.

schlagen. Die Erfinder dieser schlechten, schwarzen Münze sollen Hanns von Rorbach und Hanns von Spaur, die des Kaisers hohe Gunst genossen, gewesen seyn. Schon am 3. März 1443 erlaubte K. Friedrich laut Chmel's Regesten dieses römischen Königs und Kaisers Bd. I. Nr. 1390 dem Grafen Stephan von Frangipan zu Veglia und Modrusch und dessen Erben in ihren Gebieten Münzen mit ihren Wappen zu schlagen auf das Korn der Münze zu Wien; dann am 25. Juli 1458 dem Gratzer Bürger Balthasar Egkenberger, dem Ahnherrn des von Kaiser Ferdinand II. am 31. August 1623 in den Reichsfürstenstand erhobenen Johann Ulrich Freiherrn von Eggenberg zu der schwarzen Münze auch Kreuzer durch einige Zeit bis künftigen Sonntag Lätare (4. März 1459) daselbst zu schlagen (s. Chmel Regest. II. Nr. 3617); ferner ddto. Wien 11. September 1459 seinem Rathe und Gespann zu Preßburg, Andreas Pemkircher (Baumkircher), in Ungarn bis auf Widerruf (Chmel II. Nr. 3744); und nach demselben II. Nr. 3809 ddto. 2. Juni 1460 dem vordem Cillischen und Partei wechselnden Feldhauptmann Johann von Wittowez, seit dem 22. März 1460 Grafen von Seger (Sagorien) und Ban in den windischen Landen, so lange er sein Diener ist, in gleichem Korn, Gepräg und Aufzahl, wie der Kaiser münzen läßt; so überläßt derselbe nach Chmel II. Nr. 3847 ddto. Neustadt 23. Dezember 1460 seinem Rathe Andreas Weißpriacher das Schlagen der Münze in Kärnthen und Krain bis auf Widerruf. Nach Ebendorfer bei Pez II. S. 901 wird auch dem Grafen Sigmund von Pösing, Ellerbach und dem nach des K. Ladislaus Tode dem Kaiser stattliche Kriegsdienste, besonders gegen K. Matthias leistenden Ulrich von Graveneck, zu münzen erlaubt, wo es heißt: »Ob vilitatem monetae, quam auctoritate Imperatoris Sigismundus Comes de Pösing, de Ellerbach (s. oben S. 3. Anm. 4), Andreas Pamkircher et Udalricus Graffeneckher sub Imperiali charactere cuderant, fames adeo crevit in terra, ut in uno prandio temperatus comestor pro octo denariis pane indigeret.« In Chmel's Regesten II. Nr. 4016 heißt es unter einer Anzahl eingelaufener Briefe, die der Kanzler Bischof von Gurk dem Kaiser übergibt: »Item ain reuersal graf Laßlaws von Pösing vmb die münß auf des preg so mein herr slecht, dieweil er sich meines herrn halt ze slahen.« Wenn auch Graf Stephan von Frangepan und seine Nachkommen unter ihrem Wappen gemünzt, so ist mir wenigstens bisher bei zwanzigjähriger Praxis kein solches Stück bekannt geworden, desgleichen nicht von den andern sieben münzberechtigten Herren *), die wohl bei dem kaiserlichen Wappen und Typus (sub Imperiali charactere) bleiben mußten, und deren Münzen von den schlechten Schinderlingen des Kaisers, die noch in Münzfunden vorkommen, wohl kaum zu unterscheiden seyn dürften.

Auch Graf Johann war Theilnehmer an dem Kriege, welcher zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Albrecht VI. sich erhoben hatte, wie sich aus dem im k. k. Hofkammerarchive verwahrten Gnadenbriefe ergibt, der vom Kaiser nach der Schlichtung und Beilegung dieses mit den Waffen geführten Streites ddto. Wien am Montag nach St. Michaelstag (1. October) 1459 erlassen wurde. Kraft dessen wurden der besonders liebe und getreue (welche leere Formel!) Johann Graf von St.

*) Nach Chmel's Regesten II. Nr. 4006 verleiht K. Friedrich am 15. Juni 1463 den Städten Krems und Stein das Münzrecht und die Erlaubniß, ganze und halbe Pfennige (Hälblinge) zu schlagen.

Jörgen und zu Pösing, Heinrich von Liechtenstein zu Nikolsburg, Berchtold von Ellerbach, Ulrich Gravenegker und Andre von Pämkirchner, die mit ihren Helfern gezogen sind, auch mit dem Wolfgang Kadauer, Pfleger zu Gutenstein, Nabuchodonosor Rankenreuter und Petzolden Mätsch (vgl. oben S. 5. Anm. 1), wieder in kaiserliche Gnaden angenommen.

Graf Johann wird König. — Als wegen des neuen Steuerwesens, das K. Matthias auf dem Reichstage im März 1467 eingeführt hatte, und wegen des harten Verfahrens der Einnehmer in Siebenbürgen, des Königs Geburtslande, sich durch Benedict Roth (Vörös), den sächsischen Königsrichter zu Hermannstadt, eine Empörung erhoben hatte, rief der aufgewiegelte Haufen den Woiwoden der Provinz, Johann Grafen von St. Georgen und Pösing, zum Könige aus, um das Land von Ungarn loszureißen. Der Graf ließ sich nach Feßler V. 158 in eitler Schwäche von dem kurzsichtigen und unruhigen Roth zur Annahme der so gefährlichen Würde bereden. Die Kunde von des Königs raschem Anrücken zerstäubte die irregeleiteten Aufrührer. Roth floh nach Polen, wo er starb, und der vom Adel und Volk verlassene Graf warf sich zu seines Herrn Füßen, entschuldigte sich mit erlittenem Zwange, entdeckte die Ursachen, Urheber und Theilnehmer der Meuterei, bat um Gnade und erhielt Verzeihung, aber nimmermehr das verwirkte Vertrauen. Doch finden wir den Grafen Johann später am 25. Mai 1469 in des Königs Gefolge bei dessen feierlichem Einzuge in Breslau; desgleichen auf dem Troppauer Tage im September 1473 neben Stephan Báthory, Ulrich von Graveneck ꝛc.; im August 1476 ward auch er mit 800 Reitern vom Könige nach Neapel geschickt, um seine zweite Braut Beatrix zu übernehmen und nach Ungarn zu geleiten, wo sie im Dezember ankamen. Vgl. Feßler V. 237, 289 und 326.

Dieser Graf Johann lebte noch im J. 1487 und war mit Elisabeth von Batthyanyi, dann Eva Gräfin von Csorna vermählt. Er hinterließ die Söhne Peter IV., Christoph I., Niklas, welcher im J. 1489 in Wien die Rechte studirte, dann Judith, die mit Christoph Herrn von Strein zu Schwarzenau verehelicht war und am 29. Mai 1516 zu Wien starb.

Im k. k. Hofkammerarchive fand ich einen Revers, welchen Christoph Graf von St. Georgen und Pösing und seine Gemahlin Elisabeth von Neyperg [1]) am 9. October 1502 ausstellen und darin bekennen, daß ihnen K. Maximilian für dargeliehene 5000 fl. rheinisch die Herrschaft und das Schloß Wachsenegk mit allen Nutzen, Renten, Gülten, Diensten ꝛc. auf ihrer Beiden Lebenlang zu besitzen und zu genießen überlassen habe, daß jedoch nach ihrem Hinscheiden genannte Herrschaft wieder Seiner Majestät anheimfallen und die 5000 Gulden als erloschen betrachtet seyn sollen.

Graf Christoph und seine Gemahlin Elisabeth von Neytberg versprachen laut einer Urkunde im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive ddto. St. Dionysentag (9. October) 1502 nach dem Willen ihres Bruders Hannsen von Neytberg als letzten Besitzers des Schlosses Pöllau [2]) aus dessen Einkommen ein Kloster erbauen und eine Stiftung

---

[1]) Neyperg und in den folgenden Urkunden auch Neydberg und Neytberg. Schmutz nennt im historisch-topograph Lexikon von Steiermark III. 181 dieses Geschlecht Neuberg. Nach demselben ist Elisabeth Hannsen des Letzten von Neuberg Tochter und nach S. 181 dessen Schwester, welches das Richtige ist.

[2]) Pöllau, Markt im Gratzerkreise, welcher diesem Hannsen von Neyberg oder Neytberg gehörte. Ueber die Gründung der dortigen Propstei s. Schmutz III. 181.

errichten zu wollen. Kaiser Maximilian bestätigte auf Bitten des Propstes Johann Mischelberger († 1530), seines Kaplans, ddto. Innsbruck 6. August 1516, dieser Propstei Pölan oder Pöllau alle landesfürstlichen Privilegien im Allgemeinen, so wie insbesondere den Vermächtnißbrief des Hannsen von Reydberg ddto. Pölan 6. Dezember 1482, welchen K. Max zu Innsbruck 25. September 1501 und Papst Julius II. am 14. März 1505 bestätigt hatten, und den Stiftbrief vom Grafen Christoph und seiner Gemahlin Elisabeth vom 29. August 1504, unter der Strafe von zehn Mark löthigen Goldes. Graf Christoph hatte keine Nachkommen und machte noch in seinem Testament eine Schenkung zum Pauliner Eremitenkloster zu Maria Thal in Ungarn, wo er im J. 1510 seine Ruhestätte fand.

Graf Peter IV. aus erster Ehe war im J. 1498 Woiwode von Siebenbürgen, und machte als solcher mit des K. Matthias natürlichem Sohne Johann Corvinus († 12. Oct. 1504) und Andern einen Zug gegen die Türken, von denen ein Corps im August 1502 aus Servien über die Save eingedrungen war. Nic. Isthuanffi hist. Hungar. Lib. IV. p. 32 und Schels VII. 450. Die Grafen Peter und sein Sohn Franz bestätigten unter vielen andern Reichsbaronen den auf dem Felde Rakos am $^{4}/_{14}$ October 1505 gefaßten Beschluß der Reichsversammlung: daß von nun an und in alle Zukunft, so oft der ungarische Thron ohne männliche Leibeserben verwaiset stände, man einen der Herrscherwürde fähigen Ungar auf dem genannten Felde zum Könige erwählen, und jede fremde Dynastie vom ungarischen Throne ausschließen soll, wogegen der römische König Maximilian I. als wider die Preßburger Tractate protestirte. Als schon Feindseligkeiten begannen, ging Graf Peter als einer der Abgeordneten im Juni 1506 an den römischen König, man setzte den Termin bis zur Niederkunft der Königin Anna, welche am 1. Juli den schwächlichen K. Ludwig II. gebar und an den Folgen der Entbindung starb. Hierauf wurde am 19. Juli in Wien der Friede unterzeichnet und dem K. Maximilian in der Urkunde ausdrücklich sein Erbrecht auf Ungarn vorbehalten. — Am 14. März 1510 hielt nach Feßler V. 856 Graf Peter als Judex Curiae oder oberster Hofrichter im Königreiche Ungarn, welche Würde er bis an seines Lebens Ende bekleidete, und Woiwode von Siebenbürgen, Gericht zu Hermannstadt wegen des an dem geflüchteten Wallachen Woiwoden Mychne (Michael) verübten Mordes, und erklärte diese Volksthat für unsträflich und die Rache für gerecht. Der Judex Curiae Graf Peter von Pösing kam im zahlreichen und glänzenden Gefolge des K. Wladislaus am 18. März 1515 nach Preßburg zu der den großen Congreß in Wien vorberathenden Versammlung, und ritt mit Georg Markgrafen von Brandenburg-Ansbach *) neben dem Wagen der zwölfjährigen Prinzessin Anna, als sie zu der am 22. Juli 1515 im Dome zu St. Stephan abzuhaltenden Doppelvermählung in Wien einzog. Cf. Cuspiniani Diarium in Freheri Script. rerum Germanic. II. 602 et 604; Fugger's Ehrenspiegel S. 1324 und 1330.

Peters Gemahlin war Sophie, Herrin von Waldstein aus Böhmen, und schenkte ihm, der im J. 1519 starb, die Söhne Johann, welcher in seiner Jugend vor seinem Vater hinschied, und Franz. Dieser Franz Graf von Pezing (d. i. Pösing) war nach meiner Mittheilung über K. Ferdinand's I. Kinder in Ridler's österreichischem Archive 1831.

*) Dieser Markgraf Georg hatte sich in erster Ehe mit Beatrix, Tochter des Grafen Bernhard von Frangepan und Witwe des vorerwähnten Johann Corvinus, vermählt; sie starb 1524.

Nr. 139 und 140 Pathe des am 1. August 1527 zu Wien gebornen Erzherzogs und nachherigen Kaisers Maximilian II. und seine Gemahlin Barbara, Herrin von Weißpriach, Aja und Taufpathin der am 13. August 1532 gebornen Erzherzogin Magdalena, wie auch Pathin des am 13. April 1538 gebornen und am 22. März 1539 verstorbenen Erzherzogs Johann. Das k. k. Staatsarchiv besitzt einen Bekennbrief (nebst drei andern einschlägigen Stücken) ddto. Preßburg 28. Mai 1532 von Peter de Coeta und andern spanischen Hauptleuten, daß Franz Graf zu St. Georgen und Pösing dem spanischen Kriegsvolke den 12,400 fl. 26 kr. betragenden Unterhalt gereicht habe.

Graf Franz, der im J. 1535 starb, hinterließ von Barbara von Weißpriach: a) den Sohn Stephan, welcher als der Letzte der älteren Linie ihm bald folgte, und die Töchter b) Gertrud, Gemahlin Balthasar's Freiherrn von Prösing zum Stein, von dem wir später reden wollen, und c) Margaretha, die sich mit Wolfgang Herrn von Puechhaim, Erbtruchsessen in Oesterreich, vermählte. S. Hübner III. Tab. 777.

Die jüngere Linie der Grafen von St. Georgen und Pösing beginnt mit Peter II., welchem seine Gemahlin Margaretha Bubek de Pelsöcz nach Wißgrill III. 262 die Söhne Emerich, Stephan, Georg III. und Ladislaus und drei Töchter Clara, Cäcilia und Ursula gebar. Von den Brüdern Georg und Ladislaus, die mit ihren Vettern Johann und Sigmund Grafen von Pösing und Andere an der Wahl des Kaisers Friedrich III. zum Könige von Ungarn am 17. Februar 1459 Antheil genommen, haben wir schon S. 3 gesprochen. Sie hinterließen meines Wissens keine Nachkommen.

Weiland Graf Peter von Pösing soll bei Ulrich Permann und seiner Hausfrau Anna, die sich in zweiter Ehe mit Simon Pötel verehelicht hatte, eine Summe von 8000 fl. hinterlegt haben. Diese Frau Anna Pötlin wollte auf eine Forderung von Peters Sohne und Erben, dem Grafen Ladislaus, durch Stephan von Hohenberg nichts wissen, indem sie und ihr Sohn, der auch Ulrich Permann hieß, bei des Gatten und respective Vaters Tode hievon nichts vorgefunden hätten. Graf Ladislaus führte hierüber beim kaiserlichen Gerichte Klage, sie schwuren in des Grafen Gegenwart den Eid und der Urtheilspruch erfolgte zu Wien am 7. Juli 1459, welcher im k. k. Haus- und Staatsarchive aufbewahrt ist. In diesem Rechtsspruche erscheint ein Graf Emerich als des seligen Grafen Peter Bruder. Im J. 1458 nennt Feßler V. 549 einen Emerich von Szent György unter den Hauptleuten des Jaszoner. Emerich, der wahrscheinlich vor 1459 gestorben ist, setzte sein Geschlecht mit Helena von Rozgon in seinem Sohne Simon, der noch im J. 1490 am Leben war, fort. Dessen Gemahlinnen sollen 1) Susanna von Dobo und 2) Elisabeth (nach Anderen Clara) von Homona gewesen seyn; seine drei Kinder waren Wolfgang und die Töchter Christina und Barbara. Jene war mit Johann Mitschan Freiherrn von Klingenstein vermählt, und erhielt laut eines alten Repertoriums im k. k. Hofkammerarchive am 26. Nov. 1557 einen Provisionsbrief und Beuelch um jährliche 150 fl. hungarisch aus dem Dreißigstamt zu Preßburg; diese, Barbara, um 1488 geboren, lebte erst mit Erasmus, Herrn von Liechtenstein-Nikolsburg († 1524), in nicht glücklicher, kinderloser Ehe, und vermählte sich nach mehreren Jahren mit Stanislaus (Kaspar) Jerotsky*)

*) In Anton von Geusau's Geschichte der Stiftungen in Wien 1803 S. 480 ist im Detail von diesen Stiftungen die Rede, wo sie in ihrem Testamente vom 10. August 1568 die Geroczkische Waisenstiftung genannt wird.

von Grosinz, welcher im J. 1562 starb. Sie lebte hernach meistens zu Wien in seltenem Wohlthun und machte mehrere große Stiftungen. Am 18. August 1574 vermachte sie die jährlichen Interessen von 4000 fl. zur Erweiterung des Siechenhäuses zum Klagbaum auf der Wieden zu Wien, das bis 1784 bestand, verschaffte zu besserer Stiftung und Einrichtung der Spitäler zu St. Marx und im Lazarethe am Alserbache 82,000 fl., und weitere 45,000 fl. zum nöthigen Bau; ferner machte sie eine Stiftung auf vier und zwanzig arme Waisen, zwölf Knaben und eben so viele Mädchen; dann eine andere zur jährlichen Ausstattung einiger armer ehrlicher Mädchen, besonders Dienstmädchen, die längere Zeit und gut an Einem Orte gedient haben. Diese Mutter der Armen starb in ihrem neunzigsten Jahre 1578 und ward bei ihren Armen und Erben in der Kirche zu St. Marx bestattet. Die Grabschrift daselbst s. Wißgrill V. 264.

Wolfgang Graf zu St. Jörgen und Pösing erzeugte in erster Ehe mit Katharina Lány de Lonya den einzigen Sohn Christoph II., in zweiter mit Sophia von Zablath die Tochter Sophia, die sich am 1. Juni 1550 mit Paul Wilhelm Freiherrn von Zelking vermählte.

Christoph II., mit Elisabetha Gräfin zu Salm und Neuburg am Inn vermählt, starb als der Letzte dieses uralten Geschlechtes im J. 1543. Seine Güter kamen an den Fiskus und seine Witwe verehelichte sich wieder am 24. Juni 1544 mit Adam Hofmann Freiherrn zu Grünbüchel und Strechau, und starb am 18. März 1557 im Schlosse zu Steyer.

Anmerkung. Nach Korabinsky's geographisch-historischem Lexikon von Ungern. Preßburg 1786, sind in der Pfarrkirche zu St. Georgen zwei Grabmäler der Grafen von St. Georgen und Pösing. Ich wandte mich zuerst um eine nähere Beschreibung derselben an die dortige Stadtpfarre, konnte aber bei den gegenwärtigen Unruhen in Ungarn bisher keine Antwort erhalten. Herr Joseph Häufler, der sich um die Geschichte und Alterthumskunde Ungarns anerkennungswerthe Verdienste erworben hat, skizzirte sich an Ort und Stelle die beiden Monumente, die er in ruhigerer Zeit veröffentlichen möge. Der Leser habe Nachsicht mit diesen Notizen, da die sturmvollen Octobertage keine genaue Durchsicht mehr gestatteten.

II. Die Freiherren und seit 1716 Grafen von Prösing zum Stein in Kärnthen und in Oesterreich.

Von Joseph Bergmann.

Das Geschlecht der von Prösing zu (und zum) Stein gehörte zu den ältesten und ersten Geschlechtern des Herrenstandes in Kärnthen. Es war daselbst vor Alters seiner kriegerischen Thaten wegen berühmt und führte seinen Beinamen von der Veste und Herrschaft Stein im Jaunthale, die sie seit dem sechzehnten Jahrhundert besessen haben. Der gelehrte Graf Wilhelm von Wurmbrand, dessen erste Gemahlin Susanna Sophia († 1700) eine Freiin von Prösing gewesen, führt in seinen Collectan. genealogico-histor. Viennae 1705. p. 119 an, daß es von dem nun längst wüsten Schlosse und der Pfarre Prößing im Cillier Kreise seinen Namen geführt oder denselben seinem Geschlechtsnamen beigelegt habe. Dann haben die Prösinger unter andern die Herrschaft Sonneck

und Stein in Kärnthen lange Zeit mit dem davon geführten freiherrlichen Titel inne gehabt. Von da sind diese Prösing auch nach Oesterreich ob und unter der Enns gekommen, und haben die Herrschaften und Schlösser St. Pölten, Breitenstein, Saalau an der Bielach, Hasendorf, Einöd, Rappoltenkirchen im V. O. W. W., Rastenberg und Gobelspurg im V. O. M. B. und noch im achtzehnten Jahrhunderte Großwetzdorf und Rohrbach im V. U. M. B. besessen.

Wir wollen diese Presinger und nachherigen Freiherren und Grafen von Prösing so viel als möglich chronologisch, wie sie in ihrem Leben und Wirken erscheinen, dem Leser vorführen.

Hermannus de Prösing wird 1229 in einer Urkunde wegen Uebergabe der Kirche zu Geystorf und ihrer Stiftung an den Bischof von Seckau als Zeuge gelesen. Annal Styriae. Tom. II. 704 sq. — Johann Ernest von Prösing, des Herzogs Bernhard [1]) von Kärnthen Feldhauptmann, führte in dessen Kriege gegen den mächtigen Ekbert, Bischof zu Bamberg, im J. 1233 das Fußvolk an und hatte großen Antheil an dem Siege, als damals Ekbert von Heinrich von Dietrichstein gefangen und in des Herzogs Gewalt geliefert wurde [2]).

Das k. k. Hofkammerarchiv verwahrt einen Lehenbrief vom Bischof Ulrich von Gurk vom 2. Dezember 1264, womit er die ihm von der Frau Maria von Feldenberg zu dem Ende aufgesandte Morgengabe, damit er sie ihrem Schwiegersohne Hertwich von Presing und dessen Gemahlin Benedicta, ihrer Tochter und derselben Erben verleihe, diesen beiden letzten als Lehen aufträgt. Dieser Hertwich oder Hartwig, welcher die Stelle des abwesenden Castellans im salzburgischen Friesach, Gottfrieds von Thonhausen, vertrat, setzte diese Stadt im J. 1275 gegen K. Ottokar, der nach des kinderlosen Herzogs Ulrich III. Tode († 27. Oct. 1269) in Folge der von diesem zu Podiebrad am 12. Dez. 1267 ausgefertigten Urkunde dessen Erbe geworden war, in Vertheidigungsstand, und vertheidigte sie mit Otto von Ungnad wider das böhmische Kriegsvolk für den Erzbischof Friedrich II. durch viele Wochen auf's Tapferste. Die Stadt wurde jedoch von der Uebermacht im Sturme genommen, in Brand gesteckt und der von Prösing sammt Ungnad gefangen weggeführt [3]).

Hermann der Presinger wird als Zeuge in des Hertel Mindorfer und seiner Gebrüder Urkunde ddto. Neumarkt des Montags nach St. Scholasticatag (12. Februar) 1359 wegen eines Viertels Weinzehent, daz da gelegen ist an dem Perich zu Dragezgesiezz (Dragesiez) nahen bei Zernomel (Tschernoemel), gefunden [4]); dann noch im J. 1370 nach v. Wurmbrand S. 120.

Nun will ich in die untere Steiermark übergehen und dort Presing und die Presinger nachweisen. Ob diese mit den Prösingern in Kärnthen eines oder verschiedenen Stammes gewesen, vermag ich nicht darzuthun. Ich will hier nur das im k. k. Hofkammerarchive gefundene Materiale niederlegen.

---

[1]) Nicht Heinrich, wie Graf von Wurmbrand S. 119 irrig angibt.

[2]) Hieronymi Megiser Annal. Carinthiae. Lipsiae 1612. I. 854 et 857.

[3]) Megiser Annal. I, 888 sq.; dann besonders in Dr. Kumpf's Kärnthnerischer Zeitschrift. Klagenfurt 1818. Bd I. 114, von Ambros Eichhorn, dem kritischen St. Blasianer zu St. Paul.

[4]) Duellii hist. ordinis Equit. Teuton. Viennae 1727. Fol. Pars III. cap, VII. p, 117. N. XII.

Presing ist wahrscheinlich das heutige Preschin in der Pfarre Tüchern bei Cilli und im Gerichtsbezirke Reifenstein. — Adelheid von Presing gibt am 30. April 1342 einen Revers, worin sie zu Gunsten ihres Mannes Eberhard von Presing auf den vierten Theil der Veste zu Presing, der ihre Morgengabe ist, Verzicht leistet und zugibt, daß solchen ihr Ehewirth an Friedrich Grafen von Cilli *) verkaufen dürfe.

Die Gebrüder Mertel (Martin) und Hansel von Reicheneck verkaufen am 23. Februar 1344 die halbe Veste zu Presing, die vom Grafen Friedrich von Cilli erkauft und ein Lehen des Gotteshauses zu Gurk war, mit Vorwissen und Einwilligung ihres Vormundes, sammt vielen Hofstatten, Wiesmaden, Auen und vielen Zugehörungen wieder an den genannten Grafen um 600 Mark alter Gratzer Pfenninge.

Vom 2. Februar 1346 findet sich ein Kaufbrief, kraft dessen Adam von Vaustritz, Conrad und Greiff Sefner für sich, ihre Hausfrauen und Erben bekennen, daß sie mit Einwilligung Ulrichs, Bischofs zu Gurk, und ihrer Freunde, den Theil der Veste Presing, welcher dem Hermann Presinger und dessen Erben gehört hat, mit allen Zugehörungen an den Grafen Friedrich von Cilli und dessen Erben um 300 Mark alter Gratzer Pfenninge verkauft haben, wobei sie zugleich über den richtigen Empfang dieser Summe quittiren.

Laut eines Kaufbriefes vom 29. Juni 1346 verkaufen Conrad Sefner, Adelheid, Eberhard Presinger's Witwe, und ihr Sohn Eberhard Presinger und deren Erben sieben Huben Acker mit allen Zugehörungen an denselben Grafen Friedrich von Cilli um 54 Mark alter Grätzer Pfenninge.

Ein Kaufbrief von Hanns Presinger und Diepold von Schernömel (Tschernembl) ddto. 21. Mai 1388 überliefert, daß sie dem Bischof Albert von Trient und seinem Vetter Friedrich, beiden Grafen von Ortenburg, und deren Erben ihren eigenthümlichen Berg in der Metlik, genannt Dalsperg, mit dem Weinzehenten, sammt dem Gerichte, allen Rechten und Zugehörungen um 600 gute, wohlgewogene Dukaten verkauft haben.

Am 24. Februar 1499 ward von Georg Presinger ein Revers ausgestellt, woraus ersichtlich ist, daß Se. Majestät der römische König Maximilian I. ihm zu treuer Hand und auf gewissenhafte Verrechnung das Schloß Gurnitz mit allen Nutzungen, Renten und sonstigen Zuständen bis auf Widerruf zu verwesen überlassen habe. Ein Revers Hartmann's Freiherrn von Kreig vom 1. April 1497 gibt kund, daß ihm K. Maximilian das Schlotz Gurnitz mit allen Zugehörungen bis auf Widerruf, in derselben Eigenschaft, wie es vor diesem Georg Presinger inne gehabt, verliehen habe.

In einem Revers Georg Presinger's vom 5. Dez. 1499 wird angeführt, daß K. Maximilian ihm aus Gnade das Amt in der Cappel in Kärnthen mit allen Zugehörungen und Gerechtigkeiten auf getreue Rechnung bis auf Widerruf zu verwesen anbefohlen, auch die Kleinrechte, als Hühner, Eier, Lämmer, Käse ꝛc., jährlich einzunehmen und zu verraiten überlassen habe.

Konrad von Pröfing war einer von den Schiedsmännern, welche im J. 1440 die Zwistigkeiten zwischen dem römischen König Friedrich IV. (III.) und seinem Bruder Albrecht durch einen gütlichen Vergleich beilegten. Dessen Söhne waren Leonhard I. und Johann I. die Presinger

*) Friedrich wurde kurz vorher am 16. April 1341 vom Kaiser Ludwig in den Grafenstand erhoben.

oder von Preſing. Leonhard verkauft dem Abte Johann und dem Convente zu St. Paul im Lavantthale ſeinen eigenthümlichen Zehent zu Münzling im Grednitzthale; item ein Gut am Hart, eines auf der Tratten, eines im Pirkach und im Bucha mit all ihren Zugehörungen, als recht, freies eigen Gut. Der Brief darüber iſt beſiegelt mit der edelveſten Jörg Stadl und Ruprechten Lienzer anhangenden Inſigeln, am Freitag vor St. Gilgen Tag (d. i. am 30. Auguſt) im 1465 Jahre. Cod. Diplom. Manuscript. Monast. S. Pauli fol. 1231 ad 1233. Lit. E. — Im k. k. Hofkammerarchive iſt ein Revers von Hanns Preiſinger ddto. 19. Juni 1458, womit er für ſich und alle ſeine Erben bekennt, daß ihm Kaiſer Friedrich das Schloß Sunnegg (Sonneck) mit 250 Pfd. Pfenning mit allen Renten, Zinſen und ſonſtigen Zugehörungen auf fünf nach einander folgende Jahre pflegweiſe zu beſitzen eingeräumt und verſchrieben habe. Johann Preſing [1]) Marſchalk leiſtete mit 200 Mann, die großen Theils, als: Ulrich und Hugo Grafen von Werdenberg, Georg von Kainach, Matthias, Chriſtoph und Sigmund von Spaur, Johann von Rorbach ꝛc. von Adel waren, dem Kaiſer ſtattliche Dienſte, als er im J. 1462 in ſeiner Burg zu Wien von den Bürgern belagert war. Bei einem Zuge von Wolfgang von Schaunberg, Herzog Alberts Burgvogte zu Wien, in's Gebiet von Wiener-Neuſtadt im J. 1464 ſchickte dieſer ſein Fußvolk in einen Hinterhalt und die Reiſigen nahe an die Stadt, um die Kaiſerlichen herauszulocken. Als dieſe übermannt zu fliehen begannen und wieder ſich wandten, erhob ſich ein harter Kampf, in welchem die Kaiſerlichen mit dem Verluſte Johanns Preiſing (? Pröſing) Marſchalks und eines Grafen von Gleichen in die Stadt zurückzuweichen gezwungen wurden [2]). Deſſen Gemahlin ſoll Margaretha von Bailleul, Ruperts von Poitiers aus den Niederlanden Tochter, geweſen ſeyn. Deſſen Sohn war Leonhard II. Preſinger, von dem im k. k. Hofkammerarchive ein Pfleg- und Amtsrevers vom 25. Juni 1484 des Inhalts vorhanden iſt, daß ihm Kaiſer Friedrich das Schloß und Amt zu Windiſchgratz mit allen Zugehörungen pflegweiſe auf treue Raitung (Rechnung) bis auf Widerruf mit der Verpflichtung übergeben habe, Alles nach Kräften zu verwalten. Er war noch 1497 des K. Maximilian Hauptmann daſelbſt [3]). Er hinterließ von Katharina von Raumſchüſſel die Söhne a) Leonhard III., der Maria Gräfin von Hardegg zur Ehe gehabt haben ſoll, wiewohl Bucelin III. 172 ihm Katharina von Maugis, die aber ſeines Bruders Balthaſar erſte Gemahlin geweſen, irrig zur Gemahlin gibt. Von ihm iſt keine Nachkommenſchaft bekannt; b) Hanns, c) Bal-

---

[1]) Vgl. de Roo in der deutſchen Ueberſetzung, wo er S. 275 Johann Preſing und bei Fugger S. 695 irrig Johann von Freiſing heißt. Erſterer nennt S. 278 denſelben Mann Pröſing und S. 288 Johann Marſchalck von Preiſing, und Fugger, ihm übrigens nachſchreibend, S. 699 und 718 Preiſing. An einen bayeriſchen von Preiſing iſt hier kaum zu denken.

[2]) Vgl de Roo S 288; Fugger S. 718. Irrig läßt Ferd. Karl Böheim in der Chronik von Wiener-Neuſtadt. Wien 1830. I. 150 die Wiener das Gefecht, den Marſchalk und den Grafen von Gleichen verlieren.

[3]) Das k. k. Hofkammerarchiv verwahrt einen Revers ddto. 15. Dez. 1499, von Georg Preſinger ausgeſtellt, worin er anführt, daß König Maximilian ihm aus Gnaden das Amt in der Cappel im Fürſtenthume Kärnthen mit allen Zugehörungen und Gerechtigkeiten auf getreue Rechnung bis auf Widerruf zu verweſen anbefohlen, auch die Kleinrechte, als Hühner, Eier, Lämmer, Käſe ꝛc., jährlich einzunehmen und zu verraiten überlaſſen habe. — In welchem Grade der Verwandtſchaft dieſer Georg zu den andern Preſingern geweſen, vermag ich nicht zu beſtimmen.

thasar I. und Johann Heidenreich (Hadericus), welcher nach Wißgrill III. 286 M. Magdalena Geyerin, Adam Geyers zu Osterburg und Margaretha von Neuhaus Tochter und Veit Hager's zu Sitzenthal Witwe, zur Ehe hatte, die ihm die Tochter Anna Susanna gebar, welche sich mit Servatius von Neydeck zu Rastenberg vermählte; dann d) die Tochter Anna, welche nach Wißgrill III. 338 Michael Globitzer zur Ehe genommen. Im k. k. Hofkammerarchive fand ich einen Revers vom 14. November 1513, womit Hanns Presinger, kaiserlicher Thürhüter, bekennet, daß K. Maximilian ihm das Amt zu Stein im Jaunthale, wie auch das Forstmeisteramt allda auf sechs nach einander folgende Jahre und zwar unentsetzt, nach deren Verlauf aber bis auf Widerruf auf Raitung pflegweise inne zu haben verschrieben habe. Am 6. April 1514 übergibt derselbe Kaiser Hannsen Presinger aus besondern Gnaden und der treugeleisteten und noch fort zu leistenden ersprießlichen Dienste willen das Schloß Stein mit dem Burgfrieden, Maierhofe, den Weiden und dem dazu gehörigen Holze frei und eigen zu genießen und zu nützen. Ferner verschreibt der Kaiser demselben Hanns Presinger, seinem Thürhüter, wegen treu geleisteter Dienste und gethaner Darlehen die Aemter Stein im Jaunthale mit dem Forstmeisteramte allda, wie auch das Amt Mährenberg (im Marburger Kreise) unverrait (unverrechnet) auf Lebenslang satz- und pfandweise. Der dießfallige Gegenrevers Hannsen Presingers vom 3. April 1515 sagt, daß er dem Kaiser auf die genannten Aemter eine Summe Geldes von 1400 fl. geliehen habe.

Am 13. August 1515 stellt derselbe Presinger den Revers über das ihm vom K. Maximilian verliehene Forstmeisteramt in Krain gegen Reichung jährlicher 60 fl. Besoldung aus, welches er treu zu verwalten angelobt.

Derselbe Hanns Presinger, kaiserlicher Thürhüter und Forstmeister der Herzogthümer Kärnthen und Krain, wie auch der Grafschaft Görz macht ddto. 19. Dezember 1518 öffentlich kund, daß ihm K. Maximilian in Anbetracht seiner dem Erzhause Oesterreich geleisteten treuen und ersprießlichen Dienste das Schloß Plankenstein in der Grafschaft Cilli mit dem Landgerichte, Bau- und Maierhofe, Fischwässern und allen anderen Zugehörungen auf zehn nach einander folgende Jahre auf Raitung, nach deren Verlauf auf kaiserliches Wohlgefallen verliehen habe.

In Freydall's (d. i. Kaiser Maximilian's I.) Turnierbuche in der k. k. Ambraser-Sammlung erscheinen Nr. 92 in einem Mummenschanze namentlich: »Presinger (Leonhard, Hanns oder Georg?), Ramswab, Stamp, Haid, Rottaler, Mindorfer, Embß, Butsch, Hattstatter« und Nr. 108: »Hermanstainer, Embß, Bresinger.«

Auch Erzherzog Ferdinand I. verschreibt am 23. Juli 1523 Hannsen Presinger, Kammerthürhüter und Forstmeister in Kärnthen, Krain und in der Grafschaft Cilli, das Schloß Plankenstein mit dem Landgerichte und allen vorgenannten Zugehörungen; dann die Aemter Lengberg (i. Lemberg), St. Marein und noch andere Aemter, die Hanns von Schwetkowitz inne hatte, auf Lebenslang pfleg- und amtsweise unverrait zu besitzen.

König Ferdinand I. macht in einer Verschreibung vom 22. Februar 1528 bekannt, daß wenn Hanns Presinger, Kammerthürhüter und Forstmeister ꝛc., welcher das Schloß Plankenstein und die Aemter Lengberg, St. Marein und noch andere Aemter pflegweise unverrait inne

hat, mit Tod abginge, dessen Bruder Balthasar Presinger, königlicher Rath und oberster Kuchelmeister, alle diese Besitzungen überkommen soll. — Am folgenden Tag den 23. Februar stellt B. den betreffenden Revers über Plankenstein und die andern ihm zugesicherten Aemter aus.

Bald darauf ist Hanns Presinger ohne Nachkommen gestorben, wie sich aus dem Folgenden ergibt.

Kraft eines Lehenbriefes vom 12. Jänner 1529 belehnt König Ferdinand I., Erzherzog von Oesterreich, den Balthasar Presinger, der nach S. 25 in Italien Kriegsdienste gethan hatte, und alle seine männlichen Nachkommen mit dem Vicedom-Hause in der Stadt Cilli.

Das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien verwahrt einen Pergamentbrief des K. Ferdinand ddto. Speier 15. April 1529, auf Balthasar (sic) Presinger, seinen Rath, Oberstküchenmeister und Forstmeister in Kärnthen, Krain und in der Grafschaft Cilli, und auf seine Hausfrau Katharina, Tochter des k. Kammerdieners Alexander Mangis*), welche einige Zeit lang in seiner Gemahlin, der Königin Anna, Kammer und Frauenzimmer gedient hat, des Inhalts, daß man die ihr wegen ihrer treuen Dienste als Heiratsteuer zugesagten 500 fl. rheinisch auf das Schloß und Amt Mährenberg verweise, und daß ihre Erben dasselbe Schloß nicht vor der Bezahlung der 500 fl. abzutreten haben.

Vom 16. April 1529 finde ich im k. k. Hofkammerarchive zwei Reverse von Balthasar Presinger, königlichem Rathe, oberstem Küchen- und Forstmeister ꝛc., an den König Ferdinand, in deren einem er kund thut, daß ihm derselbe das Amt Stein im Jaunthale mit allen Zustehungen um 4000 fl. pfleg- und pfandweise verschrieben habe; in andern, daß Se. Majestät das Schloß und Amt Stein mit dem Burgfrieden, Maierhofe, den Fischweiden, Hölzern und andern Zugehörungen ihm als ein freies Eigenthum eingegeben habe, mit dem Beisatze jedoch, daß er selbes nach seinen Vermögensumständen wohl erbauen und bewahren soll, welches zu vollziehen er auch in diesem Reverse angelobt.

Nach Schmutz's historisch-topographischem Lexikon von Steiermark III. 157 wurde vom K. Ferdinand ddto. Speier 15. April 1529 das Schloß und die Herrschaft Plankenstein mit den Aemtern Lemberg, St. Marein und andern dazu gehörigen Aemtern an Balthasar Freiherrn (?) von Preysing (sic) ꝛc. pfleg- und amtweise inne zu haben, von der Hofkammer verschrieben. Den betreffenden Revers B. Presinger's vom 16. April fand ich im k. k. Hofkammerarchive mit dem Beisatze: ferner jene Aemter, welche vorhin Hanns Schwetkowitz inne hatte; desgleichen das Schloß und Amt Mährenberg (vgl. Schmutz II. 479), mit dem Amte Stein im Jaunthale, welche ihm der König auf Lebenslang amt- und pflegweise überlassen. Er gelobt allen ihm in der Verschreibung vorgezeichneten Punkten genau nachzuleben.

Balthasar von Presing, Ritter, oberster Küchenmeister, war als K. Ferdinand's Rath neben Leonhard Freiherrn von Vels, einem der Hauptvertheidiger Wiens, Christoph von Seiseneck Freiherrn zu Weiteneck, dem Letzten seines Geschlechtes, Markus Sittikus von Ems, Eck von Reischach, Ritter und Hauptmann, Gaudenz von Madrutz, Ritter aus Trient, Niklas von Jureschitz, dem nachherigen heldenmüthigen Verthei-

*) So in der Urkunde; sie hieß aber wohl Maugis und war von gutem niederländischen Adel. Ihr Bruder Philipp Maugis, ein Liebling K. Ferdinand's I, war vom J. 1541—1550 Propst zu Herzogenburg und starb auf einer Reise zu Gratz.

diger von Güns, Franz von Tanhausen, salzburgischem Vicedom und Hauptmann zu Friesach, Sigmund von Keutschach aus Kärnthen, Michael Ott von Aechterdingen (auf den Fieldern bei Stuttgart), oberstem Zeugmeister der oberösterreichischen Lande ꝛc., auf dem großen Reichstage zu Augsburg.

König Ferdinand I bewilligt demselben am 1. Jänner 1532 die Herrschaft St. Pölten mit Ausnahme des Amtes im Mittelspach, das der König sich vorbehielt, von Wolfgang Graswein vom Weyer [1]), der sie um 4000 fl. pfandweise inne hatte, abzulösen. Balthasars dießfälliger Pfandrevers für 4000 fl. rheinisch ist ddto Innsbruck 3. Jänner 1532 ausgestellt. Später läßt K. Ferdinand Balthasars Hausfrau, der Gräfin Gertrud von St. Georgen und Pösing, Heiratsgut von 500 Dukaten darauf versichern.

Balthasar leihet am 12. März 1533 demselben Könige 3205 fl. zu fünf Percent Zinsen, um damit dem Hanns von Hagn, Pfleger von Plankenstein, seinem Schwager, seine Pfandsumme, die er auf Pottschach [2]) hatte, zahlen zu können, und schlägt die Summe eben zu dem Pfandschillinge von St. Pölten.

Am letzten Dezember 1541 wurde ihm gnädigst bewilligt, daß auch das Schloß und die Herrschaft Plankenstein sammt Landgericht, Gebäu, Meierhof und den Aemtern Lemberg und St. Marein sein Sohn lebenslänglich und im Abgange des Sohnes die älteste Tochter fünf Jahre besitzen soll. Der hierauf bezügliche Revers Balthasar's ddto. Prag 1. Jänner 1542 ist im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive in Wien. Das anhängende, schön und rein ausgearbeitete Siegel ist von rothem Wachs mit der Umschrift: BALTASAR. PRESING. RITER und der Jahrzahl 1.5.4.1; es ist wie man es in Paul Fürstens erneuertem Wappenbuche. Nürnberg 1696. Bd. V. 8 abgebildet findet. In dieser Urkunde nennt sich Balthasar noch als Ritter, in der folgenden vom J. 1547 als Freiherr zu Stein, somit ist er in der Zwischenzeit in den Freiherrnstand erhoben worden. Das Diplom dieser Standeserhöhung vermochte ich bisher nicht aufzufinden. Die Familie schreibt sich noch Presing, und der Name ändert sich erst im folgenden Jahrhunderte in Prösing.

Nun erwirbt sich Freiherr Balthasar, der nun Landeshauptmann im Lande ob der Enns geworden, auch Besitzungen im sogenannten Donauländchen in Unterösterreich.

Bernhard Schintl [3]), königlicher Vorschneider, hatte am 24. Dez. 1538 mit landesfürstlicher Bewilligung von dem bekannten Feldhauptmanne Wilhelm Freiherrn von Rogendorf die Aemter zu Emerstorf mit derselben Urbarien, Mauth, Ungelt, Wein, Getreide, Zehenten, auch das Schloß Winperg (j. Wimberg) und das Freigericht im Isperthale, sammt dem Schlosse Persenbeug, nebst allen Gerechtigkeiten und Zu-

---

[1]) Dieser Wolfgang Graswein war als oberster Kammersekretär mit K. Ferdinand im J. 1530 auf dem großen Reichstage zu Augsburg, auch war er k. Kämmerer und Rath. Er war mit Susanna Gallerin vermählt und starb zu Wien am 28. September 1536 und ruhte bei St Dorothea, wo auch sein Epitaphium war.

[2]) Pottschach, Pfarrdorf im V. U. W. W. unweit Stuppach unterm Gebirge. Die dortige zerfallende Mauer mit dem Wassergraben um das Schloß gibt jetzt noch ein Bild ehemaliger Befestigung in Oesterreich, besonders gegen die Türken

[3]) In Reil's Donauländchen. Wien 1835. S. 182, wo von dieser Pfandschaft die Rede ist, irrig Schnittl und Tschintl gelesen; Balthasar von Preysing ist daselbst S. 182 und 323 in Presing zu verbessern.

gehörungen um 26,223 fl. 25 kr. und Pfenninge rheinisch pfandweise an sich gebracht, und überläßt diese Pfandschaft mit Genehmigung des K. Ferdinand I. ddto. 1. Dez. 1547 mit Zuschlag von Baugeld und ausständiger Hofbesoldung um 27,608 fl. 10 kr. und 1 Heller unserm Presing Freiherrn zu Stein laut des von ihm zu Wien am 4. Dez. 1547 ausgestellten Pfandreverses im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive. Dieser Revers auf Papier hat die eigenhändige Unterschrift: P. v. presing Fh zu stain, sammt dem Wappen.

Balthasar von Prösing, dessen Namen v. Bucholtz in seiner Geschichte Ferdinands I. Bd. VIII, 745 in Balthasar von Breslau verunstaltet, war einer der acht Zeugen und Testamentsexecutoren in dessen letztwilliger Anordnung ddt. Prag 1. Juni 1543. Er war vom J. 1549 bis zu seinem Tode Landeshauptmann im Lande ob der Enns. Er starb am 28. Mai 1559 zu Linz und ruht in der dortigen Minoritenkirche. Seine erste Gemahlin, die vorerwähnte Katharina von Maugis, schenkte ihm drei Töchter: 1) Anna, welche er an Hanns Ulrich von Ludmannsdorf, Freiherrn von Wolperstorf, vermählte. Nach Prösings Hochzeit-Ladungsschreiben an Kaiser Ferdinand I. wurde der Ehrentag am 5. Februar 1559 zu Linz gehalten, bei welchem laut kaiserlichen Befehles ddto. Augsburg 8. Jänner 1559 Hanns Freiherr von Trautson im Namen Sr. Majestät als Abgeordneter zu erscheinen hatte. Der edle Jakob Gienger zu Grünbüchel, der kaiserlichen Majestät Rath und Vicedom im Lande ob der Enns, erhielt durch weitern Hofbefehl vom 8. Jänner den Auftrag, ein silbernes und vergoldetes Trinkgeschirr im Werthe von 150 Gulden beizuschaffen und zum Hochzeitgeschenk dem Herrn Abgeordneten zu behändigen. 2) Eva Susanna ward mit Gottfried Freiherrn von Mainburg vermählt, und 3) Amalia, Gemahlin Michaels von Hagen. In zweiter Ehe vermählte sich Balthasar im J. 1542 zu Innsbruck mit Gertrud Gräfin von St. Georgen und Pösing (S. 14). Nach Balthasar's Absterben erlegte die verwitwete Frau Gertrud dem Kaiser Ferdinand 6000 fl. baar zu 6 Perzent verzinslich im J. 1562 in das k. k. Hofzahlmeisteramt, dafür ihr die Zinsen aus dem Salzkammergute Gmunden angewiesen, und ihr und ihren Kindern und Erben die Beibehaltung der Pfandschaft St. Pölten vom Kaiser in eben dem J. 1562 auf's Neue bestätigt und zugesichert worden. Die verwitwete Frau Gertrud machte am 8. Jänner 1572 bei Kaiser Maximilian II. das Ansuchen, diejenigen 10,000 Gulden, welche ihr seliger Gemahl dem K. Ferdinand noch in den Jahren 1556 und 1557 dargeliehen, und worüber er sammt Zinsen und jährlichen 1000 Gulden Zahlung auf die Gefälle der Mauth zu Ybbs verwiesen worden, weil so lang schon seither keine Zahlung erfolgt ist, solche Forderung auf die Urbarsteuer der Herrschaft Persenbeug umlegen zu lassen. Auch die kaiserliche Hofkammer hat am 10. Jänner 1572 hierüber Sr. Majestät angerathen, sie und ihre Söhne auf gesagte Urbarsteuer anzuweisen, jedoch ohne das Schloß und die Herrschaft Persenbeug ihnen förmlich zu verpfänden und einräumen zu lassen. Als Gertrud hochbetagt im J. 1598 gestorben, lösete unter Kaiser Rudolph II. Herr Paul Sixt Trautson, Graf zu Falkenstein, damals kaiserlicher Hofmarschall, die Herrschaft St. Pölten am 26. October 1598 um die Prösingische Pfandsumme von 15,042 fl. an sich.

Gertrud hatte sechs Söhne und drei Töchter geboren, als: 1) Franz Freiherrn von Prösing, Herrn der Herrschaften Stein und Sommereck in Kärnthen, Rappoltenkirchen und St. Pölten in Oesterreich. 2) Ka-

tharina, die sich am 24. Juni 1571 zu Linz mit Christoph Freiherrn von Prag auf Windhag vermählte. Vgl. Freih. v. Hoheneck III. 544. 3) Barbara. Gemahlin Casimir's Herrn von Polheim, dann Johann Christoph's Freiherrn von Concin. Sie starb im J. 1587. 4) Johann, von welchem die in Oesterreich verbliebene Descendenz der Freiherren und Grafen von Prösing abstammt. 5) Elisabeth, im J. 1576 Gemahlin Hannsen Christoph's Freiherrn von Zelking zum Weinberg, welcher der kaiserlichen Majestät Hofkriegsrath und Pfleger zu Freistadt war. Er starb am 28. October 1580 und ruht in Käfermarkt; sie wurde im J. 1582 die zweite Gemahlin Ulrich's II. Grafen von Hardegg. Vgl. Wißgrill IV. 133. 6) Balthasar II., Gemahlin Maria, Leonhard's IV. Freiherrn von Harrach zu Rohrau Tochter (geb. 1551), welche sich nach seinem frühen Tode und kinderlos mit Christoph Freiherrn von Teufenbach vermählte. 7) Joseph, von dessen Nachkommen später S. 25 unten. 8) David hatte drei Frauen: a) Regina Praunfalkin; b) Anna Freiin von Herberstein; c) M. Salome Herrin von Dietrichstein, aus welcher der Sohn Karl. 9) Rudolph, dessen erste Gemahlin war Elisabeth von Steinach, die zweite Katharina Appaulsky, die einen jung verstorbenen Sohn hatte.

Zu 1. Franz von Prösing Freiherr zum Stein, Herr zu Stein, Sommereck ꝛc., kaiserlicher Kämmerer und niederösterreichischer Regierungsrath, gedenkt nach Reil's Donauländchen S. 323 die Herrschaften Persenbeug, Wimberg, Isperthal und Raksendorf mit seinen Brüdern im J. 1571 brüderlich zu theilen, kaufte am 10. Nov. 1580 von Albrecht von Sachwitz, der Wasayschen Erben Curator, die Veste und Herrschaft Rappoltenkirchen, die er dann 1596 an Heinrich Freiherrn von Oedt verkaufte. Am 4. März 1564 hält er seine hochzeitliche Ehrenfreude zu St. Pölten mit Frau Barbara, Herrn Christophs Freiherrn v. Tschernembl und der M. Margaretha Herrin von Schärfenberg Tochter, und des Herrn Cornelius von Lappitz auf Seiseneck Witwe, welche am 14. Mai 1588 verschied (vgl. Hoheneck III. 756); dann mit Elisabeth, Christophs Herrn v. Schärfenberg Tochter. Er starb im J. 1604 und hatte in beiden Ehen vierzehn Kinder, als: 1) Georg Christoph; 2) Johann Christoph; 3) Katharina, die eines Freiherrn von Königsberg zweite Gemahlin geworden; 4) Johann Sigmund, erschien auf dem Landtage zu Wien im Juli 1605 unter den Akatholiken; 5) Johann Karl, der mit N. Freiin von Khüenburg verehelicht gewesen; 6) Benigna vermählte sich mit Gotthard Herrn von Starhemberg auf Efferding und Schaumberg. Die Hochzeit war, wie damals häufig beim Adel, im Landhause zu Wien am 2. August 1598. Sie wanderten aus. 7) Elisabeth; 8) Radegund, Gemahlin des kaiserlichen Obersten N. de Blessij; 9) Anna Susanna, Gemahlin Hanns Ulrich's von Reydeck des Jüngern; 10) Johann Jakob; 11) Friedrich; 12) Andreas; 13) Gertrud, die sich im J. 1616 mit Herrn Georg Christoph von Hack, Erbsassen zu Pornimbs (im Brandenburgischen) vermählte und kinderlos blieb; 14) Anna Maria ward 1614 mit Christoph Ernest von Köknpeck verehelicht. Die meisten von Franzens Söhnen sind, wahrscheinlich als Protestanten, außer Land gezogen.

Zu 4. Johann war Balthasar's I. zweitgeborner Sohn, mit welchem und seinen Brüdern Johann Baptist Freiherr von Hoyos im J. 1575 wegen der Abtretung der Pfandherrschaft Persenbeug ꝛc. nach Reil 324 übereingekommen war, die aber dieser Hanns im J. 1586 allein

als landesfürstliche Pfandschaft verwaltete, aber nicht aus dem Grunde, weil er damals der Einzige von seinen Brüdern lebte, da ja Franz 1604 und Joseph 1614 gestorben, sondern wegen Theilung, an welche die Brüder, wie ich vorher erwähnte, schon im J. 1571 dachten. Er starb als K. Rudolph II n. österr. Regierungsrath im J. 1602. Dessen zwei Gemahlinnen waren: a) Justina v. Giengerin, Georgs von Gienger zu Wolfseck Tochter (vgl. Hoheneck I. 185 und Wißgrill III. 319), die ihm den Sohn Balthasar III. schenkte; b) Sidonia von Schifer, Alexanders von Schifer zu Freiling und Martha's Herrin von Scharfenberg Tochter, und Sigmunds Niklas Freiherrn von Auersperg Witwe, und deren Kinder: Johann Karl und Maximilian, die sehr jung gestorben; Sidonia, die sich nach Wißgrill III. 339 mit Peter von Globitz, kais. Hauptmanne zu Kopreinitz, im J. 1654 verehelichte; ferner Georg Ehrenreich und Wolfgang Sigmund.

Georg Ehrenreich Freiherr von Prösing kaufte 1638 das Gut Ainödt (Einöd) im V. O. W. W. von Herrn Peter von Stubickh zu Königstein und 1648 die Herrschaft Gobelspurg. Er starb 1655 und hatte zwei Gemahlinnen: a) M. Anna, Freiin von Teufenbach, welche sich im J. 1623 bei der kaiserlichen Hofkammer beklagt, daß sie und ihre Unterthanen zeither der vorgegangenen Rebellion sowohl von den feindlichen Truppen als von Ihrer Majestät Kriegsvolke selbst sehr übel tractirt und fast gänzlich ruinirt worden. Sie bittet demnach um einige Aushilfe für ihre Unterthanen bei ihrem Steuerausstande, auch um Erfolglassung einiger Pfund Salz, worauf der Supplikantin laut Hofkammerbescheid vom 11. August 1623 zwei Schilling Salz beim Salzamte zu Stein angeschafft worden. b) Susanna Herrin von Greiß, Christophs des Jüngern Freiherrn von Greiß zu Wald Tochter, und mit ihnen nach Wißgrill III. 397 etliche Kinder.

Freiherr Wolfgang Sigmund, kaiserlicher Oberstlieutenant im Breuner'schen Regiment, war Herr von Rastenberg, das er von Freiherrn von Concin erkaufte, und von Walkerstorf, das er im J. 1631 von denen von Neydeck an sich löste; auch kaufte er 1632 Großwetzstorf im V. U. M. B. Von seiner Gemahlin Anna Sophia Freiin von Neydeck, Andreas Freiherrn von Neydeck und der M. Euphrosyne von Aham Tochter, hatte er zwei Kinder: Wolfgang Ehrenreich und Susanna Sophia, welche im J. 1676 Johann Ludwigs Freiherrn von Neydegg Gemahlin, aber 1679 wieder Witwe wurde.

Der so eben genannte Wolfgang Ehrenreich Freiherr von Prösing, Herr der Herrschaften Walkerstorf und Großwetzdorf, verkaufte laut Auffandung den 17. September 1659 die Herrschaft Rastenberg und Liechtenfels an Johann Franz Freiherrn von Lamberg-Ottenstein (Vgl. Wißgrill V. 406), hatte Susanna Eleonora, des geheimen Rathes und Hofkammerpräsidenten Gundaker Freiherrn von Polheim († 8. Jänner 1694), und der Barbara Freiin von Prank Tochter, zur Gemahlin. Sie starb 1698, nachdem sie geboren:

1) Georg Sigmund; Gemahlin: Maximiliana Gräfin von Puechhaim.

2) Susanna Sophia hatte als ersten Gemahl Johann Ludwig Freiherrn von Neydegg; vermählte sich dann am 15. März 1694 mit Johann Wilhelm, nachherigem ersten Grafen von Wurmbrand-Stuppach, dem gelehrten Reichshofraths-Präsidenten († 17. Dez. 1750), und starb am 6. März 1700.

3) Emerentiana Elisabeth, Gemahlin Otto Ferdi-

nands, Grafen von Hohenfeld, die ihm nach Wißgrill V. 422 die Herrschaft Gobelspurg im V. O. M. B. zubrachte.

4) Maria Christina vermählte sich 1693 nach Hübner I. 222 mit Ernst Casimir Herzog von Holstein-Beck, der im J. 1695 starb. Sie vermachte ihrer Schwester Emerentiana in ihrem Testamente am 21. März 1696 ein Legat und starb bald darauf.

5) Johann Rudolph Prösing Freiherr zum Stein besaß die Herrschaft Großwetzdorf im V. U. M. B. und erschien bei der 1712 K. Karl VI geleisteten niederösterreichischen Erbhuldigung. Er verkaufte am 18. Mai 1714 seine Herrschaft Wetzdorf sammt den Aemtern Klaubendorf und Oberfellabrunn an den Herzog Leopold von Holstein-Wiesenburg und dessen Gemahlin Maria Elisabetha Fürstin von Liechtenstein. Im Archive des Ministeriums des Innern (oder der vormaligen k. k. vereinigten Hofkanzlei) fand ich dessen Gesuch ohne Datum, in welchem er K. Karl VI. um die Erhebung in den Reichsgrafenstand für sich und seine ehelichen Nachkommen bittet. Er begründet darin seine Bitte auf das hohe Alter seines aus Kärnthen herstammenden Geschlechts, das sich bisher im Krieg und Frieden mit Aufopferung von Gut und Blut für das Haus Oesterreich aufgeopfert hat. Er beruft sich in demselben auf die kärnthnerischen Annalen, laut denen Johann Ernst von Prösing und Heinrich von Dietrichstein als erzherzogliche (sic) Generale den Bischof Ekbert von Bamberg im J. 1240 *) in der Schlacht überwunden und gefangen genommen haben. Auch befanden sich im Treffen K. Rudolphs I. mit Ottokar fünf seines Namens, die insgesammt für den deutschen König ihr Leben ließen.

Ferner war Hanns von Prösing bei Kaiser Friedrich IV. (III.) Hofmarschall, und fand seinen Tod im Treffen bei Wiener Neustadt. Des Bittstellers Ururahn aber, Balthasar von Prösing Freiherr, folgte nicht allein dem K. Karl V. in seinen Heerzügen, und wohnte der Schlacht bei Pavia bei, sondern war auch von dessen Bruder, dem K. Ferdinand I., seiner treuen Dienste wegen zum geheimen Rathe und Landeshauptmann in Oesterreich ob der Enns ernannt, welche Chargen er auch bis an seinen Tod verwaltet hat.

Desselben Bittstellers Großvater Wolf Sigmund von Prösing hat vier römischen Kaisern in die etliche und zwanzig Jahre mit mildiglicher Vergießung seines ehrlichen Blutes in vielen sauren Occasionen und schweren Commissionen ohne einziges Kreuzers Interesse treue und devoteste Kriegsdienste gethan. Ferner, setzt derselbe fort, wird es Eurer kaiserlichen Majestät im allergnädigsten Angedenken seyn, wie mein Vater Wolf Ehrenreich von Prösing seel. mit schweren Unkosten in die dreißig Jahre den öffentlichen Landtagen beigewohnt und mit allen Kräften sich dahin bemüht hat, Eurer kais. Majestät und Dero glorwürdigsten Herrn Vaters sel. allergnädigstes Verlangen, auch mit Verabsäumung seiner Privatnegotien allerunterthänigst zu secundiren. Auch ich werde meine treugeleistete Ergebenheit gegen Euer kaiserliche Majestät so lange mit allertiefestem Respect im Herzen hegen, bis sich das anhoffende Glück schicken möchte, durch treugehorsamste Dienste meine allerunterthänigste Treue und Devotion an Tag zu legen; also lebe ich der allergehorsamsten Zuversicht, zumalen Euer kais. Majestät zuvor so noch alltäglich alte wohlmeritirte Häuser Dero angeborner Clemenz nach in den Reichsgrafenstand zu erheben allergnädigstes Gefallen tragen. Gegen den

*) Richtiger im J. 1233; s. oben S. 16.

Schluß bittet er um die Beilegung des Prädikats »Hoch- und Wohlgeborn« durch die Reichskanzlei, wie auch das Wappen mit einem Stern von seiner Urgroßmutter Gertraut Gräfin von St. Georgen und Pösing, welches Geschlecht mit ihr erloschen, seinem Familienwappen anzurücken und seiner Person den Reichshofrathstitel zu verleihen.

Die nachgesuchte Erhebung in den Grafenstand für das deutsche Reich und die österreichischen Erblande, wie auch die Bewilligung des Titels »Hoch- und Wohlgeborn« erfolgte ddto. Wien am 26. Jänner 1716. Von den beiden letzten Punkten der Bittschrift ist im ausgefertigten Diplome keine Rede.

Er starb am 6. April 1718 und hinterließ von zwei Gemahlinnen: a) Maria Esther Freiin von Wurmbrand und b) Wilhelmine Sophia, ältesten Tochter des h. römischen Reichs Grafen und Erbschenken Volrath von Limpurg, des letzten seines Geschlechtes († 1712), die Töchter, wahrscheinlich aus erster Ehe: Johanna Eleonora, geb. 1695, die sich am 4. April 1714 mit Karl Gustav Grafen von Redern, k. preußischem Staatsminister und Oberamtspräsidenten zu Oppeln vermählte und am 20. Mai 1757 starb; wahrscheinlich aus zweiter Ehe: Juliana Franciska Leopoldine, geb. am 15. Februar 1709, die sich am 13. September 1728 mit Karl Walrat Wilhelm Wild- und Rheingrafen zu Grumbach, vermählte, am 12. Juli 1763 Witwe wurde und am 13. Dezember 1775 starb.

Zu 4 (S. 22). Von Joseph von Pröfing Freiherrn zum Stein und Sallau oder Saalau im V. O. W. W. Balthasars I. und der Gräfin Gertrud von Pösing viertem Sohne, fand ich einen Uebergabbrief ddto 31. Jänner 1585 auf Jobsen Schmidauer zu Oberwalsee, um alle seine Pfandschaftsrechte und Verschreibungen über die Burgvogtei Enns und Herrschaft Mauthausen für die Pfandsumme von 21,070 fl. und 10,000 fl. Ausstand; ferner einen Schuldbrief vom 26. März 1588 an die edeln Hermann und Joh. Baptist von Füllstein, Inhaber der Herrschaft Tribuswinkel bei Baden, und ihre Erben, die ihm eine Summe von 4935 fl. rheinisch dargeliehen hatten. Er verpfändet und verschreibt ihnen dafür all sein liegendes und fahrendes Gut, Eigenthum und Pfandschaften ꝛc. im J. 1588, und verspricht mit 1. Dez. desselben Jahres bare Bezahlung. Eben derselbe quittirt den Tobias Lichtenberger, Salzamtmann zu Preßburg, am 21. April 1589 für 1714 Reichsthaler, und wieder am 27. November 1589 für 713 Thaler, die L. ihm Freiherrn von Pröfing an dem von Ihrer kaiserlichen Majestät verschriebenen Salz-Hofdeputat bezahlt und berichtiget hat. Er wird durch die Hofkammer auf K. Rudolphs II. Befehl durch Rescript vom 16. März 1590 mit seinem Hofschuldausstand, der zusammen 12,030 Gulden beträgt, an das Salzamt zu Preßburg angewiesen, daß ihn der dortige Salzamtmann Tobias Lichtenberger nach Inhalt der Schuldverschreibung auf nächstkommende Ostern mit guter deutscher Münze ohne Abzug und Schaden contentiren und keineswegs ihm länger Aufschub machen soll.

Derselbe Joseph Freiherr von Pröfing beklagt sich aber ferner bei Seiner kaiserlichen Majestät am 22. Mai 1593 wegen Nichtgewährung der Zahlungsleistung seiner Hofschuldforderung sammt ausständigen Zinsen, obschon Erzherzog Ernst am 15. Jänner 1592 den Hofkammerbefehl an den Salzamtmann zu Preßburg wiederholt erlassen hätte, ihn seines Ausstandes halber von dem erzherzoglichen Deputatgefälle vor allen andern Parteien zu befriedigen, und daß man ihm doch die Ratam für das Jahr 1593 mit 3127 fl. 48 kr. nicht anders als mit acht von hundert Abbruch zu seinem großen Schaden reichen wölle. — Welcher Zustand in den damaligen

Finanzen! Er starb im J. 1614, nachdem er mit Anna, Hannsen Freiherrn von Tschernembl Tochter, zehn Kinder erzeugt hatte, als: 1) Johann Gundaker; 2) Christoph Reichard; 3) Barbara Regina; 4) Rosina; 5) Christina, deren Gemahl Johann Kaspar Geyer zu Wiselburg gewesen; 6) Johann Heinrich; 7) Joseph; 8) Paul Jakob; 9) Johann Erasmus und 10) Anna Sara.

Johann Heinrich Freiherr von Prösing nahm Maximiliana, Davids Freiherrn von Ennenkl Tochter, zur Ehe, die ihm die Söhne a) Josias David, welcher 1643 mit Eva Unterholzerin von Kranichberg verehelicht lebte; deren Tochter Franziska Elisabetha Herrin von Prösing war des Franz Grafen von Herberstein-Sierndorf erste Gemahlin, vgl. Wißgrill IV. 264, und b) Georg Sigmund; dann die Tochter c) Susanna Eleonora, Gemahlin († 1. Oct. 1692) Sigmund Reichard's Grafen von Tattenbach, gebar.

Georg Sigmund, Herr zu Hasendorf im V. O. W. W., war mit Anna Katharina Magdalena Freiin von Gienger verehelicht und hatte drei Söhne: a) Karl Ferdinand Freiherrn von Prösing, vergleicht sich am 13. August 1688 wegen einiger Forderungen mit Constantin von Sinnich vor dem Landmarschallsgerichte. Er hatte Barbara Susanna, Herrn Weickard's Achilles Freiherrn von Polheim Tochter, zur Ehe, welche im J. 1690 starb; deren Sohn Georg Ehrenreich Freiherr von Prösing, kaiserlicher Oberstlieutenant, erschien am 22. April 1720 auf dem großen außerordentlichen Landtage zu Wien.

Ueber die Abkunft und Wanderungen der Langobarden.

Zweite Abtheilung.

Die Langobarden in Oesterreich.

(Schluß.)

Kaum hatte der, unter den Slaven sich herumtreibende langobardische Prätendent Ildegisal in Erfahrung gebracht, daß der Krieg zwischen Langobarden und Gepiden begonnen, als er sich mit seinem Langobardischen Geleite, 300 der edelsten Streiter und einem zahlreichen Haufen Bulgarischer Slaven bei den Gepiden einfand, welche hofften, ihn mit bewaffneter Hand in sein Reich einzuführen. Die 10000 Mann Byzantinischer Hülfstruppen eröffneten den Kampf für die Langobarden, denn Procopius berichtet zum Jahre 548 n. Ch., daß sie unvermuthet auf 3000 Heruler gestoßen, welche sich von den Römern losgesagt und zu den Gepiden übergetreten waren, und daß sie in einem hitzigen Gefechte sehr Viele dieser Heruler zusammt deren Befehlshaber Aordus getödtet [1]). Bald darauf müssen auch die Langobarden unter König Audoin und die Gepiden unter ihrem Könige Turisend an einander gerathen seyn, denn Paul Diakon schreibt wörtlich: [2]) Die Schlacht begann; beide Heere kämpften tapfer und wollten einander nicht weichen. Da geschah es, daß in der Hitze des Kampfes Alboin, der Sohn Audoins, und Turismod, der Sohn des Gepidenkönigs, Turisend, mit einander handgemein wurden. Alboin hieb mit dem Schwerte auf seinen Gegner ein, dieser stürzte vom

---

[1]) Procop. de bello Gothic. c. 34.

[2]) Paul. Diac. Langobard. l. I. c. 23.

Pferde und gab seinen Geist auf. Als die Gepiden den Sohn ihres Königs fallen sahen, der größten Theils die Veranlassung zum Kriege gewesen, verloren sie den Muth und nahmen die Flucht. Die Langobarden setzten ihnen nach, tödteten Viele derselben und kehrten dann zurück, um die Erschlagenen auszuplündern. Zur nämlichen Zeit erfuhren die Gepiden, daß das Heer der Römer, welches Kaiser Justinian den Langobarden zu Hülfe sendete, immer näher komme, und so standen sie ab von den Streitigkeiten und schlossen mit den Langobarden einen Waffenstillstand auf zwei Jahre und zwar gegen den Willen der Römer. Denn als das kaiserliche Heer vernahm, was vorgefallen war, wurde es schwierig, denn es sah sich in großer Verlegenheit. Die Feldherrn konnten jetzt nicht wohl weiter vorwärts gehen, wagten aber auch nicht, umzukehren, weil die Gepiden in Verbindung mit den geschlagenen Herulern leicht in das Illyrikum hätten einbrechen und dasselbe verwüsten können. Sie machten also Halt und schrieben die Sachlage an den Kaiser. Als die beiden streitenden Parteien hierauf daran gingen einen dauerhaften Frieden zu berathen, war die erste Forderung, welche Audoin an den Gepidenkönig machte, die Auslieferung des langobardischen Prätendenten Ildigisal. Dazu aber wollten sich die Gepiden nicht verstehen, sondern riethen dem unglücklichen Prinzen, er möchte sich entfernen und hingehen, wohin er selber wolle; worauf sich die streitenden Parteien auf's Neue zum Kriege rüsteten. Die Gepiden, in der richtigen Voraussicht, der Kaiser werde beim Wiederausbruche des Krieges die Langobarden unterstützen, schickten sogleich eine Gesandtschaft an die Cuturgurischen, d. h. diesseits des Palus Mäotis wohnenden Hunnen und ließen sie um Hülfsvölker wider die Langobarden ersuchen. Diese waren auch gleich bereit dazu und sendeten 12000 Bewaffnete unter dem Oberbefehle Chinials, eines durch Kriegsruhm ausgezeichneten Häuptlings. Diese schnelle Hülfe setzte aber die Gepiden in nicht geringe Verlegenheit. Denn der mit den Langobarden geschlossene Waffenstillstand ging erst das folgende Jahr zu Ende, und womit sollte man diese Barbaren in der Zwischenzeit beschäftigen? Man beredete sie also, in der Zwischenzeit die Küstenländer des Kaiserreiches zu recognosciren, d. h. auszuplündern. Weil aber die Römer scharfe Grenzhut im Illyricum wie in Thracien handhabten, so führten die Gepiden ihre Gäste selbst über die Donau hinüber, worauf diese nach Herzenslust die Ländereien des Kaisers verwüsteten. Dadurch aber brachten sie den Kaiser schrecklich gegen sich auf. Denn sie hatten kurz vorher durch eine Gesandtschaft denselben demüthig bitten lassen, er wolle ihnen auch, wie früher den Langobarden, sein Bündniß angedeihen lassen, und Justinian hatte sich dazu bereitwillig finden lassen, ja er hatte dieses sein Bündniß mit den Gepiden durch zwölf Senatoren eidlich bestätigen lassen. Zu dieser Willfährigkeit gegen die Gepiden war der Kaiser eigentlich durch die unaufhörlichen Slaveneinfälle in das Reich gebracht worden. Denn für die Gepiden waren diese Einfälle eine erhebliche Staatsrente. Jeder Slave, der sich über die Donau bringen ließ, mußte einen Stater in Gold bezahlen. Vergebens stellte Justinian diesen Schwärmen seine Truppen entgegen; diese reichten nicht hin, derlei zerstreute Haufen zurückzutreiben oder aufzuhalten. Zwar fielen sie den Raubgierigen in den Rücken, tödteten Viele, fingen Andere lebendig und schickten sie dem Kaiser; aber dadurch ließen sich die Barbaren nicht abschrecken: die öffentlichen Straßen waren bedeckt mit Leichen; aber die Slaven kehrten mit unzähligen Gefangenen und aller Beute, die sie auf ihren Raubzügen gemacht, ohne daß es Jemand hindern konnte, in ihre Heimat zurück, und kamen wie-

der. — Es halfen weder List noch Gewalt gegen diese Freibeuter, so lange die Gepiden das Herüber und Hinüber über die Donau in ihren Händen hatten und zu ihrem Vortheile ausbeuteten. Von diesem Sachverhalte scheint der Kaiser nicht durch seine Feldherren, denn diese werden ihre Unzulänglichkeit schwerlich eingestanden haben (es waren Justin und Justinian, die Söhne des Germanus) sondern durch den langobardischen Prinzen Ildigisal, den die Gepiden in Folge des Waffenstillstandes mit den Langobarden ausgewiesen hatten, gründlich unterrichtet worden zu seyn. Denn Procopius *) schreibt, daß jener Prätendent sich um diese Zeit der Slavennoth nach Byzanz verfügt habe und von dem Kaiser sehr gütig aufgenommen worden sei. Er hatte 300 auserlesene Streiter, lauter Langobarden, bei sich, und wurde von Justinian zum Führer einer Schule, d. h. einer Rotte Garden oder Palastwächter ernannt. Vergebens verlangte Audoin dessen Auslieferung vom Kaiser; Justinian wollte von einer solchen Zumuthung gar nichts hören. Von diesem Ildigisal scheint der Kaiser auch über den Einfall der cuturgurischen Hunnen aufgeklärt worden zu seyn. Denn Justinian schickte sogleich eine Gesandtschaft an die Uturgurischen, d. h. hinter dem Palus Mäotis wohnenden Hunnen und beklagte sich bei deren Fürsten, daß sie unthätig nichts gegen die Cuturguren unternähmen, da sie doch seine Freunde seien, und er ihnen schon so viel Gutes erwiesen. Es wurde denselben zugleich Geld ausgetheilt, und so säumten die Uturguren keinen Augenblick, sondern setzten mit ihren Nachbaren, den tetraxitischen Gothen unter dem Oberbefehle des klugen, kriegserfahrnen und tapferen Fürsten Sandil über den Don und fielen über die Cuturguren her. Diese setzten sich zur Wehre, es gab einen langen heißen Kampf; die Cuturguren erlitten eine schreckliche Niederlage, wurden in die Flucht getrieben, ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt. So kehrten die Uturguren wieder in ihre Heimat zurück. Jetzt schickte der Kaiser seinen Kriegsobersten Aratius an Chinial und an die herumschwärmenden cuturgurischen Hunnen und ließ sie wissen, was sich mittlerweile in ihrer Heimat ereignet, ihnen Geld austheilen und anbefehlen, daß sie alsogleich sein Reich verlassen sollten. Als die Hunnen diese Botschaft vernommen, schwuren sie, nie wieder die Römer zu beunruhigen, Niemand mehr zu beschädigen oder zu fangen, sondern ruhig und friedfertig abzuziehen. Der Kaiser war durch diese Angelegenheit zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Gepiden, nachdem er den Bund mit ihnen hatte beschwören lassen, sogleich bundeswidrig gegen ihn gehandelt, als sie die cutuguriſchen Hunnen über die Donau in sein Reich eingeführt, und das verdroß ihn dergestalt, daß er den ganzen Vertrag umstieß und sich ganz auf die Seite der Langobarden wendete. Dieser Umschwung der Dinge mißfiel dem Prinzen Ildigisal, und weil sich derselbe für die dem Kaiser geleisteten Dienste ohnedem nicht genug belohnt glaubte, so machte er aus seinem Mißbehagen bei Hofe eben kein Geheimniß. Als sich nun auch der Gothe Goar zu ihm gesellte und ihm vorschlug, gemeinschaftlich mit ihm aus Byzanz zu entfliehen, so willigte er sogleich ein. Die Flüchtlinge verließen mit wenigem Geleite bei Nacht die Residenz und wendeten sich gegen Apros in Thracien, mengten sich unter die dortigen Langobarden, erreichten die kaiserlichen Stallungen und bemächtigten sich einer Anzahl Pferde zur Weiterreise.

Als dieß dem Kaiser gemeldet wurde, schickte er Boten durch Thra-

*) De bello Gothico lib. 4.

cien und Illyrien an alle Befehlshaber und Soldaten mit der Weisung die Flüchtlinge einzubringen. Eine Handvoll cuturguriſcher Hunnen, welche ſich mit Bewilligung des Kaiſers in Thracien niedergelaſſen hatten, warf ſich zwar den Fliehenden entgegen, wurde jedoch beſiegt. So gelangten Ildigiſal und Goar mit ihrem Geleite ohne Widerſtand in das Illyricum, wo ſie auf das kaiſerliche Heer unter den Befehlshabern Aratius, Rhecithangus, Leonianus und Arimuthus ſtießen. Sie waren den ganzen Tag geritten und in der Abenddämmerung in eine Waldgegend gekommen, wo ſie die Nacht über auszuruhen gedachten. Jene Befehlshaber hatten ſo eben ihren untergebenen Truppen befohlen, die Pferde zu füttern und ſich dann in dem nahen Fluſſe zu erquicken. Als dieß Goar und Ildigiſal durch ihre Kundſchafter inne wurden, überfielen ſie unvermuthet die Befehlshaber beim Trunke, hieben ſie nieder und machten ſich ſo den Weg frei; denn die Soldaten ohne Führer nahmen die Flucht und kehrten zurück, und ſo gelangten die Flüchtlinge glücklich zu den Slaven. Mit 6000 derſelben, berichtet Procop an einem anderen Orte *), beſchloß nun Ildigiſal zu Totilas, dem Konige der Gothen zu ziehen. Er gelangte auch wirklich in das Venetianiſche, wo er auf einen Haufen Römer unter dem Befehlshaber Lazarus ſtieß, den er angriff, in die Flucht ſchlug und ihm viele Leute tödtete. Doch gelangte er nicht bis zu den Gothen, ſondern kehrte um, ſetzte wieder über die Donau und gelangte unter ſeine Slaven.

Mittlerweile hatten die Gepiden und Langobarden wieder zu den Waffen gegriffen. Kaiſer Juſtinian ſchickte den Letzteren ſein Hülfsheer unter den Befehlen des Juſtinus und Juſtinianos, Söhnen des Germanos, zuſammt den Herulern, die er in ſeine Dienſte genommen und denen er den Zuartus vorgeſetzt hatte. Unter den Heeresführern befand ſich auch Amalafried, der Gothe, ein Neffe Theodorichs, weiland Königs der Gothen (durch deſſen Schweſter Tochter Amalafriede, Sohn Hermanfrieds, Königs der Thüringer) und Bruder Rodelindens, welche Juſtinian einſtens an König Audoin vermählt hatte. Von dem byzantiniſchen Hülfsheere gelangte jedoch Niemand als dieſer Amalafried mit ſeinen Leuten auf den Kampfplatz, denn die übrigen Truppen mußten auf Befehl des Kaiſers bei Ulpiana ſtehen bleiben, wo ſich die Einwohner aufgelehnt hatten. Und ſo überſchritten denn die Langobarden mit ihrer ganzen Macht in Geſellſchaft dieſes Amalafried die gepidiſchen Grenzen, ſchlugen den Feind in einer hartnäckigen Schlacht und tödteten ihm viele Leute. Daß der Langobardiſche Flüchtling Ildigiſal mit ſeinen Bulgariſchen Slaven an der Schlacht für die Gepiden Theil genommen, iſt zwar nicht verzeichnet, aber kaum zu bezweifeln; denn als bald darauf der Friede zwiſchen den ſtreitenden Parteien, den Gepiden einerſeits und dem Kaiſer und den Langobarden andererſeits berathen und beſchworen wurde, verlangten Juſtinian und Audoin zum Beweiſe wahrhafter Freundſchaft vor Allem die Auslieferung Ildegiſals. Da berieth ſich Turiſend zuvor mit den Großen des Reiches über dieſen Gegenſtand, die Frage ſtellend, ob ſie geſonnen ſeien, dieſem Begehren zu willfahren. Dieſe aber erklärten frei, »ſie wollten lieber mit Weib und Kindern zu Grunde gehen, als ſich durch eine ſolche Schandthat beflecken.« Als Turiſend eine ſolche Sprache hörte, wurde ihm bange; denn er konnte mit dem Widerwillen ſeiner Unterthanen den Frieden nicht abſchließen, und wollte doch auch den kaum und ſo mühſam unterdrückten Kampf mit den Römern und

*) De bello Gothico lib. 3. c. 35.

Langobarden nicht auf's Neue beginnen. Er schickte also eine Gesandtschaft an Audoin und begehrte gleichfalls die Auslieferung des Ustrigothus, des Sohnes Elemunds, weiland Königs der Gepiden. Dadurch hoffte er die Langobarden von ihrem Begehren abzubringen. In der That konnten sich die Langobarden so wenig als die Gepiden zu einem solchen öffentlichen Wortbruche hergeben, wohl aber haben die beiden Könige sich wechselseitig durch List und heimlich von ihren Feinden befreit, wie sich zum Theile aus folgender, von Paul Warnefried aufbewahrten Anecdote, schließen läßt.

Als die Langobarden nach geschlagener Schlacht und erfochtenem Siege nach Hause ritten, stellten sie an ihren König Audoin die Bitte, daß er nun seinen Sohn Alboin, durch dessen Tapferkeit ihnen der Sieg geworden, auch an seiner Tafel speisen lasse: denn es seie billig, daß der Kampfgenosse des Vaters in der Gefahr, auch dessen Tischgenosse werde. Worauf ihnen Audoin entgegnete, er dürfe das nicht zulassen, weil er sonst gegen die Sitte der Nation anstoßen würde. »Ihr wißt ja, fuhr er fort, wie daß es bei uns nicht gebräuchlich ist, daß der Sohn mit dem Könige, seinem Vater, speise, bevor er nicht von einem fremden Könige die Waffen empfangen. Als Alboin diese Worte seines Vaters vernommen, wählte er sich vierzig Edeljünglinge aus, die ihn an den Hof Turisends, des Königs der Gepiden begleiten sollten, und dort angelangt, eröffnete er dem Fürsten, aus was für Ursachen er zu ihm komme. Dieser nahm ihn gütig auf, lud ihn zu Tische und wies ihm zur Rechten, wo sonst Turismod, sein erschlagener Sohn, zu sitzen pflegte, den Platz an. Während der Mahlzeit nun, die sich ob der Zurichtung und Menge der Speisen in die Länge zog, stellte sich dem Könige beim Anblicke der Stelle, wo einst sein Sohn gesessen, das Bild seines Kindes, zumal dessen Untergang vor die Seele, und der Schmerz, an dessen Platze den sehen zu müssen, der ihn erschlagen, machte ihn tief aufseufzen und preßte ihm gleichsam die Worte aus: »Dieser Sitz ist mir wohl sehr lieb, doch den, der ihn heute einnimmt, sehe ich mit schwerem Herzen.« Diese Worte des Königs waren für dessen Zweitgebornen wie eine Ermächtigung, die Langobarden durch Stachelreden und Witzfunken zu necken und aufzureizen. Unter andern warf er die Bemerkung hin, die Langobarden, da sie um ihre Waden weiße Bänder wickelten, kämen ihm vor, wie jene Stuten, deren Füße unten weißgefleckt und darum nichts weniger als schön seien. Darauf entgegnete einer der langobardischen Gäste: »Gehe nur auf das Hasenfeld, dort kannst du erfahren, wie kräftig die ausschlagen, die du garstige Stuten nennst, denn dort liegen die Gebeine deines Bruders, wie die eines schlechten Lastthieres in Mitten der Wiese umhergestreut. »Bei diesen Worten geriethen alle anwesenden Gepiden in Aufruhr; eine solche Beschämung dünkte ihnen unerträglich, und sie zeigten Lust, für diese öffentliche Beleidigung Rache zu nehmen. Die Langobarden hingegen, mit der Hand am Degengriffe, waren zum Kampfe bereit. Da sprang König Turisend vom Tische auf und warf sich mitten unter die Erhitzten, sie besänftigend und drohend, den ersten, der es wagen würde, das Schwert zu ziehen, sogleich zu bestrafen, indem er hinzufügte, es seie Gott kein wohlgefälliger Sieg, wenn man im eigenen Hause den Gast erschlüge. So unterdrückte er den Hader; man wurde wieder guter Dinge und stand versöhnt vom Tische auf. Turisend aber ergriff die Waffen seines Sohnes Turismod, reichte sie Alboinen und schickte ihn unversehrt seinem Vater zurück. So gelangte Alboin zu der Ehre mit seinem Vater zu Tische zu sitzen. Hier nun erzählte er frohen Herzens unter dem Genusse der königs-

lichen Leckerbissen alles von Anfang bis zu Ende, was ihm am Hofe König Turisends begegnet war; alle Tischgenossen erstaunten und belobten die Kühnheit des Prinzen; aber noch mehr pries man die seltene Ehrenhaftigkeit und Selbstbeherrschung des Königs Turisend [1]).

Diese Anecdote beweiset zu Genüge, daß die beiden Souveräne, weil in gleicher Lage, einander aufrichtig wohlwollten, und daß sie, um der Nationaleifersucht zwischen Slaven und Deutschen nicht neue Nahrung zu geben und ihre Dynastien zu gefährden, die Ueberläufer sich wechselseitig dürften preisgegeben haben. Wie denn aber das Unrecht dadurch, daß es alt und grau geworden, nicht zum Rechte wird, und die Schuld, indem sie jeden Stein des Anstoßes aus dem Wege räumet, zuletzt über die eigenen Füße stolpert und sich die Knochen bricht, so ging es auch den Fürstenhäusern Audoins und Turisends. Jener starb ungefähr um das Jahr 553 n. Ch. und hinterließ die Krone, die ihm nicht gebührte seinem bis zur Verwegenheit tapferen Sohne Alboin, dem Clotar, der Frankenkönig, seine Tochter Chlodswinde vermählte, mit der er jedoch nur eine Tochter zeugte, die Alpswinde hieß. Auch Turisend hinterließ die widerrechtlich getragene Krone, wie es scheint, seinem zweitgebornen Sohne Chunimund, demselben, der an der Tafel seines Vaters einstens über die Fußtracht der Langobarden gespottet hatte, eine Beleidigung, die sich Alboin, wie man zu sagen pflegt, hinter das Ohr geschrieben, so wie Chunimund die Stunde des Regierungsantrittes nicht erwarten konnte, um sich und seine Gepiden an den Langobarden zu rächen und diesen alles Unrecht zurück zu zahlen, das sein Vater Turisend aus Liebe zu seinem Sohne und zum Frieden so geduldig ertragen hatte.

Die jungen Könige, als ahnete ihnen, daß aus ihrem gesteigerten Hasse ein Vertilgungskampf erwachsen dürfte, rüsteten mit ängstlicher Sorgfalt und großen Kosten. Nebstbei trachteten sie beide um jeden Preis den Hof von Byzanz für sich zu gewinnen. Die Langobarden z. B. machten ihre wider die Gothen unter Totila in Italien dem ruhmbekrönten Feldherrn Narses geleistete Hülfe geltend, von welcher Procop eben kein günstiges Bild entwirft, denn er berichtet [2]), daß die Langobarden sich auf jenem Zuzuge ungeheuere Ausschweifungen und Grausamkeiten haben zu Schulden kommen lassen. Sie sollen das flache Land geplündert, die Häuser in Brand gesteckt, die Frauen, die sich in die Kirchen geflüchtet, an heiliger Stätte geschändet haben. Aber der Kaiser Justin II. hütete sich, diesen rivalisirenden Königen seine Hülfe angedeihen zu lassen, und so griff Alboin, um seiner Sache den Ausschlag zu geben, zu dem Bündnisse mit den Avaren, einem Volke, das früher Hunnen hieß, sich aber später nach Paul Warnefrids Versicherung von einem ihrer Könige Avaren nannte.

Hoch interessant ist die Erzählung Menanders [3]) von den Bemühungen der langobardischen Gesandten, um sich den Avaren-Chan geneigt zu machen. Er schreibt: »Alboin, der seinen Haß, womit er den König Cunimund verfolgte, durchaus nicht ablegen und die Wohlhabenheit der Gepiden zerstören wollte, schickte Gesandte an Bajan und ließ ihn einladen, mit ihm gemeine Sache gegen die Gepiden zu machen. Diese Gesandten nun, den Hochmuth der asiatischen Barbaren kennend, traten so demüthig als möglich auf und baten vor allem, der mächtige Chan wolle

---

[1]) Paul. Diac. lib. I. c. 23. et 24.

[2]) Procop de bello Gothic. l. 4. c. 33.

[3]) Menandri excerpta 11 et 12.

ſie nicht verachten, denn ſie hätten bisher unausſprechlich von den Gepiden zu leiden gehabt, beſonders da auch die Römer, dieſe geſchwornen Feinde des avariſchen Volkes, den Gepiden Kriegshülfe geſchickt hätten. Auch ſei es mit dieſem Kriege nicht ſo auf die Gepiden als auf Kaiſer Juſtin ſelbſt, dieſen Erzfeind des avariſchen Volkes, abgeſehen, welcher nämlich die mit ſeinem Oheim Juſtinian geſchloſſenen Bündniſſe für nichts achtend, den Avaren ſogar die üblichen Geſchenke entziehe. Der Redner fügte nun noch hinzu, daß ſie, Avaren und Langobarden, verbündet unbeſiegbar ſeyn würden und nach Ausrottung der Gepiden deren Reichthümer und deren Land mit einander theilen könnten. So mit einander befreundet und verbunden, werde es ihnen leicht ſeyn, Scythien (Moldau und Wallachei), ja Thracien ſelbſt einzunehmen und von dort aus die übrigen Ländereien der Römer feindlich zu durchſtreifen, ja ſelbſt bis nach Byzanz vorzudringen. Auch das fügte die langobardiſche Geſandtſchaft hinzu, »es liege im Intereſſe der Avaren, die Römer anzugreifen, denn wenn ihnen dieſe zuvorkämen, ſo dürfte ſich's fügen, daß man die Avaren, wo deren zu finden ſeyn würden, aufſuchen, verfolgen und vertilgen werde.

Bajan, fährt Menander fort, hatte die Geſandten der Langobarden zwar empfangen, aber er hatte ſich vorgenommen, ihrem Anſinnen mit Geringſchätzung zu begegnen, um für ſich und ſein Volk möglichſt vortheilhafte Bedingungen vorſchreiben zu können, d. h. ihnen auszupreſſen. Darum ſtellte er ſich, als könne er ein ſolches Bündniß mit den Langobarden nicht eingehen; dann prahlte er wieder, er könne zwar, aber er wolle nicht. Als er dergeſtalt durch Verſtellung und Liſt die um ſein Bündniß bettelnden Geſandten recht mürbe gemacht, ſo ſchien er endlich in ihr Begehren zu willigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm die Langobarden den zehnten Theil ihrer Heerden alſogleich überließen (woraus zu ſchließen, daß es den Avaren damals an Pferden zum Reiten wie an Stechvieh zur Nahrung und Bekleidung fehlte), ferner daß ſie, die Avaren, die Hälfte der Beute erhielten und das ganze Land der Gepiden für ſich in Beſitz nehmen dürften. Als dieſes alles zugeſtanden war, verſprach der Barbar die Gepiden mit Kriege zu überziehen. Als dieß Cunimund hörte, ſoll er gewaltig erſchrocken ſeyn und alſogleich eine Geſandtſchaft an Kaiſer Juſtin haben abgehen und denſelben beſchwören laſſen, ihm in dieſer Gefahr wie ſonſt zu Hülfe zu kommen. Sirmium und alles Land zwiſchen der Donau und Save verſprach er dem Kaiſer abzutreten; er ſchämte ſich nicht, dieſen Antrag nochmals zu machen, obwohl er dies Verſprechen ſchon früher einmal beſchworen, den Eid aber gebrochen hatte. Der Kaiſer, der ſich aus dem Bisherigen überzeugt hatte, daß Cunimund ſein Wort nicht halte, beſchloß ihm zwar die erbetene Hülfe nicht zu verweigern, ſie aber durch Zögern und Aufſchub für ihn nutzlos zu machen. Und ſo ließ er ihm ſagen, die römiſchen Truppen ſeien in dem Augenblicke durch alle Provinzen des Reiches zerſtreut, er werde ſie jedoch ſchleunig zuſammen ziehen und ihm dann ungeſäumt die erbetene Hülfe ſenden. Menander geſteht jedoch ſelbſt, daß ihm das Erzählte nicht recht wahrſcheinlich vorkomme, weil es jedenfalls von Cunimund unverſchämt geweſen wäre, ein Bündniß mit dem Kaiſer nachzuſuchen, das er früher ſelbſt gebrochen. Man verſichert jedoch, ſchreibt er weiter, daß auch die Langobarden damals wie früher an Juſtin Geſandte hätten abgehen laſſen, welche ſich alle Mühe gegeben, die Gepiden bei den Römern als Undankbare zu verſchwärzen, um ſelbſt in einem beſſeren Lichte und der kaiſerlichen Hülfe würdiger zu erſcheinen, es habe ihnen aber auch nichts weiter genützt, als daß der Kaiſer gegen beide Völker ſich neutral verhielt. Und

so ist denn geschehen, was Paul Warnfried mit wenigen Worten berichtet *) Nachdem das Bündniß mit den Avaren geschlossen war, zog endlich Alboin wider die Gepiden (566 n. Ch.?). Diese eilten von allen Seiten herbei, um sich dem Feinde entgegen zu stellen, da brachte ein Bote die traurige Nachricht, daß die Avaren in Folge des mit Alboin geschlossenen Bündnisses in der Gepiden Land eingedrungen seien. Als Cunimund dieß hörte, entsank ihm aller Muth; dennoch, obwohl er von zwei Seiten gedrängt wurde, ermahnte er die Seinigen, zuerst die Langobarden anzugreifen. Die Schlacht beginnt, es wird von beiden Seiten männlich gestritten; aber die Langobarden blieben Sieger und wütheten dergestalt gegen die Gepiden, daß sie alles niederhieben, was ihnen entgegenstand, und kaum ein Mann übrig blieb, um die Trauerbotschaft nach der Heimat zu tragen. Denn Alboin hatte das Beispiel der Grausamkeit gegeben, er hatte den König Cunimund mit eigener Hand gefällt und ihm den Kopf abgeschnitten; in der Folge ließ er den Hirnschädel des Unglücklichen zu einer Trinkschale gestalten, daraus er den Wein schlürfte. Das ist jener schreckliche Trinkbecher, den Paul Diakon mit eigenen Augen auf der königlichen Tafel gesehen haben will. Rosamunde, die Tochter Cunimunds, mit dem ganzen männlichen und weiblichen Hofstaate, Alt und Jung, wurde in die Gefangenschaft fortgeführt. Alboin, dem seine erste Gemahlin Clodswinde gestorben war, ehlichte diese seine vornehme Gefangene endlich, wiewohl zu seinem Verderben, wie Paul Diakon bemerkt. Die Langobarden hatten so viel Beute in jener Schlacht gemacht, daß sie seitdem zu den reichsten deutschen Nationen gerechnet werden konnten. Die Gepiden aber waren so herabgekommen, daß sie sich gar keinen König mehr setzten. Diejenigen, welche diesen Vertilgungskampf überlebten, wurden entweder Unterthanen der Langobarden oder der Hunnen (Avaren), welche ihr Land in Besitz genommen hatten und seufzten unter dem harten Joche der Letzteren. Alboins Namen war so berühmt geworden, daß seine Freigebigkeit, seine Herrlichkeit, sein Kriegsglück und seine Tapferkeit bei den Baiern, Sachsen und anderen deutschen Völkern in Liedern gepriesen wurden. Unter ihm sind vorzügliche Waffen (in der Lombardei, in Venezien und im Norikum?) verfertigt worden.«

So waren denn also die Langobarden das einzige deutsche Volk, das unter den Völkern Attilas sich auf der großen Wahlstätte der Völkerwanderung behauptet hatte, und das so zu sagen die Trümmer der verunglückten Nationen in sich aufnahm, wie es deren Schätze aufgespeichert hatte. In den zweiundvierzig Jahren, die sie in Pannonien zugebracht, war ihnen Gelegenheit geworden, auch die Einrichtungen der Römer in den Colonien derselben näher kennen zu lernen und sich dasjenige von der römischen Civilisation anzueignen, das mit ihrer bisherigen kriegerisch unstäten Lebensweise verträglich schien. Diejenigen, welche die Specialgeschichten der inneröstereichischen Provinzen bearbeitet haben, scheinen auf diese zweiundvierzig Jahre, welche die Langobarden in Pannonien gesessen, zu wenig Rücksicht genommen zu haben, sonst würden so manche Ortsnamen, wie z. B. Marburg, Sachsenfeld in Steiermark u. a. m. sie eben so an die Landesherrlichkeit der mit Russen, (Roos), Maren oder Mährern und Sachsen gemischten Langobarden erinnert haben, wie Mährenberg in Istrien, Meran in Tirol, Marano in Friaul, das Rosenthal in Kärnten und der Rosenbüchel bei Laibach an sie erinnern. Im Jahre 568 n. Ch. zu Ostern war es, daß dieses Wandervolk auf die Einladung

*) Paul Diac. Langob. lib. 1. c. 27.

des Chartularius Narses unter ihrem ruhmbekrönten Könige Alboin aus Pannonien wieder fortzogen, um sich Ober-Italien zu unterwerfen, nachdem sie zuvor mit den Avaren sich dahin verstanden hatten, daß diese das von ihnen bisher besessene Pannonien zwar besetzen sollten, es aber den Langobarden zurückzugeben hätten, falls es diesen nicht gelingen sollte, sich in Italien zu behaupten. Die Zeitverhältnisse waren diesem Unternehmen des waffen- und lebelustigen Langobardenkönigs überaus günstig. Die Gothen waren niedergekämpft, die Franken, ihre Bundesgenossen, waren durch Schaden zu der Einsicht gelangt, daß für sie in Italien nichts weiter zu hoffen sei; den, noch aus der Herulerzeit herstammenden Sinduald, König der Brenten *), wie ihn Warnefried nennt, der auch nach einem Stück Herrschaft in Italien lüstern geworden, hatte Narses aufknüpfen lassen, und so konnten die alten Grenzen Italiens wieder hergestellt werden. Was der Krieg verschont hatte, das nahm eine schreckliche Seuche 565 n. Ch: vollends hinweg, also daß Ober-Italien menschenarm und ausgesaugt für ein siegtrunkenes Volk, wie die Langobarden, eine leicht zu erringende Beute war, zumal als es der byzantinische Hof mit dem Helden des Tages, dem siegreichen Eunuchen Narses verdarb. Das eigene Verdienst hatte diesen frommen Krieger vom Chartular zum alles vermögenden Patricier befördert. Er hatte die Herrschaft der Römer über Italien wieder hergestellt und dabei große Reichthümer erworben, um welche ihn die Lateiner beneideten, obgleich er sich auf dem Gipfel seines Glückes stets als einen gut katholischen Beamten bewährte, der den Armen mit vollen Händen gab, eifrig die Mutter Gottes verehrte und Sorge trug, daß die Kirchen wieder hergestellt und ausgebessert wurden, und überhaupt dem Gebete bei Tag und Nacht so fleißig oblag, daß er mehr durch sein inständiges Beten als durch seine Tapferkeit die Feinde schien überwunden zu haben. Von diesem musterhaften Statthalter nun schrieben die Römer nach Byzanz an den Kaiser Justin und dessen Gemalin Sophia: »Es wäre den Lateinern zuträglicher, den Gothen als den Griechen und dem Eunuchen Narses unterworfen zu seyn, der uns mit harter Knechtschaft drückt, ohne daß es unser allerfrömmster Fürst nur ahndet. Darum befreie uns entweder aus dessen Händen, oder wir übergeben die Stadt Rom und uns selbst den Barbaren.«

Es ist zu allen Zeiten Maxime der Verdorbenheit gewesen, sich aus dem selbst verschuldeten Elende herauszulügen, wie man sich hineingelogen hat. Darum berichtete Narses tiefverletzt nur mit den lakonischen Worten nach Hofe: »Wenn ich den Römern wehe gethan, so möge auch mir wehe geschehen. »Darüber wurde jedoch der Kaiser so aufgebracht, daß er sogleich den Präfecten Longin nach Italien sendete, der den verhaßten Narses ablösen sollte. Als die Nachricht von dieser Verfügung zur Kenntniß des verläumdeten Feldherrn gelangte, erschrack derselbe nicht wenig. Besonders bangte ihm vor der Kaiserin Sophia; daher wagte er es nicht, sich nach Constantinopel zurück zu begeben. Die Kaiserin soll ihm nämlich haben sagen lassen, »er möchte als Eunuch lieber den Mädchen im Weiberzimmer Wolle spinnen helfen.« Er aber soll geantwortet haben, »er werde ihr ein Gespinnst bereiten, daß sie ihr ganzes Leben genug daran haben werde« Von Haß und Furcht getrieben, ging er nach Neapel und fertigte sogleich eine Gesandtschaft ab an die Langobarden mit der Botschaft: »Sie möch-

*) Da es an der Brenta damals keinen König gab, und an Bretonen nicht zu denken ist, so scheint dieser verunglückte Herulerkönig eigentlich ein Häuptling der Brennen oder Brixenter gewesen zu seyn, der sich Odoakern verdingt hatte.

»ten das arme Pannonien verlassen und kommen, um das schöne, mit allen »Reichthümern gesegnete Italien in Besitz zu nehmen.« Zugleich übergaben die Sendboten allerhand Früchte und Gewächse, daran Italien so fruchtbar ist, um den Langobarden Lust zum Aufbruche zu machen. Diese empfingen hocherfreut eine Einladung, die sie längst gewünscht hatten und getrösteten sich der guten Dinge, die auf sie warteten. In Italien aber wollte man am nächtlichen Himmel allerhand erschreckende Vorzeichen beobachtet haben.

Als Bestandtheile des langobardischen Heeres in jener Zeit müssen alle jene Völker und Geschlechter angesehen werden, mit denen sich die Langobarden auf ihren Wanderungen verbunden und welche sie überwunden hatten, also daß es wirklich nicht übertrieben ist, was der Conte Emanuel Tesauro in seiner 1672 zu Venedig gedruckten Epitome del Regno d'Italia sotto i Barbari schreibt, daß alle Völker, welche bisher einzeln Italien erschreckt hatten, nun auf einmal dieses unglückliche Land bedrohten, Hunnen, Sachsen, Heruler, Gothen, Geten, Sarmaten, Sueven, Bajoarier, Bulgaren, Türken und Slaven. Die Bulgaren, auch Reussen genannt, waren, wie oben gezeigt worden, dem langobardischen Heerbanne aus Rußland gefolgt und so zu sagen mit den Langobarden durch die Länge der Zeit verschmolzen, wie die Mährer und Opier (Srben aus den Karpathen), welche mit den Langobarden zugleich nach Rußland gewandert und mit den Hunnen in die Oder- und Donaugegenden zurückgekehrt waren, Rügen, welche Odoakern entkommen waren, Heruler und Sueven (richtiger Reste der Quaden und Markomannen) und Gepiden, die von den Langobarden überwunden oder gefangen genommen worden, so wie die Winden aus der Gegend von Wien waren sicher in dem Heere Alboins, der um sicher zu gehen oder in der Voraussicht möglicher Hindernisse bei der Unterwerfung Italiens oder etwaiger Untreue im Rücken von Seiten der Avaren 20000 Sachsen eingeladen und auch erhalten und bis zum Aufbruche in der Gegend von Cilli stationirt hatte *), wo noch zur Stunde Sachsenfeld an sie erinnert.

Dieß also waren die Streitkräfte, mit denen Alboin, nachdem er Pannonien den Hunno-Avaren unter der oben genannten Bedingung übergeben und die nöthigen Bürgschaften entgegengenommen, am 1. April oder zweiten Ostertage 568 n. Chr. nach Italien aufbrach. Weiber und Kinder, alles bewegliche Eigenthum, die Reichthümer und der Hausrath, ganze Heerden von Zug- und Schlachtvieh folgten dem Heere.

Billig dürfte hier gefragt werden, wo denn eigentlich Alboin Hof gehalten, und welche Wege sein Kriegsheer nach Italien eingeschlagen?

Nachdem man alles sorgfältig erwogen, was über den Namen, die Lokalität und Umgegend Wiens bei Alten und Neueren verzeichnet ist, das Grundhältige wie das Gewagte und Verkehrte, wenn man die Zeiten vor, in und nach der Völkerwanderung mit geschärftem Blicke nach rückwärts und vorwärts verfolgt, und damit das Wenige vergleicht, was uns Paul der Diakon über die Anwesenheit der Langobarden im Rügenlande und in Pannonien hinterlassen, so gewinnt man dennoch, selbst wenn man die Verfassung des Langobardenvolkes zu Hülfe nehmen könnte, keinen festen Anhaltspunkt für den Herrschersitz Alboins in Pannonien. Die Muthmaßung, daß er in der Gegend von Wien oder in Faviana selbst Hof gehalten, beruht auf dem Umstande, daß dieser Ort der Sitz eines rugischen Prinzen gewesen und daß die Donauüberfuhr sammt dem

*) Paul Diac. l. 2. c. 6.

Wasserzoll hier einträglicher seyn mochte, als an irgend einem anderen Punkte des Norikums und der Pannonien von wegen des Straßenzuges aus Süden und Osten nach Norden und Westen. Dazu kommt, daß die Langobarden dadurch, daß sie aus dem Rügenlande nach Pannonien übersiedelt waren, ihre Besitzungen dießseits der Donau und in Mähren noch keineswegs aufgegeben hatten, und darum den Zins im Falle der Verweigerung einzutreiben hatten. Ueberhaupt scheint Wien seit den ältesten Zeiten eine Art Mittelpunkt des Völkerverkehrs gewesen zu seyn in den Tagen der Kelten oder Keten, aus denen das alte Cetium, der Kalenberg (Mons Cetius), das Kalenberger Dörfel, der Donauwachtposten Währing, die Benennung der alten Donauanwohner Racatae = Rha-Katae, Getae dieß darthun.

Wie überall die Slaven, d. i. Winden oder Srben, den Kelten auf dem Fuße folgten, so war es auch hier. Die Winden setzten sich an der Wien und nannten das größere Wasser, in das jene sich ergießt, Dunai (Donau) nach dem Flusse Thanais oder Don, wo ihre Vorfahren einst gewohnt hatten. Die Römer bezwangen die Einen wie die Andern und formten ein Gemeinwesen aus diesen celto-windischen Elementen, dem sie durch römische Colonisten den Stempel einer römischen Colonie aufdrückten. Aus der Colonie wurde bei der Wichtigkeit, Annehmlichkeit und Nahrhaftigkeit des Ortes gar bald ein Municipium, das, seit Mark Aurel hier Hof gehalten und die Völker gerichtet hatte, den Barbaren an der Donau in dem Lichte eines Mittelpunktes der Römermacht in diesen Gegenden erschien. Die Anhöhen, wie z. B. jene, wo heut zu Tage das Belvedere steht, erhielten Castelle, die Umgegend füllte sich mit Villen, Carnunt war so zu sagen bald nur die Caserne von Wien, das sich durch seine Donauflottille, durch seinen Eisen-, Früchte- und Viehhandel, durch seine Waarenniederlagen zu solcher Wohlhabenheit hinauf arbeitete, daß selbst Attila's Zug nach Gallien (und Attila soll sich zu Wien haben über die Donau setzen lassen) dieselbe nicht gänzlich vernichten konnte, weil sich sonst nicht begreifen ließe, warum der Sohn des Rügenkönigs den Besitz dieser Stadt so hoch anschlug, daß er selbst durch Ermordung seines Oheims dazu gelangen wollte, wie dieß Alles aus Eugyp's Leben des h. Severin sich ergibt. Auch würde Alboin, nachdem er die Gepiden überwunden, von den Sachsen nicht so schnell 20,000 Mann Hülfstruppen für seinen Zug nach Italien erhalten haben, wenn er anstatt zu Wien tiefer im Süden, z. B. an der Drau oder Save gewohnt hätte. Denn es mußte ja doch schleunig für die Verpflegung dieser Truppen gesorgt werden, was, hätte Alboin nicht in Wien gewohnt, für jene Zeiten eben nichts Leichtes war, und auf alle Fälle mehr Zeit gebraucht hätte, die Sachsen mochten durch Böhmen oder Baiern an die Donau ziehen. Auch dürfte sich das Eigenthümliche, daß bei den Krainern Wien schlechtweg Dunai heißt, zum Theil nur daraus erklären lassen, daß sie, die früher Reussen oder Bulgaren, dann Donauslaven hießen, gewohnt waren, sich den ehemaligen Herrschersitz des mächtigen Langobardenfürsten an der Donau zu denken.

Was nun die Straßen betrifft, welche Alboin nach Italien eingeschlagen, so ist es minder schwierig, darüber verläßliche Auskunft zu geben. Die Römerstraßen von Aquileja über die julischen Alpen an die Donau sind eine weltbekannte Sache. Das römische Militär wußte genau, in wie viel Zeit es von Aquileja in Carnuntum seyn mußte, und die Kaufleute und Spekulanten von Forum Julium waren selbst mit den Seiten- und Saumwegen genau bekannt, auf denen sie die Waaren wie nach

Rhätien, so nach dem Ufer-Norikum zu versenden hatten. Sollten die länderkundigen Langobarden innerhalb den 42 Jahren, die sie in Pannonien zugebracht und die Straßenpolizei in Händen hatten, nicht darauf bedacht gewesen seyn, das Norikum durchforschen und durch ihre bulgarischen Dolmetscher auskundschaften zu lassen, welcher Weg am kürzesten und bequemsten nach Italien führe? Wer nur einigermaßen den Straßenzug der Römer von Wien nach Carnunt, von Carnunt nach Pettau, von hier nach Aquileja kennt und damit vergleicht, was Paul Warnefried im zweiten Buche von der Ankunft Alboins an den Grenzen Italiens und über die Gründung des Herzogthums Friaul berichtet, der weiß auch schon mit Gewißheit, welchen Weg das langobardische Heer genommen habe, so er anders dem Geschichtschreiber Sachkenntniß und Wahrheitsliebe zuerkennen will. Dieser erzählt nämlich *), »daß Alboin mit seinem ganzen Kriegsheere und der bunten Menge des ihm nachziehenden Volkes an der äußersten Grenze Italiens angelangt, auf einen Berg gestiegen, welcher in jener Gegend über alle anderen hervorragt, und daß er von jener Höhe, so gut er konnte, einen Theil Italiens gesehen habe. Dieser Berg soll von darumen auch der Königsberg genannt worden seyn. Man erzählt sich auch, daß auf diesem Berge Auerochsen gefunden wurden, worüber sich eben nicht zu wundern, da bis in jene Gegend Pannonien reichte, wo sich diese Thiere aufhalten.« Ein wahrheitsliebender Greis soll unseren Geschichtschreiber sogar versichert haben, daß er das Fell eines solchen auf diesem Berge erlegten Auerochsen gesehen, darauf fünfzehn Personen neben einander liegen konnten.

Daß dieser Königsberg nicht in Tirol, wie Einige wollen, sondern an der Schwelle des alten Venetiens zu suchen sei, ergibt sich schon aus der unbestrittenen Thatsache, daß Alboin früher das Herzogthum Friaul gründete, als er zur Eroberung Italiens schritt.

Schönleben in seinen Jahrbüchern Krains glaubte diesen Königsberg in dem alten Japidien suchen zu müssen, in der Meinung, die Langobarden seien alle von Sirmium heraufgezogen, um nach Venetien zu gelangen, und weil in jener Gegend vor alter Zeit sich Auerochsen mögen aufgehalten haben, wie dieses auch der Auersberg, worauf das Stammhaus des gleichnamigen uralten Edelgeschlechtes der Grafen von Auersperg steht, bezeugen dürfte. Der Kralikoi verh bei Grubnik zwischen Buccari und dem Wasser St. Veit aber, den Schönleben den Historikern als jenen Königsberg Alboins in Vorschlag bringt, hat nach dessen eigenem Geständnisse nicht so viel Höhe, daß man von demselben einen Theil Italiens übersehen könnte. Und so bliebe denn nächst der alten Straße von Laibach nach Aquileja kein anderer Berg übrig, der sich zu jenem Königsberge eignete, als der kahle felsige Nanos, von dessen Gipfel-Plateau man eine entzückende Aussicht über Krain, Istrien, Friaul und das adriatische Meer genießt. Daß die Langobarden mit ihrem Könige an der Spitze auf jener Römerstraße nach Friaul gezogen, hat einige Wahrscheinlichkeit für sich. Denn Pannonien, das sie bisher besessen, grenzte ja so zu sagen an die römische Provinz Venezien, dazu auch das heutige Krain gehörte. Diesen Weg hatte auch Theodorich eingeschlagen, als er wider Odoaker an den Isonzo zog; ja dieselbe Straße hatte auch Attila gewählt, als er in Italien einfiel, und Alboin trug nicht minder kühne Gedanken im Busen, als jene seine Vordermänner. Jene Straße war den Langobarden überhaupt schon bekannt von dem Hülfszuge, den

*) Ibid. lib. 2. c. 8.

sie wenige Jahre vorher dem berühmten Narses wider die Gothen geleistet hatten.

Demnach dürfte die Abfahrt der Langobarden aus Pannonien ungefähr in folgender Ordnung vor sich gegangen seyn. Nachdem die zum langobardischen Heerbanne gehörenden Farren oder Familien deutscher und slavischer Zunge aus Mähren und Oesterreich, und wer sich noch sonst aus diesen Gegenden angeschlossen hatte, auf das rechte Donauufer, sei es bei Wien oder weiter abwärts zusammt den 20,000 Sachsen übersetzt worden, zogen sie auf den ihnen zunächst sich darbietenden Römerstraßen nach Pettau, dem gemeinschaftlichen Sammelpunkte derer, die vom linken Donauufer, dem Ufer-Norikum und Ober-Pannonien aufgebrochen waren. Die von der Wiener Ueberfuhr zogen entweder über Fischamend (Aequinoctium) oder Ebersdorf (Alanova) und Carnunt, oder über Baaden (Aquae) nach Oedenburg (Scarabantia) und von hier dann weiter über Stein am Anger (Sabaria), Raab (Arrabo), Rakersburg (ad Vicesimum), nach Pettau (Petovium). Die Zahl dieser Auswanderer dürfte eben nicht klein gewesen seyn, denn die Hunno-Avaren wurden ob ihrer Wildheit und viehischen Sitten von Deutschen und Slaven gefürchtet, verabscheut und geflohen. Wer also halbwegs sich fortbringen konnte, verließ Haus und Hof und zog den Langobarden nach. Vorzüglich war dieses der Fall bei den Winden an der Wien, weshalb sich denn auch die slavische Entvölkerung dieses Ortes zumeist vom Jahre 568 n. Chr. herdatirt. Sie sahen voraus, welches Loos ihnen einerseits von Baiern her, andrerseits von Hunnen nach dem Abzuge der Langobarden bevorstand, und zogen es vor, die geliebte Heimat zu verlassen und sich im Dienste Alboins ein neues Vaterland zu erstreiten. So erhielten Untersteier, die Windenmark, Krain, Kärnthen, selbst Tirol windische Colonisten; denn die Auswanderer aus Mähren, welche zwischen der Drau und Save nach dem Abzuge der Gothen aus jenen Gegenden Grund und Boden erhalten, hatten Ursache, mit ihrem Loose zufrieden zu seyn. Marburg scheint eine solche mährische Colonie gewesen zu seyn. Nichts desto weniger müssen aber doch noch viele Reste aus der Völkerwanderung besonders dießseits der Donau zwischen der March und dem Gransflusse, im heutigen Mähren und in der Wachau z. B. Quaden in Neutra, Heruler (zu Herlitz in der Troppauer Gegend und zu Heraltitz in Böhmen) Scyren oder Schyren zu Schirotein in Mähren, zurückgeblieben seyn. Die Evacuation Ober-Pannoniens und des Ufer-Norikums von Deutschen und Slaven zu Pettau angelangt, überschritt nun die Drau, und jetzt vertheilten sich die Winden in die Gebirge nach der Weisung ihrer Häupter sich dort unter Stammgenossen niederlassend, wo noch Platz zum Leben war. So füllten sich die Thäler mit fleißigen Landwirthen und Hirten; immer weiter aufwärts ziehend am linken Drauufer siedelten sie in Windisch Gratz, Windisch Cappel, im Rosenthale, also genannt von den Reussen, im Gailthale bis hinauf nach Intichen und Windisch-Matrai; denn ihre Bestimmung war, des neuen Langobardenreiches Ost- und Nordgrenze zu hüten. Indessen bewegte sich das Hauptheer auf der Römerstraße über die Mansio Ragando und die Mutatio Lotodos nach Cillei. Hier wurden die Sachsen zum Schutze und zur Controle der Hunnen wahrscheinlich zurückgelassen. Das Hauptheer bewegte sich vorwärts auf der Straße nach der Mansio ad Adrantem an der alten Grenze Italiens, und gelangte so an die Save und in die Laibacher Ebene oder in die Gegend von Acmona am Nauportus, welchen die Slaven, vermuthlich weil es ihnen dort gefiel, Lublana, die Deutschen von dem

lauen, nie frierenden Bache Laubach, Laybach nannten. Vom Caſtellberge konnte Alboin ſein ganzes in der Ebene gelagertes Volk überſehen. Die Reuſſen hatten ihren Platz wahrſcheinlich nächſt dem Sumpfe am Roſenbüchel erhalten, der ſeinen Namen von ihnen trägt. Hier ſchloſſen ſich auch die Langobarden aus Nieder-Pannonien an, die über Siſſek (Siscia), Zhateſch (Noviodunum), Ratſchach (Praetorium Latobicorum) heraufgezogen waren. Die krainiſche Sprache mit allen ihren Germanismen und Italismen kommt dennoch der ruſſiſchen am nächſten; ein ſicheres Zeichen, daß der Kern der Bulgaren oder Reuſſen in Alboins Heere ſich hier häuslich niederließ, an der Save hinauf ſiedelte und daß in ihrer Sprache dieſes italiſche Grenzland Krain genannt wurde. Gleich bei der Gründung des Herzogthums Friaul wurde es der dortigen Lehenſtube einverleibt und durch eigene nationale Häupter regiert, welche der Herzog durch ſeine Pfalzgrafen überwachen ließ. Von Laibach zog ein Theil der geſammten Streitkräfte unangefochten auf der Straße nach Aquileja über Oberlaibach (Nauportus), Logatez (Longaticum) und durch den Birnbaumer Wald (ad Pirum), wo er den obengenannten Berg Nanos vor ſich hatte, von dem man Venezien oder den nordöſtlichen Theil Italiens überſehen konnte, und wo es ſich wohl ergeben konnte, daß der martialiſche Fürſt mit ſeinem Generalſtabe eine Jagd auf Auerochſen veranſtaltete. Wahrſcheinlicher aber iſt es, daß Alboin den Kern des Heeres durch Oberkrain über Tarvis, Malborghet und Pontafel nach Friaul führte, das er vom Königsberge zuvor ſammt einem Theile Italiens überblickt haben konnte.

Und ſo ſchließen wir dieſen Beitrag zur kritiſchen Geſchichte Oeſterreichs mit dem Bemerken, daß der Vertrag, welchen Alboin 568 n. Chr. mit den Hunno-Avaren geſchloſſen, von dieſen Letzteren nicht immer gewiſſenhaft beobachtet worden iſt. Darum gehört es mit zu den merkwürdigſten Fügungen des Himmels, daß es ein Herzog von Friaul und ein windiſcher Woiwode waren, welche das Avarenreich zerſtören halfen. Der friauliſche Herzog hieß Erich, der Winden-Woiwode Mogemir. Letzterer iſt es wahrſcheinlich geweſen, den Karl der Große zum erſten Markgrafen der Mährer erhoben, und der ſomit der Ahnherr der Großmähriſchen Moymaren zu nennen iſt, deren letzter Sprößling nach Zerſtörung des großmähriſchen Reiches durch die Magyaren von Kaiſer Arnulf in Kärnthen verſorgt wurde. So durchgreifend iſt der Zuſammenhang der öſterreichiſchen Staatengeſchichte!

Dr. Franz Joh. Richter.

Rechenſchaft über meine handſchriftlichen Studien auf meiner wiſſenſchaftlichen Reiſe von 1840 bis 1844.

Von Profeſſor Dr. Tiſchendorf zu Leipzig.

Arbeiten über die alte lateiniſche Ueberſetzung des neuen Teſtaments.

II. Die Bobbienſer Evangelienfragmente zu Turin.

(Fortſetzung.)

Fol. XXVII. verso
domum et dedit discipulis suis
potestatem unius· cujusquo o

opus suum et ostiario praecepit
v. 35. ut vigilet sic vigilate quia nes
citis quando dominus domui
venit verum vespera an noc
te media an gallorum gallor [1]) an
v. 36. mane ne veniens subito inve
v. 37. niat vos dormientes· quod au
tem uni dixi omnibus vobis di
XIV, 1. co· fuit autem pascha· azumo
rum post viduum· et quaere
bant pontifices· et scribae quo
modo eum insidiis [2]) detinerent

* * *

domum suam, et dedit servis suis potestatem cujusque
v. 35. operis, et janitori praecepit vt vigilet. Vigilate ergo, (nescitis
enim quando dominus domus veniat: sero, an media
v. 36. nocte, an galli cantu, an mane,) Ne cum venerit repente,
v. 37. inveniat vos dormientes. Quod autem vobis dico, omnibus
XIV, 1. dico: Vigilate. Erat autem Pascha et Azyma post biduum, et
quaerebant summi sacerdotes et scribae, quomodo eum dolo tenerent,

Fol. XXVIII. recto

v. 2. et cum [3]) occiderent· dicebant e
nim ne cum venerit turba ad
diem festum fiat tumultus popu
v. 3. li et cum esset in bethania·m· [4])
in domo simonis· leprosi et re
cumberet venit mulier habens
vas· unguenti na· rdi piscicae
practiosi et quassavit et perfudit
v. 4. eum a capite· fuerunt autem
quidam indignantes et dicen
tes quare· exterminium hujus
v. 5. unguenti factum est hoc· potu
it veniri denaris tres·centis· [5]) et
dari egenis· et fremebant in illa

* * *

v. 2. et occiderent. Dicebant autem: non in die festo, ne forte
v. 3. tumultus fieret in populo. Et cum esset Bethaniae in domo
Simonis leprosi, et recumberet: venit mulier habens alabastrum
unguenti nardi spicati pretiosi, et fracto alabastro effudit

---

1) Aus gallo iſt von erſter und zweiter Hand gallor. corrigirt.

2) Aus s in insidiis hat ** und darauf auch *** ein s corrigirt.

3) c in eum iſt von *** aus c, wie's ſcheint, gemacht.

4) So, mit dieſer ungeſchickten Interpunktion vor und nach dem m. Wahrſcheinlich iſt dieſe Schreibart aus der doppelten Lesart bethania und bethaniam entſtanden. Doch findet ſich ohne ähnliche Urſachen drei Zeilen ſpäter eine ähnliche Interpunktion. Vgl. auch XIV, 8 und Anderes.

5) Das s in tres iſt durch den darüber geſetzten Punkt improbirt; darnach iſt trecentis zu leſen.

v. 4. super caput ejus. Erant autem quidam indigne ferentes intra semetipsos, et dicentes: Ut quid perditio ista unguenti
v. 5. facta. Poterat enim unguentum istud venundari plus quam trecentis denariis, et dari pauperibus. Et fremebant in eam.

Fol. XXVIII. verso

v. 6. hs autem dixit illis sine istam
quit· illi caedium [1]) facitis· bono
v. 7. opus operata est in me semper
enim habetis egenos ubicum· [2])
et cum nobis eritis [3]) potestis illi
benefacere me autem non se
v. 8. per habetis· quod habuit haec·
praesumpsit et unguenta· vit
meum corpus· ad condiendu
v. 9. sepulturae· amen dico vobis
quia· ubicumque praedicatum
fuerit evangelium in totum
orbem terrae· et quod fecit is
ta diffamabitur· im memoria

* * *

v. 6. Jesus autem dixit: Sinite eam, quid illi molesti estis?
v. 7. Bonum opus operata est in me. Semper enim pauperes habetis vobiscum: et cum volueritis, potestis illis benefacere: me
v. 8. autem non semper habetis. Quod habuit haec, fecit: praevenit
v. 9. ungere corpus meum in sepulturam. Amen dico vobis: Ubicumque praedicatum fuerit Evangelium istud in universo mundo, et quod fecit haec, narrabitur in memoriam

Fol. XXIX. recto

v. 10. illius et judas· schariotes unus
ex XII· abit· at pontifices ut eum
v. 11. proderet pontifices autem ga
visi sunt· et polliciti sunt pecu
niam dare ille autem quaere
bat quomodo eum oportune·
v. 12. traderet· et prima die azimoru
cum pascha· sacrificarent dicunt
illi discipuli ejus ubi vis paremus
v. 13. tibi pascha· ut manduces et misit
duos ex discentibus· [4]) et dicit illis
ite in civitatem et occurret vo
bis· homo amphoram quae [5]) por
v. 14. tans sequimini illum et quocumq·

* * *

---

1) ** corrigirt taedium.

2) Aus ubicum hat ** vobiscum corrigirt.

3) is in eritis iſt ausradirt; alſo heißt es erit. Aus illi am Ende der Zeile hat *** illis gemacht.

4) Hier fügt die zweite Hand noch suis ein. Mit Unrecht ſetzt es Fl. ohne Weiteres in den Text ſelber.

5) Aus quae hat ** aquae gemacht. So heißt's bei Fl. im Texte.

v. 10. ejus. Et Judas Iscariotes unus de duodecim abiit ad summos
v. 11. sacerdotes, ut proderet eum illis. Qui audientes gavisi sunt: et promiserunt ei pecuniam se daturos. Et quaerebat
v. 12. quomodo illum opportune traderet. Et primo die Azymorum quando Pascha immolabant, dicunt ei discipuli: Quo vis eamus, et paremus tibi ut manduces
v. 13. Pascha? Et mittit duos ex discipulis suis, et dicit eis: Ite in civitatem: et occurret vobis homo lagenam aquae
v. 14. bajulans, sequimini eum: Et quocumque

Fol. XXIX. verso

introierit dicite patrifamilias
magister noster dicit· aput te
est hospitium ubi pasca cum dis
v. 15. centibus meis manducem et ip
se o [1]) vobis ostendet subpedane
um [2]) sterranaeum grande stra
tum paratum illic parate nobis
v. 16. et exierunt discipuli ejus et ve
venerunt in civitatem sicut illis
dixit et paraverunt· pascham
v. 17. et cum serum factum esset· ve
v. 18. nit cum duodecim et cum re
cumberent et manducant di
xit hs illis· amen dico vobis quia

* * *

introierit, dicite domino domus, quia magister dicit: Ubi est refectio mea, ubi Pascha cum discipulis
v. 15. meis manducem? Et ipse vobis demonstrabit coenaculum grande, stratum: et illic parate nobis.
v. 16. Et abierunt discipuli ejus, et venerunt in civitatem: et invenerunt sicut dixerat illis, et paraverunt Pascha.
v. 17. 18. Vespere autem facto venit cum duodecim. Et discumbentibus eis et manducantibus, ait Jesus: Amen dico Vobis, quia

Fol. XXX. recto

unus ex vobis tradet me quo me
v. 19. cum manducat· illi autem coe
perunt· contristari et dicunt il
li numquid ego alius· numquit
v. 20. ego singulis [3]) ille autem coepe

---

[1]) Dieß überflüssige o ist ausgestrichen. Wahrscheinlich wollte der Copist schon hier ostendet schreiben.

[2]) Aus ped ist von ** corrigirt terr, so daß es nun subterraneum heißt (Bloß diese Lesart referirt Fleck.) Allein sowohl pedane als auch das folgende um steht in Klammern. Wahrscheinlich hat demnach dieser Corrector seine Verbesserung angebracht, bevor er noch das nächste Wort gelesen. Die Klammern sind von **, wenn nicht schon von *.

[3]) Das s am Ende ist durchstrichen. Ueber e in ille steht von erster oder zweiter Hand et. Ich weiß nicht was es bedeutet. Die Worte coeperunt contristari (die Fleck unerwähnt läßt) hat schon die erste Hand mit Klammern umgeben, was der zur Klammer nöthige Raum vor respondens beweist.

runt contristari respondens
dicit illis [1]) qui tinguet in parop
v. 21. side mecum et filius quidem
hominis vadit sicut scriptum·
est dico· [2]) vae autem illi per
quem filius hominis traditur
bonum fuit illi s·i [3]) non nascere
v. 22. tur ille homo et dum manducant
accepit panem et benedixit et·

* * *

v. 19. unus ex vobis tradet me, qui manducat mecum. At illi coepe
runt contristari, et dicere ei singulatim: Num quid ego?
v. 20. Qui ait illis: Unus ex duodecim, qui intingit mecum manum
v. 21. in catino. Et Filius quidem hominis vadit, sicut scriptum est
de eo: vae autem homini illi, per quem Filius hominis tradetur:
bonum erat ei, si non esset natus homo ille.
v. 22. Et manducantibus illis, accepit Jesus panem: et benedicens.

Fol. XXX. verso

fregit et dedit illis· et manduca
verunt ex illi monet [4]) et dixit il
v. 23. lis· hoc est corpus meum et acce
pit calicem et benedixit et dedit
eis et biberunt ex illo omnes·
v. 24. et dixit illi [5]) hic est sanguis meus·
testamenti qui pro multis effu-
v. 25. ditur· [6]) amen dico vobis quo
niam non bibam de ista genera
tione visis [7]) usq· in illum· diem cu
illam [8]) bibere [9]) novam in regno di
v 26. Et cum heminum [10]) dixisset et exie
v. 27. runt in montem eleon et dicit
illis. hs quia vos omnes· scanda

* * *

v. 23. fregit, et dedit eis, et ait: Sumite, hoc est corpus meum. Et accepto
v. 24. calice, gratias agens dedit eis: et biberunt ex illo omnes. Et
ait illis: Hic est sanguis meus novi testamenti, qui pro multis

---

1) Hier ſetzt *** noch bei: ille (oder iste, die Buchſtaben ſind undeutlich) est.
2) ** corrigirt de eo.
3) si hat dieſe verkehrte Interpunktion.
4) ** corrigirt ex illo omnes, doch hat er nur Ein o geſetzt.
5) *** corrigirt illis.
6) Die zweite Hand lieſt effundetur.
7) Von zweiter Hand iſt vitis corrigirt.
8) Aus illam hat die dritte Hand illo corrigirt (?)
9) Hieraus iſt bibero von zweiter Hand gemacht und von der dritten beſtätigt. In regno iſt no von ** auf eine Raſur von drei Buchſtaben geſchrieben.
10) Ueber e ſteht y und i iſt durchſtrichen: ſo hat ** hymnum hergeſtellt.

v. 25. effundetur. Amen dico vobis, quia jam non bibam de hoc genimine vitis, usque in diem illum, cum illud bibam novum
v. 26. in regno Dei. Et hymno dicto exierunt in Montem olivarum.
v. 27. Et ait eis Jesus: Omnes scanda

Fol. XXXI. recto

lum patiemini in me scriptum
est enim percutiam pastorem et
v. 28. oves dispargentur· set postea
quam surrexero praecedam us [1])
v. 29. in galileam petrus autem res
pondit· et dixit illi et si omnes
scandaliziati fuerint· set no~
v. 30. et [2]) ego· et dicit illi hs amen dico
tibi tu hodie hac nocte [3]) prius qua~
gallus cantaverit ter me [4]) nega
v. 31. vits ille autem plura loqueba
tur magis dicere si oportuerit
me commori tecum non te dene
gabo similiter etiam omnes dixer·

* * *

lizabimini in me in nocte ista: quia scriptum est: Percutiam
v. 28. pastorem, et dispergentur oves. Sed postquam resurrexero,
v. 29. praecedam vos in Galilaeam. Petrus autem ait illi: Et si
v. 30. omnes scandalizati fuerint in te, sed non ego. Et ait illi Jesus: Amen dico tibi, quia tu hodie in nocte hac priusquam gallus vocem bis dederit, ter me es negaturus.
v. 31. At ille amplius loquebatur: Et si oportuerit me simul commori tibi, non te negabo. Similiter autem et omnes dicebant.

Fol. XXXI. verso

v. 32. et venerunt in locum cui no
men est gethamani et dicit dis
cipulus [5]) ejusuis [6]) sedete hic dum
v. 33. adoru [7]) et adsumpsit petrum et ja
cobum et johannen secum et
coepit pavere es [8]) taedium pati
v. 34. et dicit illis tristis es anima mea
usq· ad mortem manete hic et vi

---

1) Aus us hat *** vos corrigirt.

2) et iſt ausradirt. Fl. hat es nicht beachtet.

3) e ſteht auf einer Rafur; wahrſcheinlich hieß es vorher noctu.

4) me iſt von der zweiten Hand; die erſte hatte etwas Verkehrtes geſchrieben. Im folgenden Worte iſt t ausradirt.

5) Corrigirt iſt von ** discipulis.

6) eju iſt durchſtrichen, vielleicht ſchon von *. Es heißt nicht ejus suis, wie Fl. angibt.

7) ** corrigirt adoro.

8) ** corrigirt ot. Hier und vorher unter 7) gibt Fl. nur die corrigirte Lesart an.

v. 35. gilate et processit pusillum et ce
cidit in faciem super terram et
adorabat [1]) dicens· si fieri potest
ut transeat calix iste
v. 36. Set non quod ego volo set quod tu·
v. 37. et venit et invenit illos dormie¯

* * *

v. 32. Et veniunt in praedium, cui nomen Gethsemani.
v. 33. Et ait discipulis suis: Sedete hic, donec orem. Et assumit Petrum et Jacobum et Joannem secum: et coepit pavere,
v. 34. et taedere. Et ait illis: Tristis est anima mea usque ad mortem:
v. 35. sustinete hic et vigilate. Et cum processisset paululum, procidit super terram: et orabat, ut si fieri posset,
v. 36. transiret ab eo hora: Et dixit: Abba pater, omnia tibi possibilia sunt, transfer calicem hunc a me,
v. 37. sed non quod ego volo, sed quod tu. Et venit, et invenit eos dormien

Fol. XXXII. recto

tes et dixit petro simon dormis
non potuistis [2]) una hora vigilare
v. 38. surgite adorate ut transeat·
vos temptatio spiritus quide¯ [3])
v. 39. libens caro autem infirmis [4]) et
v. 40. iterum abit adorare et venit et
invenit illos dormientes fue
runt enim oculi eorum grava
ti et non sciebant· illi responde
v. 41. runt [5]) et venit tertio· et ubi
adoravit dicit illis· dormite ja¯
nunc ecce adpropinquavit qui
me tradit et post pusillum·
excitavit illos· et dixit jam ora est

* * *

tes. Et ait Petro: Simon dormis? non potuisti una hora
v. 38. vigilare? Vigilate, et orate ut non intretis in tentationem Spiritus quidem promptus est, caro vero infirma.
v. 39. Et iterum abiens oravit, eundem sermonem dicens.
v. 40. Et reversus, denuo invenit eos dormientes (erant enim oculi eorum gravati), et ignorabant quid responderent ei.
v. 41. Et venit tertio, et ait illis: Dormite jam, et requiescite. Sufficit venit hora:

(Die Fortsetzung folgt.)

---

[1]) ad in adorabat ist ausgetilgt.

[2]) So heißt's, nicht wie Fleck angibt potuisti.

[3]) quide¯ hat ** geschrieben. Vorher stand, wie es scheint, autem.

[4]) In infirmis (so, nicht infirmi, steht da) ist aus dem s von *** corrigirt ma. Also ist, wenn auch unvollkommen, infirma corrigirt.

[5]) ** corrigirt responderent, ohne das Vorhergehende zu berühren.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Hundert vier und zwanzigster Band.

1848.

Oktober. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold & Sohn.

Digitized by Google

Inhalt des hundert vier und zwanzigsten Bandes.

Seite

Art. I. Das Naturgrundgesetz der Einheit und Harmonie als allgemeines Prinzip wissenschaftlicher Systeme. Ein Bruchstück, verfaßt von Jos. Krieger. Tirnau 1843 (Schluß) . 1

II. 1) Deutsche Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens, herausgegeben durch G. Joseph Kemény. Klausenburg. I. Band 1839, II. Band 1849.
2) Erdélyország' történeti tára. Herausgegeben von G. Jos. Kemény und Stephan Kovács von Nagy Ajta. Klausenburg. I. Bd. 1837. II. Bd. 1845.
3) Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum, sive Annales Hungarici et Transsilvanici etc., edidit Josephus Trausch Coronensis. Pars I. complectens Annales ann. 990 — 1630. Coronae 1847 106

III. 1) Bianca Capello. Quadro Drammatico del Secolo XVI. Di Giovanni Sabbatini. Milano 1844.
2) Il Fornaretto. Dramma storico. Di Francesco Dall' Ongaro. Trieste 1846 123

IV. Aesthetik, oder Lehre vom Schönen und von der Kunst in ihrem ganzen Umfange. Von Dr. Franz Ficker. Zweite Auflage. Wien 1848 142

V. Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Angebliche Vertilgerin des gesammten herzoglich pommer'schen Regentenhauses. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Drei Bände. Leipzig 1848 194

VI. Theocritus. Codicum manuscriptorum ope recensuit et emendavit Christophorus Wordsworth. Cantabrigiae 1844 206

VII. Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Zwei Theile. Leipzig 1847 229

VIII. Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Conrads I. (840—918), von A. Fr. Gfrörer. Freiburg im Breisgau 1848. Erster und zweiter Band 243

IX. Das musikalische System der Griechen. In seiner Urgestalt. Aus den Tonleitern des Alypius. Zum ersten Male entworfen von Dr. C. Fortlage. Mit zwei Tabellen. Leipzig 1847. 260

X Gedichte von Karl Schimper. 1840—1846. Mannheim, 1847 275

XI. Dr. Franz Kugler's Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Großen. Zweite Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers umgearbeitet und vermehrt von Dr. Jakob Burkhardt. Zwei Bände. Berlin 1847 . . 288

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXXIV.

Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840 bis 1844. Von Professor Dr. Tischendorf (Fortsetzung) 1

Register 9

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1848.

Art. I. Das Naturgrundgesetz der Einheit und Harmonie als allgemeines Prinzip wissenschaftlicher Systeme. Ein Bruchstück, verfaßt von Joseph Krieger, k. k. Hauptmann. Tirnau, 1843.

(Schluß.)

Vierte Pforte, die der Personen oder Handelnden.

Die beiden Thorflügel derselben sind die der Geister und Menschen, denn wenn auch Thiere als handelnd gedacht werden können, so sind dieselben schon in der vorhergehenden Pforte vorgekommen.

Erster Thorflügel: Die Geister.

Wenn wir der Eintheilung der geistigen Hierarchie des großen Hierophanten Jamblichus [1]) folgen wollten, so würden wir die Geister in den sieben Abschnitten der Götter, Erzengel, Engel, Dämonen, Heroen, Archonten und Seelen behandeln; wir ziehen aber die logischere Eintheilung in Götter und Geister vor, von denen diese in die guten (Engel) und in die bösen (Dämonen) zerfallen.

I. Götter.

An der Spitze derselben stehen die Kabiren, d. i. die sieben großen Götter, wie dieß ihr Name im Arabischen besagt, denn Kabir [2]) heißt auf arabisch groß, weßhalb Napoleon in Aegypten Sultan el-kebir, d. i. der große Herrscher, beigenannt ward; dann die sieben Wochengötter der ersten skandinavischen Religion, welche auch die sieben Elemente der Runenschrift [3]), die sieben Heliaden, d. i. die Söhne, welche Phöbos mit Rhode erzeugte [4]); die sieben Herakles [5]); dann die sieben Klassen untergeordneter Werkführer, näm-

---

[1]) Sectio II. cap. 5. Θεοῖ, Ἀρχάγγελοι, Ἄγγελοι, Δαίμονες, Ἥρωες, Ἄρχοντες. Ψυχαὶ.

[2]) Creuzer's Symbolik und Mythologie, dritte Ausgabe, II. S. 585.

[3]) Ebenda S. 544.

[4]) Ihre Namen: Ὄχιμος, Κέρκαφος, Μάκαρ, Ἀκτίς, Τενάγης, Τριόπας, Κάνδαλος.

[5]) Aufgezählt in Barth's Werk: »Die Kabiren in Deutschland,« S. 151 und 152.

lich: die Kureten, Korybanten, Daktylen, Telchinen, Idaier, Berekynten und Kyklopen; der letzten waren sieben [1], in denen Creuzer die sieben Wandelsterne findet [2]; sieben waren auch die Kureten [3], welche dieselben als die sieben Heliaden. Die sieben Kyklopen hießen Gastrocheires oder Encheirogasteres, weil sie ihren Bauch gewaltsam mit den Nahrungsmitteln ihrer Nachbarn füllten [4].

II. Genien.

Ehe wir die guten und bösen als Engel und Teufel aufzählen, erwähnen wir der ältesten indischen und japanischen Geister, welche eben sowohl den Göttern als Genien beigezählt werden können. Eine Schaar durch Wischnu's Thatkraft aufrecht gehaltener himmlischer Wesen stützen die Laufbahn der Sonne und bringen die verschiedenen Abwechslungen der Atmosphäre, die Kälte und Hitze, die Feuchte und Trockenheit hervor [5]. Sieben himmlische Geister beherrschten in der frühesten Zeit Japan, deren siebenter Isanegino Mikotto hieß. Diese sieben Geister Herrscher waren also im eigentlichen Sinne Archonten, die wir in der katholischen Hierarchie der Engel wiederfinden, so wie die sieben Gaben des heiligen Geistes den sieben Amschaspanden der Perser entnommen sind.

Gute Geister oder Engel.

Die katholische Hierarchie der Engel, welche in der Messe beim Sanctus vorkommt [6], sind die Engel, Erzengel, Cherubim, Seraphim, Herrschaften, Mächte und Archonten. Sieben Engel werden in der Apokalypsis erwähnt und Raphael erwähnt eines Vereins von sieben Engeln vor Tobias: „Und ich bin Raphael, einer von den sieben Engeln, die vor dem Herrn stehen" [7]. Nach den Talmudisten ist Jehuol der oberste Fürst des Feuers, dem sieben untergeordnet sind, darunter Gabriel, einer der Erzengel; auch sind der Cherubim sieben. Hieher gehören auch die sieben Lichtgeister, welche auf dem Vordertheile des Weltschiffes standen [8], welche

---

[1]) Strabo VIII.

[2]) IV. S. 49 und Barth S. 69.

[3]) Nimrod I. 165.

[4]) Ebenda S. 163 und Creuzer V. S. 57.

[5]) The Vishnu Purána by Wilson p. 234.

[6]) Quem laudant Angeli et Archangeli, Cherubim et Seraphim, Dominationes et Potestates.

[7]) Buch Tobiä XII. 15.

[8]) Martianus de nuptiis Philologiae II. 10

aber dieselben mit den Kabiren, die auch bei den Griechen die Beschützer der Schiffahrt waren; den sieben Kabiren mit ihrem Diener Kamillos haben die Türken und vermuthlich schon die Byzantiner die sieben Siebenschläfer mit ihrem Hunde untergeschoben, so daß diese zur Ehre gelangt sind, die Beschützer der türkischen Schiffahrt zu seyn, welche von jeher schläfrig genug. Erzengel sind: Raphael, Gabriel, Michael und Israel. Bei den Moslimen noch der Todesengel. Andere Namen der Engel finden sich bei den Hebräern; so Geriel, einer der sieben Engel, welche über das Wasser gesetzt sind; Dalkiel, der Engel, welcher die Verdammten im siebenten Hause mit feuriger Ruthe straft [1]). Die Moslimen kennen sieben Engel, welche über die sieben Tage der Woche gesetzt sind; ihre Namen gibt das persische Wörterbuch Burhani kathii (S. 841), nämlich: Urjail, Dschesedjail, Schemail, Refail (Raphael), Anail, Dschibrail (Gabriel), Israil. Bei den Persern vertreten die Stelle der sieben Erzengel die sieben Amschaspande, denen die sieben Erzdiwe, d. i. Erzteufel entgegenstehen.

Dämonen.

Die sieben Hauptdiwe stehen den sieben Amschaspanden, wie so eben gesagt worden, entgegen; sieben Teufel wurden auch aus Maria Magdalena ausgetrieben [2]). Die Namen von sieben Dämonen, die sich in morgenländischen Schriftstellern finden, sind: Erscheng, Semendun, Demrusch, Sepid, Newarisch, Saghsaghan, Sehlan. Im Bundehesch heißt aber der mächtigste der Diwe, welchem sieben Kräfte zur Zerrüttung der Geschöpfe verliehen worden, Eshem, und im Buche Tobiä der Dämon, welcher die sieben Männer der Sara zu Rhages getödtet, Asmodi. In Sojuti's Chalifengeschichte in dem Abschnitte, welcher die Worte Ali's enthält, wird ein Wort desselben nach Ibn Asakir erwähnt, in welchen Ali wider sieben vom Satan herrührende Uebel Granatäpfel zu essen empfiehlt; diese sieben Uebel sind: heftiger Zorn, heftiges Niesen, Erbrechen, Nasenblüten, Zittern und der Schlaf beim Gebete; das siebente dieser Uebel findet sich bei Sojuti nicht angegeben, dieses bleibt Orientalisten auszufinden übrig, so wie der wahre Name des arabischen Feld-

[1]) Eisenmengers entdecktes Judenthum.

[2]) Septimum numerum et de virtute et de peccato in scriptura acceptum invenimus merito igitur legitur: Mariam Magdalenam, ex qua septem daemones ejecit. Modesti Archiepis. Hierosolym. Beim Photius S. 1526. Marcus XVI. 9.

herrn, welcher bei den byzantinischen Geschichtschreibern Baanes der Siebenteufel [1]) heißt. Die sieben Bändiger von Dämonen, welche das Schahname erwähnt (nämlich Huscheng, Siamek, Kejumers, Tahmuras, Sam Neriman, Salser und Rustem), bilden den Uebergang von den Geistern zu den Menschen um so schicklicher, als der Name Siamek sich auch in einem der sieben Menschenpaare findet (Siamek und Weschak), welche, wie das Bundehesch lehrt, von Meschie und Meschiane, den ersten Menschen, gezeuget wurden. Die sieben Teufel, welche aus Maria Magdalena ausgefahren [2]), sind aus dem Evangelium bekannt, eben so wie die sieben ärgeren, mit denen der ausgefahrene Teufel wieder zurückkehrt [3]).

Zweiter Thorflügel: Die Menschen.

Zuerst wollen wir die verschiedenen 1) Kasten und Stämme derselben betrachten, dann in besonderen Abschnitten 2) die Heiligen, Propheten und Priester, 3) die Weisen, Gelehrten und Dichter, 4) die Herrscher, 5) die Frauen, 6) die Väter oder Mütter von sieben Söhnen oder Töchtern und endlich verschiedene andere Kathegorien von Männern, die in die vorhergehenden Klassen nicht füglich eingereiht werden konnten und bei denen die Siebenzahl vorherrscht, in Reih und Glied stellen.

I. Die Kasten, Stämme, Heeres- und Volksklassen.

Die Zahl Sieben als Theilungszahl der Völker nach Kasten, Stämmen und Heeresklassen ist eine uralte, die sich schon bei den ältesten Völkern des Orients, dann im Mittelalter findet, und sich bei Einigen bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so daß wir zweimal sieben solcher Völker aufzuzählen nicht verlegen sind.

1) Die Aegypter.

Wir lernen aus Herodot (II. 164) die sieben Gattungen von Menschen kennen, in welche die Aegypter getheilt waren, nämlich: Priester, Krieger, Ochsenhirten, Schweinhirten, Wirthe, Dolmetsche und Schiffeführer, welche alle besondere Distrikte bewohnten.

---

[1]) Ἑπταδαίμων Βαάνες.

[2]) Lukas VIII. 2.

[3]) Dann geht er hin und nimmt sieben Geister zu sich, die ärger sind, denn er selbst. Ebenda XI. 26.

2) Die Inder.

Strabo (XV. 39 — 50) belehrt über die siebenfache Eintheilung der Inder: 1) in die Philosophen, welche am geehrtesten, aber am wenigsten zahlreich, alljährlich am Neujahrsfeste bei Hofe erschienen, um ihre Erfahrungen und Entdeckungen kund zu geben, sonst aber das Jahr hindurch schwiegen (die Brahmanen und Samanäer); 2) die Ackerbauer, die vom Kriegsdienste befreit; 3) die Hirten und Jäger, die ausschließlich zum Ackerbau und zur Jagd berechtigt; 4) die Handwerker und Wirthe; 5) die Krieger, welche im Frieden Müßiggänger; 6) die Aufseher, d. i. die Polizeibeamten, welche, wie in unseren Tagen, der Huren sich als Späherinnen bedienten; 7) die Räthe und Beamten der Verwaltung. Die städtischen Magistrate waren dann wieder in Klassen, deren jede fünf Männer inbegriff, eingetheilt; diese Pentaden, das Pentschait der heutigen Inder, ging dann an den byzantinischen Hof über und hat sich bis heute in den Würden und Aemtern der Moldau und Walachei erhalten.

3) Die Perser.

Herodot (I. 125) führt zwölf verschiedene Völkerschaften derselben auf; die Siebeneintheilung derselben findet sich aber bei Theophylactus (III. 18); er sagt, daß die Verwaltung der wichtigsten Geschäfte sieben Stämmen zugetheilt sei, deren erste die Artabiden, die herrschende Dynastie; die zweite dem Heerwesen, die dritte der inneren Verwaltung vorstehe, die vierte die richterliche Gewalt ausübe, die fünfte sich ausschließlich mit der Reiterei beschäftige, die sechste die Steuern einnehme und die siebente für die Herschaffung der Waffen und der Kleider sorge. Dieses Grundgesetz schreibe sich von Darius, dem Sohne des Hystaspes, her. Wahrscheinlich berücksichtigte Darius bei dieser Staatseinrichtung die Familien der Churfürsten (von denen er der siebente), welche den König wählen sollten, die Wahl aber dem Pferdegewieher anheimstellten [1]). Aus diesen sieben Familien waren nach aller Wahrscheinlichkeit auch die sieben großen Statthalter des Reiches genommen, von welchen wir aus Thaberi wissen, daß sie das Recht hatten, Kronen zu tragen, weßhalb sie Tadschdaran, d. i. die Kronenträger, hießen. Was die Eintheilung der Völker betrifft, so sind es derer zweimal sieben, welche auf den Ruinen des persischen Reichspalastes das Bild des auf seinem Throne sitzenden Königs tragen [2]).

---

[1]) Herodot III. 74 — 78.

[2]) In Niebuhr's Reisebeschreibung II. Tafel XXX, bei Chardin LXIV und in Heeren's Ideen I. S. 321.

4) Die Chineſen.

Die Bewohner China's ſind, wie die Aegypter, Inder und Perſer, in ſieben Klaſſen getheilt, nämlich die Mandarinen, die Gelehrten, die Krieger, die Bürger, Arbeiter, Handwerker und Kaufleute [1]).

5) Die Oſſeten.

Da die Oſſeten nach den neueſten Sprachunterſuchungen den germaniſchen Stämmen angehören, ſo darf ihre Eintheilung in ſieben Stämme [2]) um ſo minder Wunder nehmen, als ſie ſich von den Perſern herſchreiben mag und bei den Germanen wieder findet.

6) Die Inguſchen.

Die Nation der Inguſchen beſteht aus ſieben Stämmen, die folgende Namen führen: 1) Tergimcha, 2) Agi, 3) Chamhoi-y, 4) Charatoi, 5) Zimckai-boch, 6) Ge-ulawy, 7) Wapi [3]).

7) Die Muki.

Ein Zweig der Tunguſen, die an den Ufern des Amur wohnten, waren in ſieben Stämme getheilt [4]).

8) Die Türken.

Schon zur Zeit des im Purpur gebornen Conſtantin waren dieſelben in ſieben Völkerſchaften getheilt [5]).

9) Die Tataren.

Die ſieben tatariſchen Stämme werden mehrmal von europäiſchen Geſchichtſchreibern erwähnt, wiewohl in den Quellen mongoliſcher Geſchichte nichts dergleichen vorkommt; denn die ſiebenfache Heereseintheilung Timurs gehört nicht hieher und kann eben ſowohl türkiſcher als tatariſcher Sitte zugeſchrieben werden. Nach der Hypotheſe von Ranty's ſollen ſieben der im J. 1178 ausgewanderten mongoliſchen Stämme Amerika bevölkert haben.

---

[1]) Il y a sept classes d'habitans à la Chine: les Mandarins, lettrés, bourgeois, laboureurs, ouvriers, marchands. Deguignes p. 771.

[2]) Die Oſſi werden überhaupt in ſieben Stämme eingetheilt. Reinegg's Reiſen in den Kaukaſus, I. Thl. S. 223.

[3]) Klaproth's Reiſe in den Kaukaſus und nach Georgien, I. Bd. S. 625.

[4]) La nation se divisait en sept tribus principales. Klaproth, Tableaux historiques de l'Asie, p. 25.

[5]) Καὶ οἱ μὲν Τοῦρκοι γενεαὶ ὑπῆρχον ἑπτά, und die ſieben Stämme der Türken im Ausland 1839, Jänner.

10) Die Ungern.

Daß die Ungern in sieben Stämmen nach Europa eingewandert, ist allbekannt [1]; in sieben Stämme waren auch

11) Die Usen

oder die Kumanen getheilt, welche die Petschenegen im J. 883 aus ihren Wohnsitzen zwischen dem Jaik und der Mittelwolga vertrieben [2].

12) Die Bewohner des Peloponnesos

waren, wie uns der im Purpur geborne Constantin lehrt, sieben Völker [3], von denen zwei eingeborne, die Arkadier und Kymirin, dann die Achaier und vier eingewanderte, nämlich Dorier, Aetolier, Dryopen und Lemier. Der im Purpur geborne Constantin erwähnt im sechsten Thema des Peloponnesus auch der sieben peloponnesischen Inseln [4].

13) Die Angelsachsen,

welche England eroberten, waren in sieben Stämme getheilt, von denen in der englischen Geschichte die angelsächsische Heptarchie sich herschreibt. Tacitus spricht schon von einem religiösen Verein sieben germanischer Stämme, deren Zweck die gemeinschaftliche Verehrung der Hertha war. Mit sieben Stämmen zog Bellovesus von der Rhone über die Alpen, schlug die Etrusker und baute Mailand [5].

14) Die Sachsen,

Die sieben Heeresschilde derselben sind keinem Forscher deutscher Geschichte unbekannt; man dachte sich das weltliche Reich unter dem Bilde eines großen Lagers nach sieben Abstufungen: den ersten Schild führte der Kaiser, den zweiten die geistlichen, den dritten die weltlichen Fürsten, den vierten die reichsunmittelbaren Grafen, den fünften die reichsunmittelbaren Ritter, den sechsten der landsässige Adel, Vasallen der Fürsten, den siebenten die übrigen freien Bürger und Bauern, mit Ausschluß der Leibeigenen, die nicht wehrhaft waren [6].

---

[1]) Beck's Welt- und Völkergeschichte, I. S. 40.

[2]) Ebenda S. 225.

[3]) οἰκεῖ δὲ τὴν πελοπόννησον ἔθνεα ἑπτά.

[4]) Bei Banduri I. S. 24.

[5]) Rotteck's allgemeine Weltgeschichte I. 176.

[6]) Wolfgang Menzel's Geschichte der Deutschen.

Von allen diesen Völkern hält keines so sehr auf genaue Bezeichnung des Stammes als die Araber, bei denen sieben verschiedene Benennungen für den Stamm und seine Unterabtheilungen im Umlauf. Der Urstamm heißt Schaab, die nächste Unterabtheilung desselben Kabile, dann Aamaret, Bathn, Fachd, Faßilet und Aaschiret [1]). Die Bedeutungen dieser sieben Abtheilungen beziehen sich alle auf Glieder des Leibs oder Beine des Kopfs, so heißt Schaab die Kopfnath, Bathn der Bauch, Fachd der Schenkel u. s. w., so, daß die genealogische Ansicht des Arabers eine von der europäischen ganz verschiedene ist, indem die genealogischen Benennungen des ersten alle vom menschlichen Körper, diese von einem Baume, seinem Stamme und Zweigen hergenommen sind. Außer dieser siebenfachen Stufenreihe des Stammes der Araber, finden sich bei denselben noch verschiedene andere siebenfache Volkseintheilungen, sei es in Bezug auf ihre Wohnorte oder ihre Secte, so z. B. heißen Perser, welche in der ersten Zeit des Islams nach Syrien und Mesopotamien auswanderten el-Machdharimet, welche siebenfach: 1) die Esawide, d. i. die Schwarzen zu Baßra, 2) die Ehamire, d. i. die Rothen zu Kufa, 3) die Chadharime in Mesopotamien, 4) die Dscheradschime in Syrien, 5) die Ebna in Jemen, 6) die Dscheramike in Mosul; [2]) dieß sind die sechs Unterabtheilungen der Machdharime wie die obigen sechs Glieder, die des Stammes (Kabilet). Die ketzerischen Secten des Islams sind sieben [3]); von diesen zerfallen die Chawaridsch, d. i. die Abtrünnigen wieder in sieben Secten [4]). Aus dem Gesichtspunkte der Religion theilen die Moslimen alle Völker in sieben Classen: 1) Sunni, d. i. die Rechtgläubigen, 2) die Schii, d. i. die Anhänger Alis, 3) die Kitabi, oder Besitzer heiliger Schriften, worunter die Juden und Christen verstanden werden, denen der Pentateuch und das Evangelium gesendet ward; 4) die Medschuschi, d. i. Maghen, Bekenner der Lehre Zoroasters, 5) die Aabedei ewsan aadschem, d. i. die persischen Götzendiener, 6) Aabedei ewsan aareb, d. i. die arabischen Götzendiener, 7) Mortedd, d. i. die vom Islam Abgefallenen [5]). Die Zahl Sieben, als die verworfener Stämme oder Völker,

[1]) Kamus unter den obigen Wörtern.

[2]) Derselbe III. S. 445.

[3]) Eben da S. 285 unter dem Worte Motesile.

[4]) 1) die Mohkimet, 2) Beihesijel, 3) Esarika, 4) Redschdan, 5) Aßferijet, 6) Obadhijet, 7) Aadscharidet. Kamus I. S. 390 nach Schehristani.

[5]) Tableau général de l'empire Othoman Tom I. pag. 45—48.

findet sich auch in der Schrift: der Herr befiehlt den Hebräern auszurotten „die Hethiter, Girgositer, Amoriter, „Cananiter, Pherezíter, Hewiter und Jebusiter, „sieben Völker, die größer und stärker sind, denn du.“ [1]) Von dieser Völkereintheilung in Stämme, Klassen und Kasten gehen wir nun zu der siebenfachen Heerestheilung über, welche sich bei so vielen Völkern findet. 1) Bei den Römern waren sieben Cohorten von Nachtwächtern, welche Schlosser [2]) die sieben Cohorten der Polizei nennt. Die siegreichsten und angesehensten Legionen des römischen Heeres waren sieben: die jovianische, herkulianische, augustanische, nervianische, die des Löwen, die glückliche und unüberwindbare [3]). In der Thebais des Statius kömmt die Siebenzahl der Heeresabtheilung mehr als einmal vor:

Septenoque jugo concurrere porta L. III. v. 39.
Septem ordine fulvo armigeros intuear L. III. v. 531.
Tunc septem numero turmas ducunt L. VI. v. 213.
Septena per agmina L. X. 30.

2) die sieben Waffengattungen des griechischen Heeres finden sich bei Xenophon [4]); die griechische Reiterei hatte sieben Unterabtheilungen [5]). Den sieben Legionen oder den sieben Cohorten sind 3) die sieben Schulen der Byzantiner nachgeahmt; dieß waren sieben Abtheilungen der byzantinischen Leibwache [6]). Diesen römischen Cohorten und römischen Schulen sind 4) die Cohorten Nooman Ben Monsir's des letzten mächtigen Herrschers von Hira nachgeahmt, von deren fünfter das arabische Sprichwort gang und gäbe: gewaltiger als Dewser [7]). 5) Kaiser Friedrich Barbarossa theilte sein Heer als er wider Mailand zog in sieben Abtheilungen, deren jede einem der sieben Thore Mailands entgegenstand. [8]) Diese

---

[1]) Deuteronom. VII. 1. Auch bei Josue XVIII. 2, und waren noch sieben Stämme der Kinder Israel.

[2]) Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. I. 496.

[3]) these seven bands, of high dignity and reputation. Gibbon. Quartausgabe III. 127.

[4]) Cyropaedia lib. V. cap. 3. πεζοὶ, ἱππεῖς, θωρακοφόροι, σκευοφόροι, τοξόται, πελτασταὶ, ἀκόντισταὶ.

[5]) Ἴλη, ἐπιλαρχία, ταραντιναρχία, ἱππαρχία, ἐφιππαρχεα, τέλος, ἐπίταγμα. Suidas.

[6]) The seven schools, or companies of the guards or domestic troops Gibbon IV. 315.

[7]) Meidani proverbia ed. Freytag I. 198.

[8]) Sismondi histoire des républiques italiennes II. 94 nach Radevic. Frising I. 1.

siebenfache Eintheilung des Heeres Barbarossas, vor Mailand ist in der lombardischen Geschichte eben so berühmt, als in der osmanischen. 6) Die siebenfache Eintheilung des Heeres Timur's in sieben Treffen in der Schlacht von Angora, in welcher Bajesid gefangen ward. Endlich 7) hat sich diese alttürkische oder tatarische Eintheilung nach der Siebenzahl in den sieben Odschacks (die Janitscharen, Sipahi, Silihdare, Dschebedschi, Topdschi, Toparabadschi und Bostandschi [1]) oder Truppenkörpern erhalten, welche bis zu Ende des verflossenen Jahrhunderts unter der Herrschaft der Mameluken von den osmanischen Statthaltern aufrecht stand. Diese Eintheilung nach siebnerlei Waffen, welche in der oberwähnten der sieben sächsischen Heeresschilde vorwaltet, ging auch in die städtische von Zünften über und ist in der Geschichte des Mittelalters nirgend so berühmt geworden, als in der Geschichte von Florenz, wo die sieben reichsten der dreimal sieben Zünfte die großen Künste hießen. [2]) Sieben waren die edelsten Familien in Pisa, welche ihren Ursprung von sieben Baronen Kaiser Otto's II. des Blonden herschreiben; diese sieben Familien waren die Visconti Godimari, Orlandi, Verchionesi, Gualandi, Sismondi und Lanfranchi; sieben waren auch die Klassen des Adels in Rom, sieben die Klassen des Gymnasiums zu Ulm [3]). Die sieben Heeresklassen nennt der im Purpur geborne Constantin Banden [4]). Zu dem was oben von den Stämmen, Familien und Städten gesagt worden, gehören mit Rücksicht auf die Siebenzahl die folgenden statistischen Bemerkungen von Süßmilch, Nicolai und Bisinger; nach dem ersten rechnet man auf eine Familie sieben Personen im Durchschnitte: Herr, Frau, drei Kinder und zwei Dienstleute; nach dem zweiten [5]) rechnet man, daß ein Bürger in Wien den siebenten Theil seiner Einkünfte an festgesetzten Abgaben zahlt, so auch der Hausbesitzer den siebenten Theil der Miethe. Nach Bisinger zählt Wien sieben tausend Häuser

---

[1]) Geschichte des osmanischen Reiches VII. Th. S. 97.

[2]) Les métiers étoient au nombre de vingt-un, dont les sept plus riches et plus honorables étoient appellés les arts majeurs. Sismondi VII. pag. 131. und auch III. 374, in Sieveking's Geschichte von Florenz S. 53 und 102. Sismondi I. S. 340 und Besario in seiner Rede an die italienischen Edlen: erant inter eos septem nobiliores familiae, ad quas factionum rerumque omnium summa deferebatur.

[3]) Nicolai's Reisebeschreibung IX. 128.

[4]) Καὶ ἐγένοντο ταῦτα τὰ ἑπτὰ βάνδα.

[5]) Reisebeschreibung IV. 484.

und nach der Bevölkerung ſteht Oeſtreich auf der ſiebenten Stufe.

II. Die Heiligen, Propheten und Prieſter.

Wir führen dieſelben in ſieben Reihen auf, nämlich 1) die ſieben Heiligen und Geſetzgeber der Inder (die Riſchi und Menu), 2) die ſieben großen Propheten der Moslimen, 3) die Siebenſchläfer, 4) die ſieben erſchlagenen Meiſter, 5) die ſieben Märtyrer, 6) die ſieben Männer der orientaliſchen Myſtiker und 7) die ſieben Klaſſen der Prieſter. Die Namen der ſieben Riſchi gibt das Wiſchnu Purana [1]). 1) Die ſieben Riſchi traten bei der Sündfluth in die Arche ein [2]); ſie ſind verſchieden von den ſieben Weiſen und von den ſieben Menu oder Geſetzgebern, ſie waren ſieben Erſtgeborne, denen ſieben andere folgen ſollen. Nach Dubois [3]) ſind die ſieben Riſchi die ſieben erſten großen Büßer und der Inder weiſet den ſieben Menu, den ſieben Riſchi und ihren Gemahlinnen den Aufenthalt in den ſieben Sternen des großen und kleinen Bären und im Siebengeſtirne an. Sieben ſind die Grade, durch welche bei den Budhiſten der Menſch ſich durch Büßungen und Tugenden zur Vollkommenheit eines Budha erheben kann [4]). 2) Die ſieben großen Propheten. Von den vier und zwanzig Propheten, welche der Koran aufführt, werden ſieben mit dem Beiſatze Uliul-aaſm, d. i. die von ſtarkem Vorſatze, bezeichnet; ſie würden alſo richtiger die ſtarken als die großen Propheten heißen. Männer von ſtarkem Willen und großem Vorſatz. Dieſelben ſind Noe, Abraham, Hud, Ssalih, Jakob, Joſeph und Mohammed. Sieben ſind auch die Stifter großer Religionen: Orpheus, Budda, Zoroaſter, Moſes, Jeſus, Confutſe und Mohammed. Wir führen hier zwei Ueberlieferungen des letzten an, deren eine ſieben Klaſſen von Männern fürs Paradies, die andere für die Hölle beſtimmt, „ſieben Männer" ſagte der Prophet, werden an dem Tage, wo kein Schatten (am Tage des

---

[1]) Hirányaromá, Vedásrí, Urddhabáhu, Vedabáhu, Sudhámaη, Parjanya und Mahámuni, auf der vorhergehenden Seite 262 werden ſieben andere Namen gegeben.

[2]) Transactions of the Asiatic society II. 99.

[3]) II. 23.

[4]) Samanéan, Archan, Srawaka. Pratijeka, Budha, Boddisattva, and Buddha. Sykes an the Religious, Moral, and Political State of India before the Mahomedan Invasion. In dem Journal der engliſchen aſiatiſchen Geſellſchaft VI. Band. S. 264.

Gerichts), unter Gottes Schatten wandeln [1]). Die zweite Ueberlieferung: Sieben sind, welche Gott nicht anblicken wird am Tage der Auferstehung und die ins Feuer eingehen werden mit den Verdammten, es sei denn, daß sie sich zuvor zu Gott gewendet, denn zu dem, der sich zu Gott wendet, wendet sich Gott. Diese sieben sind: 1) der sich mit seiner Hand Vermählende (der Onanist), 2) der thätige und 3) leidende Sodomit, 4) der dem Trunk Ergebene, 5) der seinen Vater oder Stiefvater so sehr schlagende, daß er die Nachbarn zu Hilfe ruft und ihn verflucht und der 6) Ehebrecher [2]). 3) Die Siebenschläfer. Die Geschichte übernatürlichen Schlafs ist eine sehr alte, denn schon eine griechische Sage erzählt von Epimenides, daß er sieben und fünfzig Jahre schlief [3]). Bei den Persern heißen sie Hefttenan, d. i. die sieben Körper [4]), ihre orientalischen Namen Jamlicha, Makfilina, Masilina, Martus, Debrenusch, Schadenus, Martunis sind aus dem lateinischen Jamblichus, Maximilianus, Joannes, Antoninus, Dionysius, Examstudianus und Martininus verstümmelt. Ihr Fest wird am 27. Junius, nach Andern am 22. Julius gefeiert. 4) Die sieben erschlagenen Meister; diese sind: Osiris, Jachus, Adonis, Attis, Kamillos, Hieram und Christus in der Geheimlehre der Freimaurer. 5) Das Fest der sieben Martyrer, welche sieben Brüder waren, wird in der griechischen Kirche am 10. August gefeiert. Die doppelte Sieben findet sich unter den Heiligen in den vierzehn Nothhelfern und in vierzehn Heiligen, durch die Schlacht im preußischen Kriege berühmt. 6) Die sieben Männer der orientalischen Mystik; sie heißen Heft merdan, d. i. die sieben Männer und sind mit den obigen Heft tenan nicht zu verwechseln; dieß sind die sieben Klassen großer Mystiker, welche immer zugleich in der Welt leben, so, daß wenn einer stirbt, immer ein anderer in die Stelle desselben tritt; die erste und zweite Klasse besteht aus einem Einzigen, die folgenden sind mehrere; der erste heißt Kuthb, d. i. der Pol des beschaulichen Lebens,

---

[1]) There are seven people whom God will draw under his own shadow on that day, when there will be no other shadow. Mishkat I. pag. 149.

[2]) Diese Ueberlieferung befindet sich in dem Commentar der in der osmanischen Literatur sehr berühmten, in der europäischen bisher ganz unbekannten stylistischen Abhandlung Mohammed Schefix unter dem Worte Hadhada (manustupratio) das in dieser Bedeutung in den arabischen Wörterbüchern fehlt.

[3]) Ἀπολλωνίου τοῦ Δυσκόλου ἱστορίαι θαυμάσιαι historia prima.

[4]) Burhani Kathii S. 838

der zweite Ghaus, d. i. die Hilfe, gleichsam der Adjutant des Vorhergehenden. In der dritten Klasse sind die Achjar, d. i. die Besten, in der vierten die Ewtad, d. i. Pfähle, in der fünften die Abdal, d. i. die aus Heiligkeit Blöden [1]). In der sechsten Klasse die Nukaba (die Auserwählten); in der siebenten die Nudscheba, d. i. die Vortrefflichen. Selbst von den Persern werden diese sieben Männer (Heft merdan) mit den sieben Körpern (Heft tenan, d. i. den Siebenschläfern) vermengt. In der Nähe von Schiras befindet sich in einem Garten eine Grabstätte, welche Heft tenan, d. i. die sieben Leiber heißt, und wo sieben Derwische, oder fromme Männer begraben seyn sollen. 7) Die sieben Priester; als eine bei gewissen Feierlichkeiten bestimmte Zahl der Priester kommt die Sieben schon mehrmal in der Bibel vor: „Am siebenten Tage „aber laß die Priester sieben Posaunen des Halljahrs nehmen „vor der Lade her; und gehet desselben siebenten Tages sie„benmal um die Stadt und laß die Priester die Posaunen „blasen [2])." Schon bei den Römern kamen in den Büchern des Numa Pompilius, welche sieben an der Zahl waren, sieben Lateiner als gesetzmäßige Priester vor [3]). Bei den eleusinischen Mysterien waren sieben Klassen von Priestern und sieben waren die Priesterordnungen in Aegypten, nämlich: Propheten, Hierostolisten, Hierogrammates, Horoskopen, Pastophoren, Neokoren und Hierodulen. Von dieser uralten Weihe der ägyptischen Priester ist auch die der katholischen Kirche hergenommen, wo der Priester, Diakon, Subdiakon, Akolythe, Exorciste, Leser und Thürhüter die sieben Stufen der Hierarchie. Diese Siebenzahl schwebte auch dem communistischen Wiedertäufer Johann Mathison vor, welcher durch eine himmlische Eingebung belehrt ward, daß alle Güter gemeinschaftlich von sieben Männern verwaltet werden sollen [4]). Die sieben Klassen von Priestern führt Pater Abraham in einer seiner Predigten als die sieben Säulen auf, worauf das Haus der Weisheit gebaut ist. Die arabischen Schriftsteller haben eine andere Hierarchie christlicher Priester, nämlich Kasis (Mönch), Churi (Priester), Mathran (Erzpriester), Dschaslik (Diakon), Schemmas

---

[1]) Die Wurzel des Wortes ist dieselbe als die des neugriechischen Βουδέλα, was einen dummen Kerl bedeutet.

[2]) Josua VI. 4 und 8.

[3]) Septenos habuere libros. — Septem latini de jure pontificio erant. Livius Liber XL. 29.

[4]) Wolfgang Wenzels Geschichte der Deutschen. III. Ausg. S. 593.

(Prälat), Iskof (Biſchof), und Patrik (Patriarch) Sieben ſind die Kirchen des Orients und an ſieben Gemeine ſchrieb der Apoſtel Paulus zweimal ſieben Epiſteln; ſieben vom heiligen Geiſte erfüllte Männer wählten ſieben Diakonen [1]); unter den zwei und ſiebzig Kardinälen ſind ſieben Kardinäle Prieſter (Presbyteri), ſieben der pauliniſchen und ſieben der laurentianiſchen Kirche [2]). Die Geburt von ſieben Männern wurde durch einen Engel voraus verkündet, die Ismaels [3]), Iſaac's [4]), Samſon's [5]), Jeremias [6]), Joannis des Täufers [7]), Jeſus Emanuel [8]) und der jüngere Jacob [9]).

III. Weiſe, Richter, Gelehrte und Dichter.

Auch dieſe laſſen ſich bequem in ſieben Klaſſen eintheilen, 1) die Weiſen (σοφοι) und Philoſophen der Griechen; 2) die Richter der Hebräer; 3) die Dichter der Griechen; 4) die weiſen Meiſter; 5) die Savi Italiens; 6) die Schreiber, 7) die Gelehrten der Araber; die ſieben Weiſen Griechenlands ſind zur Genüge bekannt: Septem Graeci de disciplina sapientiae ſagt Livius [10]) Statius: Ardua septena numerat sapientia fama [11]) und Cicero: Itaque et illos septem qui a Graecis σοφοι, Sapientes a nostris habebantur [12]); ſie waren Thales von Milet, Solon von Salamis, Chilon von Lacedaemon, Pittakos von Mitylene, Bias von Pryene, Kleobulos von Lindos und Periander von Korinth. Die Sprüche ihrer Weisheit: die Bürgſchaft fliehen; Niemanden vor ſeinem Ende glücklich preiſen; kenne dich ſelbſt; Nichts zu viel; das Beſte iſt das Maaß; der Schlechten gibt es Viele; Beherrſche den Zorn; finden ſich beim Plutarch und Auſonius. Dieſe ſieben Weiſen ſind nicht zu vermengen mit den ſieben großen griechiſchen Gelehrten,

---

[1]) Apoſtelgeſchichte VI. 4. 6.

[2]) Wurffbain führt dieſelben auf. S. 166 und 167.

[3]) Geneſis XVI. 11.

[4]) Eben da XVII. 19.

[5]) Buch der Richter XIII. 5.

[6]) Jeremias I. 5.

[7]) Lucas I. 58.

[8]) Derſelbe I. 31.

[9]) Nach Joſeph oder Euſebius Woltenberg 659.

[10]) Livius XL. 29.

[11]) L. V. 3.

[12]) Tusc. quaest. V. 3.

welche Athenäus anführt, nämlich Polykrates von Samos, Pisistratos der Tyrann, Euclides von Athen, Nicocrates von Cypern, Euripides, Aristoteles und endlich ein sonst unbekannter Laurentius, welchem aber Athenäus als einem Gründer von Bibliotheken das größte Lob ertheilt; Pherekydes, welchen Einige auch unter die Weisen; andere unter die Gelehrten rechnen, der jedenfalls aber ein Philosoph, schrieb eine Theogonie unter dem Titel Ἑπτάμυχος, d. i. das Buch von den sieben innersten Gemächern. Zu der Siebenzahl der griechischen Weisen und Gelehrten gehört die der sieben Philosophen, welche die Kaiserinn Eudoxia von Athen kommen ließ und die über die Erklärung einer Statue auf dem Hippodrom allerhand spitzfindige Fragen aufwarfen; ihre Namen, die weit weniger bekannt, als die der oben genannten sieben Weisen und sieben Gelehrten, geben die Byzantiner, sie hießen: Kranos, Karios, Pellops, Apeles, Sylbanos, Kyrbos, Nerusas. Die Siebenzahl der Weisen findet sich aber nicht nur bei den Griechen, sondern auch bei anderen sonst wenig bekannten morgenländischen Völkern, wie z. B. bei den Tamulen, bei denen aber auch Frauen, und sogar in der Mehrzahl figuriren, indem die Siebenzahl ihrer Weisen aus drei Männern und vier Weibern besteht [1]). Wahrscheinlich schreiben sich die sieben akademischen Würden von der Siebenzahl der Weisen her; diese sind auf den englischen Universitäten B. A. d. i. Bachelor of arts. M. A. d. i. Master of arts. B. L. d. i. Bachelor of law. D. L. d. i. Doctor of law. B. D. d. i. Bachelor of divinity. D. D. d. i. Doctor of Divinity. D. M. d. i. Doctor of music. Sonderbar genug gehen in dieser akademischen Hierarchie die Baccalaurien und Doctoren des Rechtes und der Arzneikunde ganz leer aus. Sieben Richter oder Ausleger der Gesetze finden sich sowohl bei den Persern [2]), als bei den Hebräern. Die Siebenzahl der Dichter findet sich nicht nur bei den Griechen, sondern auch bei den Franzosen; nach den großen Tragikern der Griechen kommt die Pleias der kleineren, nämlich: Lycophron, Aratus, Nicander, Aeatides, Apollonius, Philiscus, Homeros der jüngere. Dieser Pleias der griechischen Dichter ist die Pleiade des Lyriques françois nachgeahmt. Wir kommen nun zu den sieben weisen Meistern, welche morgenländischen Ursprungs und deren Geschichte Liebhabern altdeutscher Literatur aus Keller's gesta Romanorum

---

[1]) VII. 346.

[2]) Septemviros illos, penes quos apud Persas legum est interpretatio. Josephus antiq. Judaic. XI. 6.

unter dem Titel: „Von einer Chuniginn und Siben weiſen Meiſtern" bekannt ſind [1]). Auch die Italiener haben ihre ſieben Weiſen I sette sapienti d'Italia [2]). Dieſe ſieben Weiſen Italiens ſind aber dem übrigen Europa weit minder bekannt, als die ſieben Narren ihres Volkstheaters, nämlich: der Doctor von Bologna, der Pantalone von Venedig, der Harlequin von Bergamo, der Girolamo von Piemont, der Pagliaſſo von Neapel, der Beltramo von Mailand und der Puliccinello, welcher ſchon aus den attelaniſchen Poſſen der Römer herzurühren ſcheint. Unter den Schreibern erwähnen wir zuerſt der ſieben Schreiber der hebräiſchen Bibel [3]). Hieher gehören auch die zwei und ſiebzig Ueberſetzer der hebräiſchen Bibel, welche durch zwei und ſiebzig Tage beſchäftigt, durch ſieben Tage vom Ptolomäos Philadelphos bewirthet wurden; als der König die ihm aus Judäa geſandte heilige Schrift erblickte, fiel er ſiebenmal nieder und betete ſiebenmal an [4]); auch der griechiſche Kaiſer Konſtantin beſoldete an der Bibliothek von Konſtantinopel ſieben Scriptoren [5]). Mascardi [6]) ſpricht von ſieben Notarien, Geſchichtſchreibern und ſieben ihnen beigegebenen Diakonen. Origenes hatte ſieben Schreiber, darunter auch Mädchen, die ihm ſchrieben und die ihm Ambroſius verſchafft hatte, dafür ſchrieb er aber auch ſechs tauſend Bücher. Ambroſius, welcher dem Origines die ſieben Schreiber geſchickt hatte, litt unter dem Tyrannen Maximinus den Martyrertod mit ſieben Notaren, ſieben Buchhändlern und ſieben Jungfrauen Schreiberinnen [7]). Die arabiſche Geſchichte beginnt eigentlich mit Mohammed, insbeſonders aber die Geſchichte arabiſcher Literatur, indem vor Mohammed nur die Namen von Dichtern ſammt einigen ihrer Gedichte erhalten ſind; die ſieben berühmteſten Dichter ſind die Verfaſſer der Moallakat, d. i. der mit goldenen Buchſtaben geſchriebenen und an der Kaaba aufgehängten Gedichte, nämlich Amrulkais (richtiger Imriulkais), Tharafa, Soheir, Lebid, Antara, Amru Ben Kelsum und Haris. Die Siebenzahl, welche bei den Arabern ſchon durch den ſiebenmaligen Umgang um die Kaaba eine geheiligte war und ihnen von

---

[1]) Keller 70. 71. 72. 73.

[2]) Rosini sulle opere del' Guicciardini bei Mortillaro 51.

[3]) Eichhorn's Einleitung in das alte Teſtament II.

[4]) Nach der Epiſtel des Ariſteas in Eichhorn's Repertorium I. B. 270.

[5]) Eichhorn's Geſchichte der Literatur I. 105.

[6]) Pag. 46.

[7]) Zonaras XII. 16.

den Wänden derselben in den sieben Meisterwerken ihrer Poesie entgegenstrahlte, erscheint auch im ersten Jahrhundert der Hidschret als die der Säulen arabischer Gelehrsamkeit; diese beschränkte sich auf die Lesung des Korans, auf die Ueberlieferung der Worte des Propheten und auf die aus beiden abgeleitete Rechtsgelehrsamkeit Fikh. Die Namen der sieben großen Rechtsgelehrten finden sich in einem bei Abulfeda [1]) erhaltenem Distichon vereint; nämlich: Obeidallah, Orwet, Kasim, Saaid, Suleiman, Ebubekr und Charidschet. Diesen sieben großen Rechtsgelehrten stehen die sieben großen Koransleser zur Seite, welche bei den Persern Heft Pir, d. i. die sieben Greise heißen [2]), diese sind: Nafii von Medina, Ibn Kesir von Mekka, Ebu Amru von Baßra, Ibn Aamir von Damaskus, Aaßim von Kufa, Hamsa von Kufa, Kisaji von Kufa. Hier sind drei Gelehrte von Kufa, als aber später Bagdad gebaut ward und Aegypten unter arabischer Herrschaft blühte, waren die obgenannten fünf Städte mit Bagdad und Kairo zugleich die sieben Sitze arabischer Gelehrsamkeit. Außer den sieben Rechtsgelehrten und sieben Koranslesern spielen in der arabischen Literatur- und Religionsgeschichte noch die sieben Imame eine große Rolle. Das Wort Imam hat eine dreifache Bedeutung, die gewöhnlichste ist die des Vorstehers beim Gebete, und in diesem Sinne hat jede Moschee ihren Imam wie ihren Muesin, d. i. Gebetausrufer. Die zweite Bedeutung ist die der unmittelbaren Abkömmlinge der Prophetenfamilie, welche als solche Anspruch auf das Chalifat machten und deren zwölf sind. Die Ismailije aber, von denen die Drusen ein Zweig, erkennen deren nur sieben an, nämlich: 1) Ali der Sohn Abdol-Moththalib's, 2) Hasan der Sohn Alis, 3) Hosein der Sohn Alis, 4) Ali seinol-aabidin, d. i. der Schmuck der Andächtigen, der Sohn Hoseins, 5) Mohammed der Sohn seinol aabidin's, 6) Dschafer eß-ßadik, d. i. der Aufrichtige und 7) el-Kaim ßahibef-seman, d. i. der Aufrechtstehende, der Inhaber der Zeit, nämlich der Religionsstifter der Drusen Hakim biemrillah. Von diesen sieben Imamen der Drusen sind wohl zu unterscheiden die sieben großen Imame, Kirchenväter des Islams, welche in der zu Konstantinopel gedruckten Weltgeschichte des Islams Gülscheni maarif (Rosenflor der Kenntnisse) aufgeführt sind, nämlich 1) Ebu Hasan Ali Ben Amru Darkothni aus Bagdad, 2) Ebu

[1]) I. pag. 443.
[2]) Burhani kathii S. 838.

Abdallah, Ibn Abdallah, Ibn Beii aus Nisabur, 3) Ebu Mohammed Abdol-Ghani Ben Saaid aus Aegypten, 4) Ebu Naaim Ben Abdallah aus Jßfahan, 5) Ebu Amru Ben Abdol Birr aus Maghrib, 6) Ebubekr Ahmed Ben Hosein aus Beihak in Chorasan, 7) Ebubekr Ahmed Ben Ali der Kanzelredner von Bagdad; der letzte starb im Jahre der Hidschret 463, der erste im Jahre d. H. 306, so, daß dieselben alle sieben ins vierte Jahrhundert und in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts der Hidschret gehören [1]). Die morgenländische Geschichte kennet auch sieben Weise der Urzeit, nämlich: 1) den alten persischen König Huschenq, den Verfasser des Buches der ewigen Weisheit (Dschawidani chired); 2) Bisürdschi mühr den Wesir Nuschirwan's des Gerechten; 3) Omid den weisen Wesir des Chosroes Perwis; 4) Lokman den Weisen der Araber; 5) Aßaf Ben Berchia; 6) Dabischlim den Weisen Indiens und 7) Serduscht den Verfasser des Sendawesta. Die Morgenländer kennen auch sieben griechische Weise, die aber ganz andere als die oben genannten, nämlich: 1) Fisagoras (Pythagoras), 2) Aristatalis (Aristoteles), 3) Iflathun (Plato), 4) Bokrath (Hippokrates), 5) Dschelinus (Galenus), 6) Oklidis (Euclides), 7) Botholmius (Ptolomäos). Mohammed hatte zehn Jünger, welche die Evangelisten des Islam's Aaschrei mobschire, d. i. die zehn Verkünder der Freudenbotschaft heißen; diese bilden die erste Klasse der sieben Klassen der Aßhab, d. i. der Gefährten des Propheten; die zweite Klasse sind die Aßhabi ßoffa, d. i. die Gefährten des Soffa, unter denen nur die Familie des Propheten, nämlich seine Tochter Fathima, ihr Gemahl Ali und die beiden Söhne desselben, Hasan und Hosein begriffen sind. Die dritte Klasse sind die Gefährten der Schlacht von Bedr, die vierte die Schlachtgefährten von Ohod; die fünfte die Gefährten des Vertrages von Honein, die sechste die Mohadschirin, d. i. die mit Mohammed von Mekka Ausgewanderten und 7) die Anßar, d. i. die Helfer Medina's. Häufig kommt die Siebenzahl im Leben des Herrn Jesus vor; der sieben und siebzigste in der bei Lucas gegebenen Stammtafel sprach er vom Kreuze die sieben Worte; siebenmal vergoß er sein Blut; bei der Beschneidung [2]), im Garten, wo er Blut schwitzte [3]), in

[1]) Gülscheni — maarif I. B. S. 191 von den sieben Imamen.

[2]) Lucas II. 21.

[3]) Beim selben XXII. 44.

der Geißelung [1]), bei der Krönung mit der Dornenkorne [2]), bei der Durchbohrung der Hände und Füße und bei der Durchstechung der Seite [3]). Sieben sind die großen von Jesus gewirkten Wunder: die Verwandlung des Weines in Wasser [4]), die Heilung des Gichtbrüchigen [5]), das dem Blinden wiedergegebene Gesicht [6]), die Heilung des Hinkenden, die Austreibung des Teufels aus Besessenen, die Speisung von vielen Tausenden mit sieben Broten [7]), die Auferweckung vom Todten [8]); nach seinem Tode erschien er sieben verschiedenen Personen: der Maria Magdalena [9]), den zwei Jüngern zu Emaus [10]), dem Petrus [11]), dem Jacobus [12]), den zehn Aposteln [13]), den eilf Aposteln (indem auch Thomas gegenwärtig war [14]), in Galiläa am See Tiberias [15]). Nach der Auferstehung speisete Jesus mit sieben seiner Jünger (Petrus, Thomas, Nathanael, den zwei Söhnen des Zebedäus und zwei anderen [16]). Siebenmal sieben Tage nach der Auferstehung wurde der heilige Geist gesandt [17]), dieses ist der Paraclet, unter welchem die Moslimen ihren Propheten Mohammed verstanden wissen wollen. Die Jünger wählten sieben vom heiligen Geiste erfüllte Männer zu Diakonen (Stephanus, Philippus, Prohorus, Nicanor, Timon, Parmenas und Nicolaus). Paulus schrieb an sieben Kirchen zweimal sieben Sendschreiben u. s. w. Woldenberg, dem diese Angaben entnommen sind, führt auch nach der Apostelgeschichte (XI. 12.) sieben Brüder an, die zum Cornelius kommen, das Evangelium zu verkünden, während im Texte nur sechs stehen [18]).

---

[1]) Mathäus XXVII. 26.
[2]) Mathäus XXVII. 29.
[3]) Johannes XIX. 34.
[4]) Johannes II. 9.
[5]) Mathäus VIII. 6.
[6]) Markus X. 46, Mathäus XX. 28, Lucas VIII. 41.
[7]) Mathäus XV. 34.
[8]) Lucas VII. 25, VIII. 42, Johannes XI. 43.
[9]) Mathäus XXVIII. 9., Marcus XVI. 9., Johannes X. 2.
[10]) Lucas XXIV. 3.
[11]) Lucas XXIV. 34.
[12]) Erstes Sendschreiben an die Korinther XV. 7.
[13]) Johannes XX. 19.
[14]) Johannes XX. 24.
[15]) Johannes XXI. 1.
[16]) Johannes XXI. 2. 12.
[17]) Apostelgeschichte II. 1.
[18]) Woldenberg S. 658 septem fratres ad Cornelium veniunt. In

IV. Herrscher, Heerführer, Minister und andere Vorgesetzte.

Es genügt uns hier zweimal sieben Völker aufzuführen, bei denen die Siebenzahl in der Zahl ihrer Herrscher, Minister oder anderer Vorgesetzten eine Rolle spielt. Die Präadamiten, die von Salamonen beherrscht wurden, wollen wir den Arabern, von denen diese Erfindung ausgeht, zurechnen, und stellen statt deren die Perser an die Spitze, bei denen die Siebenzahl der Minister, Räthe des Königs, Eunuchen, Statthalter, Kämmerer, den sieben Amschaspanden nachgeahmt war. Diese gehören der Mythologie an, wie die sieben Wächter des jungen Bachus [1]).

1. Perser.

Der Vater der griechischen Geschichte, Herodot, erwähnt der sieben Fürsten, welche die Entscheidung ihrer Ansprüche auf den Thron dem Pferdegewieher anheimgestellt und Thaberi der Vater der arabischen Geschichte spricht von den sieben Statthaltern (Kronenträgern) des alten Persiens [2]). Wenn Zopyrus einer dieser persischen Siebenmänner war [3]), welcher sich verstümmelte, um dem Cyrus die Eroberung Babylons zu erleichtern, so war diese Reichseinrichtung älter als die Wahl des Darius. Im Buche Esther erscheinen diese Siebenmänner als die Heerführer der Perser und der Meder [4]), eben da die sieben Eunuchen [5]), welche sieben der schönsten Mädchen des Harems bewachten [6]).

2) Inder.

Die Rischis und Menus sind schon oben unter den Heiligen erwähnt worden; hier wollen wir nur der sieben Söhne des Daint erwähnen, welche die sieben Außenwerke des Schlosses vertheidigten [7]).

---

der Apostelgeschichte heißt es aber: venerunt mecum sex fratres isti.

[1]) Barth's Kabiren. S. 65.

[2]) In der zu Constantinopel gedruckten türkischen Uebersetzung S. 14.

[3]) One of the Persian septemviri. Nimrod II. 190.

[4]) Septem duces Persarum atque Medorum. Esther I. 14. mit den Namen derselben und Josephus pag. 342—368—373.

[5]) Eben da I. 10.

[6]) Eben da II. 9. septem puellas speciosissimas.

[7]) Daint, dont les sept fils commandent les sept barrières, qui défendent la citadelle. Polier.

3) Hebräer.

Sieben Männer Aufseher werden im Ecclesiasticus erwähnt: septem circumspectores sedentes in excelso ad speculandum [1]). Die Gabaoniten begehren sieben Männer, Söhne des Drängers von David, um sie dem Herrn zu kreuzigen und David gewährte ihnen dieselben [2]). Sieben Aufseher waren auch die sieben Augen des Herrn, die das ganze Land durchziehen [3]).

4) Griechen.

Die sieben Heerführer vor den sieben Thoren Thebe's sind allbekannt, nicht so die sieben Tespiaden, Volksführer der Stadt Tespis [4]), und die sieben Heerführer von Chalkis [5]). Auf die sieben Heerführer vor Thebe bezieht sich der Vers des Manilius:

Non annosa canam Messanae bella nocentis;
Septenosve duces [6]).

So auch bei Dante:

Quel fu l'un de sette regi
Che assiser Tebe [7]).

Der Verfasser des Nimrod sieht in den sieben Heerführern vor Theben den mythologischen Ausdruck derselben Macht der sieben, die Memnon zur Vertheidigung von Ilion führte [8]).

5) Römer.

Die sieben Könige der Römer sind allbekannt. Die Siebenmänner (septemviri) waren zweifach, nämlich die ersten ein bürgerliches Gericht, das aus sieben Richtern bestand [9]) und dann zweitens die septemviri Epulones, welche den Tischen der Götter vorstanden. Cicero in der dritten Rede de lege spricht von sieben Tyrannen [10]), welche sich durch die

---

[1]) XXXVII. 10.

[2]) Zweites Buch der Könige XXI. 6.

[3]) Zacharias IV. 10

[4]) ἑπτὰ δ' ἐν Θεσπιαῖς οὓς ὀνομάζουσι Δημούχους. Diodorus IV. 29.

[5]) ἑπτὰ μὲν ἡγεμόνες XIII. 167.

[6]) Manilius III. 15.

[7]) Dell' inferno canto XIV.

[8]) Adrastus leading the seven against Thebes stands in mythology for the same real power as Memnon leading the seven to the defense of Ilion. II. 292.

[9]) Septemvirale judicium. Woldenberg 670.

[10]) Me gratificantem septem tyrannis. III. 3.

Landvertheilungen Sylla's bereichert hatten, dieſe waren die zwei Lucullus, Craſſus, Metellus, Hortenſius, Philippus und Catullus. Sieben war die Zahl bei den Römern für einen behaglichen Tiſch nach dem Sprichworte: septem convivium novem convitium facere [1]).

6) Die Byzantiner.

Von den Römern ging die Siebenzahl zu den Byzantinern über, i. J. 598 wurden ſieben königliche Vertheidiger und Notarien der Regionen ernannt [2]). Sieben waren die Miniſter des kaiſerlichen Pallaſtes zu Conſtantinopel [3]). Sieben endlich die Kaiſer, welche Waſſerleitungen zu Conſtantinopel bauten und ſieben Paläologen Kaiſer aus der letzten Herrſcherfamilie, welche mit dem ſiebenten derſelben endete.

7) Die Türken

hatten zur Zeit des größten Glanzes der osmaniſchen Herrſchaft ſieben Weſire. Sieben Emire theilten ſich in das Reich der anatoliſchen Seldſchuken. Zu Algier zeigte man vormals das Grab von ſieben Deys, die am ſelben Tage erwählt und erdroſſelt worden waren.

8) Ungarn.

Die ſieben Anführer derſelben ſind in der Geſchichte allbekannt; eben ſo viele ſcheinen die Einwanderung in Siebenbürgen geleitet zu haben.

9) Die Araber.

Sie zählen ſieben Salamonen, von denen ſechs vor Adam die Welt beherrſchet haben, nämlich: Suleiman ſein-eſſeman, d. i. die Zierde der Zeit, Jared, Hakki, Tſchaghi, Dafi, Dſchan Ben Dſchan, der ſiebente Salomon Weltherrſcher iſt der Sohn Davids. Die Araber haben auch ſieben verſchiedene Benennungen für nicht arabiſche Herrſcher, nämlich: 1) Firaun, d. i. die Pharaone ſind die Herrſcher Aegyptens, 2) Kaißar, d. i. Cäſar, die römiſchen Kaiſer, 3) Kesra, d. i. Chosroes, die letzten perſiſchen Könige, 4) Tekfur, verſtümmelt aus Nikeforos die byzantiniſchen Kaiſer, 5) Fagfur die chineſiſchen Kaiſer, 6) Kaan, die Herrſcher der Mongolen, 7) Nedſchaſchi, die Herrſcher Aethiopiens; für rein arabiſche Herrſcher hatten ſie die Namen 1) Akjal, die Herrſcher der Himjeriten, 2) Emir, d. i. Fürſt, 3) Melek, d. i. König,

[1]) Alexandri genialium dierum Liber V. c. 21.

[2]) Lambeccius ad Codinum. cap. 5.

[3]) Seven ministers of the palace of the Byzantine court. Gibbon.

4) Sultan, d. i. Gewalthaber, 5) Chalife, d. i. Nachfolger des Propheten, 6) Chan und 7) Ilchan, welche beide letzten Wörter aber türkische Benennungen sind. Da die Araber große Liebhaber der zweifachen Zahl sind, so finden sich auch in ihrer Geschichte sieben Ehrenbenennungen, in denen dieselbe eine Rolle spielt, nämlich 1) Sul-nurein, d. i. der mit zwei Lichtern Begabte, so hieß Osman, weil er zwei Töchter Mohammeds zu Frauen hatte, 2) Sul-riasetein, d. i. der mit zwei Vorsteherschaften Begabte, der Wesir Harun Reschid's, welcher sowohl der innern Staatsverwaltung als dem Kriegswesen vorstand, 3) Sul-wesaretein, d. i. der mit zwei Wesirschaften Begabte, der Ehrentitel mehrerer Wesire in Andalus, 4) Sul-jeminein, d. i. der mit zwei rechten Händen Begabte, der Ehrenname des vielwirkenden Statthalters Tahir, Gründers der nach ihm genannten Dynastie in Chorasan, 5) Sul-hidschretein, d. i. der mit zwei Auswanderungen Begabte, hießen die Moslimen, welche zuerst nach Aethiopien und dann mit Mohammed von Mekka nach Medina auswanderten, 6) Sul-schehadetein, d. i. die mit zwei Zeugenschaften Begabten, die Martyrer der Wissenschaft und des Glaubens, 7) Sul-nathakain, d. i. die mit zwei Gürteln Begabte, der Beiname einer ausgezeichneten heldenmüthigen Frau, der Mutter Abdallah Ben Sobeirs, welche bei der Belagerung Mekkas ihren Sohn zum heldenmüthigen Tode ermunterte. Das persische Wörterbuch Burhani Kathii führt unter dem Titel Heft Sultan, d. i. die sieben Sultane, die folgenden Sieben, als die berühmtesten der moslimischen Geschichte auf: 1) der Imam Ali als Sultan Chorasan's, 2) Sultan Ibrahim Edhem (der Heilige), 3) Sultan Ebu Saaid, 4) Sultan Mahmud (der Eroberer Indiens), 5) Sultan Sindscher der Seldschuke, 6) Sultan Ismail der Samanide, 7) Sultan Bajesid Posthami der Heilige [1]).

10) Die Druſen.

Der Emir der Druſen hat sieben große Vasallen, welche es-sebaat thawaif heißen, diese sind nicht zu vermengen mit den sieben Oberhäuptern der Religionslehre der Druſen, nämlich den sieben Imamen der Ismaili [2]); ihre Geheimlehre hat sieben Grade, welche nach Makrisi in der Geschichte der Assassinen gegeben werden, unter den verwirrenden Fragen, welche an den Einzuweihenden gestellt wurden, um seinen Glauben

[1]) S. 841.

[2]) Silvestre de Sacy exposé de la religion des Druzes, P. I. p. LXIV. LXVI. LXVII.

an die positive Religionslehre zu erschüttern und seine Begriffe zu verwirren, waren die folgenden: Warum hat Gott sieben Tage gebraucht um die Welt zu erschaffen? Was haben die sieben Thore der Hölle zu bedeuten? Warum hat das Gesicht allein sieben Oeffnungen [1])? Warum hat Gott sieben Himmel und sieben Erden erschaffen? und warum hat die erste Sure des Korans sieben Verse? — Außer den sieben Imamen hat die Geheimlehre der Druſen oder Ismaili noch sieben Personen, die zwischen einem Imam und dem andern erscheinen, und also gleichsam den Uebergang von einer Secte zur andern bilden; diese sieben Bereiter des Uebergangs heißen Ssamit, d. i. die Schweigenden [2]). Die sieben Wirbel des Rückgrates, welche nicht dem Rücken, sondern dem Gehirne angehören (les sept verlèbres cervicales), sind das Sinnbild der sieben Propheten und sieben Imame [3]). Die Ismaili sind ein Zweig der Karmathen, deren Stifter sich von seinen Jüngern unter dem Namen des Bulghat sieben Goldstücke zahlen ließ und behauptete, daß diese Steuer durch den Koranstext: Bringet eure Beweise, anbefohlen sei [4]).

11) Die Bewohner von Darfur.

Sogar im inneren Afrika erscheint die Zahl Sieben als eine der Hofwürden, indem bei den feierlichen Audienzen des Sultans sieben Dolmetsche figuriren [5]). Wir gehen nun nach Europa über.

12) Die Italiener.

Der florentiniſchen Eintheilung in Zünfte ist schon oben unter dem gehörigen Abschnitte erwähnt worden; außerdem war aber auch in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ihre Regierung aus sieben Adelichen und sieben Bürgern zusammengesetzt [6]). Dasselbe war auch in Venedig der Fall, wo die Signoria vom Doge mit sechs Räthen gebildet ward. Auch zu Rom waren die ersten Staatswürden sieben [7]), und die Papst-

[1]) Eben da S. LXXXI. — LXXXVI.

[2]) Eben da CIV.

[3]) Eben da S. CXV.

[4]) Eben da S. CLXXXVII.

[5]) Annales des voyages, V. Série, 1846, p. 213.

[6]) Un nouveau gouvernement composé de sept nobles unis à sept citoyens. Sismondi histoire des républiques italiennes P. V. p. 361.

[7]) Li sette principali officii di Roma. Guicciardini. E con li zette ottavi dela Corte me n' andai a San Marino. Machiavelli leg. guil. II. rel. 20.

wahl war vormals den sieben Cardinalbischöfen und Stadtpfarren anvertraut.

13) Die Spanier.

Auch in Spanien waren vormals sieben Grafen Heerführer, die in der unter Alphons dem Schlachtkämpen (le batailleur) am 29. Mai 1108 gelieferten Schlacht erwähnt werden [1]).

14) Die Deutschen.

Die sieben Schöppen, die Carl der Große, die sieben Churfürsten, welche Carl der Vierte eingesetzt hat, sind allbekannt. Die Heiligkeit der Zahl Sieben ist in der goldenen Bulle aus einander gesetzt; aber außerdem findet sich die Siebenzahl häufig in deutschen Gerichten, wie z. B. die sieben Schiedsrichter in der Steiermark [2]) und schon im Titurel erscheinen „die sieben Stern sieben Tugendhalter." Bodinus theilt alle Würden und Staatsämter in sieben Klassen ein [3]). Selbst in der neuesten Zeit stellt sich die Siebenzahl als die der Staatsverwaltung in den sieben Ministerien des Aeußeren, des Inneren, des Kriegs, der Finanzen, Justiz, des Unterrichts und des Cultus heraus.

V. Sieben Söhne und sieben Töchter.

Die Geschichte, sowohl die heilige als die profane, hat von jeher die Väter und Mütter von sieben Söhnen und sieben Töchtern ausgezeichnet.

1) Väter von sieben Söhnen.

Die Perser haben sogar ein besonderes Wort für einen, der sieben Söhne hat, ein solcher heißt Heftwad [4]). Man möchte glauben, daß das arabische Wort el-mosebbaa, d. i. der Gesiebente, eine ähnliche Bedeutung habe; allein dasselbe heißt nur einen, der sieben Jahre in der Sclaverei war, oder ein uneheliches Kind. Adam hatte sieben Söhne und Japhet desgleichen, allein Lamech hatte von zwei Weibern deren gar sieben und siebzig [5]). Petrus Comestor, der Verfasser der

[1]) C. Cercourt histoire des Maures Mudjares I. p. 118.

[2]) Julius Cäsars Geschichte der Steiermark V. 55.

[3]) 1. Sine honore, sed cum quaestu et Imperio; 2. cum quaestu sed parum honesto; 3. cum quaestu sed sine dignitate; 4. cum honore et mercede, sed sine imperio; 5. cum magno honore, et imperio, sed sine stipendio, Septimo vero esse, eorum, qui cum honore Imperio et sumptibus publicis publicae rei praesunt. I. et II.

[4]) Burhani katii S. 841.

[5]) Zonaras nach Josephus.

Historia scholastica bemerkt, daß der siebente Abkömmling jedes Geschlechts sich besonders auszeichne, sei es im Guten, sei es im Bösen, wie Kain und Seth, und Lamech und Enoch [1]), Nimrod und Moses, deren jeder der siebente seines Geschlechtes war [2]). Job hatte sieben Söhne und siebentausend Schafe; sieben Tage und Nächte saßen seine Freunde bei ihm schweigend [3]). Als Boas die Ruth zur Frau nahm, sprachen die Weiber zu Naemi: „Der wird dich erquicken und dein Alter versorgen; denn deine Schnur, die dich geliebet hat, hat ihn geboren, welche dir besser ist, denn sieben Söhne" [4]). Sieben Brüder waren die sieben Helden der Hebräer, nämlich die sieben Makkabäer [5]). Simon ließ seinem Vater, seiner Mutter und den vier gefallenen Brüdern als Grabmal sieben Säulen oder Pyramiden setzen [6]). Wie die Reliquien der sieben Makkabäer nach Köln gekommen, darüber hat sich schon Nicolai in seiner Geschichte eines dicken Mannes [7]) mit Recht verwundert. Unter den Hebräern muß die Zahl der sieben Brüder keine ungewöhnliche gewesen seyn, wie schon aus dem Evangelisten erhellet, der von den sieben Brüdern erzählt, die nach einander dasselbe Weib nahmen [8]). Isai führte seine sieben Söhne dem Samuel auf [9]). Sieben (wenn gleich nur fünf derselben Brüder) waren die männlichen Glieder der Familie Sauls [10]). Im Lobgesange Hanna's gebiert die Unfruchtbare Sieben [11]). Die Ueberlieferung von sieben Brüdern, welche Gott auf die Erde sandte, findet sich auch bei den Indern in der Religionslehre der Peharis, welche auch von dem ersten dieser sieben Brüder abstammen wollen [12]). Eben so in der Profangeschichte. Dem Chakan der Awaren, der den byzantinischen Kaiser Mauritius so hart bedrängte, starben seine sieben Söhne

---

[1]) Sicut ergo in generatione Cain septimus Lamech fuit pessimus ita in generatione Seth septimus, id est Enoch fuit optimus.

[2]) Nimrod II. 328.

[3]) Job I. 2. II. 13.

[4]) Ruth IV. 15.

[5]) L. II. cap. 7. vs. 1.

[6]) I. Buch der Makkabäer, 13. Kap. 28. Vers.

[7]) II. 87.

[8]) Markus XII. 20 und Lukas XX. 29. 31.

[9]) Adduxit itaque Isai septem filios suos coram Samuele.

[10]) Woldenberg p. 653.

[11]) I. B. Samuels II. 5.

[12]) Seven brothers were sent to posses the earth. Hebr. narrative I. p. 279.

am ſelben Tage, theils am Fieber, theils an der Peſt [1]). So ſtarben auch die ſieben Söhne der Chyano an einem Tage, und der heilige Symphoros litt mit ſeinen ſieben Söhnen den Martyrtod. Der mongoliſche Stamm der Karait, d. i. der Schwärzlichen (basané), ſtammt von einem Vater, der ſieben ſolche ſchwärzliche Söhne hatte [2]). Artabanos, der Hauptmann der Leibwache, ermordete mit ſeinen ſieben ſtarken Söhnen den Xerxes [3]). Siſygambis, die perſiſche Königin, hatte ſieben Söhne, von denen ihr nur einer übrig blieb [4]). Abt im Leben Baumgartens ſagt, daß deſſen Vater nach dem Looſe der Geiſtlichen ſieben Söhne erzeugte, welche Stelle Nicolai als eine anſtößige gerügt hat. Die heilige Felicitas und die heilige Sophronia hatten jede ſieben Söhne.

2) Mütter von ſieben Töchtern.

Wer kennt nicht die ſieben Töchter der Niobe, deren ſieben Brüder noch dem vorhergehenden Abſchnitte angehören, wie die ſieben Söhne der Rhea. Den nächſten Rang nach ihnen nehmen die ſieben Atlantiden, d. i. die Töchter des Atlas, ein, welche in der Pleias unter die Geſtirne verſetzt ſind. Sieben Töchter hatte der Prieſter in Midian, auf welchen vielleicht Abt dachte, als er den Paſtoren ſieben Kinder als die gewöhnliche Zahl ihrer Familie beilegte: „Der Prieſter aber in Midian hatte ſieben Töchter, die kamen Waſſer zu ſchöpfen“ [5]). Die ſieben Töchter des Rieſen Alkyon (Phortonia, Anthe, Metone, Alcippe, Palles, Drimo, Aſterie) ſtürzten ſich in's Meer. Die ſieben Töchter des Uranos heißen die Titaniden, im Gegenſatz der Atlantiden [6]). Der heilige Philippus hatte ſieben Schweſtern; endlich die aus der ſpaniſchen Geſchichte ſo bekannten ſieben Infantinnen von Lara, deren Leichname im Kloſter St. Peter zu Arlanza aufbewahrt werden.

VI. Die Frauen.

Zuerſt von den Jungfrauen. Die ſieben weiſen und thörichten Jungfrauen ſind aus dem Evangelium bekannt, ſo wie aus der griechiſchen Geſchichte die ſieben Jungfrauen, welche

---

[1]) Zonarae annales XIV. 13.

[2]) Histoire généalogique des Tatars p. 117.

[3]) Cum septem robustissimis filiis. Justinus III. 1.

[4]) E septem liberis, quos genuisset ipsa, unum superesse. Curtius.

[5]) Exodus II. 16. Filiae Raguelis et Jetro. Artapanus de Moise apud Eusebium praep. IX. 28.

[6]) ὑπάρξαι δὲ Ἄτλαντιν καὶ θυγατέρες ἑπτά. Diodorus Siculus.

die Athenienſer dem Minotaurus opfern mußten [1]). Dieſe ſieben Mädchen und ſieben Knaben wurden dem Minotaurus alle ſieben Jahre geſendet [2]). Die ſieben Puellae speciosissimae des perſiſchen Königs, deren im Buche Eſther erwähnt wird, ſind ſchon oben vorgekommen. Das Wappen der ſpaniſchen Familie Simancas (Siete mancai, Septimancae), d.i. die ſieben verſtümmelten Jungfrauen, ein ſilberner Thurm im blauen Felde und ſieben Händen im rothen [3]). Hieher gehört auch der Vers des Auſonius:

Crevit devotae virginitatis amor
Quae tibi septenos novies est culta per annos [4]).

Als Braut müſſen die Mädchen zu Iskardo im Reiche Ledagh hinter Kaſchmir ſiebenmaligen Umgang halten, ehe ſie vermähltes Weib ſind [5]). Sara, die Tochter Raguel's, war ſiebenmal verlobt, ohne Weib geworden zu ſeyn, bis ſie endlich dem Tobias vermählt ward [6]). Die dreimal ſieben Eigenſchaften einer Braut faßte Andreas Gail, der Kanzler des Churfürſten von Trier, im J. 1587 in einem lateiniſchen Epigramme zuſammen [7]). Da die Sibyllen vermuthlich alle Jungfrauen waren, ſo wären ſie dieſen zuzuzählen, wenn ſie wirklich nicht mehr als ſieben waren, wie Suidas verſichert; nach Andern waren aber deren zehn. Suidas kennt auch ſieben berühmte Frauen, welche Zenobia hießen, ſo wie ſieben Aerzte, die den Namen Hippokrates führten. Die traurige, von Iſaias prophezeite Zeit, „wo ſieben Weiber nach einem Manne greifen und ſprechen werden: wir wollen uns ſelbſt nähren und kleiden, laß uns nur nach deinem Namen heißen, daß unſere Schmach von uns genommen wird“ [8]), iſt ſchon mehr als einmal eingetroffen. Daß der Sultan ſieben Gemahlinnen hat, welche Kadin heißen, während alle anderen Sklavinnen Beiſchläferinnen nur Odalik, d. i. Frauenzimmer, genannt werden, iſt aus den Werken über das osmaniſche Reich zur Genüge bekannt; wir bemerken hiezu nur, daß ſich dieſe Siebenzahl morgenländiſcher Hareme ſchon in den oben angeführten septem puellis speciosissimis des Buches Eſther findet. Rigiavit der Gothe,

[1]) Im ſechsten Sprichwort des Zenobius in Schott's Adagia p. 80.
[2]) Diodorus Siculus IV. Plutarch im Leben des Theſeus XV.
[3]) Ausland 1842. S. 188.
[4]) Parentalia VI.
[5]) Moorcroft's Travels II. p. 259.
[6]) Das Buch Tobiae VI, 15. VIII. 12.
[7]) Wurffbain S. 203.
[8]) Iſaias IV. 1.

welcher im J. 1168 zu Ankona herrschte, hatte auch sieben Gemahlinnen [1]). Wer den Boccaccio gelesen, kennt auch die sieben Damen, mit denen er sich während der Pest oder Cholera einschloß, und die traurige Zeit mit Erzählung von Liebesgeschichten vertrieb. So kennt der Liebhaber persischer Dichtkunst die sieben Schönheiten (Heft peiger), d. i. die sieben Prinzessinnen, für deren jede der ritterliche Chosroes Behramghur einen Pallast baute, und denselben nach der Metallfarbe des Planeten, dem der Wochentag angehört, meublirte. Diese sieben Prinzessinnen, Geliebte Behramghur's, sind in der geschichtlichen Ueberlieferung morgenländischer Haremssitte das Mittelglied zwischen den sieben Schönheiten des Königs Artaxerxes im Buche Esther und den sieben Frauen des Sultans. Ein hebräisches Sprichwort sagt: „Wird die Frau geschlagen, so gedenkt sie der sieben Hochzeitstage" [2]). Die griechische und römische Mythologie kennt sieben Klassen von weiblichen Wesen, die drei an der Zahl: 1) die Musen (ursprünglich nur drei), 2) die Grazien, 3) die Horen, 4) die Gorgonen, 5) die Eumeniden, 6) die Moiren, 7) die Sirenen. Der Liebhaber byzantinischer Geschichte kennt die sieben der berühmtesten byzantinischen Kaiserinnen (Pulcheria, Placidia, Eudoxia, Honoria, Theodora, Theophano und Zoe), deren Ruhm aber den der Geschichtschreiberin Alexia und der Philosophin Athenais nicht aufwiegt; in einem lateinischen Weidspruche erscheint aber die Philosophin (Virgo philosopha) in sehr schlechter Gesellschaft mit Bettlerinnen, Huren, Kupplerinnen, Trödlerinnen und Hexen [3]).

VII. Verschiedene Andere.

Wir fassen unter dieser Benennung verschiedene nach der Siebenzahl gereihte Personen zusammen, welche nicht unter die vorigen sechs Rubriken logisch untergebracht werden konnten. Die sieben Iloten, die jeder Spartaner zu seinem Dienste hatte [4]); so die zweimal sieben auserwählten Krieger im neunten Buche der Aeneis:

> Bis septem Rutuli muros qui milite servent,
> Delecti. 161.

Ein tapferer Mann gilt sieben; so wird i. J. 1565 Hauptmann Laubenberger wegen seiner bei der Vertheidigung von Er-

---

[1]) Raumer's Geschichte der Hohenstauffen II. 217.

[2]) Rabbinische Blumenlese von Dukes S. 172.

[3]) Virgo philosopha, meretrix, iuvenea sponsa, lena, roventitrix, mendicans, strega. Weber's Werke XXVII. S. 150.

[4]) Περὶ ἄνδρα ἕκαστον ἑπτά. Herodot IX. 28 und 29.

tödt bewiesenen Tapferkeit gegen sieben Türken ausgewechselt [1]). Joannes Piccus griff sieben Feinde der Kirche an [2]). Die Sieben ist nicht nur eine kriegerische, sondern auch eine diplomatische Zahl, welche bei Gesandtschaften eine Rolle spielt; so erscheinen bei Herodot [3]) sieben Gesandte der Jonier an die Lacedämonier, sieben Dolmetsche auf dem Wege von den Scythen zu den Argipäern [4]). Megabysos, der persische Feldherr, sendet sieben Gesandte, die Vornehmsten seines Heeres, an Amyntas, um von demselben im Namen des Darius Erde und Wasser zu fordern [5]). Auch im Mittelalter war diese Siebenzahl der Gesandten üblich; so sandten die Bologneser sechs neue, welche mit dem schon zu Rom befindlichen sieben machten [6]). Die sieben Schwaben sind im Allgemeinen bekannt, aber weniger ihre Namen, nämlich: 1) der Gelbfüßler, 2) der Knöpflerschwab, 3) der Nestelschwab, 4) der Mucknerschwab, 5) der Spiegelschwab, 6) der Bertz, 7) der Suppenschwab [7]). Sieben berühmte Männer wurden von Läusen gefressen: Akastos, Alkman, Pherekydes, Kallisthenes, Mukus, Eunos, Sylla [8]). Nicolai in seiner Geschichte eines dicken Mannes zählt sieben berühmte dicke Männer auf: Thersites, Sancho Pansa, Fallstaff, Gilperez, Dr. Slop der Geburtshelfer, den dicken Mann auf Otahaiti, der sich von seinen Weibern das Essen in den Mund stopfen ließ, und den kleinen Trommelschläger mit säbelförmigen Beinen am Thore zu Straßburg, den Hafen Slawkenbergius beschrieb [9]). Sieben waren die Verschwörer zu Theben wider die Lacedämonier, die entkamen [10]). Sieben waren die Gefährten Noahs in der Arche und mit sieben Gefährten durchsegelte Arthur den unbegränzten Ocean [11]). Sieben (Jesus der Sie-

---

[1]) Geufraei aulae Turcicae descriptio II. 642 nach Simon Schardius.

[2]) Contra septem hostes ecclesiae. Meiner's I. S. 60.

[3]) VIII, 132.

[4]) Derselbe IV. 24.

[5]) Derselbe V. 17.

[6]) Io trovai qui ier sera li sei Ambassadori Bolognesi che vanno di nuovo al Papa e che si sono tanto aspetati in corte, — e ne andarno ier sera a Santo Arciangelo — dove trovarno l'Ambasciadore vechio Bolognese.

[7]) Weber's Werke XIX. Bd. S. 48.

[8]) Plutarch im Sylla XXXVI.

[9]) I. Thl. S. 7. Die sieben merkwürdigen dicken Männer.

[10]) ἑπτὰ μόνον τῶν φευγόντων ἦρχεσαν καταλῦσαι Xenophon in Hellenicis.

[11]) He who sailed with seven companions upon the shoreless ocean. Nimrod III. 431.

bente) ſtehen in der Schrift aus dem Grabe wieder zum Leben auf: 1) der Sohn des Weibes von Sarepta durch Elias [1]; 2) der Sohn der Sunamitin durch Eliſäus [2]; 3) der Soldat, der aus dem Grabe des Eliſäus wieder lebendig auf ſeine Füße trat [3]; 4) die Tochter des Jair's des Oberſten, welche Jeſus zum Leben erweckte [4]; 5) der Sohn der Witwe von Nain [5]; 6) Lazarus [6]; 7) Jeſus Chriſtus [7]. Die Männer, welche aus einer rechtmäßigen Ehe nach ſechs ununterbrochenen männlichen Geburten die Siebenten geboren werden, haben die Kraft Kröpfe zu heilen [8]. König Numa Pompilius ſetzte das ſiebente Collegium der Töpfer ein [9]. Wir ſchließen mit der Anrede Martials an den geizigen Calenus:

Atque intra, puto, septimas Kalendas
Mortes hoc tibi quatuor dederunt —
Et septem veteres tui sodales
Constemus tibi plumbea selibra [10].

Sieben Knappen hatte ein Ritter und in der Schlacht von Roncevalles lag Don Beltram's Leib von ſieben Lanzenſtichen durchbohrt.

Fünfte Pforte, die der Handlungen und Eigenſchaften.

Den zwei Thorflügeln der Handlungen und Eigenſchaften, die dieſe Pforte öffnen, ſeien die folgenden Kategorien als Thorgeſims aufgeſetzt. Zuerſt die ſchon Eingangs erwähnten ſieben Kategorien des Handelnden, der Handlung, der Urſache, der Art und Weiſe, der Zeit, des Ortes und des Zweckes, welche in dem Spruche der rhetoriſchen Gemeinplätze: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando zuſammengefaßt ſind, und welche auch der Eintheilung dieſer Abhandlung zum Grunde liegen. Dieß ſind beiläufig auch die ſieben juridiſchen Katego-

---

[1]) I. Buch der Könige XVII. 22.
[2]) Ebenda IV. 35.
[3]) II. Buch der Könige XIII. 21.
[4]) Matthäus IX. 26. Markus V. 4. Lukas VIII. 42.
[5]) Lukas VII. 15.
[6]) Joannes XI. 43.
[7]) Bei Woldenberg S. 659.
[8]) Ceux qui naissent légitimement septièmes mâles sans mélange de filles guérissent les écruelles.
[9]) Numa rex septimum collegium figulorum instituit. Plinius XXXV. 12.
[10]) Liber I. 100.

rien, nach welchen eine Handlung vor Gericht geprüft werden soll; nämlich: causa, persona, locus, tempus, qualitas, quantitas, eventus [1]). Cavalcanti gibt als die Ursachen jeder Handlung [2]) die folgenden sieben an: fortuna, natura, usanza, violenza, appetito, volonta, conseguenza, und Picco von Mirandola erklärt auf eine höchst dunkle Weise, daß alles Vernünftige von Gott auf eine siebenfache Weise ausgeht [3]). Bei den Pythagoräern stellte die Sieben die sieben Kategorien der Vernunft, der Seele, der Meinung, des Körpers, überhaupt des Beseelten und des Unbeseelten dar [4]). Die Sieben hieß Ἀγγελία, die Bothschaft, oder von den sieben Sternen, die durch Engel geleitet wurden; vielleicht nur fehlerhaft statt Ἀγέλια, was ein Beiname der Minerva, wie Ὀβριμοπάτρη, d. i. Tochter eines starken Vaters. Weiter Ἀμαλθείας κέρας, d. i. das Füllhorn; Φωνή, d. i. die Stimme: Κρίσις, d. i. das Urtheil; Τελεσφόρος, d. i. die Vollendende. Bei Macrobius ist die Sieben die Weltseele [5]), deren Ursprung in sieben sphärischen Gränzen eingeschlossen ist [6]).

Erster Thorflügel: Die Handlungen.

Die vier Felder desselben sind (in Bezug auf die Zahl Sieben): die Handlungen des Krieges, des Friedens, des Rechts und des Genusses.

Handlungen des Krieges und Sieges.

In Krieg und Sieg kommt die Sieben häufig, sowohl in der Zahl der Feldzüge und Kriegsjahre, als in der von Einzelkämpfen und Wunden vor. So gibt es zweimal sieben Kreuzzüge, nämlich die zur Eroberung des heiligen Landes wider die Sarazenen und sieben von den Päpsten wider die Türken organisirte, nämlich unter Eugen IV., Pius II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI., Hadrian VI., Pius V. Der verschiedenen siebenjährigen Kriege ist schon oben bei den Jahren Erwähnung geschehen. Der Vater Sitta's (der Geliebten

---

[1]) Ausgeführt bei Woldenberg S. 74.

[2]) Le sette cagioni di ogni azione. Cavalcanti p. 55.

[3]) Sicut intellectuales Dei omnia prodeunt uniformiter ita intelligibiles simul et intellectuales omnia prodeunt trinaliter, intellectuales autem heptomadice, i. e. septenaliter.

[4]) Mens, anima, opinio, corpus physicum, corpus animatum, occasio.

[5]) Ἑπτὰς anima mundi.

[6]) Mundanae animae origo septem finibus sphaericis continetur. Macrobius.

Krischna's) hatte die Hand seiner Tochter dem Sieger über sieben Stiere bestimmt [1]). Heftchuan, d. i. die sieben Abenteuer, kommen im Schahname zweimal vor, nämlich die von Rustem und die von Isfendiar bestandenen. Diesen sieben Thaten der zwei persischen Helden entsprechen in der griechischen Geschichte die sieben Thaten des Theseus. Die von Herkules zum Kampfe aufgeforderte dritte Amazone Prothon besiegte ihn siebenmal im Kampfe [2]). In der spanischen Geschichte ist die Schlacht der sieben Grafen berühmt [3]). Siebenmal empörte sich Zara, um sich den Ungarn zu unterwerfen [4]). In der osmanischen Geschichte werden die sieben Kriege Selim's I. mit den sieben Großthaten persischer Pehliwane verglichen. Chalkondyles zählt sieben Einfälle der Scythen in Asien auf und eben so viele kennt die Geschichte von fremden Eroberern in Indien. Sieben ist überhaupt die Zahl des Sieges [5]). Pelopidas [6]) und Thrasybulus [7]) fielen jeder mit sieben Wunden und so fiel auch Walter ohne Habe mit sieben Pfeilen im Herzen vor Nicäa [8]). So heißt es in der Aeneis:

> Nec prius absistit quam septem ingentia victor
> Corpora fudat humi et numerum cum navibus aequet [9]).

Handlungen des Friedens.

Hieher gehören zuerst die sieben gymnastischen Uebungen (ἀγωνίσματα): 1) der Lauf eines Stadiums; 2) der von zweien (δίαυλος); 3) der von sieben Stadien (keine ganze Viertelmeile, die siebenmal hin und wieder zurückgelegt werden mußten, δόλιχος); 4) der Kampf in ganzer Rüstung (ὁπλίτης); 5) der Faustkampf (πυγμή); 6) das Ringen (πάλη); 7) παγκρά-

---

[1]) Qui viendroit à bout de dompter sept taureaux sauvages. Polier I. p. 622.

[2]) ἦν ἐκ προκλήσεως ἔφασαν ἑπτάκις νενικηκέναι τὸν ἀντιταξάμενον. Diodorus Siculus IV.

[3]) La bataille de sept Contes. L'Espagne et le Portugal I. p. 40.

[4]) Sept fois la ville de Zara s'est révoltée pour se donner à l'Hongrie. Sismondi histoire de républiques Italiennes. VI. 279.

[5]) Septenos victor solitus obire vias. Ausonius epitaph. 33. in der Thebais VIII. Septemque excursibus haeret — septemque patentibus arvis — Septimus exstat apex.

[6]) Καὶ Πελοπίδας μὲν, ἑπτὰ τραύματα λαβὼν ἐναντία. Plutarchus in Pelopida IV.

[7]) Excipis adverso quod pectore vulnera septem
Arma superveheris quod Thrasybule tua.

[8]) Haken's Geschichte der Kreuzzüge.

[9]) I. p. 192.

τιον, eine Leibesübung, welche das Ringen und den Fauſtkampf zuſammenfaßte. Die plebeiſchen Spiele, welche dieſe verſchiedenen Uebungen in ſich begriffen, wurden ſiebenmal erneuert [1]). Agamemnon verſprach dem Achilles ſieben Städte [2]). Die ſieben ökumeniſchen Concilien ſind das von 1) Nicäa, 2) Conſtantinopel, 3) Epheſus, 4) Chalcedon, 5) das zweite conſtantinopolitaniſche, 6) das dritte conſtantinopolitaniſche, 7) das zweite von Nicäa. Einige rechnen nur die vier erſten als ökumeniſche, andere zählen deren gar dreimal ſieben, nämlich drei griechiſche und zwölf lateiniſche [3]). Cyrus kam nach Zonaras als Greis zum ſiebenten Male nach Perſien [4]). Siebenmal unternahm er die heilige Wallfahrt zu den Gräbern der Ahnen [5]). Sophokles ſiegte ſiebenmal im Wettkampfe dramatiſcher Dichtkunſt; Mithridates kam ſieben Jahre lang unter kein Dach [6]). Sieben Wunder ereigneten ſich beim Tode Chriſti [7]). Marcellus und Commodus waren wie Marius ſiebenmal Conſul, aber nur der letzte eben ſo oft verbannt [8]). Sieben Schauſpiele waren dem Conſul erlaubt [9]).

Handlungen des Rechts.

Nach Woldenberg wird das römiſche Recht in ſieben Theile getheilt [10]). Sieben waren die Tafeln des Geſetzes auch bei den Griechen [11]). Wurffbain weiſet in den vier Theilen des römiſchen Rechts, in den Inſtitutionen, Pandecten, dem Codex und den Novellen, überall die Sieben nach; in der Vorrede der Inſtitutionen ſieben Hauptſtücke: 1) der Befehl des Fürſten, 2) das Mandat des Vollziehers, 3) die Urſache des Buchs,

---

[1]) Ludi Romani ter plebeji septies instaurati. Livius XXIX, 11.

[2]) Strabo III. 101 — 164.

[3]) Wurffbain S. 177.

[4]) Καὶ μάλα πρεσβύτης γενόμενος ἀφικνεῖται εἰς Πέρσας τὸ ἕβδομον. Zonaras III. 26.

[5]) Cyropaedia III.

[6]) Per septem annos neque ruris tecto usus est. Justinus. XXXVII. 2.

[7]) In einem Diſtichon zuſammengefaßt: 1. Eclipsis, 2. Velum, 3. Terrae trepidatio, 4. Rupes, 5. Busta, 6. cruci astantum conversio, 7. sanguis et unda. Wurffbain S. 121.

[8]) Quot Consul toties exul. Manilius IV. 46.

[9]) Woldenberg S. 434.

[10]) Jus nostrum distributum est in septem partes, p. 434.

[11]) Θέσκελον ἑβδομάτου πίνακος παρεμέτρειν ἀρχήν. Nonn. XLI. v. 369.

4) die Vergleichung deſſelben mit andern, 5) der Nutzen und Zweck, 6) die Quellen, 7) die Zeit des Lehrens und Lernens deſſelben [1]). Die Digeſten beſtehen aus ſieben Theilen [2]); eben ſo werden in den Digeſten und dem Codex ſieben Geſetze als die ſchwerſten aufgeführt [3]). Die Verträge ſind abermals ſiebnerlei [4]); dann zweimal ſieben geſetzmäßige Pfänder [5]). Pöliz zählt ſieben urſprüngliche Rechte der Menſchen und der Völker auf. Es gibt ſieben Quellen des Rechts [6]) und ſieben Gemeinplätze des vermuthlichen gerichtlichen Beweiſes [7]). Die Gottesurtheile waren vormals ſieben: die Feuerprobe, die Waſſerprobe, das Broturtheil, das Abendmahl, die Kreuzzutheilung, der Zweikampf und das Keſſeltragen. Wenn der Negerkönig von Burnu ein öffentliches Urtheil ſpricht, ſo wird es von ſieben Herolden wiederholt, die einer nach dem anderen auf die Stufen des Thrones ſteigen [8]). Woldenberg zählt ſieben Arten von Richtern auf, welche über Wort, Schrift oder Rath aus ſieben Geſichtspunkten urtheilen, nämlich: nach der Urſache, Perſon, dem Orte, der Zeit, der Beſchaffenheit, der Menge und des Erfolgs [9]). Nach dem Rechte des Islams liegen dem Imam, d. i. dem Herrſcher, ſieben Pflichten rechtmäßig ob: 1) die weiſe Leitung des Volkes (Tedbirol-hosn); 2) die Einſetzung der Richter (Taklidol-Kodhat); 3) die Einſammlung der Grundſteuer (Dſchebabetol-charadſch); 4) der Schutz der Heimat (Himajetol-hama); 5) die Aufrechthaltung der Strafen (Jkametol-hodud); 6) das Vorbeten in der Moſchee am Freitage (Imametol-dſchumaat); 7) die Beförderung der Pilger nach Mekka (Tesjirol-hadſch). Nach dem Geſetze des Islams iſt dem Weibe auch nur in ſieben Fällen aus dem Hauſe zu gehen erlaubt: 1) zu ihren Aeltern, um

---

[1]) Pag. 178 nach Giphanius.

[2]) 1. priorum, 2. judiciorum, 3. rerum, 4. pignorum, 5. testamentorum, 6. proprietatis et possessionis, 7. omnis generis contractuum. Ebenda.

[3]) Ebenda.

[4]) 1. Mandati, 2. tutelae, 3. protutelae, 4. foenorariae, 5. de in rem verso, 6. in factum ex edicto, 7 negotiorum gestorum. Ebenda S. 181.

[5]) Ebenda S. 184.

[6]) Leges, plebiscita, sita, edicta, jurisperitorum responsa, pacta principum, iudicata.

[7]) Septem loci communes conjecturalis constitutionis. Cicero de invent reth. II. 16.

[8]) Morgenblatt vom J. 1810 S. 566.

[9]) S. 431.

dieſelben, wenn ſie krank, zu beſuchen, oder bei Todesfällen ihr Beileid zu bezeugen; 2) um andere Hareme zu beſuchen; 3) wenn ſie als Hebamme ausgeht; 4) in's Bad zur geſetzlichen Reinigung; 5) um eine Schuldforderung einzutreiben; 6) um eine Schuld abzutragen; 7) um die Wallfahrt nach Mekka zu verrichten. Die Zahl von ſieben Zeugen zur Beſtätigung eines Teſtamentes oder Eheſcheidung war im römiſchen Rechte feſtgeſetzt [1]). Sieben ſind nach dem moslimiſchen Rechte die Beiſitzer des Gerichtes (el-Ohud), und dieſe ſieben glaubwürdigen Männer finden ſich ſchon in der Apoſtelgeſchichte: „Darum ihr lieben Männer ſehet unter euch nach ſieben Männern, die ein gutes Gericht haben und voll des heiligen Geiſtes ſind“ [2]). In der Handfeſte, welche Albrecht I. im J. 1296 den Wienern ertheilte, zur Belohnung dafür, daß ſie ſich nicht vom öſterreichiſchen Adel zur Verſchwörung gegen ihn verleiten ließen, wird das Gottesurtheil aufgehoben und durch ſieben Zeugen erſetzt [3]). Nach dem Ausſpruche der Aerzte wird die Geburt der Frauen durch die Gegenwart von ſieben weiblichen Zeugen erleichtert [4]). Die Zauberin in den Metamorphoſen des Apulejus ſtellt dem Telephron ſieben Wachen als Zeugen [5]). Auch in den vom Gerichte verhängten Strafen ſtellt ſich die Sieben heraus. Das griechiſche Sprichwort von den zweimal ſieben Fluthen [6]) iſt von den Mördern hergenommen, welche ihre Schuld ſühnten, indem ſie zweimal ſiebenmal ſich wuſchen. Der Werth des Geſtohlenen mußte ſiebenfach erſetzt werden; eine der ſieben Todſünden mußte durch ſieben Jahre abgebüßt werden [7]), Sodomie mit Thieren wie Blutſchande noch über ſieben Jahre [8]). Die mit dem Ausſatze behaftete Schweſter des Moſes, Maria, mußte ſieben Tage außer dem Lager bleiben [9]); wer ein Eheverſprechen brach, mußte ſieben Jahre dafür Buße thun [10]). Auf die Stelle der Schrift von der Schweſter des Moſes gründet ſich die canoniſche Cenſur der Kirche von ſieben Jahren; die mit ihrem

---

[1]) Woldenberg S. 431 und 665.

[2]) VI. 3

[3]) Mathias Koch's chronologiſche Geſchichte Oeſterreichs im J. 1296.

[4]) Wurffbain S. 212.

[5]) Introductis quibusdam septem testibus. Apuleji metamorphoseos Liber II in der Altenburger Ausgabe vom J. 1778 S. 36.

[6]) Ἀπὸ δὶς ἑπτὰ κυμάτων. Schott adagia Graecorum p. 366.

[7]) Woldenberg S. 78.

[8]) Ebenda.

[9]) Ebenda.

[10]) Ebenda.

Wissen zum zweiten Male Getauften müssen durch sieben Jahre Buße thun [1]). Sieben Todesloose wurden geworfen [2]). Der Meineidige muß vierzig Tage bei Brot und Wasser Buße und noch sieben Jahre Reue thun [3]). Nach der geistlichen Gesetzgebung ist die Ehe bis zum siebenten Grade der Verwandtschaft verboten. Die Phrase: Septem poenis eum tenui, bezieht sich nicht auf gerichtliche Strafen, sondern auf die Widerlegung eines Gegners, der in rhetorischen Banden gefangen. Wenn ein Weib sich wegen der Unfähigkeit ihres Mannes scheiden wollte, mußten beide siebenmal die Hände der Nächsten berühren und bei den heiligen Reliquien schwören, daß sie sich nie fleischlich vermischt [4]), wenn sie zur zweiten Ehe schreiten wollten. Vor sieben Jahren war es nicht erlaubt, ein Verlöbniß einzugehen [5]). Wer zwei Schwestern gekannt (wie Adam die Eva), durfte sich mit einer derselben nicht vor sieben Jahren verehelichen [6]). Nach dem römischen Rechte wurde die Freiheit auf siebnerlei Weise verwirkt: 1) durch Verkauf, wenn einer, der über zwanzig Jahre alt, sich selbst als Sclaven verkaufte; 2) durch einen Urtheilsspruch, der zur Minenarbeit verdammte; 3) durch Undankbarkeit des Freigelassenen gegen seinen vorigen Herrn; 4) der vom Vater aus Hungersnoth verkaufte Sohn; 5) der zu einer Familie von Straßenräubern gehörige; 6) der Sclave erhielt, wenn er Mönch ward, seine Freiheit, fiel aber wieder, wenn er aus dem Kloster in's bürgerliche Leben trat, seinem Herrn als Sclave anheim; 7) das Weib, das sich ihrem eigenen Sclaven vermählte, was aber Justinus später aufhob [7]). Zu dem Rechte gehört auch die Ueberlieferung des Propheten, welche die Enthaltsamkeit von sieben verderblichen Dingen empfiehlt: von Vielgötterei, von Magie, von Todschlag, von Wucher, von Eingriff in das Vermögen eines Waisen, von Ehebruch und von der Flucht am Tage der Schlacht. Wir schließen diesen Abschnitt des Rechts mit der Politik, und zwar mit den sieben Regierungsformen; die Alten kannten deren nur sechs, nach dem dreifachen Eintheilungsgrunde der Herrschaft von Einem, von Wenigen und von Vielen. Die Herrschaft des Einen, d. i. die Monarchie, zerfiel in die gemäßigte

[1]) Woldenberg S. 77.
[2]) Stahr im Prutz S. 254.
[3]) Ebenda S. 71.
[4]) Septima manu propinquorum. Ebenda S. 73.
[5]) Ebenda S. 73.
[6]) Derselbe S. 75.
[7]) Woldenberg S. 433, mit der Citation der einzelnen Gesetze.

(βασιλική) und in die absolute (τυραννική); die Herrschaft der Wenigen (μὴ πολλῶν) in die Aristokratie und Oligarchie; die der Vielen (πολλῶν) in die Demokratie und Ochlokratie. Die siebente Regierungsform, nämlich der constitutionellen Monarchie, gehört unserer Zeit an; die Anarchie ist der Mangel aller Regierung.

Handlungen des Genusses und der Ceremonien

Das lateinische Sprichwort: Septem convivium, octo convitium, ist schon oben angeführt worden. Wenn die Sieben die vollständigste Zahl eines Symposions, so ist sieben auch die vollendetste Zahl der Toaste:

Naevia sex calathis; septem Justina bibatur [1]).

Diese Zahl der sieben Toaste ist auch noch heute bei den Hochzeiten der Dalmatiner in Pastrovich üblich [2]). Bekannt ist das Gastmahl der sieben Weisen aus Plutarch. Siebenmal Sieben ist die Zahl der Sühnungsküsse beim Joannes Secundus:

Errabis: illud crimen ut eluam
Septena jungam basia septies.

und:

Placare me septem jocosia
Basiolis cupis inepta.

Dann beim Apulejus: Accepturus judicii nomine ab ipsa venere septem basia suavia. Der baierische Hiesel zeigte sich zu Augsburg bei den sogenannten sieben Tischen [3]). Sieben Tage ist bei verschiedenen Völkern die Dauer der Hochzeit; so im Buche Tobias: „Und sieben Tage lang aßen sie mit einander und waren fröhlich" [4]). So sagt auch im Buche der Richter Simson: „Wenn ihr dieß errathet und treffet diese sieben Tage der Hochzeit" [5]) — „Und sie weinte die sieben Tage vor ihm, weil sie Hochzeit hatten" [6]). Auch bei den Moslimen dauert die Hochzeit, sowohl die der Jungfrau, als die des Knaben (die Beschneidung) durch sieben Tage. Sieben ist auch die Zahl der Ceremonien; so z. B. küßt Adhadedd-dewlet bei der Belehnung durch den Chalifen siebenmal die Erde vor demselben [7]).

[1]) Martialis I. 72.
[2]) Montenegro S. 82 — 87.
[3]) Nicolai's Reisebeschreibung VI. B. S. 760.
[4]) Buch des Tobias XI. 21.
[5]) Buch der Richter XIV. 12.
[6]) Ebenda V. 17.
[7]) Sojuthi's Chalifengeschichte.

Als Hares der Dichter vor dem Könige Hira's erschien, empfing ihn dieser hinter sieben Schleiern [1]). Die Verrichtung der Consuln im byzantinischen Reiche beschränkte sich zuletzt darauf, daß sie siebenmal des Jahres bei öffentlichen Aufzügen Geld unter das Volk auswarfen. Auch bei wilden Völkern ist die Zahl Sieben eine ceremonielle, wie z. B. bei dem feierlichen Freundschaftsbündniß der Sakkalava [2]).

Zweiter Thorflügel: Die Eigenschaften.

Auch diesen behandeln wir wie den vorigen in vier Feldern, deren erstes die Tugenden und Laster, das zweite die Güter und Plagen, das dritte die Wissenschaften, das vierte die Künste enthält. — Die Tugenden. Das alte Gedicht: l'Ordre de Chevalerie, nennt als die sieben Tugenden der Ritterschaft: Glaube, Hoffnung, Liebe, Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigkeit und Stärke (die ersten drei sind die theologischen, die anderen die irdischen); hierauf folgen die sieben Todsünden des Ritters, als: Unmäßigkeit, Schwelgerei, Müßiggang, Geiz, Neid, Stolz und Zorn. Die Hatzlerin führt die sieben Tugenden der Frau Venus auf:

Noch merck der tugent siben,
Vnd sind in mynn puch geschriben.
Die erst ist hübsch mit stättem mut,
Die ander triu vor valsch behut,
Die dritt gut sitt mit freyem leben
Die viert milt mit masz geben,
Die fünfft mit rümmen vnd verschwigen,
So bist du lobs vnuerzigen,
Die sechszt manhaft mit guter tatt,
Die sibent zier mit guter watt [3]).

Plutarch personifizirt die sieben Tugenden des Helden im Alexander den Genius, im Cyrus den Geist, im Agesilaus die Mäßigkeit, im Themistokles die sorgsame Vorsicht, im Aristides die Gerechtigkeit, im Perikles die Regierungs-

---

[1]) Silvestre de Sacy Mémoires p. 140.

[2]) La cérémonie de Fattidraha chez les Sakkalava. L'un des assistants remplit un vase d'eau douce et d'eau de mer et y met successivement sept parcelles d'argent, sept grains de poudre, sept pierres à fusil, sept balles, sept os de boeufs, sept coeurs d'herbes, sept grains de sable, pris dans un trou de fourmis, sept fragments de l'écorce d'un arbre, sept morceaux de marmite et sept pincées de terre comme septante sept temoins de l'identification. Bulletin de géographie, III. Série. Tom. I. p. 386.

[3]) Hatzlerin S. 214

kunſt [1]). Nach Galenus ſind die ſieben vom praktiſchen Staatsmanne erforderten Tugenden: 1) natürliche Anlage, 2) gute Erziehung, 3) Vortrefflichkeit der Meiſter, 4) Arbeitsliebe, 5) Wahrheitsliebe, 6) richtiges Urtheil, 7) häufige Uebung [2]). Heinrich IV. erklärte ſich gegen ſeinen Günſtling, Herrn v. Roni, als er Heiratsgedanken hatte, über die ſieben Eigenſchaften; die er in einer Frau wünſchte: Sept conditions principales, A sçavoir; Beauté en la personne, Pudicité en la vie, Complaisance en l'humeur, Habileté en l'esprit, Fecondité en generation, Eminence en extraction, et Grands Estats en possession — „aber, ſetzte er hinzu: Mais je croy (mon amy) que cette femme est morte, voire peut estre n'est pas encor née ny preste à naistre [3]). Cicero führt im fünften Buche ſeiner tuskulaniſchen Erörterungen ſieben Tugenden als die Bedingniſſe glückſeligen Lebens auf: juste, modeste, fortiter, sapienter, constanter, graviter, honeste ut beate [4]). Adam der Abt von Perigny ſagt, daß der Menſch ſich auf ſieben Stufen in das innerſte Heiligthum der Philoſophie erhebe, nämlich durch 1) Demuth, 2) Keuſchheit, 3) Nüchternheit, 4) Wahrhaftigkeit, 5) Wohlwollen, 6) Mildthätigkeit, 7) Liebe [5]). Nach Plutarch ſind die Eigenſchaften Gottes: die ewige Dauer, Allmacht, Güte, Weisheit, denen die Morgenländer Allwiſſenheit, Gerechtigkeit und Vorſicht beifügen. Nach den Satzungen des Menu ſind die ſieben göttlichen und wirkſamen Principe: die große Seele, das Bewußtſeyn und die fünf Wahrnehmungen. Nach dem zu Conſtantinopel gedruckten Werke Feraid [6]) ſind die ſieben Thäler oder Theile der Weisheit: 1) die Reinigkeit der Anlage, 2) umfaſſender Verſtand, 3) Scharfſinn, 4) ſchöner Vortrag, 5) leichte Faſſungskraft, 6) gutes Gedächtniß, 7) Wiederholung. Nach dem perſiſchen berühmten myſtiſchen Werke Faßlol-chithab [7]) ſind die ſieben Lichter menſchlicher Vollkommenheit: 1) das Licht des Prophetenthums, 2) der Heiligkeit, 3) der Aufrichtigkeit, 4) der Gottesfurcht, 5) der Andacht, 6) des Geheimniſſes und 7) der Vereinheitung (Tewhid). Auch Kircher führt in ſeinem Oedipus [8]) ſieben Grade der Güter auf, denen eben ſo viele Uebel entgegenſtehen.

[1]) Woldenberg S. 671.

[2]) Wurffbain S. 193.

[3]) Bayle II. p. 739 nach den Mémoires de Sulli II. p. 112.

[4]) Tusculanarum disputationum L. V. 5.

[5]) Martene thesaurus I. 681.

[6]) S. 147.

[7]) Im Exemplar der kaiſerlichen Hofbibliothek S. 39.

[8]) II. 1. p. 333.

Nach Wurffbain [1]) gibt es sieben geistige und sieben leibliche Werke der Barmherzigkeit; die ersten sind: 1) Unwissende lehren, 2) Unerfahrnen rathen, 3) Irrende zurecht weisen, 4) Traurige trösten, 5) für die Feinde beten, 6) Unbilden verzeihen, 7) die Lästigen geduldig ertragen; die sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit sind: 1) die Hungrigen speisen, 2) die Durstigen tränken, 3) die Nackten kleiden, 4) die Fremden bewirthen, 5) die Kranken besuchen, 6) die Gefangenen erlösen, 7) die Todten begraben. Als Abwehr wider die Versuchung zur Sünde gibt Wurffbain die sieben folgenden Betrachtungen nach dem heiligen Bernhard: 1) der schlechte Stoff (materia vilis), 2) das schändliche Wirken (operatio turpis), 3) der beweinenswerthe Ausgang, 4) der unbeständige Zustand, 5) der bedauernswerthe Tod (mors tristabilis), 6) die elende Auflösung (dissolutio miserabilis), 7) die verabscheuungswerthe Verdammung (damnatio detestabilis) [2]). Der große Gottesgelehrte Bonaventura gab als die sieben Ursachen, weßhalb die Engel sich des Reuigen freuen, die folgenden an: 1) weil dadurch die Schuld vernichtet, 2) die Gerechtigkeit wieder hergestellt, 3) der Stolz des Teufels gedemüthigt, 4) weil der Schutz der Engel wirksamer gemacht, 5) der Kirche Genugthuung geleistet, 6) der göttliche Zorn besänftigt, 7) das himmlische Jerusalem wieder hergestellt wird [3]). In dem zu Constantinopel gedruckten Werke Birgili's (des Canisius der Türken), welches der Mohammedanische Pfad heißt [4]), werden sieben Heilmittel wider die sieben Arten des Stolzes und des Hochmuths angegeben; die letzten sind: 1) der Hochmuth der Wissenschaft, 2) der Stolz auf Andacht und Frömmigkeit, 3) der Stolz auf die Familienabkunft (Adelsstolz), 4) der Stolz auf die Schönheit, der besonders den Weibern eigen, 5) der Stolz auf Stärke und Kraft, 6) der Geldstolz, 7) der Stolz auf das Gefolge von Sclaven, Sclavinnen, Jüngern, Schülern, Verwandten. In einem arabischen moralischen Werke wird gesagt, daß wer den höchsten Adelsgrad der Seele erreichen wolle, sieben Dinge sieben Dingen vorziehen müsse: 1) die Armuth dem Reichthum, 2) den Hunger dem Sattseyn, 3) die Erniedrigung der Erhöhung, 4) die Verachtung der Ehre, 5) die Demuth dem Stolze, 6) die Traurigkeit der Freude, 7) den Tod dem Leben. Den sieben Tugenden

---

[1]) S. 142.
[2]) Derselbe S. 140.
[3]) Derselbe S. 139.
[4]) Tharikatol-Mohammedijet p. 84—89.

ſtehen (septem probitates) [1]) ſieben Laſter (nequiliae) entgegen [2]). Die ſieben Todſünden ſind allbekannt. Die ſieben Todſünden des Islams heißen die Mutter der Schlechtigkeiten (Ommehatol-chabais); dieſelben ſind aber nicht die des chriſtlichen Katechismus, ſondern: 1) Unglauben, 2) Neuerungsſucht, 3) Gleißnerei, 4) Hochmuth, 5) Neid, 6) Geiz, 7) Verſchwendung [3]). Die Begierde (ἐπιθυμία), als die Quelle aller Leidenſchaften, wird von Suidas ſiebenfach untergetheilt: 1) in das Verlangen nach Dingen, die wir nicht beſitzen (σπάνις, ſpaniſche Schlöſſer), 2) Haß (μῖσος), 3) Liebe (ἔρως), 4) zornige Erregung (ὀργή), 5) Rache (μῆνις), 6) heftiger Zorn (θυμός), 7) Zankſucht (φιλονεικία). Wurffbain führt ſieben Töchter des Hochmuths an: 1) Selbſtgefälligkeit (Philautia), 2) Selbſtlob, 3) Hartnäckigkeit gegen Gott und Menſchen, 4) Verſtellung, 5) Verachtung Anderer, 6) Unterdrückung der Wahrheit, 7) Anmaßung [4]). Dieſe ſieben Folgen des Hochmuths ſind eben ſo willkürlich zuſammen gewürfelt, als die ſieben folgenden des Geizes, nämlich: 1) Kleinmüthigkeit, 2) Unmenſchlichkeit, 3) Gottesverachtung, 4) Vergeſſenheit des Todes, 5) Raubſucht, 6) Feſthalten an Gold und Silber (tenacitas), 7) Beſitzgier [5]). Des Teufels ſieben Töchter aus der Ungerechtigkeit verheiratet er auf die folgende Weiſe: 1) die Anmaßung den Adelichen, 2) den Geiz dem Pöbel, 3) den Betrug den Landwirthen, 4) den Neid den Handwerkern, 5) die Gleißnerei den Geiſtlichen, 6) die Hoffärtigkeit den Weibern, 7) die Unzucht den Huren. Die ſieben Lügen aus Shakespeare's As You like it ſind allbekannt. Daß die Zahl Sieben in der Schrift ſowohl die Zahl der Tugenden als der Laſter ſei, hat ſchon der Erzbiſchof Modeſtus in der Bibliothek des Photius bemerkt [6]). Wir gehen nun von den Tugenden und Laſtern zu den Gütern und Plagen über. Die ſieben äußeren Güter des Lebens ſind: Geſundheit, Stärke, Schönheit, Geburt, Ehre, Reichthum und Macht. Zoega (S. 515) führt aus einem herme-

---

[1]) Petri Alphonsi lex clericalis p. 109.

[2]) Quoniam septem nequitiae sunt in corde illius. Prov. Salom. XXVI. 25.

[3]) Birgili im obgedachten Werke S. 149.

[4]) Wurffbain S. 66.

[5]) Derſelbe S. 67.

[6]) Septimum numerum et de virtute et de peccato in scriptura acceptum monuimus. Merito igitur elegit Mariam Magdalenam Salvator e qua septem daemonia ejecit ut principium peccati e hominibus expelleret.

tischen Buche als die sieben folgenden Loose der Planeten auf: 1) das Loos der Sonne, der gute Geist; 2) des Mondes, das gute Glück; 3) das des Mars, die Kühnheit; 4) das des Merkurs, die Nothwendigkeit; 5) das des Jupiter, der Sieg; 6) das der Venus, die Liebe; 7) das des Saturnus, die Nemesis. Baron Valckenaer führt in seinen Denkwürdigkeiten der Frau von Sevigne als die Erfordernisse zur Erreichung des Staatszweckes die folgenden sieben Eigenschaften auf: Ordnung, Wirthschaftlichkeit, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit, Festigkeit, Wachsamkeit, Geradheit [1]). Als die Zahl der Strafen und der Plagen ist die Sieben aus der Schrift bekannt. Siebenmal wird Kain gestraft, die geschlagenen Feinde fliehen auf sieben Wegen [2]). Die sieben großen Plagen der Menschheit sind: Hunger, Pest, Krieg, Feuer, Wassernoth, Orkane, Erdbeben. Die Gesellen täglicher Noth sind nach den von Keller herausgegebenen gestis Romanorum: Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Mühe, Siechthum, Tod. Zu den Handlungen gehört die Bewegung, ohne welche, sei es nun geistige, sei es leibliche, eine Handlung nicht denkbar. Die physische Bewegung ist eine siebenfache, nämlich nach den sechs Richtungen, nach oben, nach unten, nach vorne, nach rückwärts, nach der rechten, nach der linken und im Kreise um sich selbst. Plato hat die letzte vergessen, indem er nur die obigen sechs aufführt [3]). Schon Apulejus hat dieses Uebersehen Plato's gut gemacht [4]). Diese sieben Richtungen der Bewegung sind nicht zu vermengen mit den sieben durch die Planeten hervorgebrachten Bewegungen, von denen Macrobius spricht [5]). Die sieben Eintheilungen der Bewegung des materiellen Princips erwähnt auch der Verfasser der Briefe über das Studium der Hieroglyphen [6]). Die schönste aller Bewegungen ist die geistige des Fortschritts, welche uns nun zu den zwei letzten Feldern des zweiten Thorflügels,

[1]) Les moyens d'atteindre le bien public sont dans tous les tems les mêmes: l'ordre, l'économie, la justice, le désintéressement, la fermeté, la vigilance, la droiture. Mém. de Mad. de Sevigné I. p. 167.

[2]) Deuteronom. XXVIII. 7. 25.

[3]) Plutarchi de placitis philosophorum L. III. 15. Sed cum omnis motus sex partes habeat, septimusque sit ille, qui ex se.

[4]) Hinc et illi septem motus locorum habentur: progressus et retrocessus, dexteri oris ac sinistri, sursum et deorsum nitentium et quae in girum circuitumque torquentur. Apulejus de dogmate Platonis.

[5]) Macrobius XII et XVII.

[6]) Les sept divisions du mouvement du principe matériel. IV. 83.

nämlich zu den Künsten und Wissenschaften führt. Als die Organe aller Erkenntniß gaben die Alten die sieben folgenden an: die Sinne, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, das Urtheil, die Vernunft, die Wissenschaft und die Kunst [1]). Als encyclopädische Theilungszahl findet sich die Sieben bei Denis in seiner Einleitung in die Bücherkunde, indem er die gesammten Wissenschaften in die sieben Classen der theologischen, juridischen, philosophischen, mediciniſchen, mathematischen, historischen und philologischen eintheilt. Weit philosophischer und logischer ist die Eintheilung der arabischen Encyclopädie, nach welcher alle Wissenschaften in die folgenden sieben Classen eingeordnet werden: 1) die Schriftwissenschaften, 2) die Redewissenschaften, 3) die Denkwissenschaften, 4) die theoretisch philosophischen Wissenschaften, 5) die praktisch philosophischen Wissenschaften, 6) die theoretisch positiven, d. i. Religions- und Gesetzwissenschaften, 7) die praktisch positiven, d. i. Religions- oder Gesetzwissenschaften [2]). In diese sieben Classen sind die dreihundert sieben Wissenschaften der arabischen Encyclopädie untergetheilt; der Ueberschuß der Sieben scheint hier kein zufälliger, sondern ein absichtlicher zu seyn, wie bei den hundert sieben Säulen der Aja Sophia die letzten sieben, welche sich wahrscheinlich auf die sieben Säulen des Hauses der Weisheit bezogen. Denis hat die Schriftstelle: Sapientia aedificavit sibi domum excidit Columnas Septem seiner encyclopädischen Siebeneintheilung zum Grunde gelegt [3]). Das Gegentheil dieser sieben Säulen der Weisheit waren die berüchtigten sieben Sophismen, deren Erfinder Eubolides aus Milet [4]). Wir beginnen mit den Sprachen und ihren Mundarten. Unter den Polyglotten ist Castelli's Heptaglotton eine der berühmtesten. Der sieben Sprachen, welche von den Völkern zwischen den Scythen und Argippäern gesprochen wurden, ist schon oben Erwähnung geschehen; sieben Mundarten zählt die arabische Sprache: 1) Hidschas, 2) Jemen, 3) Hewasin, 4) Sakif, 5) Thaij, 6) Temim, 7) Okail [5]), und eben so viele die persische; so auch die griechische Sprache, nämlich: die äolische, dorische, jonische, attische, alexandrinische, gemeine und die neugriechische. Julius Cäsar Scaliger

---

[1]) Sensus, imaginatio, memoria, judicium, mens, scientia, ars.

[2]) Encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients. Leipzig 1804. I. Bd. S. 61. Ebenda S. 323 über die Siebenzahl.

[3]) Mit dem irrigen Citat: Prov. c. X statt IX.

[4]) Eichhorn I. S. 258.

[5]) Der Commentar des Tohfei Wehbi S. 54.

und Auger Gislen Busbeque sprachen sieben Sprachen, die Wurffbain aufzählt [1]). Mehrere Namen sind dadurch, daß sie aus sieben Buchstaben bestehen, ausgezeichnet, an deren Spitze die beiden Namen Gottes Messias und Emanuel [2]). Der angebliche Brief des Herrn Jesus an den König Augar (Ekber) war mit einem Siegel gesiegelt, dessen Namen aus sieben hebräischen Buchstaben bestand; aus sieben Buchstaben bestehen auch die talismanischen Namen des gnostischen Siegels *Μειθρας, Ἀβραξας, Σάραπις*. In der Geschichte arabischer Literatur und Theologie sind die sieben Lesearten des Korans die Quelle der kritischen Kenntniß desselben [3]). Die sieben griechischen Vocale (*A, E, H, I, Y, O, Ω*) sind bekannt, weniger die sieben Arten arabischer Schrift, welche Dschami aufführt [4]); diese sind: 1) Solus, 2) Mohakkak, 3) Tewkii, 4) Rihani, 5) Rokaa, 6) Neschi, 7) Taalik. Die Buchstaben des arabischen Alphabetes werden in Bezug auf die Conjugation und Wörterbildung in sieben Classen eingetheilt, welche die sieben Ansichten der Abwandlung (heft wudschuhi ßarf) heißen [5]). Das Orakel, dessen Lucian im Philopseudes erwähnt, war in sieben Versen [6]) oder Worten gegeben. Die Araber haben nicht weniger als sieben verschiedene Namen zur Bezeichnung eines und desselben Individuums, nämlich: 1) der Name überhaupt (Ism), 2) der eigene Name (Aalem), 3) der Vorname (Kunijet), 4) der Beiname oder Ehrenname (lakab), 5) der Geschlechtsname (Nesebi), 6) der Dichtername (Machlaß), 7) der Spitzname. Die fünfte Classe dieser Namen enthält aber nicht allein das Geschlecht, sondern auch die Namen, die von dem Orte der Geburt oder des Aufenthalts, von der Secte oder der Beschäftigung, von körperlichen Gebrechen oder anderen Zufälligkeiten hergenommen sind, also ebenfalls siebnerlei. Der Landbau zerfällt in die sieben Fächer des Ackerbaues, der Jagd, der Fischerei, des Weinbaues, des Gartenbaues, des Forstwesens und der Bienenzucht. Die alten Philosophien waren sieben: die pythagoräische, eleatische, akademische, peripatetische, epikuräische, cynische, stoische, denen die

---

[1]) S. 75 und 76.

[2]) Woldenberg S. 658.

[3]) Silv. de Sacy in den Notices et Extraits VIII.

[4]) Resemblances linear and verbal by Jami. London 1811. p. 15 und Burhani katii S. 841.

[5]) Ssahih, misal, modhaaf, lesif, nakisz, mehmus, edschwef. Burhani Katii p. 842.

[6]) *ἐν ἔπεσιν ἑπτά*.

sieben neueren philosophischen Systeme Locke's, Descarte's, Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel zur Seite gesetzt werden können. Nach Horus Apollo bedeuten sieben in zwei Fingern eingeschlossene Buchstaben die Muse oder die Parze [1]). In den moslimischen Geschichten finden sich sieben Gebote des Noe, im Koran in der Sure Lokman sieben Weisheitslehren desselben an seinen Sohn. Die Buchstaben des Alphabetes werden nach den vier Elementen in vier Classen getheilt, deren jede sieben Buchstaben hat [2]): 1) die Buchstaben des Wassers, welche wässeriger Natur; man sollte glauben, daß hierunter die sogenannten flüssigen (liquidae) gemeint seien; dieselben sind aber: Dschim (Dsch), Se (s), Kjaf (kj), Sin (s), Kaf (k), The (das englische th), Sy (s); die sieben Buchstaben des Feuers sind: Elif (der erste Buchstabe des Alphabetes), He (das linde h), Thy (das Deutsche th), Mim (m), Fe (f), Schin (sch), Sal (s); die sieben Buchstaben der Erde sind: Dal (d), Ha (das scharfe h), Lam (l), Aain (der dem Arabischen eigene Gurgellaut), Re (r), Chy (ch), Ghain (gh); die sieben Buchstaben der Luft sind: Be (b), Waw (w), Je (j), Nun (n), Ssad (ß), Dhad (dh) und abermal das Thy (das Deutsche th), das schon oben unter den Buchstaben des Feuers vorgekommen. Außer dieser Eintheilung des ganzen arabischen Alphabetes kennt die arabische Wissenschaft der Koransdeclamation Ilmi tedschwid noch sieben andere Buchstaben, welche Harfi Jstila, d. i. die Buchstaben der Erhöhung, oder Horufi mosteaalije, d. i. die erhöhten Buchstaben, oder auch Horufi monthabeka, d. i. die geschlossenen Buchstaben heißen; den ersten Namen haben sie, weil die Zunge bei der Aussprache derselben sich bis zu der Höhe des Gaumens erhebt; den zweiten, weil sie sich krümmend schließt. Diese sieben Buchstaben sind: Ssad, Dhad, Thi, Sy, Chi, Ghain, Kaf [3]). Die arabische Grammatik kennt auch sieben Zeitwörter ungewisser Meinung, welche die sieben Zeitwörter des Herzens (heft fili kolub) heißen, weil die Handlung dieser Zeitwörter nicht in der klaren Einsicht des Verstandes, sondern in der dunklen Einflüsterung des Herzens besteht; diese Zeitwörter sind: 1) aalemto, d. i. ich wußte; 2) hasebto, d. i. ich rechnete; 3) sanento, d. i. ich wähnte; 4) cholto, d. i. ich bildete mir ein; 5) wedschedto, d. i. ich fand es so;

---

[1]) Literae septem duobus inclusae digitis musam aut fatum (μοῖραν) indicant. Horus Apollo II. 29.

[2]) Burhani Katii S. 838.

[3]) Ebenda.

6) reito, d. i. ich ſah es ſo; 7) ſaamto, d. i. ich irrte mich [1]). Daß die ſieben Vocale zugleich die ſieben Töne des ägyptiſchen Chorals waren, iſt bekannt; vielleicht bezieht ſich hierauf das Diſtichon der Aeneis:

> Nec non Thrēicius longa cum veste sacerdos,
> Obloquitur numeris septem discrimina vocum [2]).

Die Eintheilung des Alphabetes in viermal ſieben Buchſtaben (welche bei den Arabern ſich ſiebenfach gruppiren) [3]) iſt eine uralte, die ſich aber auch in anderen Sprachen alter Völker finden. So erzählt Diodor der Sicilier von den Einwohnern der Inſel Taprobane (Ceylon), daß ſie ein Alphabet von acht und zwanzig Buchſtaben mit ſieben Grundzügen [4]) hatten, deren jeder viermal verändert die acht und zwanzig Buchſtaben gab. Die Stelle der Ueberlieferung lautet: Der Koran ward in ſieben Buchſtaben geſendet, die alle heilend und genügend [5]). Wie in der Grammatik, ſo behauptet die Sieben auch in der Rhetorik ihren ehrenvollen Platz. Bei den Griechen waren die ſieben Theile einer Rede: 1) die Auseinanderſetzung oder Erzählung (διήγησις), 2) die Frage (ἐρώτησις), 3) die Antwort (ἀπόκρισις), 4) das Gebot oder der Auftrag (ἐντολή), 5) die Verkündigung (εἰσαγγελία), 6) die Bitte oder Beſchwörung (ἐνόχλησις), 7) der Aufruf (κλῆσις). Julius Pollux zählt ſieben Theile des komiſchen Ueberganges auf [6]). Nach Cicero ſind die ſieben Theile der Rede: proemium, petitio, narratio, probatio, refutatio, confutatio, peroratio; nach Hermagoras: exordium, narratio, petitio, confutatio, confirmatio, digressio, conclusio. Die ſieben Theile der Wohlredenheit ſind: inventio, dispositio, elocutio, vox, vultus, gestus, memoria. Nach Quinctilian ſind die ſieben Gegenſtände einer Rede: septem genera causarum: hortandi, dehortandi, laudandi, vituperandi, accusandi, defendendi, excipiendi. Die beiden Italiener Cavalcanti und Mascardi zählen nach Hermogenes die ſieben Formen des Ausdrucks auf, nämlich: Chiarezza, Gran-

---

[1]) Ebenda S. 841.

[2]) VI. 645.

[3]) Dieſe ſieben Gruppen ſind: ebdsched, hewef, huthy, kelemen, saafafs, kareschet, fachaf, dhafigh.

[4]) κατὰ δὲ τοῦς χαρακτῆρας, ἑπτά. Diodorus Siculus II.

[5]) Onſil el Koran ala sebaat harfin külleha schafon kjafon, im Commentare des Tohfei Wehbi S. 54.

[6]) κομμάτιον, παράβασις, μακρὸν, στροφὴ, ἐπίρρημα, ἀντίστροφοι, ἀντεπίρρημα, IV. 16.

dezza, Bellezza, Velocità, Vehemenza, Verità, Gravità [1]). Viele Verfaſſer haben die Siebenzahl zur Eintheilung ihrer Bücher benützt; ſo ſchrieb Xenophon ſowohl die Geſchichte des Rückzugs des jüngeren Cyrus als ſeine griechiſche in ſieben Büchern; Galenus ſieben Bücher der Aphorismen; Strabo ſeine Geographie, Cäſar ſeine Commentare des galliſchen Krieges in ſieben Büchern. Septem illustrium virorum poemata iſt der Titel des im J. 1662 zu Antwerpen gedruckten Buches, welches die Gedichte ſieben neuerer Dichter enthält [2]). In dem griechiſchen Aufforderungsſchreiben Mohammed's II. an die Griechen des Peloponneſus, wovon eine Abſchrift in dem kaiſerlichen Hausarchiv [3]), ſchwört der Sultan bei den ſieben Μυσάφια, d. i. bei den ſieben Koranen oder Geſetzbüchern, denn das Wort Μυσάφ iſt nichts als das verſtümmelte arabiſche Maßhaf, welches ſowohl Koran als Geſetzbuch bedeutet; denn in dem Aufforderungsſchreiben Suleimans des Großen an den Großmeiſter von Rhodos ſchwört er bei den vier Μυσάφια, worunter die vier vom Himmel herunter geſandten heiligen Schriften der Pentateuch, der Pſalter, das Evangelium und der Koran zu verſtehen. Häufig findet ſich dieſe Siebenzahl in poetiſchen Werken der Spanier und Italiener. So hat die ſpaniſche Seguidilla ſieben Verſe, die Strophe im Ciriſſo Calvaneo des Luca Pulci ſieben Zeilen. Rodriguez del Padron ſang ein Lied von den ſieben Freuden der Liebe [4]). Juan de Mena theilte ſein großes Gedicht: El labyrintho, in ſieben Ordnungen (Ordenes) nach den ſieben Planeten ein [5]). Lorenzo di Medici beſang ebenfalls wie der ſpaniſche Dichter Rodriguez die ſieben Freuden der Liebe [6]). Vorzüglich häufig iſt dieſe Siebeneintheilung und der von der Sieben hergenommene Titel in orientaliſchen Werken; ſo z. B. in dem Sukerdan, d. i. der Zuckerbüchſe Ibn Hodſchle's (oder Hadſchele's?), welches in ſieben Hauptſtücken von der Siebenzahl handelt [7]); ſo heißt die Samm-

[1]) Cavalcanti p. 330, bei Mascardi p. 381, die griechiſchen Namen Σαφήνεια (Klarheit), Μεγαλότης (Größe), Κάλλος (Schönheit), Γοργότης (Fülle), Ἦθος (Sitte), Ἀλήθεια (Wahrheit), Δεινότης (Heftigkeit).

[2]) Apollonii Florentis, Augustini Favorini, Frederici a Fürstenberg, Jani Rotgeri, Natalis Rondinini, Stephani Gradii, Virginii Caesarini.

[3]) Geſchichte des osmaniſchen Reichs, II Bd. S. 543.

[4]) Bouterwek's Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften III. 111.

[5]) Ebenda S. 89.

[6]) Ebenda I. S. 262.

[7]) Im gedruckten Catalog der orientaliſchen Handſchriften der Hofbibliothek Nr. 102.

lung der sieben Gedichte Dschami's Heftewreng, d. i. die sieben Throne oder der große Heerwagen; ein romantisches Gedicht des großen Dichters Nisami Heftpeiger, d. i. die sieben Gestalten [1]; der Dichter Adhad ist der Verfasser eines siebenfarbigen Gedichtes. Die sieben Schönheiten Nisami's ahmte der Dichter Hatifi in seinen sieben Ansichten nach [2]. Heftchuan, d. i. die sieben Abenteuer, Heftdasitan, d. i. die sieben Erzählungen, Heft Medschalis, d. i. die sieben Versammlungen, sind die Titel mehrerer persischen Werke [3]. Die vorhergehenden Werke gehören als poetische in das Gebiet der sieben freien Künste, zu denen wir nun übergehen, und aus denen Poesie und Musik mit der Sieben am engsten verbunden sind. Die sieben freien Künste wurden, wie bekannt, in das Trivium und Quadrivium eingetheilt, so daß die in allen sieben Eingeweihten ter qualerque beati gepriesen werden konnten. Das folgende Distichon faßt die sieben freien Künste zusammen:

Gram(matica) loquitur, Dia(lectica) vera docet, Rhe(torica) verba colorat,
Mus(ica) canit, Ar(ithmetica) numerat, Geo(metria) ponderat
As(tronomia) colit astra [4]

Auf diese sieben Künste bezieht sich der Vers:

Qui tria qui septem qui scibile noverit omne,

und der italienische in Beroaldo's Armonia universale:

E per te splendono l' alme parole,
Che per settemplice sacra misura
Forman lo scibile della natura [5].

Auch die sieben unfreien Künste: die Tuchwirkerei, die Jagd, der Militärdienst, die Schiffahrt, der Ackerbau, die Wundarznei und die anderen Handwerke sind in dem folgenden lateinischen Verse zusammengefaßt:

Lana, nemus, miles, aqua, rus, medicina, fabrilis [6].

Sieben Künste und Wissenschaften zählen auch die Mongolen, bei denen, trotz der bei ihnen vorherrschenden tatarischen Neunzahl, doch auch die Siebenzahl ihr Recht behält. In

[1]) Nicht les sept fontaines, wie es Herbelot S. 409 übersetzt.

[2]) Geschichte der persischen Redekünste VI. 355.

[3]) Herbelot S. 410.

[4]) Gräße, Lehrbuch der Literärgeschichte I. S. 16 nach Crause, de artibus liberalibus 1670.

[5]) L'Armonia universale 1843, p. 121.

[6]) Woldenberg S. 666.

der Poesie ist der Pleias der tragischen Dichter unter Ptolemäus II. in Aegypten, so wie der Pleias der französischen Dichter bereits erwähnt worden. Septimani tragoedi heißen nach einem lateinischen Sprichworte die aus einer Krankheit oder aus einem anderen Grunde Wahnsinnigen [1]). Septenarius ist bei den Römern der siebenfüßige Jambus, daher sagt Cicero in den tusculanischen Erörterungen: non intelligo, quid metuat, quum tam bonos septenarios fundat ad tibiam [2]). Schon bei den ältesten Dichtern der Chinesen war der siebensylbige Vers als Schlußvers von Gedichten üblich [3]). Die Consuln in Rom gäben dem Volke sieben Gattungen von Schauspielen zum Besten, wovon eines die Theaterjagd (Θεατροκυνηγία) hieß [4]). Der Wettkampf der sieben großen Sänger auf der Wartburg ist allen Liebhabern altdeutschen Sangs und altdeutscher Literaturgeschichte zur Genüge bekannt. In der Musik sind die sieben Grundtöne die Grundlage der ganzen Tonkunst [5]). Bei den Griechen waren sie durch die sieben Vocale vorgestellt, in deren Gesang die Hymnen der alten Aegypter bestanden. Die Leier des Apollo [6]) so wie die des Merkur [7]) hatte sieben Saiten. Daher spricht Horaz den Merkur an:

Tuque, Testudo, resonare septem
Callida nervis.

Eines der berühmtesten musikalischen Werke der Araber sind die sieben Gesänge des arabischen Sängers Maabed, mit welchen die sieben Gesänge des Soreidsch wetteiferten [8]). Wurffbain gibt auch die sieben Gattungen von Tönen nach ihrer Höhe oder Tiefe, Kürze oder Länge, Schärfe oder Milde [9]). Die sieben Töne der Leier oder Cyther erscheinen auch in den beiden folgenden Versen des Nonnos:

Ἑπτατόνου φόρμιγγος [10]).
Ἑπτατόνῳ κιθάρῃ φιλοτήσιον ὕμνον ἀράσσων [11]).

---

[1]) Septimani tragoedi ex adagio dicuntur, qui morbo, vel quavis alia causa in delirium prolabuntur. Rhod. XXX. p. 1150.

[2]) I. 44.

[3]) Abel Remusat les deux Cousines II. 171.

[4]) Nov. 105. Just. c. 1.

[5]) Septem efficiunt distinctis intervallis sonos. Macrobius in somno Scipionis I. c. 19.

[6]) Macrobius I. c. 19.

[7]) Horat. III. 11.

[8]) Kosegarten: Alii Ispahanensis liber cantilenarum p. 12.

[9]) 1. gravis, 2. acutus, 3. circumflexus, 4. asperior, 5. levior, 6. longior, 7. brevior, p. 38.

[10]) Nonnos VII. 51.

[11]) Ebenda V. 502.

Als Erfinder der Lyra galt in der griechiſchen Geſchichte Terpander, welcher die drei oder vier Saiten der Lyra des Orpheus oder Linus auf ſieben vermehrte [1]). Siebenflötig war auch die Pfeife des Pan, welcher die Vogelwerke von ſieben Pfeifen nachgeahmt ſind. Sieben ſind in der Notenſchrift die Zeichen der Noten, von der ganzen bis zu der viermal unterſtrichenen vier und ſechzigſtel Note. Siebnerlei ſind die Zeiten des Tonmaßes: Largo, Lento, Moderato, Adagio, Andante, Alegro, Presto. Johann de Muris (oder Mirs), der die Tonleiter der Griechen verließ, ſetzte ſein Syſtem von 22 Tönen aus ſieben Heptachorden zuſammen, und ſeine Schüler mußten nach den muſikaliſchen Sylben ut re mi fa sol la die Scala abſingen [2]). Wenn die Leier von Terpander auf ſieben Saiten vermehrt ward, ſo war dieſe Siebenzahl ganz gewiß in Verbindung mit den von ihm eingeführten ſieben Tonarten der alten Muſik [3]). Als Erfinder der alten Muſik zählt Meibomius ſieben Tonkünſtler auf [4]). Die ſieben Tonarten der alten Muſik ſollten die Muſik der ſieben Sphären vorſtellen, daher ſagt Varro: et septem aeternis sonitum dare vocibus orbes [5]).

Sechste Pforte: Die der Religionen.

Um die Religionen von zweimal ſieben Völkern, in denen die Siebenzahl eine beſonders heilige, in eine anſchauliche Ordnung zu bringen und in dieſer Eintheilung die Kathegorien der Zeit und des Orts ſo viel als möglich zu vereinigen, betrachten wir zuerſt die Religionen Hinterafiens, wo die Budha's und Brahma's der Chineſen und Japaner gewiß den älteſten angehören, gehen dann nach Mittelaſien zu den Chaldäern und Perſern und nach Afrika zu den Aegyptern über, hierauf wenden wir uns nach Europa zu den Griechen und Römern, deren Religionen ſo vieles den aſiatiſchen danken, die aber ein Mittelglied zwiſchen den älteſten Hinterafiens und zwiſchen den neueſten Vorderaſiens, dem Chriſtenthum und dem Islam, denen wir aber unmittelbar die Religion der

---

[1]) Plutarch.

[2]) Eichhorn's allgemeine Geſchichte der Kultur und Literatur des neueren Europa II. 171.

[3]) ἦσαν τὲ ἑπτὰ οἱ ὑπὸ Τερπάνδρου (νόμοι).

[4]) Antiquae musicae autores septem.

[5]) Hieher gehört auch die Stelle: ita septem tonos effici quam diaboson harmoniam vocant, hoc est universitatem concentus.

Hebräer voranstellen, weil aus derselben das Christenthum und aus beiden der Islam hervorgegangen.

I. Die Religionen Hinterasiens.

Nach den neuesten Untersuchungen über die Religionen Indiens stellt sich nicht die der Brahmanen, sondern die der Budhisten als die älteste heraus, oder es ist wenigstens nach den in der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft von London gegebenen Abhandlungen des Obersten Sykes sehr zweifelhaft, ob die Brahmanen ihr größeres Alterthum (als Priester und ausschließliche Diener der Religion) vor den Samanäern oder Budhisten werden behaupten können. Da uns jene Gründe überzeugt haben, daß die Religion Budha's die älteste in Indien, so beginnen wir mit derselben unsere Uebersicht.

1) Die Religion Budha's.

Dieselbe dehnt sich von Tibet bis an die Gränzen der Mongolei, von den Birmanen bis zu den Kalmuken aus, und was also Reisebeschreiber von der Religion dieser Völker erzählen, gehört der Budha's an. Nach Sonnerat haben die Birmanen sieben vornehme Götter, unter welchen nur eben so viele Budha's zu verstehen sind. Die Stufen der Vervollkommnung des Andächtigen, der es durch seine Bußübungen bis zur Vollkommenheit eines Budha bringt, sind sieben; der Büßer, der die erste dieser Stufen erreicht hat, heißt Surtaban; der Surtaban wird erst, nachdem er siebenmal gestorben und siebenmal in das Leben zurückgekehrt, Herr und Meister seiner Begierden [1]). In der Kosmographie der Birmanen [2]) gibt es fünf Gattungen von Atomen, sieben der letzten Classe haben zusammen die Größe einer Laus, sieben Läuse die Größe eines Reiskorns, sieben Reiskörner die Größe eines Zolls. In der Mitte der Erde erhebt sich der größte aller Berge Mienmo, diesen umgeben sieben Ketten von Hügeln als eben so viele Gürtel, und in den Zwischenräumen von diesen sieben Hügeln fließen sieben Ströme, welche Sida heißen [3]). In der ersten Stunde als Budha geboren ward ging er sieben Schritte [4])

[1]) Le Sourtaban après avoir subi sept fois la mort et être rentré sept fois dans la vie, coupe ses concupiscenses. Journal asiatique 1848, p. 537.

[2]) On the Religion and Literature of the Burmas. Asiatic researches VI. p. 167.

[3]) Ebenda S. 176.

[4]) Boodh (Budha) The very hour he was born he walked seven steps. Ayeen Akbery p. 433.

Budha wird mit sieben Köpfen abgebildet, der Umgang der Budhisten ist ein siebenfacher, wie der der Moslimen um die Kaaba. Dschuselk, eine der Gottheiten der Mongolen und Kalmuken, hat sieben Gefährten [1]). Sieben Tage nach dem Tode des Kalmuken läßt sich eine Stimme hören [2]). Außer den acht Welten haben sie noch sieben andere Wohnplätze [3]). Die Begräbnißfeier einer gemeinen Leiche der Kalmuken dauert sieben Tage, die einer festlichen sieben Wochen; sie haben sieben Kleinode oder heilige Dinge, nämlich: 1) der weiße Elephant, 2) das grüne Pferd, 3) der blaue Feldherr, 4) der Gesandte, 5) die Frucht des Weltmeeres, 6) die weiße Jungfrau, 7) das Gebetrad (Chorul), welchem die vier heiligen Worte Om mani padme hum eingeschrieben sind [4]). Die große Faste der Kalmuken dauert dreimal sieben, die ihrer Heiligen gar siebenmal sieben Tage [5]).

2) Die Religion der Brahmanen.

Es ist schwer zu sagen, ob sich die Siebenzahl häufiger bei den Hebräern oder bei den Indern herausstellt; schon der in diesem Jahre im hohen Alter von mehr als achtzig Jahren verstorbene, um Indiens Kunde so verdienstvolle Abbé Dubois hat in seinem Werke [6]) ein Dutzend solcher Sieben bemerkt, nämlich: sieben heilige Städte, sieben heilige Flüsse, sieben heilige Berge, sieben heilige Wüsten, sieben heilige Gestirne, sieben Meere, sieben Inseln, sieben Kasten, sieben obere, sieben untere Welten, sieben Rischis, sieben Menus u. s. w. Eben so finden sich im CX. Theile der Jahrbücher der Literatur S. 39 bei der Anzeige der von Wilson und Burnouf herausgegebenen beiden Purana, die sieben Festlande, die sieben Meere, die sieben oberen und unteren Schichten des Weltalls, die sieben Planeten und Wochentage, die sieben Menu und Rischi, die sieben Hüllen von Brahma's Ei, die sieben Oeffnungen und sieben Substanzen [7]) des menschlichen

---

[1]) Pallas Reisebeschreibung.

[2]) Ebenda I. Bd. S. 335.

[3]) Ebenda.

[4]) Diese vier Wörter, welche sechs Sylben bilden, sind bei Pallas I. S. 348 in Om ma wie pad me chum und ebenda S. 359 in Om ma wi pad me chu verstümmelt.

[5]) Bergman's nomadische Streifereien unter den Kalmuken III. 374.

[6]) II. 262.

[7]) Die Epidermis, die Haut, das Fleisch, das Blut, der Saft des Fleisches, das Mark, die Beine.

Körpers, die sieben Waffengattungen, die sieben Warscha's (Regionen), die sieben Zungen des Feuers, die sieben Drachen der Hölle zusammengestellt. Mehrere dieser Sieben sind schon unter früheren Rubriken vorgekommen; hier, wo wir das ganze Religionssystem der Inder überblicken, theilen wir diese Uebersicht in die sieben Fächer der Götter, Weisen, Helden, Elemente, der Sonne, des Weltbaues und der Ceremonien des Gottesdienstes ein. — 1) Götter. Das Ei des Brahma hat sieben Hüllen [1]). Die siebente Verkörperung Wischnu's hat sieben Grade göttlichen Wesens [2]). Krischna hat sieben Gemahlinnen [3]); derselbe bemeistert sieben an einander gejochte Stiere [4]). Krischna hielt den Berg Govardhana sieben Nächte über seinem Haupte, um seine geliebten Kuhhirtinnen, die Gopias, vor dem Zorne Indra's zu schützen [5]). Krischna nahm die Residenz Southama's (Prag-jothek) ein, welche aus sieben wohl vertheidigten Ringen bestand, die an die Ringe der Awaren erinnern [6]). Schiwa nahm, so oft seine zweite Gemahlin, die nur Böses that, starb, ihr Gebein und band es sich um den Hals, und da sie dreimal siebenmal gestorben, so hat er eine Halskette von dreimal sieben ihrer Schädel [7]). Brahma's Sohn (Schiwa) weinte siebenmal, weil ihn sein Vater Rudra nannte, bis er ihm einen anderen Namen gab [8]). Bhadrakali, d. i. Bhawani, die Gemahlin Schiwa's, kämpfte siebenmal mit dem Riesen, dem sie siebenmal den Kopf abhieb [9]). Als Sita, die Gemahlin Ramtschend's, den Baly mit ihrem Pfeile tödtlich an der Stirne verwundet hatte, flog der Pfeil noch weiter und entwurzelte in seinem Fluge sieben Palmbäume [10]). Das Ramajana, das berühmte epische indische Gedicht, welches die Thaten Ramtschend's enthält, hat sieben Theile [11]). Als Diti, die Gemahlin des Muni (frommen Einsiedlers) Kasyapa, in ihrer Schwangerschaft eine Nacht die vorgeschriebenen Gebete und Reinigungen vernach-

[1]) Bhaghavata Purana I. 201.

[2]) Sept degrés d'essence divine. Polier I.

[3]) Moore's Pantheon p. 203 und Vishnu Purana p. 578.

[4]) Moore's Pantheon p. 216.

[5]) Vishnu Purana p. 556.

[6]) Polier II. 13.

[7]) Baldaeus.

[8]) Vishnu Purana p. 58.

[9]) Darstellung der indischen Götterlehre.

[10]) Polier I. 341.

[11]) Ebenda p. 396.

läßigte, zerschmetterte Indra der Donnergott die Frucht ihres Leibes in sieben Theile, und als das siebengetheilte Kind trotz des Zurufes: Marodi (weine nicht) noch immer zu weinen fortfuhr, theilte der zornige Gott jeden der sieben Theile wieder in sieben andere, welche die siebenmal sieben Marut, d. i. Winde, welche als untergeordnete Gottheiten die Begleiter Indras, des Schleuderers des Donnerkeils [1]). Untergeordnete Gottheiten sind auch die sieben Classen der Pitri's, wovon drei unkörperliche und vier körperliche [2]). Die sieben Aspara's, d. i. Paradiesesnymphen (Saptapsaras) [3]); die sieben Sachti's, d. i. die sieben verkörperten göttlichen Eigenschaften, welche den Göttern als Gemahlinnen beiwohnen [4]); die sieben Lastthiere der Götter; der Adler Garudha, der Schwan, der Stier, der Tieger, die Ratte, der Elephant und die sieben Rosse Aruna's, des Lenkers des Sonnenwagens. So oft den Göttern etwas begegnet, halten sie siebenmaligen Umgang um die Welt [5]), wie die Budhisten um das Grabmal Budha's, wie die Moslimen um die Kaaba, wie schon die alten Aegypter um ihre Gottheiten [6]). — 2) Helden. Bumaßer ist der Eroberer der sieben Himmel und Erden [7]) und der durch seine Tapferkeit berühmte Daint hat sieben Söhne, welche die sieben Ringe der Festung vertheidigen [8]). — 3) Die Weisen. Die sieben Ridschis und die sieben Menus sind schon oben vorgekommen [9]). — 4) Die Sonne. In dem Wischnu-Purana kommen nicht nur die sieben Strahlen der Sonne, sondern auch sieben Sonnen vor, in welche sich jene ausdehnen [10]). Von diesen sieben Strahlen sind vier gegen die vier Weltgegenden gerichtet, einer abwärts, einer aufwärts; der

---

[1]) Vishnu Purana p. 152.

[2]) Die drei unkörperlichen, die Vairájas, Agnishwáttas, Varhishads, die vier körperlichen die Sukálas, Angirasás, Suswadhas, Somapás. Vishnu Purana p. 321.

[3]) Moore's Pantheon p. 163.

[4]) Ebenda S. 119.

[5]) Here I shall remark that when any accident happens to any of the gods they generally set off at full speed, going seven, times round the world. Ebenda S. 108.

[6]) Plutarch im Numa XIV und Polier II. 130 On tourne sept fois autour les Gourous, Saints et prophètes. Polier II. p. 315.

[7] Polier II. 17.

[8]) Dont les sept fils commandent les sept barrières, qui défendent la citadelle. Ebenda S. 15.

[9]) Moore's Pantheon p. 83.

[10]) The seven solar rays dilate to seven suns, mit den Namen der sieben Sonnen in der Note Vishnu Purana p. 632.

siebente Strahl als der des Mittelpunkts ist der trefflichste von allen [1]). Diese sieben Strahlen der Sonne finden sich auch in den sieben Spitzen der Strahlenkrone, womit bei den Römern Apollo vorgestellt ward und welche in der Statue Constantins des Großen zu Byzanz durch die Nägel der Passion Christi ersetzt wurden [2]). Sur, d. i. die Sonne, wird auf einem strahlenden, mit sieben grünen Pferden bespannten Wagen vorgestellt, dessen Führer Aruna [3]). Die sieben Strahlen finden sich auch in dem Kopfputze des Serapis [4]). Außer diesen sieben Pferden der Sonne, welche der Gott der Morgenröthe leitet, findet sich bei Polier noch das siebenköpfige Pferd Oubshervas [5]), welches das siebente der Pferde des Sonnenwagens; das vortrefflichste derselben, wie der siebente Sonnenstrahl der vortrefflichste der Strahlen. Auch bei den Tibetanern finden sich die sieben Pferde des Sonnenwagens, welche in vier und zwanzig Stunden die Erde umfahren und Gaudik oder Comorin heißen [6]). — 5) Die vier Elemente. Der siebenmal sieben Winde, der sieben Erden und der sieben Meere ist schon oben erwähnt worden. Wir haben von den sieben Strömen nur zu bemerken, daß auch die Schwestern der Sarawati in sieben Ströme verwandelt wurden; vor allen aber ist das Feuer durch die Siebenzahl geheiligt. In einem kosmogonischen Bruchstück der Wedas heißt es: Feuer! sieben sind deine Zunder, sieben sind deine Zungen, sieben sind deine heiligen Weisen, sieben sind deine geliebten Wohnstätten, auf sieben Wegen beten dich deine Opferer an, sieben sind deine Quellen. Begnüge dich mit deiner geläuterten Butter! Diese Wiederholung der Siebenzahl in dem Feuergebete liegt darin, daß dem Feuer von den Hindus sieben Strahlen wie der Sonne zugeschrieben werden [7]). Die sieben Abtheilungen des von der See (Sura) umgebenen Welteilandes Dwipa wurden nach den sieben Söhnen des Königs Dschaiotischmat benennt [8]). Der sieben-

[1]) The seven seventh, which is centrical, is the most excellent of all. Colebrooke: On the religious ceremonies of the Hindus. Asiat. researches Tom. V. p. 355.

[2]) Anonymi antiquitatum Constantinop. im Banduri I. p. 14.

[3]) Bei Polier II. S. 245.

[4]) Σάραπις ἑπταγράμματος θεός.

[5]) Polier I. 255.

[6]) Pallas Reisebeschreibung.

[7]) Colebrooke on the religious ceremonies of the Hindus, im ersten Bande der Asiatic researches und nach demselben im zweiten Bande der Jahrbücher der Literatur S. 307.

[8]) Die Namen derselben im Vishnu Purana p. 198.

malige Umgang, deſſen oben erwähnt worden, bewährt ſich auch bei dem Feuer, indem ſowohl die Bräute, als die indiſchen Setti's, welche nach dem Tode ihres Mannes verbrannt werden, ſiebenmal um dasſelbe gehen [1]). — 6) Die Welten. Brahma der Schöpfer zerſchlug das Weltei in ſieben Theile, aus der oberen Schale wurden die ſieben oberen, aus der unteren die ſieben unteren Welten [2]). Ainder, der Gott des Firmamentes, beherrſcht die ſieben Regionen des Himmels durch ſieben Vicekönige [3]). Die ſieben Welten ſind: 1) die Erde; 2) die Welt, in welcher die Weſen nach ihrem Abtritte von der Erde bewußtlos den Eintritt in ein neues Daſeyn erwarten; 3) der Wohnſitz des Herrſchers des Himmels, nämlich des Gottes Ainder oder Indra; 4) die Mittelwelt zwiſchen der oberen und unteren; 5) die Welt der Wiedergeburt, in welcher verbrannte Thiere wiedergeboren werden; 6) der Aufenthalt der Seligen, wo Sanaca und andere Söhne Brahma's wohnen; 7) der Wohnort Brahma's, der auch die Wahrheit oder der hohe Wohnort (sublime abode) genannt wird [4]). Hari, d. i. Wiſchnu, ſtellt die Zeit und den Raum, und folglich auch die ſieben Welten vor [5]). Die Weiſen betrachten die ſieben oberen Welten als eine Darſtellung der Perſon Wiſchnu's vom Kopfe bis zum Gürtel, die ſieben unteren vom Gürtel bis zu den Füßen, die ſieben Principien als das Schlagen ſeiner ſieben Pulſe [6]). Bei den Indern hat das umgekehrte Zahlenverhältniß der Himmel und Höllen mit dem der Moslimen Statt; bei dieſen gibt es ſieben Höllen und acht Paradieſe, weil Gottes Milde größer iſt als ſeine Strenge, bei den Indern umgekehrt acht Regionen der Strafe und ſieben der Reinigung für die geſunkenen Geiſter [7]). Die ſieben Höllen heißen Patalas [8]). Wiswaskarma, der himmliſche Baumeiſter, umgibt zu Tſcheringam, in der Stadt der ſchönen Glieder, Wiſchnu's Tempel mit der heiligen Siebenzahl von Mauern [9]). Nach der Religionslehre der Inder wird die Welt von ſiebentauſend zu ſie-

---

[1]) Forbes II. p. 325.

[2]) Fra Paolino.

[3]) Polier II. p. 233.

[4]) Colebrooke am vorangeführten Orte.

[5]) Hari — is the seven worlds. Vishnu Purana p. 158.

[6]) Bhagavadan.

[7]) Ebenda.

[8]) Vishnu Purana p. 204 et 205, mit dem Namen der ſieben Munis.

[9]) Fra Paolino's Reiſen S. 32 und nach demſelben in Creuzer's Symbolik und Mythologie, dritte Ausgabe, II. Thl. S. 191.

bentausend Jahren, nach einer anderen Meinung von siebenmalsiebenttausend zu siebenmalsiebenttausend Jahren neu erschaffen. — 7) Ceremonien des Gottesdienstes und andere. In dem feierlichen Opfer, welches die Götter mit dem Weltgeiste als einem Sühnopfer vollzogen, waren sieben Gräben um den Altar und dreimal sieben Schichten des Zunders [1]). Daß die Siebenzahl bei dem Feuerdienste eine Hauptrolle spielt, ist schon aus dem oben gegebenen Hymnus an das Feuer zu ersehen [2]). In den sechzehn Pauruscha genannten Versen [3]) stellen die dreimal sieben Zunderschichten die Namen der sieben Welten vor, welche dreimal wiederholt werden [4]). Wer die Sonne am siebenten Tage des wachsenden Mondes mit Fasten und einem Opfer von weißen Blumen verehrt, und derselben am siebenten Tage des abnehmenden Mondes ein Opfer von rothen Blumen und anderen rothen Dingen darbringt, wird von allen Sünden gereinigt, und geht nach seinem Tode unmittelbar in die Sonnensphäre ein. Der Gottesdienst der Sonne am siebenten Tage des abweichenden Mondes ist heute in Indien nicht mehr üblich; aber desto mehr wird der Sonnendienst am siebenten Tage des wachsenden Mondes gefeiert, welcher Dschajanti Saptami, d. i. der siegende Siebner heißt. In dem an diesem Tage üblichen Gebete wird die Argha als eine Gottheit personificirt, folgendermaßen angesprochen: „Mutter aller Geschöpfe, Saptami! welche Eines mit dem Herrn der sieben Rennpferde und der sieben mystischen Welten, Lob und Preis Dir in der Sphäre der Sonne.» Der Anbetende wirft sich dann vor dem Bilde der Sonne nieder und sagt: „Ehre und Preis Dir, der Du Dich des von sieben Stuten gezogenen Wagens erfreuest und die sieben Welten erleuchtest, Ruhm und Preis Dir an dem siebenten Tage des wachsenden Mondes» [5]). Dieser Tag heißt auch Makari Saptami. An denselben Tag unter dieser Benennung ist das folgende Gebet gerichtet: „Aller Sünden, die ich während meiner sieben Leben begangen, Reue und Scham

---

[1]) Nach Colebrooke im zweiten Bande der Jahrb. der Lit. S. 306.

[2]) Fire! seven are thy fuels u. s. w., in Colebrooke's Abhandlung über die Religionsceremonien der Inder in den Asiatic researches VII. 273.

[3]) Jahrbücher der Literatur II. 306 nach Colebrooke.

[4]) Note in den Asiatic research. VII. 274.

[5]) Wilson on the religious festivals of the Hindus, im neunten Bande der Zeitschrift der englisch-asiatischen Gesellschaft S. 85 und 86.

möge Makari Saptami entfernen» [1]). In Oberindien heißt dieser Tag Atschala Saptami, d. i. der unbewegliche Siebner, in Südindien Ratha Saptami, d. i. der Siebner des Wagens [2]).

3) Die Japaner.

Strahlenberg [3]) belehrt uns, daß die Japaner sieben reine Geister verehren, aus denen das ganze Volk abstammt, und Kämpfer, daß Ama Tesu Oon Gami, der größte der japanischen Götter, ein Sohn des siebenten Geschlechtes der himmlischen Götter. Diese sieben Göttergeschlechter heißen bei den Japanern Ten Dsin Sitzi, eben so viele Geschlechter haben sie der irdischen Götter.

4) Die Chinesen.

Der Fo derselben ist kein anderer als Budha; die Legende erzählt von jenem wie von diesem, daß er sogleich auf seinen Füßen stand, und was oben vom Surtaban dem Vollendeten Bekenner der Lehre Budha's gesagt worden, daß er siebenmal gestorben und siebenmal in's Leben zurückgekehrt, erzählen die Werke über China von dem im ersten Grade vollendeten Siula-lan, welcher siebenmal stirbt und wieder siebenmal zurückkommt.

II. Die Religionen Mittelasiens und Afrika's.

Von diesen kommen hier zuerst die Chaldäer und Perser und dann die Aegypter in unsern Gesichtspunkt.

5) Die Chaldäer.

Nach ihrer Lehre gab es sieben körperliche Welten [4]), denen vermuthlich sieben geistige entgegengesetzt waren. Der bei Moßul gefundene Stein, auf welchem sieben Altäre den sieben Arten von Feuern geweiht sind, dürfte eher für ein chaldäisches oder assyrisches, als für ein persisches Denkmal gelten, und es ist wahrscheinlicher, daß die Perser den Cultus ihrer sieben Feuer von den Chaldäern, als jene von den Persern hergenommen haben.

---

[1]) During seven lives. Journal of the R. As. Society, IX. Bd. S. 83.

[2]) Ebenda.

[3]) Der Nord- und Oestliche Theil von Europa und Asia S. 74—75 und über die böse Sieben S. 88.

[4]) Chaldaei statuunt septem mundos corporeos. Bellus in oraculis aegypt.

6) Die alten Perser.

Die sieben Feuer der alten Perser, denen eben so viele Feuertempel geweihet waren, führt das persische Wörterbuch Burhani Kathii S. 42 unter dem Worte Aser, d. i. Feuer, auf; diese sieben Feuer sind: 1) Aseri Mihr, d. i. das Feuer des Mithras; 2) Aseri Nusch [1]); 3) Aseri Behram, d. i. das Feuer des Mars; 4) Aseri Aijin, d. i. das Ceremonienfeuer; 5) Aseri Charin oder Chordad [2]); 6) Aseri Bersin, d. i. das Feuer des Perseus, und 7) Aseri Serdehusch t, d. i. das Feuer Zoroasters. Das erste ist das Feuer der Sonne, das zweite das Feuer der Vernunft? das dritte das Metallfeuer, das vierte das Feuer der Staatsceremonien, das fünfte das Feuer der Pflanzen, das sechste das Feuer des Blitzes, das siebente das von Huscheng zuerst zur Feier des Festes Sede (die persische Lichtmeß) eingesetzte dem Kiesel entlockte Opferfeuer, welches Zoroaster durch neue Satzung heiligte. Nach dem Sendaweſta und dem Schahname sind die sieben Gattungen von Feuern: 1) das dem Kiesel entlockte Opferfeuer Huschengs; 2) Guschasp, d. i. das Sternenfeuer, welches im Schahname noch vor der Zeit Dschemschids erwähnt wird; 3) das von Dschemschid eingesetzte Sonnenfeuer (Mihr Frohun und Fro, das frohe); 4) des Blitzes Feuer (Bersin); 5) das Pflanzenfeuer (Chordad); 6) das thierische (Nerioseng); 7) das von Serduscht eingesetzte [3]). Diesen sieben Feuern waren eben so viele Tempel geweiht. Lajard spricht von sieben in dem Tempel der Anaitis (Anahid) errichteten Pyreen, worunter nur Feueraltäre gemeint seyn können [4]). Die Feueranbeter beobachten in sieben verschiedenen Zuständen das tiefste Stillschweigen: 1) beim Baden, 2) bei der Betrachtung der Gottheit, 3) beim Opfer, 4) beim Essen, 5) beim Trinken, 6) und 7) bei anderen thierischen Verrichtungen [5]). Nach Eusebius sollen die Magier Gott siebenmal mit lauter Stimme angerufen haben [6]). Dieß scheint ein doppelter Irrthum, denn 1) war das Gebet der Magier oder alten Perser kein

---

[1]) Nusch kann hier eben sowohl das griechische Νοῦς vorstellen, als aus dem griechischen Διόνυσος verderbt seyn.

[2]) Als Aseri Chordhat kommt es auf der vorletzten Zeile derselben Seite vor.

[3]) Ausführlicher in den Jahrbüchern der Literatur IX. Bd. S. 222.

[4]) Sept pyrées placés dans le temple d'Anaïs. Mém. de l'Instit. etc. XIV. 99.

[5]) Asiat. Journ. XXXII. 233.

[6]) Magna quemque Deum et septena voce vocant. Otanes Magus V. 14.

lautes, ſondern ein Geſumme (ſemſeme); 2) ſcheint Euſebius den ſiebenſtimmigen Chor der Aegypter mit der Liturgie der Magier verwechſelt zu haben.

7) Die Aegypter.

Zu Memphis waren ſieben den ſieben Planeten geweihte Tempel: die Aegypter hatten ſieben Claſſen von Prieſtern, und die Berechnung ihrer heiligen Tage ließ ſich immer durch ſieben theilen [1]). Sieben, nämlich die Zahl der Kabiren, ſcheint auch die Zahl der ägyptiſchen Götter dritten Ranges geweſen zu ſeyn [2]). Oſiris wurde in zweimal ſieben Theile getheilt. Nach Damascius zählten die Aegypter ſieben Kosmokraten, wovon ſieben für die untere und ſieben für die obere Hälfte der Welt [3]). Die Aegypter führten die heilige Kuh ſiebenmal um den Tempel herum [4]); hieraus iſt zu ſchließen, daß der Umgang um die Götterbilder, deſſen Plutarch im Numa erwähnt, ein ſiebenmaliger geweſen, wie der der Budhiſten und der Moslimen um die Kaaba. Knuphis, die heilige Schlange der Gnoſtiker, hat ſiebenſtrahligen Kopf, wie Apollo und Serapis, die Weltſchlange beugt aber bei den Indern über den ſchlafenden Wiſchnu ſieben Köpfe herein.

III. Die Religionen Europa's.

Wir betrachten zuerſt die der Griechen und Römer, und dann die der ſlaviſchen Völker und Nordländer.

8) Die Griechen.

Zagreus und Dis wurden in ſieben Theile zerſtückt [5]). Das Opfer beſtand aus ſieben Thieren (Schaf, Schwein, Ziege, Huhn, Vogel, Gans, Stier oder Ochs), daher das Sprichwort: der ſiebente Ochs für einen ſehr dummen [6]). Den Drachen Pytho umſchlang Phöbos in ſieben Windungen [7]). Ares deckt in ſeinem Falle ſieben Hufen Landes nicht nur in

---

[1]) οὐδὲ ποτὲ μέντοι τῶν ἑπτὰ λειπομένας. Porphyrius in der Utrechter Ausgabe vom J. 1767 S. 37.

[2]) Creuzer's Symbolik und Mythologie, dritte Ausgabe, S. 248.

[3]) Palin de l'étude des hiéroglyphes, IV. 173.

[4]) Plutarchus de Iside et Osiride. bei Marsham: quia septimo mense solis decursus ab hyberno solstitio ad aestiva conficitur.

[5]) Creuzer's Symbolik und Mythologie, dritte Ausgabe, IV. 116, und Barth S. 76.

[6]) Βοῦς ἑβδόμος. Schott adagia Graecorum p. 202.

[7]) Terrigenam Pythona Deus septem orbibus atris amplexum. Statius Theb. I.

der Ilias, ſondern auch in der Dionyſias [1]). Bei keinem Gotte aber trat die Siebenzahl ſo hervor als bei Phöbos, deſſen Geburtstag derſelbe wie des Plato am ſiebenten des Mondes Thargelion gefeiert ward, weßhalb der Gott ſelbſt der Siebengeborne hieß [2]). Seines ſiebenſtrahligen Diadems iſt ſchon oben erwähnt worden [3]); dasſelbe ſetzte Phaeton bei ſeiner unglücklichen Fahrt auf [4]). Clemens von Alexandrien führt ein Epigramm an, welches den Choral der ſieben griechiſchen Vocale dem Gott der Tonkunſt zu Ehren ertönen läßt [5]). Die Höhle des Boreas, in welche die ſieben Sonnenpferde eingeſtellt wurden, war eine ſiebenfache. Kallimachos ſpricht auch von ſieben Jagdhunden Apollo's, die ſchneller als der Wind; von dieſen in ſeinem Hymnus an Artemis [6]), von der ſiebenfachen Höhle in ſeinem Hymnos an Delos [7]). Die Zahl der Kabiren, der Söhne des Sidik, war Sieben; ſie waren die Beſchützer des Weltſchiffes, auf deſſen Vordertheil ſieben einander ganz ähnliche Brüder ſtanden, im Inneren aber eine Quelle ätheriſchen Lichtes war, deren Strahlen ſich über die ganze Welt ergoſſen [8]). Die Zahl der Muſen war nicht nur neun, ſondern auch vier und ſieben [9]). Zweimal ſieben waren die Prieſterinnen (γεραῖραι) für zweimal ſieben Altäre bei den Myſterien des Bacchus [10]). Die Griechen und auch die Römer theilten ihre Gottheiten in ſieben Claſſen ab: 1) Phänomene und Meteore (φαινόμενα καὶ μετέωρα), wie der Himmel und die Geſtirne; 2) ſchädliche (βλάπτοντες), wie die Erynnien und Ares; 3) nützliche (ὠφελοῦντες), wie Zeus, Here, Demeter; 4) für die Geſchäfte (πράγμασι), wie Elpis, Dike, Eunomia; 5) für die Leidenſchaften (πάθεσι), wie Eros, Aphrodite; 6) Pothos für die Strafen (ποινῶν), wie Hyperion, Japet, Prometheus; 7) wohlthätige (εὐεργέται), wie Dionyſos, Herakles, die Dioskuren [11]).

[1]) Ἑπτὰ ἐπέσχε πύλεθρα πεσών Ilias XXI. 407. Ἄρης ἑπταπύλεθρος. Nonn. Dionysiaca XXXVI. 14.

[2]) Ἑβδομαγενής, Plutarchi Symposiacon Lib. VIII. c. 1, auch Ἑβδομαγέτης.

[3]) Ἑαυτοῦ ἀνδρίαντα ἐν τῇ αὐτοῦ κεφαλῇ ἀκτῖνες ἑπτά

[4]) Ἑπτατόνους ἀκτῖνας ἐπὶ πλοκάμοισιν ἐλίξας. Nonnos XXXVIII. 293.

[5]) Ἑπτά μι φωνήεντα θεὸν μέγαν ἄφθιτον αἰνεῖ. Lib. VI.

[6]) Ἑπτὰ δ' ἔδωκε θάσσονας αὔρων κυνοσουρίδας, Callim. in Dian. v. 93.

[7]) τὼ δέ οἱ ἵππω Ἑπταμυχου Βορέαο παρὰ σπέος πύλεζοντο Callim. in Delum. v. 64.

[8]) Barth: Die Kabiren in Deutſchland, S. 266, nach Martianus de nuptiis philologiae II. 10.

[9]) Τέσσαρες δὲ καὶ ἑπτὶ λέγονται. Phurnut. und in Creuzer's Symbolik und Mythologie, dritte Ausgabe, II. 194.

[10]) Creuzer's Symbolik und Mythologie, erſte Ausgabe, II. 331.

[11]) Plutarchus de placitis Philosophorum I. cap. 6.

9) Die Römer.

Bei ihnen wie bei den Griechen war die Siebenzahl vorzüglich dem Apollo geheiligt. Dem am siebenten Tage gebornen Gotte galt das Fest des siebenten Tages zu Sparta [1]). Der Schreibepfeil (die Rune) fliegt mit der siebentheiligen Zeit [2]). Der siebente Monat war dem Apollo geheiligt [3]). Von den Büchern des Numa handelten sieben vom Rechte der Prieſter und sieben waren pythagoräiſche [4]). Sieben war auch die Opferzahl nicht nur von sieben verſchiedenen Thieren, ſondern auch von sieben Stieren auf einmal [5]).

Nunc grege de intacta septem mactare juvencos.

Septimontia war ein römiſches Feſt, welches wegen des dem Weichbilde der Stadt einverleibten siebenten Hügels gefeiert ward [6]). Dieſes Feſt wurde in Rom an sieben Orten gefeiert [7]). Die Weihe heiliger Dinge wurde zu Rom durch sieben Ceremonien vollzogen, es wurde dazu erfordert: angezündetes Feuer, der Flötenſpieler, der Pontifex, der die alten und feierlichen Worte ſprach, das verſchleierte Haupt, die Einberufung der Verſammlung und der Befehl des Volks [8]). Außer dem Flötenſpieler waren bei den römiſchen Opfern Cythernſpieler, die auf siebenſaitiger Lyra ſpielten [9]). Der durch einen Todſchlag Befleckte mußte ſeine Kleider zweimal siebenmal waſchen [10]); der Eſel des Lucius aber beim Apulejus mußte ſich siebenmal reinigen, weil dieß die heilige pythagoräiſche Zahl [11]). Wenn die Sieben von Pythagoras als die heilige Opferzahl

---

[1]) Creuzer, dritte Ausgabe, II. S. 544, nach Herodot VI. 57.

[2]) Ebenda S. 545.

[3]) Schol. Arist. in Plut. bei Marsham p. 188.

[4]) Libros septem juris pontificii totidemque Pythagoricos fuisse. Plinius XIII. 13.

[5]) Nitsch 7. 642.

[6]) Woldenberg S. 668 nach Hospinian. de orig. fest. Rom. Auf derſelben Seite wird nach einem Verſe des Celtes bemerkt, daß auch Prag wie Rom sieben Hügel habe.

[7]) Palatio, Suburra, Velia, Fagurali, Coelio, Oppio et Cespio. Alex. ab Alex. genialium dierum. L. VI. 1.

[8]) Derſelbe VI. 14.

[9]) Qui lyras septichordes tenderent. Derſelbe IV. 17.

[10]) Derſelbe IV. 17: Septem Latini de jure pontificio erant septem Graeci de disciplina sapientiae. Livius XL. 29.

[11]) Septiesque submerso fluctibus capite quod eum numerum praecipue religionis aptissimum divinus ille Pythagoras prodidit. Metamorph. XI.

anerkannt war, so holte er die Ehrfurcht für ihre Heiligkeit wohl nirgend anders her, als aus dem Morgenlande, sei es von den Indern, Chaldäern, Persern oder Aegyptern, von denen der Glaube an der Heiligkeit dieser Zahl zu den Griechen und Römern überging. Pythagoras aus Samos der Bildhauer, der zuerst Maler gewesen, schmückte den Tempel der Fortuna zu Rom mit den Statuen sieben nackter Göttinnen [1]). Als heilige Zahl der Priester und Opfer findet sich die Sieben auch beim Virgilius und Ausonius:

Nec non Thrēicius longa cum veste sacerdos
Obloquitur numeris septem discrimina vocum [2]).

Obloquitur numeris septem divinum vocum [3]).

Die sieben Saiten der Lyra wurden von den Schwänen abgeleitet, welche bei der Geburt Apollo's die Insel Delos siebenmal umflogen [4]).

10) Die Slaven.

Rigevit, der Kriegsgott der Insel Rügen, wurde mit sieben Gesichtern und mit sieben Schwertern, die an seiner Hüfte hingen, abgebildet [5]).

11) Die alten Deutschen.

Wir begnügen uns hier die Sieben anzuführen, die sich in Jakob Grimm's deutscher Mythologie zerstreut befinden, ohne dieselben einer andern Ordnung als die der Seitenzahl des Werks zu unterwerfen. Der Donnerkeil fährt tief in die Erde und braucht sieben Jahre, um wieder auf die Oberfläche der Erde zu rücken, indem er jedes Jahr eine Meile aufwärts steigt [6]). Rugewit, der schon oben als der slavische Kriegsgott vorgekommen, wird mit sieben Gesichtern dargestellt [7]). Die Eintheilung der deutschen Volksstämme war eine siebentheilige [8]). Die ungeheuere Größe des Leibes, vermöge welcher Ares in der

---

[1]) Plinius XXXIV. 8.

[2]) Aeneis VI. v. 645.

[3]) Ausonii Cento nuptialis.

[4]) . . . κύκνοι δὲ θεοῦ μέλποντες ἀοιδοὶ
Μηόνιον Πακτωλὸν ἐκυκλώσαντο λιπόντες
Ἑβδομάκις περὶ Δῆλον. Callim. in Dolum v. 249.

[5]) Karamsin's Geschichte, I. Bd. S. 68.

[6]) S. 165.

[7]) Ebenda S. 298.

[8]) Ebenda S. 336.

Ilias sieben Hufen Landes decket, ist auch dem deutschen Herakles eigen. Wenn der göttliche Sigurd ein vollgewachsenes Kornfeld durchschritt, reichte der Schuh seines sieben Spannen hohen Schwertes an die aufrecht stehenden Aehren [1]). Der Dosenberg hat eine Glatze, auf welcher nichts zu wachsen vermag; alle sieben Jahre, gewöhnlich Freitags, zeigt sich darüber eine hohe blaue Flamme, die auf der Erde über dem Umfang eines großen Kessels brennt [2]). Ein schwedisches Volkslied erzählt von einer Jungfrau, die dem Bergkönige sieben Töchter geboren [3]). Der schottische Wechselbalg sagt: sieben Jahre war ich alt, bevor ich zur Amme kam [4]). Sieben Jahre lang wartete die Haßfrau (d. i. die Meerfrau) auf die Rückkehr des von ihr geraubten Mädchens, welches ihr Bruder entführt hatte [5]). Die Kirche, welche Olaf bauen wollte, sollte so groß seyn, daß sieben Prediger darinnen predigen konnten [6]). Die Friesen setzten sieben Seeblätter in ihren Schild und glaubten unter diesem Zeichen zu siegen [7]). Das mythische Marienkäferchen hat sieben schwarze Punkte auf seinem rothen Kleide (Coccinella septempunctata) [8]). Bei der Erscheinung eines Cometen begeben sich sieben merkwürdige Dinge: „sô müezen siben sachen in der werlt ergân'" [9]). Im Räthsel bei Reimar von Zweter wird der Wagen des Jahres von sieben weißen und schwarzen Rossen gezogen [10]). Sobald der Maigraf gegen Pfingsten erwählt war, hatten die Holzerben an der Ilse aus sieben Dörfern den Maiwagen zu bauen [11]). Die Benennung des französischen Todtentanzes la danse Macabre wurde irrig von den sieben Machabäern abgeleitet, ganz gewiß ist die Ableitung aus dem arabischen Makabir (nicht Magabir, wie Michelet schreibt) die richtige [12]). In dem Mährchen vom Spielhansel bindet dieser den Tod sieben Jahre lang an einen Baum fest [13]). Sieben

[1]) Ebenda S. 359.
[2]) Ebenda S. 428.
[3]) Ebenda S. 435.
[4]) Ebenda S. 438.
[5]) Ebenda S. 463.
[6]) Ebenda S. 515.
[7]) Ebenda S. 620.
[8]) Ebenda S. 658.
[9]) Ebenda S. 685.
[10]) Ebenda S. 699.
[11]) Ebenda S. 737.
[12]) Ebenda S. 811.
[13]) Ebenda S. 814.

Ehen eines Weibes [1]). Sieben Jahre lang jagt Grönjette nach der Meerfrau, wie der wilde Jäger nach der Holzfrau [2]). Im Otomannsberg beim Dorfe Geismar und im Schloßgewölbe bei Wolfahrtsweiler erscheint alle sieben Jahre eine schneeweiße Jungfrau [3]). Um einen Menschen von der Thiergestalt zu entzaubern, muß ein unschuldiges Mädchen sieben Jahre lang stumm und schweigend ein Hemd spinnen [4]). Gebiert eine Frau sieben Söhne hinter einander, so kann der siebente durch einen Schlag mit der Hand allerlei Schaden heilen [5]). Ein Nöschsegen spricht von sieben und siebzig Nöschen [6]). Bei dem Anbinden der Kräuter mußten siebenblätterige oder siebenknotige gewählt werden [7]). Der zauberkräftige Stein fand sich nur in dem Kopfe eines sieben Jahre alten Kapauns [8]). Nach irischem Volksglauben muß jeder ausgesprochene Fluch auf irgend etwas niederfallen: er schwebt sieben Jahre in der Luft [9]).

IV. Die Religionen Vorderasiens,

d. i. die mosaische, christliche und moslimische, von denen zwei in Palästina, die dritte in Arabien wurzelte.

12) Die Hebräer.

Philo der gelehrte Jude gibt über die Siebenzahl und ihre Wichtigkeit, die sich überall in der Bibel aufdrängt, die folgende Auskunft: Sacra hebdomas per sex dierum orbem, seu revolutionem, hanc alii nominarunt virginem ad eximiam ipsius castitatem intuentes, alii etiam matris expertem nuncupant e solo parente — est etenim numerus validissimus ac praestantissimus pulchre a natura comparatus ad imperium et principatum; — nam quaecunque e rebus sensibilibus optima sunt, per que Etesiae tempestates et temporum meatus ac circuitus ordinate peraguntur septenarii vim percipiunt — equidem planetas septem et ursam et plejadas et lunae crescentis ac tergavertentis et diminutae revolutiones aliarumque stellarum harmonicos et quovis sermone

---

[1]) Ebenda S. 822.
[2]) Ebenda S. 806.
[3]) Ebenda S. 914.
[4]) Ebenda S. 1052.
[5]) Ebenda S. 1101.
[6]) Ebenda S. 1110.
[7]) Quod e graminum genere septem internodia habet — alliget ei septem folia. Ebenda S. 1151.
[8]) Ebenda S. 1169.
[9]) Ebenda S. 1177.

potiores circuitus — hexadi quidem ortu mundi partium consecrato, hebdomadi vero absoluta perfectione data, etenim hexas numerus est par et impar compactus ex bis tribus cum habeat masculum imparem, foeminam vero parem — deßhalb die Zahl des Sabbaths, an welchem alle Tugenden geübt werden sollen. Quapropter septimo quoque die sexcentae per totam vrbem prudentiae, temperentiae fortitudinis justitiae aliarumque virtutum scholae panduntur (die Sabbathschulen). — Tanta porro veneratione septenarium Moses prosequitur — ad septimum annum semper novas tabulas, seu debitorum remissionem instituit [1]). Diese pythagoräische Zahlendeutelei von der gleichen und ungleichen Zahl ist augenscheinlich eine spätere alexandrinischer, gnostischer Gelehrsamkeit, an welche Moses nicht gedacht, der die Ehrfurcht für die heilige Zahl Sieben aus Aegypten mitgebracht; dort war, wie wir gesehen haben, der siebenmalige Umgang ein heiliger, deßhalb tragen die Priester die Arche siebenmal um Jericho's Mauern, siebenmal blasen sie in die Hörner, und dieß sieben Tage lang, bis sich die Stadt ergab; wahrscheinlich war die Zahl der täglichen Gebete auch bei den alten Aegyptern die Sieben. David lobt den Herrn siebenmal des Tages und sieben seiner Psalmen sind als die Bußpsalmen bekannt. Die Rabbiner nennen die sieben heiligen Geister, welche Gott umgeben, die sieben Sephiroth [2]); dieß sind aber nur die sieben niederen Sephiroth, die drei höheren umgaben sich zum Behufe der Schöpfung der Welt mit sieben Namen, die drei höheren: Majestät, Barmherzigkeit, Stärke; die sieben niederen: Schönheit, Güte, Sieg, Ehre, Herrlichkeit, Gründlichkeit, Recht [3]). „Bileam sprach zu Balak: Baue mir hier sieben Altäre und schaffe mir her sieben Farren und sieben Widder" [4]). So opfert auch Hiob sieben Farren und sieben Widder [5]). Die Stiftshütte ward in sieben Monaten vollendet und Moses opferte durch sieben Tage unter freiem Himmel [6]). Moses sprengte das Salböl siebenmal auf den Altar [7]). Die Arche heißt im Koran Tabut, so heißt aber auch die Pyramide oder das Trauergerüst, welches die Schii am Todestage Husein's zu dessen Andenken errichten, und das sieben Stockwerke

[1]) Philo 1178—1180.
[2]) Nimrod II. S. 47.
[3]) Erasmi Francisci eröffnetes Lusthaus S. 117.
[4]) Numeri XXIII. 1 und 29.
[5]) Hiob XLII. 8.
[6]) Zonaras I. 15.
[7]) Leviticus VIII. 11.

hat [1]). Die Reinigung war bei den Hebräern eine siebenfache; der Reine mußte den Unreinen am siebenten Tage besprengen [2]). „Der Priester soll seinen Finger in das Blut tunken und damit siebenmal sprengen vor dem Herrn“ [3]). Siebenmal wird Naaman im Jordan gewaschen [5]). Der von Elisäus vom Tode zum Leben erweckte Sohn der Sunamitin gähnt und niesset siebenmal [5]). Elias betet siebenmal gegen den Orient gewendet [6]). Sieben Tage dauerte die Fasten [7]). Sieben Theile der Bibel, in welche Cardinal Hugo dieselbe eintheilte, erwähnt Wurffbain S. 106. Daß die Hebräer sieben Tage lang die Hochzeit begingen und sieben Tage lang um die Todten trauerten, ist schon oben erwähnt worden. Kehre siebenmal zurück, befahl Elias dem Achab, und siebenmal fiel Jakob zur Erde. Diese siebenmalige Wiederkehr und dieses siebenmalige Niederfallen findet sich in dem siebenmaligen Umgange der Araber um die Kaaba und in dem siebenmaligen Niederwerfen (προσκύνησις) wieder.

13) Die Christen.

Die sieben Sacramente, die sieben Bußpsalmen, die sieben Werke der Barmherzigkeit, die sieben Freuden und Leiden Mariä, die sieben Worte Christi, die sieben Frauenfeste, die sieben Stationen des Kalvarienbergs, die sieben Bitten des Vaterunsers, die sieben Gaben des heiligen Geistes, die sieben Priesterweihen, die sieben Todsünden, die sieben Wochen, die auf Ostern folgen, sind allbekannt; weniger die folgenden Siebner christlicher Lehre, als: die sieben Briefe des Ignatius, deren Eusebius erwähnt [8]); die zweimal sieben apocryphen Bücher des alten Testaments [9]) und die sieben Episteln, deren Verfasser ungewiß, im neuen Testamente [10]). Im Rosenkranze sind siebzig Ave Maria und sieben Vaterunser. Die canonischen Horen sind sieben. Die Litanei ist eine siebenfache [11]). Der sieben ökumenischen

[1]) Asiatic transactions III. 99.
[2]) Numeri XIX. 19.
[3]) Leviticus IV. 6.
[4]) II. Buch der Könige V. 10 und 14.
[5]) Ebenda IV. 34 und Zonaras II. 16.
[6]) I. Buch der Könige XVIII. 43.
[7]) Ebenda XXXI. 13.
[8]) Wurffbain S. 106.
[9]) Derselbe S. 105.
[10]) Derselbe S. 106.
[11]) Derselbe S. 174.

Concilien und der sieben asiatischen Kirchen ist schon oben unter anderen Abschnitten erwähnt worden. Die Serviten wurden im dreizehnten Jahrhundert von sieben Frommen gestiftet [1]). Woldenberg zählt die sieben Prophezeiungen auf, welche im Evangelium von Christus vorkommen [2]). Siebenmal vergoß Christus Blut: bei der Beschneidung, im Garten auf dem Oelberg als er Blut schwitzte, bei der Geißelung, bei der Krönung, bei der Kreuzigung, bei der Eröffnung der Seite [3]). Sieben sind die großen von ihm gewirkten Wunder: 1) die Verwandlung des Wassers in Wein, 2) die Heilung von Gichtbrüchigen, 3) von Blinden, 4) von Lahmen, 5) die Austreibung des Teufels, 6) die Speisung von vielen Tausenden mit fünf Broten und dann wieder mit sieben Broten, 7) die Auferweckung vom Todten zum Leben [4]). Sieben Tage ruhte Jesus im Grabe und siebenmal erschien er nach seinem Tode den Jüngern [5]). Sieben Jahre lang blieb Jesus in Aegypten, um sich den Verfolgungen des Herodes zu entziehen [6]). Sieben Teufel trieb Jesus aus Maria Magdalena aus [7]); in der siebenten Stunde verließ das Fieber den Sohn des Emirs von Capharnaum. Sieben sind nicht nur die Theile des Vaterunsers, sondern auch die Punkte des christlichen Glaubensbekenntnisses, nämlich der Glaube 1) an die Dreieinigkeit, 2) an Gott den Vater, 3) an Gott den Sohn, 4) an Gott den heiligen Geist, 5) an die Schöpfung, 6) an die Erlösung, 7) an die Heiligung [8]). In Bezug auf diese sagt das Liederbuch der Clara Hätzlerin:

Dein segen pringet haimlich dar
Die siben hailikait so gar.

und dann zehn Verse weiter noch von sieben andern christlichen Geheimnissen:

Du zündest siben Candelier,
Du bist der siben steren zier.
Der siben gab ain durch florier,
Der siben döner magistrier,

---

[1]) Nicolai's Reisebeschreibung III. 81.

[2]) 1) Matthäus XXVII. 19, 2) Matth. XXVII. 24, 3) Lukas VIII. 28, 4) Johannes VII. 40, 5) Derselbe VII. 46, 6) Matth. XXI. 11, 7) Derselbe XXVII. 54.

[3]) Woldenberg S. 657.

[4]) Ebenda.

[5]) Ebenda.

[6]) Ebenda S. 655.

[7]) Lukas VIII. 2.

[8]) Wurffbain S. 124.

Der siben sigill öffent schier!
Zu himel mit viguren vier
Sach sant Johannes sölich wunder.
Nun ratt den siben kirchen hie,
Wamit man got dien vnd auch wie,
Dem sich muß piegen yeglich knye [1]).

Die Jakobiten in Aegypten hatten sieben Gebete, bei deren Verrichtung sie sich gegen Osten wandten [2]). Das heilige Grab zu Jerusalem hat sieben Schätze [3]); auch zeigt man dort sieben Häuser der heiligen Jungfrau. Der Papst wird an sieben Orten geküßt: am Munde, auf der Brust, an der Schulter, auf der Hand, auf den Armen, auf den Knieen und auf den Füßen [4]). Die sieben Gaben des heiligen Geistes kommen häufig in altdeutschen Dichtern vor; so im Titurel: „Dona spiritu sancte in siben valt vnd mere" [5]). In den Kirchen der Griechen waren für die Abstufungen des Clerus Sitze in sieben Stufen [6]). Auf eine Todsünde wurden sieben Jahre im Fegfeuer gerechnet, welche durch Ablaß aufgehoben werden konnten [7]). Die Zahl von sieben christlichen Kirchen findet sich nicht nur in den sieben bekannten kleinasiatischen Gemeinen, an welche der Apostel Paulus schrieb, sondern auch in Irland, Schottland und anderswo in sieben wirklichen Kirchen; so gibt es 1) sieben Kirchen auf der Insel des Sees Ree, den der Fluß Shanon durchfließt; 2) die sieben Kirchen von Athlone, am Ufer des Flusses; 3) die sieben Kirchen von Clonmarnoise; 4) die sieben Kirchen von Iniscaltre im Laughderry; 5) die sieben Kirchen von Scattery Island im Ausgang des Shanon; 6) die sieben Kirchen von Arrenmore; 7) die sieben Kirchen von Straden, auf dem Berge bei Gleichenberg. In dem Jubeljahre werden zu Rom sieben Kirchen bestimmt, in welchen der Ablaß gewonnen werden kann. Mönche strenger Observanz, wie die Karthäuser, mußten den Chor siebenmal beten, weil nach dem oben angeführten Verse der Psalmen David den Herrn siebenmal des Tages lobte. Außer den sieben Gaben des heiligen Geistes, welche sich von den sieben

---

[1]) S. 254.

[2]) Taki-addini Makrizii Historia Coptorum Christianorum p. 167.

[3]) Besson II. 126.

[4]) Woldenberg S. 571.

[5]) In der Ausgabe Hahn's S. 20.

[6]) Nicolai's Reisebeschreibung V. 94.

[7]) There are seven ranks of ecclesiastical degrees. Greigs hist. of Cambridge I. 239.

Geistern bei Jesaijas, und diese von den sieben Amschaspanden der Perser herschreiben, hat der heilige Geist sieben Namen, wie ehemals das alte und neue Rom; diese sind nach Wurffbain: 1) Geist, 2) heiliger Geist, 3) Taube, 4) Wolke, 5) Hauch, 6) Wind, 7) feurige Zunge. Die Zahl der Bußjahre für schwere Sünden in der alten Kirche war sieben Jahre [1]).

14) Die Moslimen.

Da das Gebäude des Islams auf den Grundfesten der mosaischen und christlichen Religion aufgeführt ist, so darf die häufige Wiederkehr der Sieben in Allem, was die Satzungen des Islams betrifft, nicht im Geringsten Wunder nehmen. Deßhalb bestehen auch mehrere arabische Werke, die sich bloß mit der Siebenzahl beschäftigen, das eine das Sukkerdan, d. i. die Zuckerbüchse Ibn Chodschle's aus Telmesan, gest. i. J. 776 (1374) [2]), in sieben Hauptstücken: 1) von den Eigenschaften des Siebners; 2) von der Vorliebe der Sultane für diese Zahl; 3) von dem Verhältnisse der Himmelsstriche zur Siebenzahl; 4) vom siebenten Sultan; 5) von seinen Thaten; 6) von den sieben wunderbaren Begebenheiten; 7) von der Auslegung von sieben Koransstellen mit einem Anhange, der wieder siebengetheilt ist. Das zweite Werk, welches den Titel es-sebiiat, d. i. die Siebner führt, von Ebu Naßr Mohammed Ben Abderrahman el-Hamadani [3]).

Bei der näheren Betrachtung aller in den Satzungen des Islams und seiner Sekten vorkommenden Sieben lassen sich diese am füglichsten in die folgenden sieben Abtheilungen bringen: 1) Gott, 2) Gottes Wort, der Koran, 3) die Sunna oder Ueberlieferung des Propheten, 4) das Gebet, 5) die Wallfahrt, 6) gesetzliche und sittliche Bestimmungen, 7) die Lehre der Ismailije, welche den Beinamen der Siebner oder Gesiebenten führen [4]), und von denen die Druſen nur ein ausgearteter Zweig.

1. Gott.

Noch vor der Einführung des Islams verehrten die Araber vorzüglich sieben Götzenbilder, die ursprünglich wahrscheinlich nichts als die sieben Planeten vorstellten, welche auch Aser,

[1]) Pour les erreurs du genre de celle d'Eudoxe l'expiation étoit de sept ans dans l'église. Chateaubriand les Martyrs II. 240.

[2]) Auf der kaiserlichen Hofbibliothek im gedruckten Cataloge Nr. 102.

[3]) In dem Cataloge meiner Handschriften Nr. 328. Jahrbücher der Literatur Bd. LXXXIII. S. 11.

[4]) Sebiin, d. i. die Siebner. Gesch. der Assassinnen S. 31 u. 32

der Vater Abrahams, geschnitzt [1]). Die sieben Eigenschaften Gottes werden in den folgenden sieben Namen vorgestellt [2]), welche auch auf Talismanen häufig vorkommen: 1) la Illah ill' Allah, d. i. es ist kein Gott als Gott; 2) Jallah, d. i. o Gott! 3) ja Hu, d. i. o Er! (Jehova); 4) ja Hakk, d. i. o Wahrheit! oder o Recht! 5) ja Haij, d. i. o Allebendiger! 6) ja Kaijum, d. i. o Allbeständiger! 7) ja Kahhar, d. i. o Allrächender [3])!

2. Der Koran.

Im Koran befinden sich Wörter aus den sieben vorzüglichsten Dialecten der arabischen Sprache, welche schon oben in dem Abschnitte der Sprachen vorgekommen [4]), daher die sieben Lesearten des Korans, in welche die Wissenschaft der Koranslesung eingetheilt wird. Der Koran selbst zerfällt in sieben Theile, welche von den Lesern in sieben Nächten gelesen werden, von einem Freitag bis zum nächsten: 1) die ersten fünf Suren; 2) die folgenden sechs; 3) die folgenden sieben, d. i. von der Sure Joseph bis auf die Sure Maria, diese mit eingeschlossen; 4) von der XX. bis auf die XXIX.; 5) von der XXIX., d. i. die Spinne, bis auf die XXXVIII. (Ssad); 6) von dieser bis auf die LV. (er-Rahman); 7) von dieser bis zu Ende. Diese sieben Abtheilungen, welche Ahsab heißen, wovon die erste drei Suren, die zweite fünf, die dritte sieben, die vierte neun, die fünfte eilf, die sechste dreizehn, die siebente die übrigen sechs und sechzig kleinen Suren in sich begreift [5]). Die sieben Gebote des Islams sind: 1) der Glaube an Gott, seine Engel und an die göttliche Sendung Mohammeds; 2) das Gebet; 3) das Almosen; 4) die Fasten; 5) die Wallfahrt; 6) der Krieg wider die Ungläubigen; 7) der Gehorsam und die Unterwerfung unter die gesetzmäßige Autorität [6]). Diesen sieben Pflichten fügen

---

[1]) Azar, père d'Abraham, avoit fait sept idoles, pour représenter les sept planètes. Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. Tom. II. p. 131.

[2]) Mouradjea d'Ohsson: Tableau de l'Empire Ottoman IV. 632.

[3]) Dieß ist die wahre Bedeutung des Namens und nicht Victorieux, wie so viele Reisebeschreiber übersetzen, wenn sie von dem Namen der Hauptstadt Aegyptens el-kahiret, d. i. die Rächende (Cairo) sprechen. Andere übersetzen eben so irrig ghalib mit Sieger, während jenes nur der Gewaltige heißt; der Sieger im Glaubenskampfe heißt ghasi, der Siegreiche naßir oder Manßur.

[4]) The Coran sent in seven dialects. Meshcat I. 61.

[5]) Taschköprisade's große Encyclopädie im Exemplare der Hofbibliothek Blatt 236 erste Seite.

[6]) Exposé de la religion de Druzes par Silvestre de Sacy I. p. 461.

die Druſen ſieben andere bei, von denen weiter unten im ſiebenten Abſchnitte die Rede ſeyn wird. Der Sinn des Korans, welcher auf arabiſch Bathn heißt, iſt ein ſiebenfacher, und nach dieſen ſieben Bäuchen des Korans ſind die ſieben Stufen des beſchaulichen Lebens der Ssoſi geregelt [1]). Dem Inhalte nach wird der Koran ebenfalls ſiebenfach eingetheilt, nämlich: 1) in Parabeln, 2) Geſchichten, 3) Ermahnungen, 4) Verſprechungen, 5) Drohungen, 6) Gebote, 7) Verbote [2]). Nach einer Ueberlieferung Mohammeds beſteht der ganze Koran nur in ſieben Buchſtaben: „Der Koran iſt heruntergeſtiegen in ſieben Buchſtaben gänzlich“ [3]). Die ſieben Glieder des Korans (sebaa Mesani) heißen die ſieben Verſe der Fatiha (die Eröffnerin), d. i. der erſten Sure des Korans, welche dem Vaterunſer der Chriſten entſpricht; die ſieben längſten Suren des Korans führen bei den Arabern denſelben Titel, wie die ſieben Moaallakat, d. i. die an der Kaaba aufgehangenen Gedichte; ſie heißen nämlich es-sebaa eth-thawal [4]), d. i. die ſieben langen. Dieſe ſieben Suren ſind: die der Kuh (die zweite), die der Familie Imran (die dritte), die der Weiber (die vierte), die des gedeckten Tiſches (die fünfte), die der Heerden (die ſechste), die der Scheidewand (die ſiebente), die des Jonas (die zehnte). Auf dieſe ſieben Suren bezieht ſich das Ueberlieferungswort des Propheten: „Euch ſind gegeben worden die ſieben Langen.“ Für den vierten Theil des Korans haben die Perſer einen beſondern Namen, welcher das Siebentel heißt, nämlich Heftek [5]). Auf arabiſch heißen die ſieben Theile des Korans Esbaa. Dieſe ſieben Theile ſind auf die Leſung von ſieben Nächten berechnet [6]). Gott beſiebne Dich [7])! heißt im Arabiſchen ſo viel, als: Gott gebe Dir ſiebenfachen Lohn! — Die Siebenzahl kommt im Koran ſiebenmal vor, nämlich: die ſieben Himmel, die ſieben Erden, die ſieben Meere, die ſieben Tage der Woche, die ſieben Himmelsſtriche, die ſieben oberwähnten Glieder (Mesani) und die ſieben Theile (esbaa) des Korans. Der den Koran Herſagende muß ſich bei zweimal ſieben Verſen deſſelben

---

[1]) Muſtakimſades Commentar zum ſogenannten Diwan Ali's, gedruckt zu Kairo im J. 1255, S. 313.

[2]) Meshcat in der engliſchen Ueberſetzung.

[3]) nelele el-Koran ala sebaatin ajetin külloha.

[4]) Kamus, Conſtantinopolitaner Ausgabe III. 275.

[5]) Burhani kathii, Conſtantinopolitaner Ausgabe S. 841.

[6]) Kamus, Conſtantinopolitaner Ausgabe II. S. 596.

[7]) sebaa allahu lek. Ebenda.

zur Erde niederwerfen. Sieben sind die Grade der Verwandtschaft, in denen nach dem Koran die Ehe verboten ist [1]). Sieben sind die talismanischen Suren und Verse des Korans, nämlich: die Fatiha, d. i. die erste Sure des Korans; die Sure Ichlaß, d. i. die hundert zwölfte; dann die beiden letzten CXIII und CXIV, welche zusammen el-mowisetein, d. i. die beiden, wodurch man sich zu Gott wider den Satan flüchtet, heißen; dann der Vers des Thrones (Ajetol kursi), d. i. der 256ste der zweiten Sure. Der Vers der Eroberung, d. i. der 13te der LXI. Sure, und der Lichtvers, d. i. der 36ste der XXIV. Sure; in diesem Verse kommen sieben Gegenstände vor, nämlich: die Lampenblende, die Lampe, das Glas, der Baum, das Oel, das Feuer und das Licht. Endlich die sieben Grüße des Korans, welche das persische Wörterbuch unter dem Artikel heft-Selam, d. i. die sieben Grüße, aufzählt [2]); diese sind: 1) Heil das Wort von dem Herrn dem Allerbarmenden; 2) Heil über Noe in beiden Welten; 3) Heil über Abraham: 4) Heil über Moses und Aaron; 5) Heil über Jasin; 6) Heil Euch! seid gut, so werdet Ihr eingehen in das Paradies und ewig darin bleiben; 7) Heil bis zum Aufgang der Morgenröthe.

3. In der Ueberlieferung.

Nach derselben mußte Gabriel Gott dem Herrn siebnerlei Erden bringen, um daraus den Menschen zu bilden. Der Prophet befahl sieben Dinge und verbot sieben andere; er gebot: 1) die Kranken zu besuchen; 2) einem Sarge das Grabgeleite zu geben; 3) beim Niesen Helfgott! zu sagen; 4) den Gruß des Selam aleikum nicht mit aleikum Selam zu erwiedern; 5) eine Einladung anzunehmen; 6) einen Eid zu bestätigen; 7) jedem Unterdrückten, sei es ein Gläubiger oder ein Ungläubiger, beizustehen; er verbot: 1) Goldringe zu tragen; 2) seidene Kleider; 3) Stickereien; 4) gefütterte Sättel; 5) rothe Chabraquen; 6) goldene und 7) silberne Geschirre [3]). Nach einer anderen Stelle des Mischkat befahl der Prophet sieben Dinge: 1) die Armen zu lieben und sich ihnen nahe zu halten; 2) die Unteren gütig zu behandeln; 3) die täglichen Pflichten gehörig zu erfüllen; 4) nichts zu kaufen; 5) die Wahrheit zu sprechen in jedem Falle; 6) keine Schmähung zu fürchten wegen der wahren Religion; 7) oft den Spruch zu wiederholen: Es

---

[1]) Burhani kathii S. 840.

[2]) Kamus III. S. 942.

[3]) Meshcat I. S. 340.

ist keine Kraft und keine Macht als bei Gott [1])! Nach einem Ausspruche Mohammeds ist das Martyrthum ein siebenfaches: erstens das des Frohnkämpen, der auf dem Schlachtfelde für den wahren Glauben stirbt; 2) der zweite Martyr ist der an der Pest stirbt; der dritte der Ertrunkene; der vierte der Verbrannte; der fünfte der von einer Mauer Erschlagene; der sechste der an Seitenstechen oder an der Kolik stirbt; siebentens das im Kindbett sterbende Weib [2]). Der Prophet sagte: „Der Ungläubige frißt mit sieben Mägen und der Gläubige nur mit Einem." Sieben im Koran erwähnte Dinge sind unvergänglich: 1) der höchste Himmel (el-aarsch); 2) der Thron Gottes (el-kursi); 3) die Tafel des Schicksals; 4) die Feder des Schicksals; 5) das Paradies; 6) das Feuer der Hölle; 7) die Geister. Der zu Constantinopel gedruckte Commentar von Birgili's, Tharikatol-Mohammedije [3]), führt S. 249 sieben Punkte auf, in welchen die Bekenner des Ritus Malik mit denen des Ritus Schafii in Betreff der Reinigung vollkommen übereinstimmen; diese sind: 1) daß in dem ersten Jahrhundert der Hidschret sich Niemand um die Reinigkeit der den Sclaven und Sclavinnen anvertrauten Gefäße, in welchen das Wasser aufbewahrt ward, bekümmerte; 2) daß sich Omer mit dem Wasser des Kruges einer Christin wusch; 3) daß der Prophet nicht aus den Geschirren aß, aus denen eine Katze gegessen; 4) daß die Reinigung vom Schmutz vollkommen, wenn auch das Wasser durch dieselbe schmutzig wird; 5) daß kein Unterschied zwischen fließendem Wasser und stehendem; 6) daß eine große Menge Wassers durch ein Paar Tropfen Urin, die darein gefallen, nicht verunreinigt wird; 7) daß in verflossenen Jahrhunderten man sich in den Bädern gemeinsam im Becken badete und wusch, ohne Rücksicht ob die Hände rein oder schmutzig. Nach einer bei Pococke erhaltenen Ueberlieferung verweilen die Seelen der verstorbenen Gläubigen sieben Tage in ihren Gräbern, die Seelen der Ungläubigen fallen als unrein verworfen bis zur siebenten Erde in eine Grube (Sain).

4. Vom Gebete.

Die sieben Glieder el-Mesani es-sebaat sind oben mit der Bedeutung der sieben Verse der Fatiha vorgekommen; sie bedeuten aber auch die sieben Glieder des Leibes, die zum Niederwerfen beim Gebete nöthig sind, und die auf arabisch auch el-Erab heißen, unter welchem Namen sie in der Ueberlieferung des Propheten vorkommen [4]). Diese Glieder sind die Stirne,

[1]) Meshcat II. S. 507.

[2]) Ebenda I. S. 347. [3]) Ebenda S. 249.

[3]) Kamus, Constantinopolitaner Ausgabe I. S. 73.

die beiden Hände, die beiden Knie und die beiden Füße. Die gesetzmäßigen Gebete und Reinigungen sind zwar fünf, aber dieses ist nur die auf Bitte des Propheten in der Nacht seiner Himmelfahrt verminderte Zahl der Gebete und Reinigungen, deren Gott der Herr in jener Nacht von jedem Moslim sieben gefordert hatte [1]). Trotz dieser verminderten Anzahl der täglichen Gebete sind doch die Categorien des Gebetes, welche den sieben Bitten des christlichen Vaterunsers entsprechen, unwandelbar sieben, nämlich: 1) Inschallah, d. i. so Gott will! das Vertrauen auf Gott; 2) Maschallah, d. i. was Gott will! die Ergebung in Gott; 3) Bismillah, d. i. im Namen Gottes! Bitte um Erfolg beim Beginn jedes Dinges; 4) Istaghferallah, so viel als verhüte Gott! wörtlich aber: ich flehe Gott um Verzeihung meiner Sünden; 5) Eusbillah, d. i. ich flüchte mich zu Gott wider alles Uebel; 6) Elhamdlillah, d. i. Dank sei Gott! und 7) Subhanallah, d. i. gepriesen sei Gott! Lobpreis. Stellt man diesen sieben Categorien die sieben Bitten des Vaterunsers gegenüber, so entspricht das Vaterunser der Du bist in dem Himmel dem Inschallah, das geheiliget werde Dein Name dem Subhanallah, Dein Wille geschehe dem Maschallah, gib uns heute unser tägliches Brot dem Bismillah, und vergib uns unsere Schuld dem Istaghferallah, das führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Uebel dem Eusbillah [2]). Hiebei sei bemerkt, daß sich im Vaterunser eine Bitte befindet, die in den sieben Categorien des moslimischen Gebetes nicht vorkommt, nämlich die mystische: Zukomme uns Dein Reich, und daß eine Gebetcategorie des Moslims im Vaterunser leer ausgeht, nämlich die natürliche des Dankes. Die sieben Categorien des moslimischen Gebetes sind in einem arabischen Distichon enthalten, das auf Deutsch übersetzt so lautet:

Verzeihung flehend flüchte ich zu Gott.
Ich bitt' Ihn und vertrau' Ihm in der Noth.
Dem Herrn ergeb' ich mich zu jeder Zeit,
Mit Dank lobpreis' ich Ihn in Ewigkeit! —

Ein besonderes Stoßgebet des Propheten lautete: Herr versiebne (die Jahre der Fruchtbarkeit), wie die Sieben Jusufs [3]). Die Moslimen haben sieben heilige Nächte des

[1]) Meshcat p. 102.

[2]) Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten. Wien 1844.

[3]) Die 620ste Ueberlieferung in dem großen Sammler Bochari's, im Cataloge meiner Handschriften Nr. 248, im Anzeigeblatte des LXXV. Bandes der Jahrbücher der Literatur S. 14.

Jahres: 1) die Geburtsnacht des Propheten am 12. Rebiulewwel; 2) die Nacht der Empfängniß des Propheten am ersten Freitag des Mondes Redscheb; 3) die Nacht der Himmelfahrt des Propheten am 27sten desselben Monats; 4) die Nacht des 15. Schaaban, in welcher die Engel, welche die Handlungen des Menschen aufzeichnen, ihre Rollen abgeben; 5) die Nacht der Vorherbestimmung, in welcher der Koran vom Himmel gesendet ward, am 27. Ramadhan; dann 6) und 7) die beiden Nächte unmittelbar vor dem großen und kleinen Beiram, nämlich dem 1. Schewwal, das Ende der Faste, und dem 10. Silhidsche, d. i. dem Opferfeste. Die große Encyclopädie Taschköprisade's [1]) zählt sieben besondere Pflichten des Freitags auf, deren erste das Beiwohnen wissenschaftlicher Versammlungen, die sechs anderen besondere Gebete sind.

5. Von der Wallfahrt.

Der siebenmalige Umgang (um die Kaaba) ist schon oben in älteren Religionen, nämlich in denen der Inder [2]) nachgewiesen worden. Dazu kommt der siebenmalige Lauf der Pilger zwischen den beiden Bergen Merw und Ssafa zum Andenken, weil Sara siebenmal diesen Gang verrichtet hatte [3]). Die Pilger werfen dann dreimal sieben Steine wider den zu steinigenden Satan. Sieben glatter Kiesel bedienen sich auch die Moslimen zur Reinigung der Hände in Ermanglung des Wassers [4]).

6. Ethisches.

Nach dem zu Constantinopel gedruckten Werke Medschalisi Sinanije hat der Baum der Erkenntniß im Inneren des Rechtgläubigen sieben Aeste, der aus seinem Herzen sprossende Ast trägt als Frucht den sicheren Willen, der aus seiner Zunge sprossende Ast trägt als Frucht die Aufrichtigkeit der Worte, der aus seinen Augen sprossende Ast trägt als Frucht die Betrachtung der Beispiele, der aus seinem Fuße sprossende Ast trägt die Frucht des Besuchs geistiger Versammlungen, der aus seiner Hand sprossende Ast trägt die Frucht des Almosengebens, der aus seinem Bauche sprossende Ast trägt die Frucht nichts Verbotenes zu essen, der aus seiner sinnlichen Begier sprossende

[1]) Im Exemplare der kaiserlichen Hofbibliothek Blatt 222.

[2]) L'hommage du Parkerma consiste à tourner sept fois autour de celui, auquel on le rend. Polier. Mythologie des Indous II. 130.

[3]) In der französischen Uebersetzung Thaberi's von Dubeux S. 156.

[4]) Mangelt Wasser, so läßt er siebenmal glatte Kieselsteine unter eigenen Formeln über seine Hände rollen. Sieber's Reise nach der Insel Creta II. S. 199.

Aſt trägt die Frucht, daß er allen ſinnlichen Begierden entſagt [1]). Nach einer durch die angegebenen Quellen verbürgten Ueberlieferung des Imam Sendoſti (Weiberfeindes) [2]) ſpricht das Grab ſiebenmal des Tages: 1) Ich bin das Haus der Einſamkeit, verſchafft euch darin als Genoſſen die Leſung des Korans; 2) ich bin das Haus der Finſterniß, erleuchtet dasſelbe mit nächtlichem Gebete; 3) ich bin das Haus des Kieſes, legt euch darin gute Handlungen als Kiſſen unter; 4) ich bin das Haus der Schlangen, verwahrt euch dawider mit dem Teriak reicher Thränen; 5) ich bin das enge Haus, erweitert es durch die Größe eurer Seelen; 6) ich bin das Haus der Armuth, bereichert es durch eure Genügſamkeit; 7) ich bin das Haus der Bitte, darum wiederholt oder mir die Formel des Glaubensbekenntniſſes: „Es iſt kein Gott als Gott und Mohammed iſt ſein Prophet!“

7. Von der Lehre der Ismaili und Druſen.

Die erſten haben ihren Namen der Siebner von Ismail, dem Sohne Dſchaafer eß-ßadik, welcher letzte der ſechste, und jener der ſiebente Imam, dann von ihren ſieben ſprechenden Propheten (Adam, Noah, Abraham, Moſes, Jeſus, Mohammed und Ismail) und deren ſieben Helfern (Seth, Sem, Ismail der Sohn Abrahams, Aaron, Simeon, Ali und Mohammed, der Sohn Ismails, des ſiebenten Imams). Sie hatten ſieben Grade ihrer Geheimlehre [3]); von ihnen iſt die Lehre des Siebners zu den Druſen übergegangen, welche auch ſieben redende Propheten und ſieben ſtumme Helfer haben; Hakim biemrillah, ihr eingefleiſchter Gott, trug ſieben Jahre lang ſchwarze Kleider, ließ ſich ſieben Jahre lang den Bart wachſen, ſperrte die Weiber ſieben Jahre lang ein, ritt ſieben Jahre lang einen Eſel [4]) u. ſ. w. Der Katechismus der Druſen hat ſieben Gebote, ihre Sammlung heiliger Bücher hat ſieben Bände; außer den ſieben Himmeln, ſieben Erden, ſieben Planeten, ſieben Wochentagen haben ſie auch ſieben Elemente; die vollkommene Statur des Menſchen mißt ſieben Spannen, die Spanne hat ſieben Zoll, der Menſch hat ſieben Oeffnungen im Geſichte; in jedem Menſchenalter leben ſieben nach verſchiedenen Graden von einander verſchiedene Perſonen: 1) der Imam; 2) das Gefäß (Esas); 3) der Ssomasa, welcher die Wiſſenſchaft vom vorigen, wie dieſer vom Imam erhalten; 4) der Miſſionär (Dai); 5) die Gefrei-

---

[1]) S. 206 und ebenda der Dank der ſieben Glieder S. 212 u. 217

[2]) Ebenda S. 210.

[3]) Geſchichte der Aſſaſſinen S. 54.

[4]) Silv. de Sacy, Exposé de la religion des Druzes I. 367, 463, 467.

ten (Mesuni); 6) Mokellebi die Spürhunde; 7) Mumini das Volk; dann die siebenfache politische Abstufung der Assassinen [1]).

Siebente Pforte: Magisches und Mystisches.

So wie oben bei der deutschen Mythologie Grimm's Werk über dieselbe zur Quelle gedient hat, der wir unbedingt gefolgt, so halten wir uns hier zuerst an Kleuker's schon ziemlich selten gewordenes Werk Magicon [2]). Nicolai, dessen Reisebeschreibung ein Jahr später erschien, hat dasselbe vermuthlich unter die höchst dummen und schwärmerischen Bücher gerechnet, wie die sieben heiligen Grundsäulen der Zeit und Ewigkeit, worüber er sich sehr ereifert [3]). „Das Universum „beruht auf sieben unsichtbaren Mobilien oder Urgestalten; „sie sind die sieben Farben des Urlichts, die sieben Sterne „des Thrones Gottes, die sich einst wieder vereinigen sollen, „wenn siebenfach stärkeres Licht hervorzubringen. Die sie„ben Planeten der sichtbaren Welt sind Bilder von jenen sie„ben Urorganen der göttlichen Einwirkung auf die unsichtbare „Welt [4]). — Des Urmenschen Thron war ein furchtbares Qua„drat, von sieben unsichtbaren Mobilien, den sieben Ster„nen seiner Glorie umgeben, deren lebendige Kräfte ihm zu Or„ganen seiner Allwirksamkeit dienen. Dieser Standpunkt seiner „Glorie war das wahre Eden, ein Lusthain von sieben Bäu„men, deren unvergleichliche Früchte ihn nährten [5]), — Die „sieben allegorischen Bäume des ursprünglichen Aufenthalts „des Menschen sind die sieben Urkräfte der emanirenden Gott„heit, die sieben Organa und πνεύματα, welche als so viel un„sichtbare Mobilien (deren Nachbild für die Sinnlichkeit die „sieben Planeten sind) auf alles einfließen und wirken» [6]). — Das siebente Blatt des göttlichen Buches von zehn Blättern bezieht sich auf die sieben göttlichen Urkräfte, welche die Urbilder aller Sinnlichkeit in sich halten [7]). „Die geheiligten Na„men Gottes sind die ersten Ableitungen des unaussprechlichen „Namens, der sich durch die sieben Urkräfte offenbart, und

[1]) Geschichte der Assassinen S. 88 und 89.

[2]) Μαγικὸν, oder das geheime System einer Gesellschaft unbekannter Philosophen. Frankfurt und Leipzig 1784.

[3]) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, VI. B. S. 406.

[4]) S. 20.

[5]) S. 48.

[6]) S. 225.

[7]) S. 229.

„dieſe ſieben Urkräfte ſind die geheiligten Namen, welche das „Leben fließen laſſen in alle Weſen [1]). Die ſieben unſichtbaren „Mobilien waren in den älteſten Theologien der Brahmanen, „Chaldäer und Perſer ſehr bekannt, und wurden als das Har„monicon des Weltalls, welches nicht die ſieben Planeten „waren, verehrt. Mehrere Propheten haben dieſe heilige Sie„ben in ihren Geſichten erblickt, wohl nicht bloß aus dem ſie„benfachen Lichte des heiligen Leuchters [2]).— Der Septe„nar, welcher aus 3 und 4, 4 und 3, 6 und 1 beſteht, be„deutet: 1) außer der Zeit die ſieben Urgeſtalten Gottes; „2) in der Zeit und Sinnlichkeit das Syſtem der phyſiſchen Na„tur; die Zeit und Dauer des Sinnlichen; die ſieben ſicht„baren Mobilien (Planeten) als Bilder jener unſichtbaren. Wie „16 als 4 × 4 und 9 als 3 × 3: ſo iſt 49 als 7 × 7 von gro„ßer Bedeutung“ [3]). Die vom Verfaſſer des Magicon als An„hang deſſelben aufgeführten Hauptſinnbilder der Martiniſten ſind ebenfalls ſieben: 1) „Die undurchdringliche Hülle oder Waf„fenrüſtung des urſprünglichen Menſchen, nebſt der ihm verlie„henen feurigen, zweiſchneidigen und alldurchdringenden Lanze; „2) der Wald von ſieben Bäumen; 3) das allegoriſche Buch „der zehn Blätter; 4) das Quadrat; 5) der zerſtörte und durch „das große Werk wieder aufzubauende Tempel; 6) der unaus„ſprechliche Name des großen Weſens; 7) die geheiligten Na„men, durch welchen allen Weſen Leben zufließt“ [4]). Der„gleichen Magiſches findet ſich bei Kircher und vor ihm bei Por„phyrius. Die von Kircher angegebenen ſieben Welten ſind: 1) die Muſterwelt Hempht des Oſiris; 2) die Welt der Engel mit ſieben Claſſen derſelben; 3) die materielle Welt der ſie„ben Planeten; 4) die Körperwelt der ſieben Metalle; 5) die Pflanzenwelt; 6) die Thierwelt; 7) die kleine Welt des Menſchen, Mikrokosmus in ſeinen ſieben Zuſtänden [5]). Euſebius führt aus Porphyrius die ſiebentönige Herrſchaft der Planeten an [6]).

---

[1]) S. 234.

[2]) S. 269.

[3]) S. 170.

[4]) S. 222.

[5]) Caedes Deorum tragica est septima unitas discretiva et intellectualis. Septenarius numerus indicat mundum inferiorem, huic respondet illud Jamblichi: Opifex sensibilis mundi septimus est hierarchiae intellectualis. Kircherus.

[6]) τῆς Ἑπταφθόγγου βασιλεως. Ostanes magorum optimus septisonae rex — καὶ σφέδρα καὶ καθ' ἕκαστον αἰὶ θεὸν ἑπταχιφώνην — magica haec duplicia, non tantum per singulos septem dierum Deos, sed etiam per septemplicem ritus repetitionem usitata est. Jarchus Brachmanus Apollonio Tyanaeo dedit. Philostr. L. III. c. 13.

Apollonius von Tyana, der große Magiker, hat sieben den Planeten gleichnamige Ringe (vermuthlich auch aus sieben verschiedenen Metallen), von denen er alle Tage einen anderen anſteckte [1]). In dem Planetenſyſteme iſt zwar heute die Siebenzahl nicht mehr ſtichhältig (es ſei denn, wenn verdoppelt), dennoch ſagt Schubert in der Geſchichte der Seele [2]): „Das ganze Planetenſyſtem ſcheint nach der bedeutungsvollen Siebenzahl geordnet, es beträgt die geſammte Ausdehnung von der Sonne bis zum Uranos ſiebenmal ſo viel als der Abſtand des Merkurs von der Sonne, d. i. der Durchmeſſer der Uranosbahn iſt ſiebenmal ſiebenmal größer als jener der Bahn Merkurs.» — Die Sieben ein Namenszeichen, eine hieroglyphiſche Andeutung ihres Weſens, durch deſſen Kräfte die ganze Sichtbarkeit geſchaffen iſt. Die Siebenzahl ſtellt ſich auch in den ſieben Werkzeugen der magiſchen Kräfte, wodurch die Zauberer wirken, heraus, nämlich in den Ringen, Steinen, Kräutern, Worten, Metallen, Siegeln und Schriftzügen. Die Linien der Hand, woraus die Chiromanten wahrſagen, ſind ſieben. Sieben war die heilige Zahl in den Myſterien, auf den Gefäßen, deren Gemälde auf die Myſterien des Dionyſos ſich beziehen, kommt mehr als einmal die ſiebenſtufige Leiter vor, deren ſieben Sproſſen wahrſcheinlich die ſieben Weihen vorſtellen, die ſich noch in den ſieben Weihen katholiſcher Prieſter erhalten haben. Die ſieben Grade der Weihen der Mithras-Myſterien ſind bekannt [3]). Dieſe ſieben Weihen waren in den Mithras-Myſterien durch ſieben Pforten vorgeſtellt [4]). Auch in den Thesmophorien war die Siebenzahl die heilige und ſieben Tage lang dauerte das Feſt der myſiſchen Ceres [5]). Sieben waren die Gebote für die Heiligkeit der Wächter des Graal's [6]). Die Myſterien der Griechen und Römer waren ſieben an der Zahl: die des Oſiris, des Iſis, die der Kabiren, des Mithras, des Dionyſos, der Ceres und die orphiſchen. In der Lehre der Ssofi, d. i. in der älteſten orientaliſchen Myſtik, herrſcht überall die Siebenzahl vor,

---

[1]) Ebenda.

[2]) S. 318 — 320 in den Ahndungen der allgemeinen Geſchichte des Lebens II. 1 — 2.

[3]) Leontica, Coracia, Patrica, Heliaca, Gryphia, Persica, Mithriaca.

[4]) In mysteriis Mithrae septem portae. Celsus apud Originem.

[5]) In quo cum septem operentur dies. Alexandri ab Alex. genialium dierum L. VI. c. 8.

[6]) Hahn's jüngerer Titurel S. 51.

nach welcher auch die geheime Lehre der Ismaili sieben Stufen hatte. Die sieben mystischen Männer, welche immer zu gleicher Zeit auf der Erde leben (Imam Kuthb, Abdal, Ewtad, Nodscheba, Nokaba, Budala (Βυδάλα), sind schon oben vorgekommen; sie werden insgemein unter dem Namen der sieben Leiber (Heft-tenan, Heft-endam) bezeichnet. In der großen Encyclopädie Taschköprisade's [1]) werden die sieben Sitten oder Manieren der Einsamkeit el-Uslet angegeben, und im Commentare des angeblichen Diwans Ali's [2]) wird gesagt, daß die sieben Stufen des beschaulichen Lebens (Soluk) den sieben Bäuchen des Korans, d. i. dem siebenfachen Sinne desselben nachgebildet seien. Die sieben Stufen der Begeisterung der Ssofis heißen Heft-hal, was aber auch eben so viel als in sieben Zuständen heißt [3]). Der ganze Ssofismus ist indischen Ursprungs und hat seine Wurzel theils in der Lehre der Vedantis, theils in dem noch älteren Mönchthum der Budhisten, welche den Griechen als Samanäer, d. i. als Verehrer Schakamuni's, bekannt waren. Das Prinzip der siebenfachen Vervollkommnungsleiter findet sich schon in den sieben Graden, welche der Mensch durchlaufen muß, um ein vollkommener Budha zu werden; diese sieben Grade sind: Samanéan, Arhan, Srawaka, Pratyeka, Buddha, Buddhisattra und Buddha [3]). Mehrere mystische Werke der Araber, Perser und Türken enthalten die mystische Eintheilung der siebenfachen Seele [5]). Statt aus der Centurie mystischer Werke, welche in dem Cataloge meiner Handschriften von Nr. 289 bis 381 aufgeführt sind, zu schöpfen, begnügen wir uns, die jüngste Erscheinung der deutschen orientalischen Literatur zur Hand zu nehmen, nämlich Hrn. Dr. Ludolph Krehl's unlängst im türkischen Texte mit deutscher Uebersetzung erschienenen Erfreuung der Geister, und bei dieser Gelegenheit auf dieses Erstlingswerk eines jungen, hoffnungsvollen Orientalisten aufmerksam zu machen [6]). —

[1]) Bl. 275.

[2]) S. 313.

[3]) Burhani kathii S. 838.

[4]) W. H. Sykes notes on the religious, moral and political state of India before the Mahomedan invasion. Journal of the R. As. Society VI. 264.

[5]) Im Cataloge meiner Handschriften Nr. 331 und 333, im Anzeigeblatt der Jahrb. der Lit. Bd. LXXXIII. S. 17 und LXXXIV. S. 35.

[6]) Außer den oben im Texte gleich folgenden entsprechenderen Eigenschaftswörtern der siebenfachen Seele bemerken wir nur noch ein Paar andere Kleinigkeiten, wie z. B. daß der Titel besser die Fröhlichkeit als die Erfreuung der Geister lauten würde,

Die siebenfache Seele ist: 1) die gebietende, d. i. die begierliche sinnliche Seele, im Gegensatz der vernünftigen (nathika) [1]; 2) die tadelnde, richtiger die sich tadelnde Seele, indem sie nicht Andere, sondern sich selbst tadelt [2]; 3) die inspirirende (warum nicht deutsch die eingebende?); 4) die ruhige (besser die beruhigte); 5) die zufriedene; 6) die Gott wohlgefällige; 7) die vollkommene Seele. Die sieben Arten [3] des Herzens sind: 1) die Brust; 2) das eigentliche Herz (Kalb); 3) der Herzbeutel; 4) Leber oder Lunge [4]; 5) das Korn des Herzens, d. i. das grüne Korn der göttlichen mystischen Liebe, im Gegensatze des schwarzen Korns der sinnlichen Begier, welches Gabriel der Brust des Propheten entnommen [5]; 6) das schwarze Korn Suweida (der Begier), im Gegensatz des vorhergehenden grünen der göttlichen Liebe [6]; 7) die Schönheit des Herzens (Behdschetul kalb) [7]. Die sieben Arten (nicht Stufen) finden sich wieder in den nach den sieben Tagen der Woche eingetheilten Classen des Jüngers, welcher 1) Moslim, d. i. der den Islam Bekennende; 2) Mumin, d. i. der Gläu-

---

indem Nushet intransitiv Erfreuung, aber transitiv auf arabisch nicht Nushet, sondern Tefrih heißt. Der Name der Landschaft Gilan ist irrig Kilan geschrieben; die Richtigkeit dieser letzten Schreibart ist nicht nur durch die einstimmige Schreibart aller Reisebeschreiber, sondern auch durch die persischen Wörterbücher unwiderleglich dargethan, indem das Wort nicht im Hauptstücke des Kjaf, sondern des Gjaf vorkommt; so im Ferhengi Schuuri II. 312 und im Burhani Kathii Const. Ausgabe S. 726. Kuddese sirruhu ist nicht wörtlich mit: Geheiliget werde sein Geheimniß, sondern mit: Geheiliget werde sein Grab zu übersetzen, indem sirr hier vollkommen synonym mit merkad. Auch dieses über dem Grabe frommer Männer schwebende Geheimniß schreibt sich schon von den Budhisten her, welche das Grab ihres Budha unter den Dagobas so viel als möglich verbergen.

[1]) Jahrb. der Lit. LXXXIII. Bd. Anzeigebl. S. 17.

[2]) Die Erfreuung der Geister S. 17.

[3]) Thawr heißt Art und nicht Stufe, wie K. S. 29 übersetzt.

[4]) So Meninski's und nach ihm Kieffer's Wörterbuch; woher Hr. K. Herzensglut genommen, wissen wir nicht.

[5]) Hr. K. übersetzt dieß ganz willkürlich mit Herzensblut.

[6]) Hr. K. übersetzt eben so willkürlich das Innere des Herzens. Suweida als Verkleinerungswort von Sewad findet sich ausführlich erklärt in der Constant. Ausgabe des Kamus I. S. 627.

[7]) Nicht die Wonne des Herzens, wie Hr. K. übersetzt; denn Behdschet heißt Schönheit und Werth und nicht Wonne. Kamus I. S. 377. Gleich darauf: Zahidi Kilani soll als der Einsiedler von Gilan übersetzt seyn, denn sahid ist hier kein eigener Name.

bige; 3) Mohsin, d. i. der Wohlthätige [1]); 4) Mottaki, d. i. der Gottesfürchtige; 5) Birr, d. i. die Gerechtigkeit oder Wohlthätigkeit; 6) Muchliß, d. i. der Aufrichtige; 7) der Wahre [2]). Diesen sieben Arten des Jüngers an den sieben Tagen der Woche entsprechen die sieben Worte der Derwische, die schon oben noch Mouradjea d'Ohsson erwähnt worden sind [3]). Die mystischen Scholastiker des Mittelalters überkamen ihre Vorliebe für die Zahl Sieben von den morgenländischen Mystikern. Der englische Doctor (Bonaventura) schrieb eine besondere Abhandlung von dem siebenfachen Stoffe zum Lobe Gottes und ein Buch von der Reise der Seele zu Gott in sieben Stationen, welche ganz den sieben Makamat der Ssofis entsprechen: Alle Empfindung und Vorstellung im Weltall sei geheimnißvoll gebunden, der Schlüssel des Alles umschlingenden Bandes seien die heiligen Zahlen der Drei und der Sieben. Das ganze Räthsel der endlichen und unendlichen Existenz liege in der doppelten Drei und der hinzutretenden Einheit. Das niedere Leben habe nämlich drei Stufen, das höhere ebenfalls, die siebente Zahl, welche die doppelte Drei verbinde, habe in der menschlichen Sprache keinen Namen und keinen entsprechenden Zustand mehr, weil sie in Gott sei [4]). Der Doctor Angelicus und der Doctor Seraphicus stützten sich beide auf das, was der heilige Augustinus in dem Buche über die wahre Religion und in dem sechsten über die Musik gesagt. Die Sieben, welche aus Drei und Vier zusammengesetzt, stelle nämlich das All (Universitas) vor. Nach diesen Vorgängen der Scholastiker des Mittelalters ist es kein Wunder, daß der große Mystiker des verflosse-

---

[1]) Ganz verkehrt nimmt Hr. K. den Namen des Jüngers für einen Namen Gottes, und übersetzt statt der Wohlthätige, der Allmächtige!

[2]) Durch einen Irrthum des Textes kommt Muchliß zweimal, nämlich sowohl am Freitage als Sonnabende vor.

[3]) 1. La Illah, illalah; 2. Jallah, im türkischen Texte bloß Allah; 3. Ja Hu; 4. Ja Hakk, 5. Ja Haij; 6. Ja Kajum; 7. Ja Kahhar. Tableau de l'emp. Oth. IV. p. 632.

[4]) Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk VIII. Bd. S. 232 nach der Antwerpener Ausgabe 1591: de septem itineribus aeternitatis, Tom. VI. p. 149 und 216; dann Itinerarium mentis in Deum in der römischen Ausgabe vom J. 1596 Tom. VI. 138: Haec autem speculatio dilatatur secundum considerationem septem differentium numerorum, quibus quasi septem gradibus conscenditur in Deum secundum quod docet Augustinus in libro de vera religione et in sexto musicae ubi assignat differentias numerorum gradatim conscendentium ab his sensibilibus usque ad opificem numerum.

nen Jahrhunderts Saint Martin in seinen beiden Werken des Erreurs et de la Vérité und de l'Esprit des Choses der Siebenzahl eine so große Wichtigkeit eingeräumt hat, wie aus den folgenden Stellen erhellet: L'on sait que cet accord de septième fatigue l'oreille, la tient en suspens, et demande à être sauvé, en terme de l'art [1]). La première (opération spirituelle) est cette jonction spirituelle que fait l'être septénaire lors de la liaison à la forme materielle [2]). Il (l'esprit Saint) ne dédaigne point de concilier ces actions spirituelles septénaires avec les loix temporelles de la région sensible afin que par la réunion de sons septénaire spirituel au ternaire temporel nous ayons sans cesse présent ce fameux nombre dénaire qui comme image de la divinité doit concilier tous les êtres [3]). L'homme placé entre le soleil et l'arc-en-ciel est toujours au centre de sept circonférences que cet arc lui présente [4]). Le rapport qui se trouve entre le nombre septénaire des couleurs qui composent l'arc-en-ciel c. a. d. entre ce nombre d'actions matériel et celui des sept agens principaux spirituels préposés pour soutenir l'univers [5]). Le lecteur verra qu'il ne peut pas y avoir de mouvement spirituel qui ne soit septénaire, puisque c'est lá le nombre des ressorts de l'esprit et que la force et la résistance que nous avons montrée comme étant le pivot universel de toute action sont elles-même les deux bases constitutives auxquelles ce nombre septénaire doit son existence [6]). Je ferai la remarque que ces trois nombres 1. 4. 7. que nous reconnaissons si clairement dans les phénomènes sensibles que nous observons est réellement le signe et l'expression des trois puissances éternelles dont les résultats ternaires se manifestent universellement et dont j'ai montré les vertus. — L'homme se trouve occuper la place intermédiaire entre cet astre (le soleil) et le sept actions qui en proviennent et comme son organe et comme un agent depositaire de ses vertus [7]). L'homme est le maître de faire changer la place à ces sept circonférences en se changeant lui-même, car il en conserve toujours le centre [8]). — Punition que la justice divine a prononcée pour les êtres prévaricateurs. C'est d'être liés et assujettis par le sept puissances spirituelles principales qui gouvernent

[1]) Des erreurs et de la Vérité II. 209.

[2]) Oeuvres posthumes II. 180.

[3]) II. 187. Rapports spirituels et temporels de l'arc-en-ciel. II. 247.

[4]) Ebenda S. 252 — 257 — 264.

[5]) Ebenda S. 259.

[6]) De l'esprit des choses II. 248.

[7]) De l'arc-en-ciel p. 257.

[8]) Pag. 252.

l'univers, mais de ne les apercevoir dans leur essence qu'ils en éprouvent chaque jour les influences supérieures [1]). — Le troisième (châtiment) aura son entier effet dans le septième millénaire qui est le tems ou la justice divine distribuera sur la postérité de l'homme les peines et les récompenses selon l'usage qu'il aura fait de ses facultés [2]). — Heureux quand les bons amis comme le gouttes d'eau qu'imbibe la terre se rencontrent en moi — qu'ils se fortifieront tous le sept [3]). — J'ai changé sept fois de peau en nourrice [4]). — L'ange exterminateur prend une des sept coupes pleines de la colère de Dieu [5]). — Dieſe Proben aus Saint Martins Schriften liefern Beweis genug, daß die Myſtik deſſelben bei weitem dunkler und verwirrter, als die der Ssofis und der Scholaſtiker des Mittelalters; ob die Saint Simoniſten nicht auch wie die Saint Martiniſten der Zahl Sieben eine myſtiſche Bedeutung unterlegen, wiſſen wir nicht und haben die Werke des neuen Herrn von Saint Simon nicht geleſen, ſondern nur die alten des Herzogs von Saint Simon, in welchen die folgende Erklärung des Namens der kleinen Birnen, welche auf franzöſiſch sept en gueule heißen, weil man deren ſieben auf einmal im Munde faſſen und beißen kann. Pellegrine, die berühmte Perle des Königs von Spanien, war von der Größe einer ſolchen kleinen Muskatellerbirne: faite et évasée comme ces petites poires que l'on apelle de sept en gueule; — leur nom marque leur grosseur quoique qu'il n'y ait point de bouche qui en puisse tenir sept à la fois sans péril d'étouffer [6]). — Da uns hier Saint Martin auf Saint Simon, dieſer auf ſeinen früheren Namensgenoſſen geleitet hat, ſo ſei es erlaubt, bei Gelegenheit von Saint Martin auch des dermaligen größten franzöſiſchen Dichters, der ein größerer Dichter als Politiker, Herrn von La Martine's zu erwähnen, in deſſen neuen Betrachtungen die Sieben in Bezug auf den ſiebenmaligen Poſaunenruf des jüngſten Gerichtes in ſchöne Verſe eingerahmt iſt:

Jusqu'au jour où des morts perçant la voûte sombre
Une voix dans le ciel les apellant sept fois
Ensemble éveillera ceux qui dormoient à l'ombre
De l'éternelle croix.

Mit dieſem ſiebenmaligen Rufe der Gerichtspoſaune des jüngſten Tages ſchließen wir dieſe Abhandlung über die Zahl

[1]) Pag. 253.
[2]) Oeuvres posthumes II. 127.
[3]) Ebenda.
[4]) Ebenda I. 4.
[5]) Saint Martin III. 313.
[6]) Mémoires de Duc de Saint Simon II.

Sieben, welcher keine andere den ersten Rang an Wichtigkeit, Heiligkeit und Einfluß streitig machen kann. Die sieben Pforten, durch die wir die Leser geführt, sind gleichsam die sieben Zeugen, welche bei den alten deutschen Gerichten erfordert wurden, und womit wir die Leser besiebnet oder übersiebnet haben [1]).

Die ältesten Schriftsteller, welche über die Zahl Sieben geschrieben haben, wie Macrobius und der gelehrte Jude Philo, haben die Wichtigkeit der Sieben aus dem arithmetischen Verhältnisse der beiden Zahlen, aus denen sie zusammengesetzt ist, nämlich aus der ersten ungleichen (drei) und dem Quadrate der ersten gleichen (vier) abgeleitet, und ihre Heiligkeit auf die Satzungen der ältesten heiligen Schriften zurückgeführt. Da sich der älteste Cultus überall auf Sonnen-, Feuer- oder Planetendienst zurückführen läßt, so ist wohl kein Zweifel, daß mit der Beobachtung des geregelten Laufes der sieben Wandelsterne auch zuerst die hohe Verehrung für die Zahl Sieben, welche zugleich die der Wochentage ward, auftauchte. Diese äußere Veranlassung, welche fast alle Schriftsteller, die sich mit der Zahl Sieben beschäftigten, nachgewiesen haben, ist jedoch eine höchst zufällige und keineswegs in der Natur des Menschen gegründete; eine wesentliche hingegen und tief in der Physiologie des Menschen liegende ist der unläugbare Einfluß der Sieben in den kritischen Tagen der Krankheiten und in der Entwicklung des Menschen von seiner Bildung im Mutterschooße an bis an das Ende seines Lebens, welche Butte in den Grundlinien der Arithmetik des menschlichen Lebens [2]) ausführlich entwickelt hat. Die doppelte Beobachtung also nach Außen und Innen, die der unbeweglichen und beweglichen Siebenzahl im großen und kleinen Heerwagen, in der Pleias und in den sieben Wandelsternen und in den sieben Farben des Regenbogens am Himmel, und dann die zugleich auf sich selbst zurückkehrende Beobachtung natürlicher Erscheinungen in der inneren Natur des Menschen, in den Leben oder Tod entscheidenden Tagen der Krankheiten und in den Perioden der Geschlechtsentwicklung mußten die Zahl Sieben vor allen andern auf den Hochaltar der Heiligkeit erheben, auf dem sie schon von den ältesten Völkern verehrt ward und auf dem sie sich durch die heiligen

[1]) So sollen wir mit sibn überseit sein — Uebersibnen, Uebersibenden etwas, das man bereits selbst beschworen hat, noch von sechs Männern beschwören lassen. Westenrieder's Glossarium germanico-latinum unter den Wörtern überseit, übersibnen und sacramentalis.

[2]) Landshut 1811.

Schriften derselben bis auf unsere Tage erhalten hat. Die Wichtigkeit der Zahl Sieben in ihrem arithmetischen Bezuge ist gewiß eine Frucht späterer Untersuchungen, welche ursprünglich gewiß nicht den Pythagoräern, sondern den Indern angehört, deren Zahlzeichen von den Arabern angenommen, die unsrigen geworden sind. Als heilige Zahl der Amschaspande und der sieben Gaben des heiligen Geistes ward sie die natürliche der alten und neuen Mysterien, von denen der Isis und der eleusinischen bis zur Priesterweihe und den sieben Stufen, auf denen sich der unvollkommene Mensch zum vollkommenen ausbildet. Wie im Systeme der arabischen Encyclopädie die Wissenschaft des Inneren, d. i. die Ascetik und Mystik, den Giebelpunkt bildet, so hier die siebenstufige Leiter der Vervollkommnung durch das beschauliche Leben. Alle diese hier zusammengefaßten Gründe haben, wenn nicht klar, doch dunkel, den Dichtern aller Völker vorgeschwebt, in deren Versen die Siebenzahl so häufig vorkommt. Wir haben im Laufe dieser Abhandlung die Stellen der griechischen und römischen Dichter angeführt, weil sie uns als Sachbeweise für das graueste Alterthum dienten. Die Sammlung solcher Stellen aus neueren Dichtern aller Sprachen würde zu weit führen und nichts beweisen, da sie meistens nur auf alten Aberglauben sich gründen, aber als Anhang mögen einige solcher Stellen bloß aus englischen und deutschen Dichtern (alten und neuen) hier Platz finden. Am häufigsten kommt die Siebenzahl im Shakespeare vor; allbekannt ist seine siebenfache Abstufung der Entgegnung vom höflichen Bescheide bis zur Strafung offenbarer Lüge: 1) the retort courteous, der höfliche Bescheid; 2) the quip modest, der feine Stich; 3) the reply churlish, die grobe Erwiederung; 4) the reproof valiant, die muthige Abfertigung; 5) the counterchek quarrelsome, der zänkische Widerspruch; 6) the lie with circumstance, die versteckte Lüge; 7) the lie direct, die Lüge geradezu. Er vergleicht die sieben Alter des Menschen mit einem Schauspiel von sieben Akten:

All the world's a stage
And all the men and women merely players;
They have their exits and their entrances,
And one man in his time plays many parts,
His acts being seven ages.

I knew when seven justices could not take up a quarrel.

Im Wintermährchen nutmegs seven, im Sommernachtstraum:

From Athens is her house remote seven leagues *).

---

*) Midsummer-night's-dream I. 1.

By seven o' clock i'll get You such a ladder [1]).

At seventeen years many their fortunes seek;
But at fourscore it is too late a week [2]).

But time will not permit. All is uneven,
And every thing is left at six and seven [3]).

Edward's seven sons, whereof thyself art one,
Were as seven phials of his sacred blood;
Or seven fair branches, springing from one root:
Some of those seven are dried by nature's course;
Some of those branches by the destinies cut [4]).

For we that take purses go by the moon and seven stars [5]).

I did that I did not this seven years before:
I blushed to hear his monstrous devices [6]).

Horse to ride, and weapon to wear;
But mice, and rats, and such small deer
Have been Tom's food for seven long year [7]).

Weary seven-nights. nine times nine [8]).

—Sweet Knights I kiss thy neif; what! we have seen the seven stars [9]).

For since these arms of mine had seven years' pith [10]).

I was seven of the nine days out of the wonder [11]).

The fire seven times tried this
Seven times tried that judgement is [12]).

---

[1]) The two gentlemen of Verona, III. 1.
[2]) As you like it, II. 3.
[3]) Richard II. Act. II. 2.
[4]) Ebenda II. Act. I. 2.
[5]) King Henry IV. I. 2.
[6]) Ebenda II. 4.
[7]) King Lear, III. 4.
[8]) Macbeth, I. 3.
[9]) The second part of Henry IV., II. 4.
[10]) Othello, I. 3.
[11]) As you like it. III. 2.
[12]) Merchant of Venice II. 9.

Schon vor Shakespeare hatte der alte Spencer der Sieben in seiner Fairy Queen gehuldigt:

By this the northerne wagoner had set
His sevenfold teme behind the stedfast starre.

Der große brittische Lyriker Dryden beginnt in seiner Umschreibung des Veni Creator die Anrufung des heiligen Geistes mit:

Plenteous of grace, descend from high
Rich in thy sevenfold energy!

Aber auch außerdem in verschiedenen Stellen, wie:

His flying fingers and harmonious quill
Strike sev'n distinguishd notes and sev'n at once they fill
This gentle Cock for solace ot his life
Sev'n misses had besides his lawfull wife.

Pope hob die Sieben in Ernst und Scherz in seinen moralischen Versuchen und in der Dunciade hervor:

Good sense, which only is the gift of Heav'n
And tho' no science, fairly worth the sev'n [1]).

With that a tear (portentous sign of grace)
Stole from the master of the sevenfold face [2]).

Johnson in seinem Gedichte über die Eitelkeit menschlicher Wünsche:

With weekly libels and septennial ale
Their wish is full to riot and travail.

Gay beschreibt Londons sieben bei den seven dials zusammenlaufende Straßen:

Where famed Saint Giles's ancient limits spread
An immense column rears its lofty head
Here to sev'n streets sev'n dials count the day
And from each other catch the circling ray.

Mit dem halben Dutzend der angeführten großen englischen Dichter wetteifert Englands größter Satyriker Swift in der Prosa seines Tale of a tub.: The three brought over several deserters from its two great rivals seven and nine [3]). Er macht sich hier über die drei heiligen Zahlen drei, sieben und neun zugleich lustig; so auch in den folgenden Stellen über die mystische Bedeutung der Zahl Sieben: I have couchd a profound mystery in the number of O's multiplied by seven and divided by

---

[1]) Moral essais IV.

[2]) Dunciad I. v. 245.

[3]) Introduction to the tale of a tub.

nine [1]). It were much to be wishd that every Prince in Christendom will take seven of the deepest scholars and shut them up close for seven years in seven chambers with a command to write seven ample commentaries on this comprehensive discourse[2]). Ein engliſches Sprichwort, das, wenn wir nicht irren, auch Walther Scott irgendwo in einem ſeiner zahlreichen Werke anführt, verbürgt die Brauchbarkeit eines Dinges, das man ſieben Jahre lang aufbewahrt hat: Keep a ding seven years and you'll find an use for it. Dieſes Sprichwort findet auf einige der hier zu einem Ganzen verarbeiteten Auszüge über die Zahl Sieben ſiebenfache Anwendung, indem einige dieſer Auszüge wohl ſiebenmal ſieben Jahre aufbewahrt wurden, ehe ſie brauchbar verwendet werden konnten, wie dieß z. B. der Fall bei den Stellen der in früher Jugend geleſenen deutſchen Claſſiker, wie Wieland, Schiller, Mathiſſon u. ſ. w. Dieſen gehen aber hier die altdeutſchen Gedichte voraus:

Ich lebet je mit ungemach
Siben jar e ich itzt spreche [3]).

Die siben stern siben tugende haltent [4]).

Den sibentage ziten [5]).

Er ist ein ar, ein trache
selb siben sint die pflegende
mit kraftriche sache [6]).

Aus dem Liederbuche der Clara Hätzlerin iſt ſchon oben eine lange Stelle unter der Rubrik, wohin ſie gehörte, gegeben worden, welcher wir hier die folgenden anfügen:

Sy ist der siben kunst ain hort [7]).

Ich habs gesucht in siben lannden [8]).

Es nem nit end in siben tagen [9]).

---

[1]) Tale of a tub Sect. 10.
[2]) Ebenda.
[3]) Heinrich von Veldegg in Weingartens Ausgabe S. 71.
[4]) Der jüngere Titurel in Hahn's Ausgabe 2753.
[5]) Ebenda 356.
[6]) Ebenda 177.
[7]) S. 103, Gedicht 129.
[8]) Ebenda S. 222.
[9]) Ebenda S. 224.

Und mufz das treiben siben Jar [1]).

Du meinst, der sunn sein siben [2]) (im Monate Mai).

An die siben hailikait
Hab ich gar wenig fleifs gelaitt [3]).

Dann: Die siben tagzeitt des Munichs von Saltzburg [4]).

Siben sol nyemant getrawen.

Mit siben hatt er widersaitt
Des hailigen gaistes siben gab [5]).

Dann: Von siben den gröfsten fräden [6]) (Freuden).

Sechs valt was e ir leit
Vber die manicfaltickeit
Sibenfalt ez nv wart
Sie waren zv samme gekart [7]).

---

also gieng der chayser haimleich in ein ander herberg da er slaffen wolt vnd da mit gieng er dahin vnd siben ritter beliben in der chamer. do man dem chayser vor inne het gepet [8]).

Aus neuen deutschen Classikern:

Die Karawane, die von Kairo kömmt,
Ist glücklich da mit siebenjähr'gem,
Tribut des reichen Nils [9]).

Ein funkelnd Diadem von sieben Sternen
Auf ihrem Haupt [10]).

O möchte siebenfaches Erz
Vor euern Festen, vor mir selbst mich schützen [11]).

---

[1]) Ebenda S. 227.
[2]) Ebenda S. 248.
[3]) Ebenda S. 301.
[4]) Ebenda S. 302.
[5]) Ebenda S. 205.
[6]) Ebenda S. 271.
[7]) Herbert's trojanischer Krieg, herausgegeben von Fromman, S. 100.
[8]) Keller's Gesta Romanorum S. 157.
[9]) Nathan der Weise, V. 1.
[10]) Schiller's Jungfrau von Orleans.
[11]) Ebenda.

Ein gold'ner Tisch mit sieben großen Schalen
Von Japans reinstem Thon besetzt [1]).

Wenn deine Majestät
Sich mir vertrauen will, soll binnen sieben Tagen
Dein ganzer Leib so frisch und rein
Wie eine Maienrose seyn [2]).

Er ruft wohl siebenmal, bis Pallas sich bequemt,
Aus ihrem Buch ihm vorzusingen [3]).

Wann aus morscher Särge Nacht
Sieben Flämmchen bläulich schweben,
Ist's vollbracht [4]).

Es liegt eine siebenfache Hölle in seinem Herzen —
Gott verdamme ihn siebenfach [5]).

Aber um zu löschen deine Liebesflammen,
Pack ich meine Siebensachen zusammen [6]).

Am häufigsten findet sich die Siebenzahl bei Zacharias Werner, besonders in den Söhnen des Thales:

Es ist dir nicht genug, daß sieben Jahre
Er schon im Kerker schmachtet.

Als ich auf euren Rath vor sieben Jahren
Aus unsrem Gränzhaus Air entflohen war.

Du weißt, daß als vor sieben Jahren wir
Aus Cypern gingen.

Mein Plan ist reif, ich hab' ihn sieben Jahr
In meines Herzens Innerstem gezeitigt.

— und was seit sieben Jahren wir
Für Recht und Freiheit litten.

Bist in diesen Kerker
Freiwillig mir gefolgt, hast sieben Jahre
D'rin ausgehalten.

---

[1]) Wieland's Schah Lolo.
[2]) Ebenda.
[3]) Urtheil des Paris.
[4]) Mathisson.
[5]) Wildfang.
[6]) Die Betschwester.

Jetzt sind es sieben Jahre als sie starb. —

— Jetzt sind's
Beinahe sieben Jahre, als du mir
Den Meistermantel zugesagt.

Und diesem Menschenauswurf konnt' es glücken,
Den ersten Orden in der Christenheit
In siebenjähr'ge Kerkerschmach zu bringen.

Entsetz' dich nicht, was ich vor sieben Jahren
Versprach, das hielt ich.

An Schottlands Gränze, wo seit sieben Jahren
Ich gänzlich abgeschieden von der Welt
Nur der Natur und meinen Pflichten lebte.

Entsinnst du dich, was dir vor sieben Jahren
Am Morgen deiner Fahrt aus Cyprien
Für eine Ahnung durch die Seele fuhr?

Verzeuch noch sieben Monde.

Ein aufgereizter Freund gilt sieben Feinde.

Der dicke Marschall hat wohl sieben mal
Den Stab erhoben.

Als ich dich endlich nun vor sieben Jahren,
In jener feierlichen Mitternacht,
Von deiner ersten Aufnahm' zum Altar
Des heiligen Martyrers Stephan führte,

Wo unterm Kohl — ein Löchlein sieben Ellen tief.

Sie litt seit sieben Jahren dort im Spital
Zum heiligen Just.

Wenn der Wind euch günstig,
Seyd ihr nach sieben Tagen in Calais.

Rennt er, als ob ihn sieben Geister jagen.

Der Flamme Strahl, der siebenfach gespalten.

Als ich endlich — nach sieben langen martervollen Wochen —
Vom Lager wieder aufkam.

Vor sieben Tagen hat ein Unbekannter
Mich hergebracht.

Die sieben Scharten hier, du kennest sie.

Am achtzehnten
Des dritten Monds im Jahre zweimal sieben
Des vier und fünfzigsten Jahrhunderts der Entfaltung.

Dann glänzen einst in Weisheit, Schönheit, Stärke,
Des heil'gen Tempels sieben Wunderwerke.

Diese Auszüge aus Dichterwerken, die sich in's Unendliche vervielfältigen ließen, genügen um zu zeigen, wie von jeher Dichter, ohne sich dabei etwas Klares zu denken, die Siebenzahl als eine heilige im Munde führten; ein einziger derselben, nämlich Tassoni, hat es der Mühe werth gefunden, in seinem oben angeführten Werke sich auch mit der Untersuchung über den Grund dieser Heiligkeit zu beschäftigen, und das, was Varro, Macrobius, Plinius und Aulus Gellius hierüber gesagt, zu wiederholen. Von den orientalischen Werken, die im Titel Belehrung über die Zahl Sieben versprechen, ist das uns bekannte Paar, nämlich die Sebiaat, d. i. die Siebner Hamadani's, und das Sukkerdan, d. i. die Zuckerbüchse des afrikanischen Gelehrten Ibn Chodschle, bereits erwähnt worden. Jenes ist ein mystisches Werk, welches seinen Titel nur von der Zahl seiner Hauptstücke hergenommen, dieses aber beschäftigt sich durchaus mit der Zahl Sieben, deßhalb eignet sich die nähere Kenntniß seines Inhalts vorzüglich zum Schlusse dieser Abhandlung, damit auch hier, wie in allen Anzeigen, welche der Schreiber dieser Zeilen in dem Verlaufe eines Menschenalters, d. i. in den dreißig Jahren, in welchen die Jahrbücher der Literatur bestanden haben, für dieselben geliefert hat, dem Orient sein Recht widerfahre, um in Ermanglung eines hiesigen Sammelwerkes, in welchem, wie in den französischen Notices et extraits Auszüge aus morgenländischen Handschriften gegeben werden könnten, wenigstens den Inhalt einiger so viel als möglich zum Gemeingut zu machen. Dieser Gesichtspunkt ist bei allen den binnen dreißig Jahren für diese Jahrbücher der Literatur zahlreichen und umfangreichen Anzeigen über Erscheinungen im Fache orientalischer Literatur festgehalten worden, und begründet daher den Schluß dieser letzten Arbeit für die Jahrbücher der Literatur mit dem folgenden Auszuge aus dem oberwähnten Werke Ibn Chodschle's, welcher dasselbe im Jahre der Hidschret 757 (1356) geschrieben und im J. d. H. 776 (1374) gestorben.

Ibn Chodschle's Zuckerbüchse ist eigentlich ein historisches Werk über Aegypten, welches dem Sultane el-Melik en-Naßir, dem zwei und zwanzigsten der Sultane der Mamluken Bahariten, gewidmet ist, welcher zweimal den Thron bestieg, und in dessen zweite Regierungsperiode die Vollendung des Werkes fällt. Die Zahl Sieben gibt den Theilungsgrund der Hauptstücke an und wird gelegenheitlich überall hervorgehoben, und wir können daher hier auch nur dieselbe und nicht den geschichtlichen Inhalt berücksichtigen. Zugleich übergehen wir alles, was schon in dieser Abhandlung von der Vortrefflichkeit der Zahl Sieben und den vorzüglichsten Siebnern der Araber gesagt worden. Den Eintheilungsgrund in sieben Hauptstücke nimmt der Verfasser von den sieben Blumen und Blüthen her, durch welche Aegypten berühmt, nämlich: 1) die Narzisse, 2) die Kamomile, 3) die Anemone, 4) der Jasmin, 5) das Veilchen, 6) die Myrthe, 7) die Rose. Von diesen letzten sind hauptsächlich die von Fajum berühmt, welche das in zinnernen Flaschen aufbewahrte vortreffliche Rosenwasser geben. Die Vorrede *) handelt von den Siebnern des ägyptischen Josephs; er war sieben Jahre alt, als ihm träumte, daß seine Brüder sich vor ihm neigten. Als Juda dem Vater das mit Blut befleckte Hemd brachte, zum Beweise, daß der Bruder von einem Wolfe zerrissen worden, legte er achtzig Parasangen in sieben Tagen zurück und hatte sieben Brote bei sich. Die Sure Jusuf, welche die Geschichte desselben erzählt, hat siebentausend Buchstaben. Als Pharao den Moses beschämen wollte, rief er die Zauberer aus sieben Städten zusammen. Der Bart des Pharao war sieben Spannen lang, er selbst ein Knirps. Jede der von Moses über Aegypten verhängten Plagen dauerte sieben Tage. Sieben Jahre lang war Jusuf im Kerker. Das erste Hauptstück handelt von den Eigenschaften der Zahl Sieben. Da diese schon alle vorgekommen, so bleibt uns bloß die nur für's Arabische anwendbare zu besprechen übrig. Sebaa heißt auf arabisch nicht nur Sieben, sondern auch ein Löwe, der also dem Araber (und vielleicht auch dem alten Aegypter) eine Hieroglyphe für Sieben, und umgekehrt die Sieben eine Hieroglyphe für den Löwen. Den Schluß des ersten Hauptstücks machen sieben Anekdoten aus der Naturgeschichte der Vögel. Das zweite Hauptstück handelt von der nächsten Beziehung der Zahl Sieben auf den Sultan Naßir Hasan, welchem das Werk gewidmet ist; dieser war der siebente seiner Brüder, welcher nach seinem Vater den Thron Aegyptens

*) Siehe die Inhaltsanzeige in Flügel's Hadschi Chalfa unter 7191.

bestiegen. Eine Siebenzahl, die einzig in der Geschichte [1]). Diese sieben Brüder, Sultane Aegyptens, folgten sich im Zeitraume von sieben Jahren, vom J. d. H. 742 bis 748. Sultan Hasan baute sieben Kaat (Logen) im Schlosse des Berges; sein Ruhm erstreckte sich durch die sieben Himmelsstriche als der eines gewaltigen Löwen [2]). Den Schluß des Hauptstückes machen sieben Anekdoten ägyptischer Geschichte. Das dritte Hauptstück handelt von der Sieben in ihrer unmittelbaren Beziehung auf Aegypten; dieses zählt sieben Oasen und ist der gesegnetste der sieben Himmelsstriche. Den Schluß machen abermals sieben Anekdoten. Das vierte Hauptstück, wie es kam, daß der Sultan Naßireddin der siebente von seinen Brüdern den Thron bestieg [3]). Dieses Hauptstück enthält eine kurze Geschichte der dreimal sieben Sultane, Vorfahren Melik en-Naßir's, und die Schlußrede sieben aus alter und neuer Geschichte zusammengetragene Anekdoten. Das fünfte Hauptstück Einiges aus der Lebensgeschichte Melik en-Naßir's, seiner Brüder, seines Vaters, seiner Oheime Melik eß-ßalih und Melik el-eschref, und seines Großvaters Melik el-Manßur Kilawun. Die Schlußrede enthält sieben Jagdanekdoten. Das sechste Hauptstück handelt von den wunderbaren Begebenheiten und seltsamen Dingen, die dem Sultan und seinen Verwandten zustießen. Die sieben seltsamen Dinge, die ihm und seinem Vater Melik en-Naßir Mohammed eigen, sind: 1) sein Vorname en-Naßir, d. i. der Hilfreiche;

---

[1]) Diese sieben Brüder, die sich auf dem Throne Aegyptens als Sultane folgten, sind: - 1) Melik el-mansur Seifeddin Ebubekr, † 742 d. H.; 2) Melik el-Eschref Alaeddin kutschuk, † 742 d. H.; 3) Melik en-nasir Schihabeddin Ahmed, † 743 d. H.; 4) Melik es-salih Imadeddin Ismail, † 746 d. H.; 5) Melik el-kjamil Seineddin Schaaban, † 747 d. H.; 6) Melik el-mosafir Seineddin Ghadhanfer, † 748 d. H.; 7) Melik en-nasir Nasireddin Hasan.

[2]) Es wird bemerkt, daß die Wörter, deren Wurzelbuchstaben Sin Be Ain (in welcher Ordnung dieselben sich folgen mögen) immer den Begriff von Heftigkeit oder des Reitens mit sich führen, wie Sebaa der Löwe, Aabus der Trotzige, Aanbes der Löwe, Aasib das Steißbein, Jaasub der Weisel, Seaabib flüssiges Honig.

[3]) Die Angabe in Flügel's Hadschi Chalfa: Quartum (caput) de eo quod hic Sultanus septimus sit dynastiae Turcarum, ist durchaus falsch und aus einer irrigen Abkürzung des Textes entstanden, in welchem nichts dergleichen, sondern bloß gesagt wird, daß Melik en-Naßir der einzige aus türkischen Dynastien nach sechs seiner Brüder der siebente den Thron bestieg. Melik en-Naßir war nicht der siebente, sondern bei seiner ersten Thronbesteigung der zwei und zwanzigste und bei seiner zweiten Thronbesteigung der vier und zwanzigste türkische Sultan Aegyptens.

2) ſein Beiname Naßireddunja weddin, d. i. der Helfer der Welt und der Religion; 3) daß beide der Regierung entſagten und dieſelbe wieder antraten; 4) daß Sultan Hasan das erſte Mal den Thron, wie ſein Vater, am zweimal ſiebenten Tage des Monats (Vollmond) beſtieg; 5) daß er das zweite Mal, wie ſein Vater, am zweiten des Mondes Schewwal zum Throne zurückkehrte; 6) daß er, wie ſein Vater, einen Weſir vom Civil und einen vom Militär hatte [1]); 7) daß ſein Vater eine Zeit lang ohne Weſir und ohne Naib regierte, und er deßgleichen. In der Schlußrede ſieben ſeltſame, aus der andaluſiſchen und ägyptiſchen Geſchichte genommene Anekdoten. Das ſiebente Hauptſtück die Erklärung einiger Wörter, welche in der Zueignung dieſes Buches vorkommen [2]). Die erklärten Wörter ſind zuerſt die der ſieben myſtiſchen Stufen, von denen ſchon oben die Rede geweſen, von den dreihundert Nokaba, den ſiebzig Nedſcheba, den vierzig Abdalen, den ſieben Beßten, den vier Stützen und dem einzigen Pol. Die ſieben Frohnkämpfe, in welchen der Prophet ſelbſt kämpfte, waren die von Bedr, Ohod, Chandak wider die Beni Koreidha, wider die Beni Moßthalak, wider die von Chaiber und die Schlacht von Thaif. Die beiden jüdiſchen Stämme, die Beni Koreidha und Beni Nodheir, waren reiche Kaufleute, die jährlich ſieben Karawanen befrachteten. Das größte Wunder der Sendung des Propheten, nämlich das der nächtlichen Himmelfahrt, hatte im ſiebenten Jahre ſeiner Sendung Statt; er war im ſiebenten Jahre der Regierung Nuſchirwan's geboren. Der Prophet gab als Geſchenk ſieben Stücke auf einmal. nämlich ſieben Schafe, ſieben Kameele, ſieben Ziegen [3]). Die ſieben Sclavinnen des Propheten waren: Omm Eimen, Omm Rafii, Berket, Radhwa, Meimunet die Tochter Saad's, Rihanet aus den Beni Koreidha und Maria die Koptin. Mohammed hatte ſieben Kinder, vier Töchter und drei Söhne; die Töchter: Seineb, Rakijet, Omm Kolsum und Fathima, die Söhne: el-Kasim und Abdallah, alle ſechs aus ſeiner erſten Gemahlin Chadiſche, dann den Sohn Ibrahim aus Maria der Koptin. Er hatte ſieben Leibwachen (Horras): 1) Saad Ben Moaad, 2) Saaid

[1]) Moaammem der mit einem Kopfbund bekleidete und Rebb seif Herr des Schwertes.

[2]) Chutbet hasel-kitab. Im Texte Hadſchi Chalfa's bei Flügel iſt das Wort Chuthbet ausgeblieben und folglich auch die Ueberſetzung in Irrthum geführt.

[3]) Der Text gibt die Namen der ſieben Ziegen, welche Omm Eimen, eine der ſieben Sclavinnen Mohammed's, weidete.

Ben Ebi-Wakaß, 3) Ibad Ben Beschr, 4) Sobeir Ibnol Aawam, 5) Mohammed Ben Selemet, 6) Ebu Ejub el-Anßari und 7) Sekwan. Sieben waren dem Propheten ähnlich: 1) sein Enkel Hasan, 2) Dschaafer Ben Ebi Thalib, 3) Kasim Ibnol-Abbas, 4) Ebu Sofjan Ben el-Haris, 5) es-saib Ben Obeid, 6) Moslim Ben Mooteb, 7) Rebiaa Ben Malik, ein Bewohner Baßra's. Nach den sieben Anekdoten der Schlußrede des siebenten Hauptstücks folgt die zweite Hälfte desselben, welche der Verfasser Netidschet, d. i. Resultat, oder das eigentliche Ergebniß des Werkes betitelt; dasselbe ist abermals in sieben und nicht, wie das bibliographische Wörterbuch Hadschi Chalfa's bei Flügel angibt, in fünf Hauptstücke getheilt. Das erste handelt wieder vom ägyptischen Joseph, den sieben grünen und dürren Aehren, den sieben fetten und magern Kühen, den sieben fruchtbaren und unfruchtbaren Jahren. In dem ersten Hungerjahre verschwand alles Geld in Aegypten, im zweiten alle Edelsteine, im dritten wurde alles Vieh verkauft, im vierten Slaven und Sclavinnen, im fünften alle liegenden Gründe, im sechsten Kinder und Weiber, im siebenten verkauften alle Freien sich selbst, so daß alle Aegypter und Aegypterinnen Sclaven, und die Familie des Pharao und Josephs die einzigen Freien. Die Schlußrede enthält sieben Fabeln. Das zweite Hauptstück gibt die Geschichte des Moses; den Stab, den er von der Tochter Jethros empfing, hatte diesem ein Engel übergeben und Jethro denselben sieben Jahre lang bewahrt. Siebzigtausend Aegypter starben an der Pest. Sieben sind die Hauptkanäle Aegyptens: 1) der von Alexandrien, 2) von Damiette, 3) von Sewdew's (?), 4) der von Menuf, 5) von Faijum, 6) der von Benha (?), 7) der von Kairo. Die Schlußrede enthält sieben Anekdoten, deren eine die bekannte des Uriasbriefes des Dichters Motelemmi's. Das dritte Hauptstück handelt von der Lebensgeschichte verschiedener Könige Aegyptens, von den sieben Wahrsagern oder Zauberern (Kjahin) Aegyptens und ihren sieben Wunderwerken. Von den sieben Merkwürdigkeiten in sieben Städten Aegyptens: 1) die Stadt, wo eine plastische Abbildung der Erde und Aegyptens. Wenn die Unterthanen ihre Steuern nicht zahlten, bewirkte eine Aenderung des Laufs der Kanäle an diesem künstlichen Bilde des Landes das Verderben der Ackergründe so lange, bis die Bauern ihre Schuldigkeit abgetragen. 2) Die Stadt mit dem großen Becken, worein bei großen Festen die Gäste den von ihnen mitgebrachten Wein verschiedenen Alters und verschiedener Farbe zusammengossen, und dann jeder, wenn er ein Glas daraus

schöpfte, doch nur seinen eigenen Wein trank. 3) Die Stadt der Trommel, deren Schall die Abwesenden herbeizauberte. 4) Der Spiegel, in welchem man alle abwesenden Dinge sah (vielleicht im Teleskop des Pharus). 5) Die eherne Gans, welche durch ihr Geschnatter die Ankunft eines Fremden in der Stadt kund gab. 6) Zwei hölzerne Statuen von Richtern, die an einem Wasser saßen, in welches von ihnen der muthwillige Kläger untergetaucht ward. 7) Der Baum, der tausend unter demselben Sitzende beschattete, wenn aber der Tausend und Eine dazu kam, verschwand der Schatten und die Sonne beschien Alle. Diese sieben Weltwunder Aegyptens tragen das ächte Gepräge der Liebe zum Wunderbaren, welche ein eigenthümlicher Zug der Araber, nirgends so gewuchert, als im Wunderlande Aegypten. Sieben ähnliche fabelhafte Kunden enthält die Schlußrede. Das vierte Hauptstück handelt von der Lebensgeschichte Hakim biemrillah's, welchen, wie bekannt, die Drusen vergöttern. Sonderbar genug kommt in diesem Hauptstücke nichts von der Zahl Sieben vor, wiewohl aus den Religionsbüchern der Drusen bekannt, daß die Siebenzahl eine sehr große Rolle in dem Leben Hakim's spielt, indem er sieben Jahre lang schwarze Kleider trug, sieben Jahre lang den Frauen auszugehen verbot, sieben Jahre lang einen kleinen Esel ritt [1]) u. s. w., wovon oben in der Religionsgeschichte der Drusen Erwähnung geschehen. Das fünfte Hauptstück handelt von dem Vorkommen des Siebners in der Geschichte Aegyptens [2]). Sieben sind die Farben, wodurch in Aegypten die Bekenner verschiedener Religionen unterschieden wurden; die Moslimen trugen weiß, die Christen blau, die Juden gelb, die Samaritaner roth (die drei anderen Farben sind nicht angegeben). Sieben sind die Lastthiere: Pferde, Eseln, Maulthiere, Kameele, Dromedare, edle und unedle. In der Schlußrede wird die Hungersnoth des Jahres der Hidschret fünfhundert sieben und neunzig erzählt. Das sechste Hauptstück von der Siebenzahl in Bezug auf Kairo und die Pyramiden. Zuerst von den sieben Logen Kaat, welche Sultan Mohammed Ben Kilawun im Schlosse von Kairo erbaut hatte, und in deren Einem sich der große Schatz befand. Dieser Schatz bestand in sieben Abtheilungen [3]), nämlich: die der Panzer, der Lanzen, der Schwerter, der Bogen, der Weiberhemde, der Tücher und der Bücher.

---

[1]) Exposé de la Religion des Druzes I. p. CCCCLXII.

[2]) Fehlt, wie das folgende, in der Inhaltsangabe Hadschi Chalfa's bei Flügel.

[3]) Nach Makrisi zehn Schätze. Siehe Gemäldesaal VI. Bd. S. 22.

Kairo zählt sieben Quartiere, welche Haret heißen: 1) das von Suweilet, 2) das der Griechen, 3) das der Araber, 4) das der Dilemiten, 5) das der Juden, 6) das der Emire Hakim's, 7) das inner des Thores des Sieges. Der Pallast der Chalifen Fathimiten hatte sieben Thore. Kairo hatte sieben Tränkanstalten (Sakajat), wo die Menschen aus sieben Pippen getränkt wurden; in der Karafa (der Grabstätte Kairo's) waren sieben große Kuppeln, dann sieben Gräber, an denen das Gebet vorzüglich am Sonnabend erhört ward: 1) das Grab des großen Mystikers Sulnun des Aegypters, 2) Ebul Chair el-Eftha's, 3) Ebir-Rebii's, 4) des Richters Bekjar, 5) des Richters Kinane (?), 6) das Grab Ebubekr's el-Moseni's, 7) das Ebul Hasan's el-Deineweri's. Sonderbar genug ist's, daß unter diesen sieben Gräbern das besuchteste von allen, nämlich das Imam Schafii's, gar nicht vorkommt, woraus sich mit Grund vermuthen läßt, daß der Verfasser sich nicht zum Ritus Schafii bekannte. In der Nähe von der Karafa war der sogenannte Garten des Wesirs, der aus sieben Gärten bestand. Außerhalb Kairo hieß einer der beliebtesten Erlustigungsorte es-sebaa wudschuh, das heißt: bei den sieben Gesichtern. Der Verfasser gibt Verse, die zum Lobe dieses Erlustigungsortes der Scheich Esireddin Ebu Hajan verfaßt hat. Zwischen Dschise und den Pyramiden sind sieben Miglien. Die Pyramiden waren nach den Häusern der sieben Planeten eingetheilt. Die Schlußrede dieses Hauptstücks enthält wieder sieben fabelhafte Anekdoten. Das siebente Hauptstück endlich handelt von den sieben Blumen Aegyptens, welche gleichzeitig blühen, worüber aber die Meinungen verschieden; der Verfasser entscheidet sich hier für die Narzisse, das Veilchen, die Weidenblüthe (el-ban), die Orangenblüthe, die Mandelblüthe, den Jasmin, die Rose. Der Verfasser gibt auf jede dieser sieben Blumen und Blüthen Verse, die wir zum Schlusse dieser Abhandlung hier in einen Strauß von sieben Blumen zusammenbinden wollen.

1) Die Narzisse.

Vom Dichter Telaafri.

Die meisten Menschen pflegen zu vergleichen
Narziss' mit Augenliedern und Pupillen.
Ich läugn' es nicht, doch sind es nur die Blätter,
Die meinem Aug' als Auge sind zu Willen.

Vom Dichter Safir el-Haddad.

Vor der Narzisse Blättern
Die Sonnen sich entblättern,

Und gleich Wachskerzen ſchlanken
Dieſelben reichlich ſchwanken.

Vom Dichter Ibner-Rumi.

Die Augen ſind das ſchönſte im Geſicht,
An Schönheit ihnen die Narziſſ' entſpricht.

Von einem unbekannten Dichter.

Narziſſenduft erfüllet uns mit Wonnen,
Die Augenlieder ſind Vollmonden gleich
Und die Augäpfel ſind ſo viele Sonnen.

Ebenfalls von einem Unbekannten.

Aus dem Gelb und Weiß von der Narziſſe bricht
Feuer aus dem erſten, aus dem zweiten Licht.

Vom Dichter Ibner-Rumi.

Der Roſen Wangen röthen ſich aus Scham,
Weil ſie beſiegt an Reiz von den Narziſſen;
Denn offenbar iſt der Narziſſe Schönheit,
Wie dieſes Läugner ſelbſt geſtehen müſſen;
Entſchieden iſt's, Narziſſe iſt Alcade [1]),
Dem huldigend die Roſe liegt zu Füßen;
Vertrauter Freund verbietet anzuſchauen
Den Blick, der ladet ein zu dem Genießen.
Die Sterne wachten, um ſie zu erziehen,
Die Wolken waren auch damit befliſſen,
Sieh'! wie ſie den Erziehern beiden ähnelt,
Indem ſich Wolk' und Stern in ihr umſchließen.
Wo ſind die Augen, die aus Schleiern hauchen,
Die keine böſen Blicke laſſen ſchießen [2])?

2) Das Veilchen.

Von Ibner-Rumi.

Ich ſah das Veilchen in dem Garten
Voll Zaubereien aller Arten,
Wie blaue Augen, deren Thränen
Bezaubernd durch ihr ſchmachtend Sehnen.

Vom Dichter Prinzen Ibnol-Motef.

Des Veilchens Blätter ſind Kohol [3]),
Getränket mit dem Thau der Schmerzen:
So leuchtet blau das Feuer vor
Von angebrannten Schwefelkerzen.

---

[1]) Das Arabiſche el-kaid.

[2]) In der Handſchrift der Hofbibliothek Blatt 114.

[3]) Die ſchwarze Augenſchminke, welche unter die Augenlieder eingerieben wird, um die Augen größer und feuriger erſcheinen zu laſſen.

3) Die Blüthe der Weide (Ban).

Von Schemseddin Mohammed el-aafif aus Tetmesan.

Aushauchend süßen Duft anlächelt mich der Ban
Viel schöner als ich ihn jemals beschreiben kann.

Ebu Dschelenk erzählt vom Scheich Schihabeddin, daß er an einen Befehlshaber eine Bittschrift geschrieben, der ihm darauf zwei Rothl Brot angewiesen; der Scheich begab sich dann zum Garten seines Wohlthäters und schrieb auf das Gartenthor:

Es segne Gott den Garten, dessen Thore
Einführen zu des Paradieses Flore,
Die Weideblüthen sind wie kleine Katzen [1],
Verstümmelt ohne Schweif und ohne Tatzen.

Von Emineddin Dschowan.

Der Weidenzweig steckt aus die kleinen Schweife
Und duftet süß sie schüttelnd in der Früh;
Er spricht: Wo ist ein Garten meines Gleichen?
Die schöngewachsensten ich fordere sie —
Da saget die Narziss': Ist's Ernst Ihnen,
Herr Weidenkrüppel, oder spaßen Sie?
Der lange Wuchs bezeichnet Ihre Dummheit,
Anmaßung, wunderliche, ist wohl die.
Die Weide aber saget stolz hierauf:
Ein unverschämtes Aug', fürwahr! Hihi [2]!

4) Die Orangenblüthe.

Vom Richter el-Fadhil [3], d. i. der Treffliche oder Tugendhafte.

Auf, mein Freund! zum Trinken munter;
Sieh, schon geht die Pleias unter.
Silberglöckchen der Orangen
Bilden grüner Kleider Frangen.

---

[1]) Es ist merkwürdig, daß der Araber wie der Deutsche dasselbe Bild gebrauchen, indem der letzte die Weidenblüthen auch Palmenkätzchen nennt. Uebrigens ist hier im Texte nicht das arabische, dem deutschen fast gleichlautende Wort kaththh für Katze gebraucht, sondern senanir, der Plural von sennur, was, wie horeire, ein Name der Katze.

[2]) Ebenda Blatt 115.

[3]) Dieß ist Abderrahman el-askelani, welcher den doppelten Ehrennamen des trefflichen oder tugendhaften Richters und des Wiedererweckers der Religion führte, ein Wesir Saladin's. Gemäldesaal VI. 149.

5) Die Mandelblüthe.

Von Ben Temim Midhmena.

Blüthe glänzendste im Gartenflor,
Gehst du als Imam den andern vor.
Schön ist nun des Frühlings süße Zeit
Durch dein süßes Lächeln eingeweiht [1]).

Von Demselben.

Wir kamen zum blühenden Garten,
Geschmücket mit Blumenkorallen,
Wir sah'n wie die Siegel der Blüthen
Von Fingern der Zweige gefallen.

Von Bedreddin es-sehebi.

Größ'res Wunder sah ich nie,
Als das von der Mandelblüh':
Es wird weiß das edle Haupt,
Dann erst Flaum, der grün belaubt [2]).

6) Der Jasmin.

Von Aalim el-Melik en-Naßrani, als Glückwunsch zu einer Aderlaß.

Frisch blühen seh' ich den Jasmin,
Der streckt die zarten Blüthen hin,
Ich seh' ihn in des Hemdes Fluth,
Dess' Rand beflecket ist mit Blut.

Von einem unbekannten Dichter.

Euch Freunde lade ich zum Garten ein,
Um dort euch zu kredenzen neuen Wein.
Jasminen sind ein Perlenohrgehänge,
Roth eingefaßt mit Karneolgepränge [3]).

Ebenfalls von einem Unbekannten.

Die Jasminen grün und weiß,
Grünes Thal und schnee'ge Firnen,
Chrysolithne Himmel sind's,
Voll von silbernen Gestirnen.

---

[1]) Dieses Bild des arabischen Dichters hat ein persischer Dichter nachgeahmt, aus welchem der französische Orientalist Mr. de Chezy es seiner Gemahlin mitgetheilt, und diese es in den Stundenblumen wie folgt auf Deutsch wiedergegeben:

Mandelblüthe sei vor allen
Mir gegrüßet auf der Flur,
Du das erste Frühlingslächeln
Auf den Lippen der Natur.

[2]) Der grüne Flaum ist das Bild morgenländischer Dichter für den jungen Bart, der hier später als das graue Haar kommt, weil die Mandel eher Blüthen als Laub treibt.

[3]) In der Handschrift der Hofbibliothek Blatt 116.

7) Die Rose.

Von Ben Temim Midhmena.

Ich kam zu dir aus nackten Rosenhainen,
Du blüh'st als Ros' eh' Rosen noch erscheinen;
Wenn ich dich seh' so möchte ich dich küssen,
Es knosp't der Rose Mund um dich zu küssen.

Von Ibnol Motes.

Wer Rosenöhl erzeugt, der hat ergründet
Geheimniß, das sich in den Rosen findet.
Die Rosen gleichen Wangen schön geschmückten,
Mit den Dukaten ihnen aufgedrückten [1]).

Dieses ahmte der Richter en-Nefis in folgenden Versen nach:

Er reichte eine Rose mir,
Geschmückt mit seiner Verse Zier;
Er sprach: Nimm dieß als meine Wangen,
Um Gold auf selben zu empfangen.

Von Schihabeddin Mesud, als er einem seiner Freunde Rosen sandte, um Rosenwasser daraus zu pressen:

O Herr! dess' edle Eigenschaften glänzen,
Wie Gärten, welche Rosen uns kredenzen;
Ich sende dir sie, daß du ihren Geist
Empfangest, der von dir mich freuet meist.

Von einem unbekannten Dichter auf einen Rosenbaum.

Siehst du nicht der Rosen Flor,
Welche ruhen auf dem Rohr!
Um die glühenden Rubinen
Ist Smaragdenglanz erschienen,
In der Mitte gold'ne Flittern,
Thauesperlen d'rüber zittern.

Von Ebu Hafs el-Mathuui.

Siehest du der Rosen Scheiben
Zwischen den Narzissen treiben?
Diese Augen ohne Wangen,
Augen, die auf jenen hangen [2]),

Nehmet, Leser, in der Iris sieben Farben
Gütig auf der heil'gen Sieben sieben Garben.

Hammer-Purgstall.

---

[1]) Anspielung auf die morgenländische Sitte, schönen Tänzern oder Tänzerinnen nach Vollendung des Tanzes zum Zeichen des Beifalls kleine dünne Goldstücke auf die feuchten Wangen oder Stirne zu drücken, so, daß sie daran kleben bleiben; die gelben Staubfäden der Rose sind die ihren Wangen aufgedrückten Dukaten.

[2]) Handschrift der Hofbibliothek Blatt 117.

Art. II. 1) Deutsche Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens, herausgegeben durch G. Joseph Kemény. Klausenburg. I. Band. 1839. 382 S., II. Band, 1849, 309 S. 8.

2) Erdélyország' történeti tára. Herausgegeben von G. Jos. Kemény und Stephan Kovács von Nagy Ajta. Klausenburg. I. Bd. 1837. XXV. 256 S., II. Bd. 1845. XIII. 291 S. 8.

3) Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum, sive Annales Hungarici et Transsilvanici etc., edidit Josephus Trausch Coronensis. Pars I. complectens Annales ann. 990—1630. Coronae 1847. V. 346 S. kl. 4.

Die Geschichte Siebenbürgens erfreut sich in der neueren deutschen historischen Literatur noch nicht jener Beachtung und Würdigung, welche sie vermöge der Bedeutsamkeit und Reichhaltigkeit ihres Inhalts, der auf dem Gebiete ihrer Quellenkunde bisher schon vollbrachten kritischen Studien und Vorarbeiten, so wie auch ihrer zahlreichen Hülfsmittel doch wohl ansprechen könnte. Dieß gab dem Ref. schon einmal Veranlassung, in diesen Jahrbüchern die Aufmerksamkeit des geehrten Publikums auf die dacischen, oder — was hier fast das nämliche heißt — siebenbürgischen Alterthümer zu lenken*). Auch gegenwärtig schmeichelt er sich im Interesse der Geschichtswissenschaft zu handeln, indem er sich erlaubt, die Geschichte Siebenbürgens während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in das Bereich der literarischen Besprechung zu ziehen, und mittelst einer kritischen Würdigung der darauf bezüglichen neueren Literatur näher zu beleuchten.

Vor Allem sei es dem Ref. gestattet, die ihn hierbei leitenden Rücksichten mitzutheilen. Denn auf einem bisher minder beachteten Gebiete der Literatur dürfte es wohl ganz besonders im Berufe des kritischen Referenten liegen, bevor er dem Publikum seinen Gegenstand vorlegt, wenigstens in Form von Vorbemerkungen diejenigen Momente hervorzuheben und näher zu bestimmen, von denen seiner Ansicht nach die höhere Bedeutung und das Interesse desselben vorzüglich abhängt.

Die Geschichte Siebenbürgens während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erscheint nicht nur unmittelbar, als Spezialgeschichte eines verhältnißmäßig umfangreichen, in den Ereignissen seiner Vorzeit höchst interessanten und auch in seinen gegenwärtigen Verhältnissen der historischen Aufklärung vielfach bedürftigen Landes, sondern auch unter dem höheren Gesichtspunkte der europäischen Staaten-, Völker- und Culturgeschichte von einer Bedeutung, mit welcher die ihr dermalen in der histo-

*) Im CX. Bande S. 236 folg. und im CXI. Bande S. 81 folg.

rischen Literatur zugewandte geringe Aufmerksamkeit wohl kaum im Verhältnisse stehen dürfte. Bei genauerer Beachtung ihrer specialhistorischen Momente und deren Vergleiche mit dem allgemeineren geschichtlichen Entwicklungsgange des europäischen Staaten- und Völkerlebens stellt sich dieß deutlich heraus.

Was in dieser Hinsicht zuerst die specialhistorischen Rücksichten betrifft, und zwar sowohl den historischen Stoff, als auch dessen Verarbeitung, so ist wohl außer Zweifel, daß die Wichtigkeit der Geschichte eines jeden Volkes und Staates in letzter Auflösung ganz vorzüglich durch die Momente seines Lebens und Wirkens in der Vorzeit und die hierbei beurkundete Thatkraft gegeben ist; zugleich aber auch, daß diese Wichtigkeit durch etwaige nähere Beziehungen zu den eben in Wirklichkeit bestehenden Zuständen noch bedeutend erhöht werden kann, und daß seit jeher die Geschichte jener Völker und Staaten mehr Anerkennung erfuhr, welche tüchtige Geschichtschreiber besaßen und bleibende Denkmale ihres Daseyns hinterließen. Letztere zwei Umstände sind wohl von dem Einflusse des Zufalls nicht eben ganz frei; doch unterliegt ihre Bedeutung für jede Specialgeschichte nichts desto weniger keinem Zweifel, und da die specialhistorischen Rücksichten auch in der höheren Geschichtsauffassung vor allen Anderen maßgebend seyn müssen: so würde eine sich über sie hinaussetzende Geschichtsanschauung schon hiedurch sich selbst das Urtheil sprechen.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die Geschichte Siebenbürgens während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, so können wir sie nur als eine der anziehendsten, inhalt- und lehrreichsten und zugleich auch für die Gegenwart interessantesten Specialgeschichten bezeichnen. Nur wenige Länder Europa's sind im Stande, in ihrer Geschichte ein so lebenvolles Ganze mannigfacher und folgenreicher Ereignisse, und bei einer solchen Verschiedenheit der Verhältnisse und wirkenden Momente eine so bedeutende Thatkraft darzubieten, als Siebenbürgen während der genannten Zeit. Diese Zeit gewinnt aber für die Gegenwart auch dadurch ein eigenes Interesse, daß das Staats- und Rechtsleben Siebenbürgens noch in den jüngsten Tagen auf einer historischen, der Entstehung nach größtentheils ihr angehörigen Basis ruhte: so daß ohne Rückblick auf sie die meisten Fragen, welche jetzt die Geister dort bewegen, unverständlich bleiben. Und in der That gibt die große Anzahl gleichzeitiger, wenn auch nicht Memoiren, so doch Memorienschreiber und Historiker, und die mannigfachsten Denkmale aus dieser sogenannten siebenbürgischen Fürstenperiode, welche wir besitzen, das vollgültigste Zeugniß, wie geeignet jene Zeit war den historischen Sinn an-

zuregen und zu beleben. Man werfe nur einen Blick in Seivert's Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften, und in Haner's Scriptores rerum Hungaricarum et Transsilvanicarum. Wie vieles und wie mannigfaches Materiale, welch gediegene Werke einheimischer und großentheils gleichzeitiger Historiker zur Geschichte Siebenbürgens liegen nicht dem Publikum schon lange im Drucke vor? Und wenn man hiezu noch die zahlreichen Tagebücher, Correspondenzen u. dgl., endlich den großen Schatz von Urkunden aller Art in Betracht zieht, die nur als Handschriften in den öffentlichen und den Privatarchiven des Landes, in der bischöflichen Carlsburger und gräflich telekischen Maros-Vásárhelyer Bibliothek, und im Besitze einzelner Freunde der vaterländischen Geschichte sich befinden: wie wird nicht die gute Meinung von der historischen Thätigkeit der Siebenbürger erhöht? Welcher Gewinn für die Geschichtswissenschaft steht hier nicht noch in sicherer Aussicht?

Wenden wir uns nun den durch die höhere historische Auffassung und durch den Gang der allgemeinen europäischen Geschichte gegebenen Rücksichten zu, so kann zwar nicht behauptet werden, daß Siebenbürgen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte zu den Staaten gehört habe, welche das Schicksal Europa's entschieden; obgleich auch in dieser Hinsicht dessen Theilnahme am dreißigjährigen Kriege eine umfassendere Würdigung verdiente, als sie gewöhnlich erhält. Dennoch wird auch unter diesem Gesichtspunkte es kaum ein Land in Europa geben, wo auf verhältnißmäßig so beschränktem Raume, bei so heterogenen Völkerschaften und überhaupt unter so eigenthümlichen Verhältnissen, fast alle bewegenden Momente jener Zeit mit so viel — wir sagen nicht Freiheit, doch — Ungebundenheit wirkten, und auf die Zustände des Landes einen so tiefen Einfluß übten, als eben Siebenbürgen. Die Religionsbewegungen Mittel- und West-Europa's dringen gleich beim Beginne des sechzehnten Jahrhunderts hierher, und alle ihre Richtungen werden nicht bloß lebhaft erfaßt, sondern greifen auch in die politischen Verhältnisse des Landes aufs nachhaltigste ein. Hierzu kommen gleichzeitig die Einflüsse der staatlichen Zerrüttung Ungarns und die des mehr und mehr vordringenden Halbmondes. Die Stellung Siebenbürgens dem türkischen Reiche gegenüber ist eine der in politischer Hinsicht lehrreichsten Beziehungen der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Was aber namentlich heute der damaligen Geschichte Siebenbürgens ein besonderes Interesse gibt, sind seine ethnographischen Zustände. Die hervorragenden drei heterogenen ethnographischen Momente, das der

Ungarn und der stammverwandten Szekler, welches unter türkischem Schutze nur sehr geringe politische und gar keine nationale Beschränkungen erfuhr; das deutsche, dessen Träger die mit den früheren politisch verbrüderten Sachsen waren; endlich das romanische der walachischen Bewohner des Landes, — bilden in einer höchst merkwürdigen Combination das Element, in welchem alle religiösen, politischen und auch socielen Bewegungen Statt finden. In dem 1541 abgeschlossenen sogenannten Unionsbündnisse der Ungarn, Szekler und Sachsen finden wir eine Erscheinung, die nicht bloß als Staatsgrundgesetz bis auf die neueste Zeit von höchster politischer und juristischer Bedeutung war; sondern die auch bei unseren gegenwärtigen Zuständen schon deshalb besondere Beachtung verdient, weil in ihr das heute so vielfach und mit so glänzenden Erwartungen gepriesene Princip der gleichberechtigten Nationalitäten wenigstens in der Geschichte der zum österreichischen Kaiserthume gehörigen Länder zuerst eine die Sanction des Gesetzes und die Form des Rechts annehmende Verkörperung erhielt. Wobei sogleich bemerkt werden muß, daß die bis zum Jahre 1437 zurückgehende, dem neueren Begriffe des Socialismus angehörende, zwar unmittelbar sich nur als Unterdrückung aufständischer walachischer Bauern ankündende, später jedoch mehr und mehr um sich greifende Zurücksetzung des romanischen Elements, jenem Völkerbunde eine um so trübere Beimischung gab, als diese Zurücksetzung zugleich eine religiöse wurde: da die staatsrechtliche Gleichstellung der katholischen, reformirten, lutherischen und unitarischen Religionen, durch die Hintansetzung der griechisch-orientalischen Religion, zu welcher sich ausschließlich die Bewohner Siebenbürgens romanischen Ursprungs bekannten, bedingt war. Bedenken wir aber auch, wie die Ideen der Zeit unter den so gestellten verschiedenen Völkerschaften wohl nothwendig die verschiedensten Erscheinungen hervorrufen mußten; — bedenken wir dann ferner die Stellung Siebenbürgens inmitten der vorzüglichsten Staaten Osteuropa's, der Türkei, der Walachei und Moldau, und Polens, wie wieder deren Alter zusammen dem moskowitischen Reiche gegenüber; — bedenken wir endlich die Beziehungen Siebenbürgens als ungarisches Kronland und als Bestandtheil der österreichischen Gesammtmonarchie, so dürfte wohl die Ansicht von der Wichtigkeit der siebenbürgischen Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sowohl vom allgemeinen europäischen, und zwar namentlich osteuropäischen, als auch dem mehr speciellen Standpunkte der österreichischen und ungarischen Geschichte aus genügend motivirt erscheinen.

Unter solchen Umständen verdient denn auch der wissenschaftliche Sinn und die literarische Thätigkeit, womit in Siebenbürgen selbst seit jeher die Landesgeschichte gepflegt wird, und wodurch auch im Verlaufe der letzten Jahre höchst werthvolle Beiträge theils als kritische Studien und Mittheilung noch unbekannter Quellendaten, theils in Form von bald mehr bald minder den Anforderungen des pragmatischen Geistes entsprechenden anderwärtigen Arbeiten geliefert wurden, unsere volle Anerkennung. Wir müssen in dieser Hinsicht namentlich den Grafen Joseph Kemény hervorheben, welcher sowohl als Besitzer einer reichen Manuscripten- und Büchersammlung zur Geschichte Siebenbürgens, als auch durch den ausgezeichneten Gebrauch, den er hiervon zur Förderung der Wissenschaft macht, sich schon lange eines wohlbegründeten und weit über die Grenzen seines Vaterlandes verbreiteten Ruhmes erfreut. Doch besitzt Siebenbürgen auch außer ihm noch so manche Männer, die sich um dessen Geschichte verdient gemacht haben. Wir führen hier bloß die Namen Stephan Kovács, Carl Schuller, G. T. Teutsch, Anton Kurz, Carl Neugeboren und Joseph Trausch an, welche dem geschichtliebenden Publikum, sofern es seine Aufmerksamkeit auf Siebenbürgen ausdehnt, nicht unbekannt geblieben seyn können. Endlich muß der seit 1842 bestehende Verein für siebenbürgische Landeskunde erwähnt werden, der für die kurze Zeit seines Bestehens und mit Rücksicht auf die beschränkten Mittel, welche ihm als Privatverein zu Gebote stehen, bisher schon sehr Vieles geleistet, und sich insbesondere auch um die Geschichte Siebenbürgens große Verdienste erworben hat.

Wir haben es uns hier — wie schon angedeutet wurde — zur Aufgabe gemacht, die von den genannten Männern während der letzten Jahre gelieferten Arbeiten einer kurzen literarischen Besprechung zu unterziehen. Das Resultat dieser Arbeiten erscheint dann zugleich als Gewinn der Geschichtwissenschaft auf dem Felde der siebenbürgischen Geschichte. Und da die von Joseph Trausch im Auftrage und auf Kosten des Vereines für siebenbürgische Landeskunde unter dem Titel: Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum herausgegebenen ungarisch-siebenbürgischen Annalen, deren uns vorliegender erster Theil die Zeit vom Jahre 990 bis 1630 in zusammenhängender Erzählungsform umfaßt, gleichsam als ein das Ganze der siebenbürgischen Vorzeit bis zum genannten Jahre in seinen Umrissen fortführendes Werk betrachtet werden kann, dessen Fortsetzung in ähnlicher Annalenform die spätere Geschichte Siebenbürgens zum Gegenstande haben wird: legen wir dieses Chronicon hier unserer Besprechung

so zur Grundlage, daß wir die anderwärtigen Quellendaten, deren Veröffentlichung in den letzten Jahren der Geschichtwissenschaft Gewinn brachte, mit Bezug auf sie in Betracht ziehen. Wir machen bei dieser Gelegenheit zugleich auf den Aufsatz über die historische Thätigkeit in Siebenbürgen von S. Cassel in Adolph Schmidt's Zeitschrift für Geschichtwissenschaft (Bd. II. Berlin 1844. S. 357 folg.) aufmerksam, der, wenn auch großentheils in etwas einseitiger Fassung, über die dortige historische neuere Literatur namentlich bei den Sachsen manche beachtenswerthe Bemerkungen enthält; dabei jedoch durch Festhaltung eines den Verhältnissen des Landes nicht entsprechenden Maßstabs, in dem Urtheile über die Leistungen selbst weder die Grenzen billiger Anforderungen einhält, noch überhaupt die Bedürfnisse des dortigen wissenschaftlichen und literarischen Lebens ihnen gegenüberstellt.

Die uns der so gestellten Aufgabe gemäß vorliegenden Quellendaten sind somit vorerst das Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum; dann noch die neuerer Zeit größtentheils durch den Grafen Joseph Kemény, theilweise aber auch durch andere in Druck gelegten gleichzeitigen Chroniken, Aufzeichnungen, Diarien, verschiedenartige Traktate und Urkunden, ämtliche Verhandlungen, Landesgesetze, Briefe u. dgl.

Das Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum ist vom Kronstädter evangelischen Pfarrer Simon Massa (gestorben 1605) begonnen und bis zum Jahre 1585 geführt, und wurde von mehreren anderen gelehrten Siebenbürger Sachsen fortgesetzt, und zwar zuerst von Marcus Fuchs, ebenfalls kronstädtischem Pfarrer (gest. 1610); dann von den beiden Hermannstädter Pfarrern Christian Lupinus (gest. 1612) und Johann Oltardus (gest. 1630). Und in der von diesen Männern ausgehenden Form hatte bereits Schwandtner eine zum Druck geeignete Abschrift des Chronicon veranstaltet, um sie in einem vierten Bande seiner Scriptores rerum Hungaricarum zu veröffentlichen; was jedoch, da dieser vierte Band nie erschienen ist, unterblieb. Schwandtners Handschrift kam in die Baron Prandau'sche Bibliothek in Wien *). Vollkommener war die Handschrift des Kronstädter Arztes und Rathsherrn Johann Albrich (gest. 1749), von welcher dann Georg Jer. Haner, sächs. siebenbürgischer Superintendent (gest. 1777), und Paul Roth, Honigberger Pfarrer (gest. 1793), eine correcte Abschrift nahmen, durch den Zusatz von Anmerkungen vielfach bereicherten und erläuterten, und durch Beifügung zweier als Fortsetzung

*) Engel, Geschichte des ungar. Reichs. Wien 1813. Bd. I. S. 21.

sich darstellender Werke vermehrten. Letztere sind eine Ergänzung der siebenbürgischen Geschichte des Kanzlers Johann Bethlen in vier Büchern vom Mühlenbacher Pfarrer Andreas Guneſch (gest. 1703), und eine Fortsetzung dieses Guneſch'schen Werkes von 1663 bis 1669 durch den Neudorfer Pfarrer Johann Ziegler (gest. 1743). So entstand dann die Handschrift, deren Veröffentlichung im Auftrage des Vereins für siebenbürgische Landeskunde Joseph Trausch besorgt, und von welcher der erste Theil in der bereits angedeuteten Ausdehnung uns hier vorliegt.

Schon aus dieser Uebersicht ergibt sich die Stellung, welche das Chronicon Fuchsianum unter den Quellen der siebenbürgischen Geschichte im Allgemeinen einnehmen wird. Es ist bekannt, daß außer den mit der ungarischen Geschichte gemeinsamen Quellen, z. B. dem Werke Istvánffy's, die Historia de rebus Transsylvanicis von Wolfgang Bethlen, die vorzüglichste Grundlage der bisherigen siebenbürgischen Geschichtkunde des sechzehnten Jahrhunderts war; an welche für die spätere Zeit sich die oben genannten Rerum Transsylvanicarum libri IV des siebenbürgischen Kanzlers Johann Bethlen reihten. Erstere geht bis zum Jahre 1609, letztere umfassen die Zeit von 1629 bis 1663. Eine namhafte Bereicherung erfuhr die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts schon durch Erscheinen der Scriptores rerum Transsilvanicarum, von denen zwei Bände, die Ruinas Pannonicas Christiani Schesaei und den Anfang der ungarisch-siebenbürgischen Geschichte des Ambros Simigianus enthaltend, bereits vor fünf Jahrzehenden von Eder herausgegeben wurden; der dritte Band aber mit dem Schlusse des Simigianus bis 1605 durch Benigni 1840 erschien. Unsere Fuchsische Chronik mit ihren Fortsetzungen schließt sich diesen Werken an, und indem sie nicht bloß deren Inhalt mannigfach vervollständigt, sondern auch in Form von Annalen uns das Ganze der Geschichte Siebenbürgens bis fast zum Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts in ununterbrochener Reihenfolge der Hauptbegebenheiten vorlegt, bietet sie dem Bearbeiter derselben eine feste Grundlage für seine Gesammtstudien, und gewährt zugleich in ihren einzelnen Partien zahlreiche Anknüpfungspunkte, um durch Benützung anderweitiger historischer Quellen die Kenntniß dieser so vielfach ungemein interessanten Geschichte in den verschiedenartigsten Richtungen möglichst zu erweitern.

Als derartige historische Quellen für die hier in Frage stehende Abtheilung der siebenbürgischen Geschichte werden uns nun in der Literatur der letzten Jahre folgende noch geboten:

I. Der Fuchsischen ähnliche, obgleich auf kürzere Zeiträume und meistens nur einzelne Gegenden oder Städte beschränkte Chroniken:

1) Chronik des Kronstädter Organisten Hieronymus Ostermeyer, welche die Begebenheiten Ungarns und Siebenbürgens mit besonderer Bezugnahme auf die Schicksale der Stadt Kronstadt von 1520 bis 1561, dem Todesjahre Ostermeyers, umfaßt. (Kemény: Deutsche Fundgruben, Bd. I. S. 1 bis 68.)

2) Die unter dem Namen Chronica civitatis Schaesburgensis bekannte, von Johann Göbel und Georg Wachsmann in deutscher Sprache zu Schäsburg niedergeschriebene Chronik, welche die in Schäsburg von 1514 bis 1663 vorgefallenen wichtigen Begebenheiten erzählt, und dabei manche interessante historische Einzelnheiten beschreibt, die wir sonst nirgends aufgezeichnet finden. (Ebendaselbst Bd. II. S. 85 bis 140.)

3) Bors János kronikája (Chronik des Johann Bors), in ungarischer Sprache, von 1595 bis 1619. (Kemény Erdélyország történeti tára, Bd. I. S. 171 bis 182.)

4) Der Tractatus rerum tam bellicarum, quam etiam aliarum ab anno 1599 usque 1606 inclusive in Transylvania interventarum per Georgium Kraus 1646 fungentem civitatis Schaesburgensis notarium conscriptus. Eine bisher ganz unbekannte Chronik, welche Graf Joseph Kemény aus einer einst dem verdienstvollen seligen Bischof Franz Xav. Hene gehörigen Abschrift das erste Mal veröffentlicht. (Deutsche Fundgruben, Bd. I. S. 161 bis 217.)

5) Im Birthälmer Superintendential-Archive befindet sich ein bei dem siebenbürgischen Gelehrten unter der Benennung Codex Krausio-Kelpianus wohlbekanntes handschriftliches Zeitbuch, ebenfalls ein Werk des genannten Schäsburger Stadtschreibers Georg Kraus, und wahrscheinlich eine Fortsetzung der unter 4) erwähnten Chronik. Es umfaßt die Jahre 1608 bis 1. Mai 1665, und bildet einen sehr dicken Lederband in Folio, welcher dadurch noch besonderen Werth erhält, daß den späteren Jahren zahlreiche Briefe von siebenbürgischen Fürsten an die Stadt Schäsburg mit den eigenhändigen Unterschriften beigebunden sind, die der Stadtschreiber ohne Zweifel für sich behielt, und auf diese Weise vielleicht sicherer vor dem Untergange bewahrte, als das auch heute noch wenig zweckmäßig geordnete Archiv der Stadt. Aus diesem Zeitbuche wurden im Jahrgange 1846 der zu Kronstadt erscheinenden Zeitung: Blätter für Geist, Gemüth und Vaterland, mehrmal recht interessante Mittheilungen veröffentlicht. Viel vollständiger und werthvoller sind die Stellen und Auszüge daraus in dem Magazine für

Geſchichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens, herausgegeben von A. Kurz zu Kronſtadt, II. Bd. S. 209 bis 230 und 430 bis 461. Wir verdanken ſie dem Wolkerſtorfer Pfarrer Georg Binder.

II. Tagebücher einzelner Perſonen über ihre Erlebniſſe oder ſogenannte Diarien. Als ſolche erwähnen wir in chronologiſcher Ordnung:

1) Das ungariſche Tagebuch Gabriel Mindszenthi's über die letzten Tage Johann Zápolya's 1540. (Kemény tört. tár, Bd. I. S. 3 bis 19).

2) Gregor Bánffi's Aufzeichnungen in ungariſcher Sprache über die Zuſammenkunft des ſich electus Rex Hungariae ſchreibenden Johann Sigmund Zápolya mit Sultan Sulejman 1565 und 1566. (Ebenda Bd. I. S. 21 bis 49.)

3) „Erzählung, Wie ſich die Hungariſche wieder die saxische Nation in Clausenburg empöret, und ſie durch Anſchläge, Rath, Praktik und Hilf Michaelis Cziaki Cantzlers, und andrer biſſiger und gehäſſiger Ungar in Hooff umb Ihr altes Freythumb der Hauptkirchen und Pfarr gebracht hat," von einem unbekannten Verfaſſer; herausgegeben nebſt ſehr intereſſanten Beilagen vom Grafen Kemény. (Deutſche Fundgr. Bd. I. S. 69 bis 149.)

4) In der Bruckenthal'ſchen Bibliothek zu Hermannſtadt befindet ſich ein Tagebuch des berühmten ſächſiſchen Nations-Comes Albrecht Huett, in gleichzeitigen Staatsſchriften nach ungariſcher Ueberſetzung auch Süveg genannt. Es beginnt mit 1537 als Huett's Geburtsjahr und reicht bis 1605. Der Dobringer Pfarrer Daniel Henrich hat dasſelbe neuerlich herausgegeben in dem Werkchen: Erinnerungen an Albrecht Huett, aus ſeinem eigenen Tagebuche und aus ſicheren Quellen geſchöpft. Hermannſtadt 1847; — und zwar S. 32 bis 67.

5) Vita, vel potius peregrinatio totius vitae Thomae Borsos de Maros Székely Vásárhely, jurati assessoris sedis judiciariae Illustrissimi Principis Transsilvaniae, atque continui Oratoris ejusdem Illustrissimi Principis apud Fulgidam Portam Ottomannicam, in memoriam revocata inter gravissimis negotiis (sic) et scripta Constantinopoli per ipsummet Thomam Borsos. In anno a creatione mundi 5573. In anno Domini Jesu Christi 1614. In anno Mahumetis 1025. Borſos beginnt mit ſeinem Geburtsjahre 1566 und ſchließt dieſe ſeine in ungariſcher Sprache abgefaßten Aufzeichnungen mit dem Jahre 1612. Mitgetheilt vom Grafen Joſeph Kemény. (Tört. tár, Bd. II. S. 3 bis 43.)

6) Itinerarium ad Fulgidam Portam Ottomannicam Thomae Borsos," aus dem Jahre 1613. Hängt mit 5) zusammen, ist ebenfalls in ungarischer Sprache geschrieben und im Tört. tár, Bd. II herausgegeben (S. 233 bis 250).

7) Selbstbiographie des 1593 zu Huszt hingerichteten Johann Gálfi, unter Christoph und Sigmund Báthori siebenbürgischen Staatsraths, im Gefängnisse ungarisch niedergeschrieben, und herausgegeben vom Grafen Kemény. (Ebenda Bd. I. S. 77 folg.)

8) Im Besitze des verewigten verdienstvollen ungarischen Geschichtforschers Georg v. Gyurikovics zu Preßburg befand sich eine handschriftliche Originalzeitung, welche Chrispin Lamperter an Jeremiam Pistorium von Augsburg in den Jahren 1598, 1599 und 1608 bis 1614 verschickt hat. Sie macht zwei starke Foliobände aus. Der Besitzer hat daraus mehrere, die damalige Geschichte Siebenbürgens betreffende recht werthvolle Notizen mitgetheilt in dem vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde herausgegebenen Archive (Bd. II. S. 452 bis 464).

9) „Virtus coronata, oder Ursach und Lohn Expeditionis Schirmerianae, Beschreibts zur Ehr, Exempel, und Gedächtnuß unserer lieben Teutschen Nachkommenschafft Thomas Bordan Pfarrer zu Stolzenburg," 1601 — 1603. (Kemény, Deutsche Fundgruben, Bd. I. S. 219 bis 250).

10) „Eigentliche Beschreibung, wie und was massen der Báthori Gábor in die Hermannstadt kommen und geplündert. Item was er in der Wallachey ausgericht, und wie er bis in seinen Tod gelebt." Von einem unbekannten Verfasser. Sie umfaßt den Zeitraum von 1610 bis 1631. (Ebenda Bd. I. S. 251 bis 275.)

11) „Rerum in Transsilvania anno Domini 1613 toto mense Octobri gestarum Ordo et Series." Betrifft die Wahl Gabriel Bethlen's zum Fürsten von Siebenbürgen. Es ist dieß ein ungarisches, gleich damals zu Klausenburg gedrucktes Werkchen, welches jedoch heute zu den bibliographischen Seltenheiten gehört, und dessen neuer Abdruck wegen Wichtigkeit des Gegenstandes recht erwünscht war. (Tört. tár. Bd. II. S. 255 bis 291.)

12) „Vita Valentini Seraphim Senioris bona conscientia absque fraude et dolo ab eodem conscripta Anno 1636 die 20 Augusti." Diese in lateinischer Sprache geschriebene Selbstbiographie umfaßt die Zeit von Seraphins Geburtsjahr 1579 bis 1636. Sie ist aus der im sächsischen Nationsarchive zu Hermannstadt befindlichen Urschrift herausgegeben in J. K. Schuller's Ar-

chive für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. (Hermannstadt 1840. S. 147 bis 153.)

13) „Diarium dessen in dem Herren ruhenden N. V. W. W. Herrn Johannes Lutsch, vormahls gewesenen treuen Königsrichter unserer Haupt-Hermanstadt.» Es beginnt mit Lutsch's Geburtsjahr 1607 und reicht bis 1661. (Ebenda Bd. I. S. 277 bis 336.)

14) „Siebenbürgische Ruin, beschreibts in Wahrheit nach deme, was er wehrend der Belägerung in der königlichen Hermanstadt jämmerlich gesehen, vernommen und erlebt Johannes Graffius ehestens Pfahrherr in Reichesdorff, derzeit aber Pfahrherr in der kön. Hermanstadt.» Betrifft die in der siebenbürgischen Geschichte verhängnißvollen Jahre 1658 bis 1661. Herausgegeben vom Grafen Kemény. (Deutsche Fundgr. II. Bd. S. 141 bis 233.)

15) Des Grafen Tökőli Einfall in Burzenland, dessen Schlacht bei Tohán und Zerneſt, und Abmarsch aus Siebenbürgen. Anno 1690 den 13. August bis 1691 den 13. Mai. Tagebuch eines unbekannten Kronstädters. (Ebenda Bd. II. S. 235 bis 279.)

16) Referat, Was bey meiner M. Johannis Zabanii Expedition merkwürdiges passiert und vorgegangen. 1692 — 1693. (Ebenda Bd. I. S. 337 — 382.)

Hiezu können wir noch die nach Albrecht Huet's Aufzeichnungen über den Mediascher Landtag von 1588 von A. Kurz (Nachlese auf dem Felde der ungar. und siebenb. Gesch. Kronstadt 1840. S. 117) und die aus des Zacharias Filkenius notarius Segesváriensis handschriftlichen Denkwürdigkeiten in Bezug auf den Weißenburger Landtag 1625 von G. D. Teutsch gemachten Mittheilungen rechnen. (Archiv des Vereins f. siebenb. Landesk. Bd. II. S. 30 bis 33.)

III. Es ist bekannt, wie wichtig für die Geschichte aller Zeiten, namentlich aber für diejenige Europa's seit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts Briefe und Correspondenzen der an den Begebenheiten vorzüglich betheiligten Personen sind. Als historische Quellen wurden daher auch besonders neuerer Zeit derlei Correspondenzen häufig gesammelt und herausgegeben, und der Gewinn, den die Geschichtkunde hieraus zog, übertraf noch meistens die von vorne herein gehabten Hoffnungen. Ref. hat sich auf seiner vor mehreren Jahren in Siebenbürgen gemachten wissenschaftlichen Reise aus eigener Erfahrung überzeugt, daß in den dortigen Archiven zahlreiche Briefe vieler in der Geschichte des Landes hervorragender Personen größten-

theils zerstreut, hie und da aber auch bereits in mehr oder minder vollkommenen Sammlungen aufbewahrt werden, aus deren Veröffentlichung und zweckmäßiger Benützung der dortigen Geschichtkunde bedeutender Nutzen erwachsen könnte. Es gilt dieß besonders von dem Hofleben der Fürsten während der Zeit, die den Gegenstand unserer gegenwärtigen Besprechung macht, und eben dieses Hofleben in seinen verschiedenartigen Richtungen und Ergebnissen ist von einem in der Literatur annoch kaum geahnten Interesse. Hierbei ist noch eine beklagenswerthe Erscheinung, daß die Praxis des Lebens, unter deren Herrschaft jene Archive meistens gestellt sind, für solche Briefschaften in der Regel nur wenig Sinn hat, und daß, da in Siebenbürgen ein wahrhaft wissenschaftlicher Geist die verschiedenen Klassen und Schichten der Gesellschaft noch nicht leitet, darauf nur geringer Werth gelegt wird; was bereits schon aus Sorglosigkeit so manchen bedauerlichen Verlust veranlaßt hat. Graf Kemény hat diesem Gegenstande ebenfalls seine Aufmerksamkeit zugewendet, und namentlich im történeti tár finden wir mehrere äußerst interessante Briefe einzelner, in der Begebenheit Siebenbürgens jener Zeit bedeutender und einflußreicher Personen *). Leider hat aber sowohl er, als auch insgesammt alle bisherigen siebenbürgischen Geschichtforscher es noch nicht angezeigt gefunden, auch nur eine für die dortige Landesgeschichte beachtenswerthe Sammlung von Correspondenzen zu versuchen. Wir müssen uns immer noch mit einzelnen Briefen begnügen, und nur ein schwacher Versuch einer Sammlung sind die Briefe aus der Reformationszeit, welche J. Dück seiner Geschichte des Kronstädter Gymnasiums (Kronst. 1845) als Zugabe beifügte.

IV. Beinahe dasselbe gilt von den siebenbürgischen Landtagsabschieden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Zwar wurden, so weit die bisherigen Forschungen reichen, seit der Trennung Siebenbürgens von Ungarn während der sogenannten Fürstenperiode von 1540 bis 1691 nicht weniger als 364 Landtage abgehalten, und es gab Jahre, in denen 4, 5 und selbst 6 Landtage über das Wohl Siebenbürgens beriethen; ja im Jahre 1688 kommen deren sogar 8, sage acht in einem Jahre vor; — zwar wurden auf allen diesen Landtagen Beschlüsse gefaßt, und auf den meisten auch Landtagsabschiede als eben so viele rechtskräftige Landesgesetze erlassen: dennoch finden sich diese Gesetze meistens nur einzeln im

*) Im ersten Bande S. 24, 96, 106, 111, 131, 135, 140, 155, 164, 166, 173, 231, 233; im zweiten Bande S. 72, 85, 95, 124, 127, 161, 162, 189, 198, 251, 266, 289.

Lande zerstreut, und die handschriftlichen Sammlungen, welche hin und wieder angetroffen werden, sind in jeder Hinsicht äußerst unvollkommen. Was sich wohl daraus erklärt, daß nach dem unter den Fürsten Georg I. Rákoczi und seinem Sohne Georg II. sämmtliche vom J. 1540 an erflossene und damals noch Gesetzeskraft habende Vorschriften auf dem Landtage vom 15. März 1653 unter der Benennung der Approbaten (Approbatae Constitutiones Regni Transsilvaniae et partium Ungariae eidem adnexarum), und wieder unter dem Fürsten Michael I. Apaffi die von 1653 an festgestellten gesetzlichen Bestimmungen 1669 unter der Benennung der Compilaten (Compilatae constitutiones Regni Transsilvaniae ex partium Ungariae eidem adnexarum) in eine Art systematische Form und Anordnung gebracht, und damit dem Lande zwei abgeschlossene Gesetzbücher gegeben wurden: die gesetzliche Bedeutung der Landtagbeschlüsse von 1540 bis 1669 im praktischen Leben und bei den Gerichten fast ganz aufhörte. Dessen ungeachtet haben sie aber in der Geschichte noch immer ihr wohlbegründetes Interesse, und ihre Veröffentlichung, entweder im Einzelnen oder auch in möglichst vollständiger und correcter Zusammenstellung, wäre ein sehr verdienstvolles Unternehmen. Und unter diesem Gesichtspunkte müssen die vom Grafen Kemény im Történeti tár aus den Originalen selbst, somit kritisch genau herausgegebenen Landtagschlüsse betrachtet werden; welche wohl als der erste Versuch eines solchen Unternehmens gelten können. Es werden uns hier die Abschiede folgender Landtage mitgetheilt:

1565 des Klausenburger Landtags vom 22. Jänn. (Bd. I. S. 50).
1566 » Thordaer » » 28. Mai (Bd. I. S. 59).
1567 » Weißenburger (Carlsburger) Landtags vom 8. Sept. (Bd. I. S. 82).
1571 » » Landtags vom 1. April (Bd. I. S. 93).
1571 » » » » 31. Mai (Bd. I. S. 99).
1573 » Mediascher » » 15. Oct. (Bd. I. S. 131).
1575 » Klausenburger » » 25. Juli (Bd. I. S. 142).
1576 » Mediascher » » 28. Jänn. (Bd. I. S. 150).
1581 » Klausenburger » » 1. Mai (Bd. I. S. 157).
1586 » Nagy Enyeder » » 1. Mai (Bd. II. S. 42).
1595 » Weißenburger » » 16. April (Bd. II. S. 51).
1595 » » » » 13. Dez. (Bd. I. S. 183).
1596 » Klausenburger » » 21. April (Bd. I. S. 191).
1598 » Weißenburger » » 23. April (Bd. I. S. 201).
1599 » Mediascher » » 21. März (Bd. I. S. 209).
1599 » Weißenburger » » 20. Nov. (Bd. I. S. 234).
1600 » Létzfalvaer » » 25. Oct. (Bd. I. S. 245).
1602 » Weißenburger » » 10. Dez. (Bd. II. S. 77).

1607	des	Klausenburger	Landtags	vom 10. Juni (Bd. II. S. 91).
1608	„	„	„	„ 3. März (Bd. II. S. 131).
1610	„	Bistritzer	„	„ 25. März (Bd. II. S. 144).
1611	„	Hermannstädter	„	„ 23. April (Bd. II. S. 165).
1611	„	Klausenburger	„	„ 10. Oct. (Bd. II. S. 192).
1612	„	Hermannstädter	„	„ 15. Mai (Bd. II. S. 202).
1612	„	„	„	„ 20. Nov. (Bd. II. S. 221).
1613	„	Klausenburger	„	„ 21. Oct. (Bd. II. S. 278).

Es sind dieß die Beschlüsse von 26 Landtagen, welche Graf Kemény vorzüglich nur als Erläuterung anderer Stücke, insbesondere einiger von uns oben erwähnter Tagebücher, deren Verfasser großentheils an den Landesangelegenheiten bedeutenderen Antheil hatten, mittheilt: die jedoch auch unabhängig hievon und selbstständig ihren Werth um so mehr haben, als ihr Text möglichst correct gegeben ist. Möge es dem Ref. gestattet seyn, namentlich diese Seite der siebenbürgischen Geschicht- und insbesondere rechtshistorischen Quellenforschung ganz vorzüglich hervorzuheben, und den Wunsch auf deren möglichst vollständige und vollkommene Fortführung hier auszusprechen.

V. Wir gehen endlich noch auf die Urkunden und wichtigeren Actenstücke zur Geschichte Siebenbürgens dieser Zeit über. Da von jeder einzelnen Urkunde unserer Aufgabe gemäß wohl kaum die Rede seyn kann: so dürfte wohl das Beste seyn, die wichtigeren nach den Kategorien ihrer üblichen Eintheilung namhaft zu machen.

1) Staatsschriften. Hierher gehören:

Mährische Landesverhandlungen, die Ansprüche des Johann Zapolya auf Mähren betreffend, 1526—1531. (Kemény, Deutsche Fundgruben, Bd. II. S. 1.)

Das Bündniß des Kaisers und Königs Mathias mit dem Fürsten von Siebenbürgen Gabriel Báthori am 15. August 1610 zu Kaschau durch Bevollmächtigte abgeschlossen, nebst der Ratification und Bestätigung der siebenbürgischen Stände vom 6. September desselben Jahres. (In ungarischer Sprache, im Történeti tár, Bd. II. S. 175.)

Bittgesuch der Erzherzogin Maria Christierna, Gemahlin des siebenbürgischen Fürsten Sigismund Báthori an Kaiser Mathias in Betreff ihrer durch die Bocskaischen Unruhen 1605 und die darauf folgenden Begebenheiten gestörten Hausangelegenheiten. (Kemény, Deutsche Fundgruben, Bd. I. S. 151.)

Extract aus der dem Grafen von Seeau ertheilten Landtags-Instruction ddto. Wien den 13. Jänner 1702. (Ebenda Bd. II. S. 281.)

2) Kirchengeschichte. Ein in dieser Hinsicht und namentlich für die siebenbürgische Reformationsgeschichte wichtiges Document, die Reformatio Ecclesiae Coronensis ac totius Barcensis provinciae 1543 des berühmten Kronstädter Reformators Johann Honter ist als Zugabe abgedruckt in Joseph Dück's Geschichte des Kronstädter Gymnasiums (Kronstadt 1845. S. 151). Hierher kann auch desselben Honter Constitutio Scholae Coronensis gerechnet werden (Ebenda S. 121).

3) Urkunden, die Municipalstellung einzelner Landestheile und Orte betreffend.

Vergleich der Hermannstädter Sachsen mit dem Fogaraser Districte, vorzüglich eine Regelung des Hirtenlebens der dortigen Walachen bezweckend, und vom damaligen Gewalthaber in Siebenbürgen, dem Bischofe, späteren Cardinale Georg Martinuzzi bestätigt, ddto. Thordae feria sexta prox. post octavas festi corporis Christi anno ejusdem 1548. (Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, Bd. II. S. 324.)

Das rothe Büchel der Stadt Hermannstadt, d. h. das dortige Rathsbuch, in welches die Beschlüsse des Raths eingetragen sind, woraus Anton Kurz Mittheilungen gibt. (Magazin für Geschichte, Literatur ꝛc. Siebenbürgens, Bd. I. 238.)

Jahresrechnung des Johann Waida, Bürgermeisters von Hermannstadt, für das Jahr 1593, mitgetheilt von demselben, (Ebenda Bd. I. S. 285 und Bd. II. S. 474.)

Fassen wir nun diese Erzeugnisse der literarischen Thätigkeit mit Bezug auf die bisherige Geschichtkunde Siebenbürgens überhaupt in's Auge, so erscheint wohl die Anerkennung des auf diesem Felde während der letzten Jahre bewährten Fleißes hinlänglich motivirt. Ref. ist der Ansicht, daß die Resultate dieses Fleißes der Geschichtwissenschaft in Betreff Siebenbürgens bis jetzt schon keinen unbedeutenden Gewinn gebracht haben, und daß, wenn auch in der Folge so fortgefahren wird, vielleicht bald eine befriedigende Geschichte Siebenbürgens während der einheimischen Fürstenperiode in Aussicht stehe, welche aus mehrfacher Hinsicht als sehr wünschenswerth erscheint. Es kann dieß hier nur im Allgemeinen angedeutet werden, da die detaillirte Darlegung nicht ohne tieferes Eingehen in den historischen Stoff möglich wäre, was schon nicht mehr in der Aufgabe dieses Aufsatzes liegt. Wenn jedoch Ref. unter diesem Gesichtspunkte die forschende Thätigkeit der siebenbürgischen Historiker freudig begrüßt, so kann er doch auch anderseits nicht umhin auf die Mängel

sowohl der Forschung als auch des Systems hinzudeuten, die einer möglichst vielseitigen, in ihren einzelnen Theilen erschöpfenden und gründlichen Geschichte Siebenbürgens entgegen sind, deren Beseitigung daher vor Allem nothwendig wäre.

Hierher rechnen wir vorerst, daß die Quellenforschungen nicht systematisch geschehen; daß überhaupt im Interesse der Geschichte fast gar nicht gesucht wird. Was gefunden wird, ist meistens Sache des Zufalls oder eine Folge anderwärtiger, durch den bisher dort bestandenen Verfassungs- und Rechtszustand bedingter Bestrebungen. Noch fühlbarer ist dieser Mangel bei der ersten Zubereitung und Anordnung des Gefundenen und bei der literarischen Zusammenstellung des an den verschiedensten Orten zerstreuten historischen Materials. Einzelne Bibliotheken, z. B. die gräflich Telekische in Maros-Vásárhely, die bischöfliche in Carlsburg, die Bruckenthalische in Hermannstadt, die der Collegien in Klausenburg und Nagy-Enyed gewähren wohl in dieser Hinsicht einige Unterstützung. Auch befinden sich in mehreren Archiven des Landes wahre historische Schätze [1]). Wie mangelhaft jedoch die Benützung dieser Hülfsmittel noch bis in die neuesten Zeiten war, sieht man in fast allen Richtungen, welche anderwärts die Quellenforschung mit so glänzendem Resultate verfolgt hat. An der geringen Beachtung, welche man den zahlreich vorhandenen Briefen gewidmet hat, wurde dieß bereits oben dargethan. Ein Aehnliches gilt aber auch von den legislativen Urkunden und den Beschlüssen der Landtage. Wir haben angedeutet, wie von den 364 Landtagsbeschlüssen während der Fürstenperiode überhaupt bisher nur Fragmente gedruckt sind, und wenn Graf Kemény im Történeti tár die Abschiede von 26 veröffentlicht, so ist dieß immer noch ein sehr ungünstiges Verhältniß. Das Werk, welches Ladislaus Gáál über die Beschlüsse der siebenbürgischen Landtage herausgab [2]), so achtungswerth auch sonst seine Mühe ist, enthält nur Andeutungen, ist daher weit entfernt, unseren Wünschen auch nur halbwegs zu entsprechen. Nur eine möglichst vollständige und correcte Sammlung der Gesetze selbst ist geeignet, dem von dieser Seite gefühlten Bedürfnisse zu genügen. Und was öffentliche Urkunden und Staatsacten betrifft, so können wir für den Zeitraum, von dem hier die Rede ist, bloß die auf die Geschichte des Leopoldinischen Diploms bezügliche wahrhaft ausgezeichnete Tractaten- und Urkundensammlung von Carl

[1]) S. des Grafen Kemény: Notitia historico-diplomatica archivi, et literalium Capituli Albensis Transsilvaniae, pars I. Cibinii 1836. S. 149 folg.

[2]) Az erdélyi diaeták végzéseinek nyomdokai, und Az érdélyi diaetak' végzéseinek foglalatja. Drei Bände. Klausenburg 1837 und 1838.

Szász mit unbedingtem Lobe erwähnen *). Diese steht aber noch immer allein da.

Ein anderer Mangel der siebenbürgischen Geschichtforschung besteht darin, daß sie von einer Einsicht der Bedürfnisse der Gegenwart nicht geleitet wird. Die Geschichte von Siebenbürgen erscheint in der Literatur fast immer als eine matt gehaltene Reihenfolge von Biographien der siebenbürgischen Fürsten, neben denen dann nur noch hier und da einzelne Verfassungs- und Rechtsfragen sich einiger Beachtung erfreuen. Und dieser Geist blieb nicht ohne Rückwirkung auch auf die Forschung. Man ist noch weit entfernt, das siebenbürgische Staats- und Völkerleben der Vorzeit in seiner Gesammtheit und nach seinen einzelnen Richtungen zu erfassen. Daher erscheinen auch die Ergebnisse der Forschung bloß als Fragmente und nur wenig zusammenhängende Einzelheiten.

Eine Folge hiervon ist die fast allgemein herrschende Einseitigkeit der Auffassung in der historischen Literatur Siebenbürgens. Weil man das Ganze nicht hat, hält man sich an die Theile. Man sieht dieß ganz vorzüglich in der Behandlungsweise der hier so ungemein interessanten und zur historischen Forschung förmlich einladenden Geschichte der Kirchenverhältnisse und der verschiedenen Völkerschaften oder sogenannten Nationen des Landes. Wir besitzen hier fast durchgehends nur Parteischriften, und diese müssen um so behutsamer benützt werden, da die einzelnen Richtungen nicht gleichmäßig ausgearbeitet sind, oder zu einer gleichmäßigen Bearbeitung durch unparteiische Forschungen auch nur Vorbereitungen geschahen. Die Geschichte der unitarischen Religionen in Siebenbürgen ist bei weitem weniger durchforscht, als die der katholischen, reformirten und lutherischen, obgleich auch bei diesen noch Vieles zu wünschen übrig bleibt. Ueber die Geschichte der griechischen Kirche aber gibt es, mit Ausnahme der ebenfalls bloß fragmentarisch betrachteten Unionsfrage, geradezu gar keine Forschungen. Unter den Siebenbürgen bewohnenden Nationen wurde seit Schlözers Zeiten die Geschichte der Sachsen mit dem meisten Aufwande bearbeitet, was aber, da die Sachsen der bei weitem kleinste Theil der Bevölkerung sind, in die Anschauungsweise der Gesammtgeschichte des Landes Mißverhältniß brachte. Namentlich da die Geschichte der Walachen beinahe ganz vernachläßigt ist. Hiervon gibt der über die einst unter den Walachen Siebenbürgens bestandenen

*) Sylloge tractatuum aliorumque actorum publicorum historiam et argumenta B. Diplomatis Leopoldini, Resolutionis item quae Alvincziana vocatur illustrantium. Edidit Carolus Szász de Szemeria. Claudiopoli 1833.

Kenesate erst neuerlich mit einer bei dem gegenwärtigen Zustande der Geschichtwissenschaft kaum glaublichen Hohlheit getriebene literarische Streit ein auffallendes Beispiel*). Es ist aber diese Seite der siebenbürgischen Geschichte auch in praktischer Hinsicht um so beachtenswerther, da leider nicht bloß die wissenschaftliche Bildung der Walachen überhaupt auf einer sehr niedrigen Stufe steht, somit von ihnen allein eine unbefangene und detaillirte Geschichte ihrer siebenbürgischen Ansiedlungen und Verhältnisse in der Vorzeit wohl kaum zu erwarten steht, vielmehr die wenigen Gebildeten unter ihnen meistens in nebelhaften Träumereien eines daco-romanischen Reichs befangen sind, deren Verwirklichung nur durch erneuerte Katastrophen der den Beginn des Mittelalters so furchtbar bezeichnenden Völkerkämpfe versucht werden könnte. Dr. Gustav Wenzel.

Art. III. 1) Bianca Capello. Quadro Drammatico del Secolo XVI. Di Giovanni Sabbatini. Milano. Stabilimento Civelli e C. 1844 12mo. p. 156.

2) Il Fornaretto. Dramma storico. Di Francesco Dall' Ongaro. Trieste, dalla tipografia Weis. 1846. 12mo. p. 220.

Je aufmerksamer die Augen der Welt in politischer Beziehung auf das schöne, aber unglückliche Land gerichtet sind, in dessen Orangenhainen wohl die duftigen Gaben eines ewigen Lenzes reifen, aber die Frucht des Friedens nie recht gedeihen wollte: desto weniger befaßt man sich mit seiner Literatur, als ob Leistungen, die allen Zeiten und Völkern angehören sollen, von den flüchtigen Interessen und Sympathien einer noch unabgeklärten Uebergangsperiode abhängig wären. Eben war man in Deutschland mehrfach daran, literarische Unternehmungen zur Vermittlung des Südens mit dem Norden Europa's in's Leben

---

*) Wir verweisen auf die durch das Gesuch der zwei walachischen Bischöfe Siebenbürgens an den vorletzten dortigen Landtag zur Wahrung der Rechte ihrer Nationsverwandten veranlaßte Literatur: Trausch, Bemerkungen über die vom siebenb. Bischof Hrn. Basilius Moga im J. 1837 zu Hermannstadt versammelten Landesständen unterlegte Bittschrift. Kronstadt 1844. — J. K. Schuller: Beleuchtung der Klagschrift gegen die sächsische Nation, welche die beiden walachischen Bischöfe auf dem Landtage von 1841 — 1843 den Ständen des Großfürstenthums Siebenbürgen überreicht haben. Hermannstadt 1844. — L. Gáál: Vizsgálódás az erdélyi kenézségekröl. N. Enyed 1846. — Gf. J. Keményy: Ueber die ehemaligen Knesen und Kenesiate der Walachen in Siebenbürgen in A. Kurz Magazin der Gesch. u. s. w. Siebenbürgens, Bd. II. S. 286.

zu rufen, und auch in Italien regte sich eine wärmere Theilnahme nicht nur für die sogenannten Classiker unseres Vaterlandes, sondern auch für die ausgezeichneteren Producte unserer jüngeren Schriftsteller; Journale in Italien, welche Deutschlands, so wie in Deutschland, welche Italiens Zustände näher zu beleuchten zum Zwecke hatten; Uebersetzungen der vorzüglicheren novellistischen und dramatischen Arbeiten italienischer und deutscher Dichter für hier und dort; poetische Blumenlesen, welche das Verhältniß der beiderseitigen Kräfte und Tendenzen zu einander klarer herausstellen sollten, und allerlei Versuche ähnlicher Art waren allenthalben im Zuge, als zwischen die arglosen Friedenstauben, welche die Herzensgrüße des Südens dem Norden und dessen Erwiederungen dem Süden bringen sollten, schroffer und und undurchdringlicher, als die Wand der Alpen, ein großes Mißverständniß sich drängte, zu dessen Lösung oder Hinwegräumung es leider! keine Leiern, sondern nur Schwerter gab. Allein eben in den Tagen politischer Aufregung, wo auch das ästhetische Urtheil durch die äußeren Einflüsse nur allzuleicht sich bestechen, und oft, unwillkürlich nachgebend, ein Werk des Geistes seine örtliche Provenienz entgelten läßt: thut es doppelt Noth, den wahren Maßstab festzuhalten und durch vorurtheilsfreie Würdigung des Guten, Schönen und Wahren, wo immer man es findet, den unveränderlichen Gesetzen echter Bildung und Humanität Rechnung zu tragen. Ref. nimmt daher keinen Anstand, die politische Frage, die ob dem Lande schwebt, in dessen Sprache die zwei Eingangs genannten Werke geschrieben sind, zu ignoriren, und ihm lediglich vom ästhetischen Standpuncte aus seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Man wußte bisher in Deutschland von der neueren poetischen Literatur Italiens nur wenig Rühmliches zu sagen. Einige Romane von Manzoni, Azeglio, Cantù u. A. waren fast die einzige Ausbeute, die der Süden unseren Buchläden und Leihbibliotheken geliefert hat, und somit auch fast das Einzige, was man von ihm in Deutschland las oder wenigstens dem Namen nach kannte. Die neuere Lyrik Italiens drang nicht über die Alpen. Daß ein Luigi Carrer existirt, der mitunter wunderliebliche Balladen schrieb, wissen selbst unter den Liebhabern ausländischer Belletristik nur Wenige. Fast nicht besser, als der Lyrik der Italiener, ging es auch ihrer neueren Dramatik. Es ist ein allgemein verbreiteter Glaube, daß die dramatische Literatur in Italien seit Jahrzehenden schon ganz brach liege und daß dessen Theater den leicht begnügten Gaumen ihrer Gäste ausschließend mit dem Abhub der französischen und deutschen Bühne zufrieden stellen. Die Gründe dieser Unvertrautheit

Deutschlands mit der lyrischen und dramatischen Literatur eines so engbenachbarten, durch die österreichisch-italienischen Länder unmittelbar in's deutsche Element hereinragenden Landes sind mannigfach. Was die italienische Lyrik betrifft, so mag großen Theils die Schwierigkeit, die sie dem Uebersetzer darbietet, daran schuld seyn, daß man sie bei uns so wenig kennt. Den leicht hinfließenden italienischen Vers, mit all der Schmiegsamkeit des Ausdrucks, diesem melodischen Wohlklange, dieser Natürlichkeit des Reimes, bei möglichster Worttreue, in unserer spröden, widerspenstigen, unfügsamen Sprache auch nur annähernd wieder zu geben, ist eine Aufgabe, welche die Geduld und meist auch das Talent gewöhnlicher Bearbeiter übersteigt. Um aber die Feinheit und das Arom solcher Poesien im Original genießen zu können, dürfte eine mehr als oberflächliche Sprachkenntniß erforderlich seyn. Was der größeren Verbreitung der dramatischen Werke italienischer Dichter im Wege steht, ist vor Allem die eigenthümliche Verfassung der italienischen Bühne. Italien hat für die Pflege des Schauspiels keine Anstalten, wie Deutschland sie zählt. Die meisten Theater stehen unter der Leitung von Privatunternehmern, die ihre Aufmerksamkeit und ihre Geldmittel vorzugsweise der Oper zuwenden. Das Schauspiel muß noch bescheidener, als dieß hin und wieder bei uns der Fall ist, sich mit der zweiten Stelle begnügen. Es hat dort noch etwas vom alten Thespiskarren beibehalten, und wird von Priestern bedient, die ein nomadisches Leben führen. Wahl oder Zufall führt unter der Firma eines mehr oder minder renommirten Impresario eine Gesellschaft von Schauspielern zusammen, welche von Stadt zu Stadt ziehen, in den größeren längere, in den kleineren kürzere Zeit verweilen, und dort die Stücke, die eben an der Tagesordnung sind, nebst irgend einem völlig neuen oder minder bekannten, als dem Caput coenae, in einer durch die Umstände gebotenen Zahl von Vorstellungen abspielen. Hat der Impresario Ruf oder Geschick genug, um eine gute Gesellschaft zu werben oder eine mittelmäßige Truppe gut zu schulen, so findet er auch leicht einen Poeten, der ihm eine seiner neuesten Schöpfungen überläßt, damit sie, getragen durch das lebendige Wort des Mimen, die Runde über die heimischen Bühnen mache. Ist diese dann in den größeren Städten zur Genüge abgespielt worden, so wandert sie in die Presse und aus dieser in den Buchladen, wo sie zwar bei den Verehrern des Dichters hinlänglichen Anwerth findet; allein nur wenige Exemplare davon gelangen über die Gränzen der Heimat hinaus, um als Ausfüllsel in einer Bibliothek oder als Zierstück auf einer Toilette Platz zu finden. So kommt es, daß uns Deutschen Dramatiker, denen man in Ita-

lien Kränze geworfen und Fackelzüge gebracht hat, deren Name mit Begeisterung von den Lippen aller Gebildeten tönt, denen man mehr Weihrauch streute, als man bei uns je einem Oehlenschläger, Grillparzer oder Immermann es gethan hat, völlig fremd geblieben oder nur vom Hörensagen bekannt geworden sind. Und dennoch gibt es Manche darunter, welche die vollste Beachtung verdienen, und die, wenn man sie auf der deutschen Bühne so willfährig vorführen wollte, wie den unbedeutendsten französischen Vaudevillisten, uns die Ueberzeugung verschaffen würden, daß Italien, wie es nach Goldoni noch seinen Alberto Nota hatte, auch nach seinem Alfieri, Maffei, Monti und Manzoni noch nennenswerthe Trauerspieldichter aufzuweisen habe. Für den namhaftesten unter den neueren italienischen Tragikern gilt mit Recht Giovanni Battista Niccolini; auch Silvio Pellico ist beachtenswerth, Rovere vielversprechend. Zu den neuesten gehören Giovanni Sabbatini und Francesco Dall' Ongaro, deren Erstlingsproducte Ref. in dem Nachfolgenden besprechen will, um ihre Namen auch dem deutschen Publicum geläufig zu machen.

Sabbatini lebt in Modena, — Dall' Ongaro gehört dem österreichischen Italien an, und nimmt daher unser Interesse in doppelter Beziehung in Anspruch. Beide verdanken ihr Bekanntwerden einem Impresario, der, zugleich Schauspieler, Dichter und Regisseur, durch sein seltenes Talent für jedes dieser drei Fächer in ganz Italien einen vortheilhaften Ruf sich erworben hat. Sein Erscheinen in einer Stadt bringt einen ähnlichen Eindruck hervor, wie einst das eines Eßlair, eines Devrient, einer Schröder, — oder jetzt die Gastrolle einer Rettich, eines Laroche, eines Anschütz, eines Löwe u. A. bei uns auf das Theaterpublicum einer Provinzstadt wirkt, die das halbe Jahr hindurch darben, das halbe mit mittelmäßiger Kost sich begnügen muß. Bei der enthusiastischen Leidenschaftlichkeit der Italiener nimmt es auch nicht Wunder, wenn mitunter Dilettantinnen aus angesehenen Häusern der Truppe dieses Impresario sich anschließen und Dichter des ersten Ranges wetteifern, für ihre Geistesproducte ihn als Pathen zu gewinnen. Dieser Mann ist der Mime Gustavo Modena. Sein Einfluß auf die Wiedererweckung der dramatischen Literatur in Italien ist nicht zu verkennen. Manches jugendliche Talent hat er angeregt, manchem Dichter die Zunge gelöst, und dadurch zunächst den Impuls gegeben, daß die Bühnen seines Vaterlandes seit einiger Zeit anfingen, sich aus den Fesseln der Nachbildung ausheimischer Bühnenwerke zu emancipiren. Er war es, der im J. 1844 Dall' Ongaro's „Fornaretto" auf die Bühne brachte;

er war es, der bei Gelegenheit des Gelehrten-Congresses in Mailand zwei Dramen von Sabbatini, nämlich „Bianca Capello" und „Alessandro Tassoni," zur Darstellung übernahm, wovon er das erstere im November 1844 zu Pavia und im Carnevale zu Mailand im Theater Carcano, das letztere in des Dichters Vaterstadt, so wie in Mailand, unter rauschendem Beifalle dem empfänglichen Publikum vorführte.

Ref. glaubt daher keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn er die deutsche Lesewelt mit zwei Dramatikern eines Landes bekannt macht, welches seit längerer Zeit für völlig inproductiv in diesem Zweige der schönwissenschaftlichen Literatur gehalten worden ist.

1) Der Name „Bianca" ist in der dramatischen Welt nicht fremd. Wir besitzen von unserem vaterländischen Dichter, dem zu früh vergessenen und allzuwenig gewürdigten Heinrich von Collin eine „Bianca della Porta;" auch eine „Bianca Capello" schritt, wenn wir nicht irren, vor ungefähr vier Jahrzehenden über die Breter unseres Nationaltheaters. Die Zeit scheint ihr Recht über dieses Product eines uns unbekannten Verfassers ausgeübt zu haben; es verschwand spurlos. Dessen ungeachtet ist der Name „Bianca Capello" den Freunden der Romantik stets geläufig, was er vor Allem einem höchst populär gewordenen Romane dieses Namens von A. G. Meißner, einst einem Lieblingsschriftsteller Deutschlands, verdankt. — Es ist zu wundern, daß so lange kein deutscher Dichter dieses tragischen Vorwurfes sich bemächtigte. Nun hat es ein Dichter Italiens gethan, dem dieses Substrat um so mehr zusagen mußte, da für ihn auch ein nationales Interesse sich daran knüpfte. Sabbatini nennt sein Drama bescheiden eine „historische Skizze." Wir wollen sehen, in wie fern er seine Skizze auch für ein Drama ausgeben durfte, und ob dieses Drama auch auf den Namen eines historischen Anspruch machen kann.

Der Verf. hat den Stoff hierzu vorzugsweise aus Botta und die episodischen Einzelnheiten aus anderen Historikern, aus Chroniken und gleichzeitigen Urkunden entlehnt. Carlo Botta (Storia d'Italia continuata da quella del Guicciardini, lib. XIV) erzählt die Geschichte der Bianca Capello folgendermaßen: „Bianca Capello, welche geschaffen schien, die Macht weiblicher Reize und die Häßlichkeit eines Mannes zu offenbaren, dem es von Gott zur Aufgabe gestellt war, nicht nur zu regieren, sondern auch ein für jede höhere Bildung empfängliches Volk zu veredeln, floh im J. 1563 vor dem Unwillen ihrer Aeltern von Venedig und begab sich in die Hauptstadt Toscana's.

Der Beweggrund hiezu war ihre heimliche Liebschaft mit einem florentinischen Jünglinge, Namens Piero Bonaventuri, welcher in der Schreibstube der Salviati dem Handel- und Wechselgeschäfte sich widmete. Schön und geistreich und mit vielfachen Reizen begabt, wußte sie, ob sie nun scherzen, oder sich übernehmen, oder ihr liebenswürdiges Antlitz mit einem Anfluge von Traurigkeit umwölken mochte, stets ein solches Licht einschmeichelnder Anmuth und lüsterner Sinnlichkeit um sich zu verbreiten, daß sie jeden Mann hinriß. Auf diese Weise hatte sie auch den jungen Piero unwiderstehlich gefesselt, welcher, selbst schön und anmuthsvoll, Bianca mit gleicher Liebe entzündete. Bartolomeo Capello war ihr Vater, ein Patrizier, der seine Tochter eben so wohlgesittet machen wollte, als schön sie war, indem er sie mit aller Sorgfalt erziehen ließ. Aber die Liebe läßt sich nichts vorschreiben, sie macht oft nicht nur die gesunde Vernunft, sondern auch die guten Eigenschaften zu Schanden. Die beiden Verliebten sahen einander insgeheim bei Nacht; dann kam die Furcht, entdeckt zu werden; dann der Verdacht verbotener Liebesfrüchte. Der stolze Patrizier war nicht der Mann, um Intrigue oder Schande sich gefallen zu lassen. Sie dachten daher an Flucht, aber mit dem Versprechen der Heirat, die dann in Florenz Statt fand. Bianca raffte daher im väterlichen Hause zusammen, was sie an Edelsteinen, Perlen und anderen Kostbarkeiten in der Eile finden konnte, machte sich mit ihrem Piero schleunig davon und langte in Florenz an.

„Der Vater gerieth darüber in den heftigsten Zorn; die ganze Verwandtschaft, welche groß, reich und mächtig war, ward erbost und aufgeregt. Der Patriarch von Aquileja, der Bruder von Bartolomeo's zweiter Gemahlin, erhob über diesen Liebeshandel einen so gewaltigen Lärm, daß der ganze venetianische Adel sich dadurch beleidigt erklärte. Pietro wurde zu Land, aller Orten und auf allen Schiffen in die Acht erklärt, mit dem Preise von zweitausend Ducaten, und Giambattista Bonaventuri, sein Oheim, in's Gefängniß geworfen, wo er an den Petecchien elendiglich starb.

„Das Gerücht davon verbreitete sich in Venedig, ja durch ganz Italien; der Entführer und die Entführte waren im Munde Aller. Es schien und war in der That ein Romanstoff; die Welt, die eben nicht mehr von Kriegen zu sprechen hatte, da eben keine waren, sprach von Liebe. Alle verdammten Bianca, Viele verdammten Piero, nicht Wenige beneideten ihn.

„Während man auf den Lagunen gegen das verliebte Paar donnerte, bemitleidete man es am Arno; die Liebenswürdigkeit und das Unglück der beiden jungen Leute bewegten

alle Herzen. Jedermann wünschte ihnen dauerhaftes Entkommen und glückliches Schicksal. Aber es war dort Jemand, der auf das Laster sein Augenmerk gerichtet hatte; die bekannte Schönheit lief dort Gefahr; die Eigenschaften eines Alessandro und Cosimo waren nicht ausgestorben, Francesco war Cosimo's Sohn. So wollte denn Francesco, von dem reizenden Rufe angelockt, Bianca sehen; er sah sie und ward von unermeßlicher Liebe zu ihr ergriffen; seine ganze Seele wurde plötzlich durch und durch von der venetianischen Jungfrau bemeistert. Eine verhängnißvolle Leidenschaft nahm ihren Anfang. Bianca fühlte sich versucht vom Ehrgeize, denn es schien ihr ein hochwichtiges Ereigniß, von einem Fürsten begehrt zu werden. Auch Piero fühlte sich versucht vom Ehrgeize; er fand sich ab mit dem erniedrigenden Gedanken, daß sein Weib ihm als Stufe zur Macht dienen könnte. Das verliebte Mädchen von Venedig wurde zur Ehebrecherin; der verliebte Jüngling von Florenz duldete den Ehebruch; Francesco, der Herr von Toscana, ebenfalls ein Ehebrecher, freute sich des schmachvollen Handels.

„Während dieser Abscheulichkeiten gab Cosimo (denn diese Ereignisse fielen noch in die Zeit vor seinem Tode) dem Francesco die Erzherzogin Giovanna zur Gemahlin. Die Hochzeit hätte den neuen Gatten zur Besinnung bringen und zerstreuen sollen; allein er versank nur um desto tiefer in das Meer seiner Liebeleien mit Bianca. Vor der Vermählung hatte er heimlich in ihres Gatten Hause sie besucht, nach derselben zog er sie in die Nachbarschaft seines Pallastes. Auch Piero zog er hin, dem er seine Garderobe anvertraute. Sie fühlten keine Scham in der Liebe; im Angesichte des Volkes auf unverholene Weise bekannte sich der Fürst dazu; Unkeuschheit und Unverschämtheit waren an der Tagesordnung. Cosimo ermahnte ihn, die fürstliche Gemahlin weinte und gab ihm ein Beispiel aller Tugend; aber nichts half, weil Bianca mit ihrem, ich weiß nicht soll ich sagen englischen oder teuflischen Gesichte stärker war, als Vater, als Gemahlin, als Alles, was die Welt denken oder sagen mochte.

„Piero war inzwischen übermüthig und Allen dadurch lästig geworden. Nur Höflinge, Magistratspersonen, Jene, die um eine Gnade oder Gunst ansuchten, machten ihm den Hof; der Uebermuth hatte die Feindschaft zur Folge; man stellte ihm nach, er wurde ermordet, nicht ohne Mitwissen des Fürsten Francesco. Cosimo starb; freier als ehedem, entglühten die beiden Liebenden noch mehr. Außer den Reizen ihrer Person wendete Bianca, um des Großherzogs Leidenschaft zu nähren, noch Liebestränke, Gaukeleien und die Hilfsmittel einer Jüdin

an, welche die Welt in Beschwörungen erfahren glaubte; sie war es in — Betrügereien. Die Zauberin war Bianca — nicht die Jüdin.

„Noch galt es einen schändlichen Betrug auszuführen. Durch Arzeneien, Unordnung, Verderbniß war Bianca unfruchtbar geworden. Der Großherzog hatte keinen männlichen Nachwuchs; es fiel ihm schmerzlich, die Nachfolge auf seine Brüder übergehen zu sehen. Uebellaunig von Natur aus, wurde er in Folge seiner Kinderlosigkeit noch übellauniger und verdrießlicher gegen Andere. Bianca prahlte mit Fruchtbarkeit, alle äußeren Zeichen davon zur Schau tragend. Die Frist ihrer angeblichen Schwangerschaft war abgelaufen. Man bestellt heimlich drei Frauen, die auf dem Puncte zu gebären sind; eine einzige gebiert Tags vorher einen Knaben; man bringt ihn, wie es heißt in einer Laute verborgen, in das Zimmer Bianca's, welche Wehen heuchelt. In der Nacht vom 29. August des Jahres 1576 ertönte der Pallast von fröhlichem Geschrei, und siehe! Jedermann behauptete jubelnd, die Venetianerin habe ein schönes Kind zur Welt gebracht. Der Großherzog sprang eilends aus dem Bette, um sich am Anblicke seines Neugebornen zu weiden. Bianca, gleichsam eine Frau, der nach ihrer glücklichen Geburt nichts mehr zu wünschen blieb, war voll wonniger Freude, Francesco desgleichen. Er nannte das Kind Don Antonio, weil er glaubte, der Heilige dieses Namens, dem er sich empfohlen hatte, habe diese Gnade ihm gewährt; er erklärte ihn öffentlich für sein, indem er ihm bedeutende Einkünfte *) zuwies, und nahm die Glückwünsche der Höflinge an. Diese Dinge gingen vor, während seine Gemahlin Giovanna noch am Leben war. Von den drei behufs der Geburt ausgekundschafteten Frauen wurden zwei ermordet, die dritte rettete sich durch die Flucht: eine vierte, welche das ganze Blendwerk geleitet hatte, wurde, indem sie in ihre Vaterstadt Bologna zurückkehren wollte, mit Büchsenschüssen angefallen. Getroffen, aber nicht getödtet, enthüllte sie das abscheuliche Geheimniß in einem gerichtlichen Verhöre, welches zu Rom dem Cardinal Ferdinando de' Medici, dem Bruder des Großherzogs, übertragen wurde. Aber auch Francesco wußte darum, und zwar von Bianca selbst, welche die Unverschämtheit hatte, ihm zu entdecken (so sicher war die Hexe ihrer Zauberkünste), daß die Geburt eine verstellte gewesen und Antonio

*) Galluzzi sagt, der Großherzog habe diesem unterschobenen Sohne ein umfangreiches Besitzthum und einige durch die Verschwörung Pucci und Rudolfi dem Fiscus anheimgefallene Einkünfte zugewiesen.

der Sohn eines Mannes und einer Frau aus dem Bauernstande sei. Dem eben so thörichten als grausamen Medici galt das Einerlei. Er entglühte nur noch mehr für seine Bianca, er rühmte sich nur noch mehr als Vater Antonio's, ja er wollte ihm sogar um den Preis von zweimalhunderttausend Ducaten ein Fürstenthum im Königreiche Neapel kaufen. Ob Francesco niedriger oder Bianca pfiffiger war, dürfte schwer zu entscheiden seyn.

„Die Schmach des Unflathes verwandelte sich in Schmach der Festlichkeiten. Die Großherzogin Giovanna *) starb. Francesco und Bianca hatten einander die Ehe versprochen, wenn seine Gemahlin und ihr Gatte stürbe: Mord hatte dem Piero das Leben geraubt, der Großherzogin ein langwieriges und unheilbares Uebel. Bianca forderte von Francesco die Erfüllung seines Versprechens, d. h. daß er sie zur Großherzogin mache. Der Großherzog schwankte, da einerseits ein Rest von Achtung vor der öffentlichen Meinung ihn zurückhielt, andererseits eine schwärmerische Liebe ihn fesselte. Ein kluger Geistlicher mißrieth es ihm, allein ein nichtswürdiger Frater aus dem Orden der Barfüßer, von der Venetianerin erkauft, verleitete ihn dazu. Von ihm wurden sie vor dem Altar im Pallaste heimlich vermählt: zur Belohnung wurde der Frater zum Bischofe von Chiusi ernannt; ein merkwürdiger Fall von Simonie.

„Nachdem im April des Jahres 1579 das Trauerjahr für den Tod der Großherzogin Giovanna abgelaufen war, faßte der Großherzog den Entschluß, seine Ehe mit Bianca öffentlich kund zu machen. Er setzte die Höfe davon in Kenntniß; nach Venedig sendete er den Grafen Mario Sforza di Santa Fiora, mit der Anzeige, daß er Bianca Capello geheiratet habe, indem er sie für eine Tochter dieser erlauchten Republik erachte und durch dieses Mittel selbst deren Sohn in Wahrheit zu werden vermeine, wie er stets seinem Willen und seiner Ergebenheit nach es gewesen sei. Er rühmte in seinem Schreiben die besonderen Tugenden seiner Gemahlin, schätzte sich glücklich, einen Sohn von ihr erhalten zu haben, und versprach sich neue Früchte von ihrer Fruchtbarkeit.

*) Galluzzi sagt, man habe allgemein geglaubt, sie sei aus Aerger über die Feste gestorben, die der Großherzog dem Bruder Bianca's zu Ehren veranstaltete. — Nach einer gleichzeitigen, von Carlo Morbio veröffentlichten Chronik starb sie nicht in den Wochen, sondern aus Verdruß über des Großherzogs Liebeshandel mit Bianca. — Nach dieser Chronik verwies die Großherzogin Alle, die ihr Gnadengesuche überreichten, an Bianca, weil sie selbst gar nichts über ihren Gemahl vermochte.

„Der Anstand mußte, wie immer, Staatsrücksichten weichen. Venedig feierte durch Feste, was es verdammte; der venetianische Adel machte sich eine Ehre daraus, wessen er einst sich geschämt hatte; die Verwandten, welche Bianca und Piero in Florenz durch gedungene Banditen ermorden lassen wollten, lobpriesen jetzt freudetrunken die glückliche Tochter in Venedig. Auf öffentlichen Befehl gingen vierzig Senatoren dem Grafen Mario bis alle Grazie entgegen; andere Edelleute waren bestimmt, ihn zu unterhalten und ihm aufzuwarten. Er nahm seine Wohnung im Hause Capello; Grimani, jener Patriarch von Aquileja, erwartete ihn am Thore im Cardinalsornate. Er wurde in's Collegium zur Audienz beim Dogen und der Signoria geführt, begleitet von den vierzig Senatoren, bedient von der ganzen Verwandtschaft, gefolgt von den Magistratspersonen und dem Ausschusse der florentinischen Nation.

„Der Senat erklärte Bianca (zu so etwas können einige weibliche Schmeicheleien eine ehrwürdige Versammlung verleiten) für eine wahre und besonders werthe Tochter der Republik aus Anlaß jener ausgezeichneten und besonderen Eigenschaften, welche sie würdigst machten jedes großen Glückes, und um zu entsprechen der Achtung, die der Großherzog in seiner höchst klugen Entschließung gegen die Republik an den Tag gelegt hatte.

„Venedig jubelte. Die Glocken von San Marco erklangen, die Geschütze donnerten, in den Häusern wurden Lichter, in den Palläſten Feuer angezündet: der Vater und der Bruder der neuen Tochter von San Marco, zu Rittern ernannt, erhielten die Titel „Erlauchteste» und den Vorrang vor den Uebrigen. Der Großherzog beauftragte seinen leiblichen Bruder Don Giovanni de' Medici der Republik zu danken, bei dessen Ankunft die Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen sich erneuten.

„Florenz hatte gegen Venedig gleicher Freudenäußerungen sich zu entledigen, und das that es auch. Die Republik bestimmte zu den florentinischen Ehrenbezeugungen und Ceremonien zwei der ansehnlichsten Senatoren, Antonio Tiepolo und Giovanni Micheli; neunzig Edelleute sowohl aus der Stadt als vom Festlande begleiteten sie. Bartolomeo Capello, der Vater; Vittorio Capello, der Bruder; der Patriarch von Aquileja, der Oheim, vergrößerten das ehrenwerthe Gefolge. Bei Firenzuola kamen ihnen die Minister des Hofes, dann auf fünf Meilen Don Pietro und Don Giovanni, des Großherzogs Brüder, entgegen. Endlich, unter dem Klange der Glocken, unter dem Donner des Geschützes, unter den Begrüßungen des Volkes, nahm Florenz selbst im Pallaste de' Pitti sie auf.

Als einer Tochter der Republik gebührten ihr königliche Ehren; es handelte sich um die Krönung. Der Großherzog war außer sich vor Freude; da trat der päpstliche Nuntius auf, und machte geltend, daß der Act der Krönung lediglich den römischen Päpsten zustehe. Man konnte sich nicht widersetzen. Endlich begnügte sich der Nuntius mit der Erklärung: die Krönung Bianca's bedeute nichts Anderes, als die von Seiten der Republik ausgesprochene Annahme an Kindesstatt. Ohne dieses Auskunftsmittel würde der Prälat auf keine Weise nachgegeben haben.

„Am 12. October wurde die aus Venedig Verjagte, die eines zwiefachen Ehebruches, nämlich an einem rechtmäßigen Gatten und einer rechtmäßigen Gattin, Schuldige, die Besolderin einer schurkischen Jüdin, die Mörderin dreier zu einer Scheingeburt berufenen Frauen, im Triumphe, mit der Krone auf dem Haupte, ihren Francesco an der Seite, mitten unter Festlichkeiten und herrlichem zu diesem Zwecke vorbereiteten Gepränge aus dem Pallaste de' Pitti in die Metropolitankirche getragen. Prälaten, Priester, Fratres, Magistratspersonen, Verwandte, Volk, Gesandte von Venedig bildeten ihr Geleite und ihr Gefolge. So dankte man dem Höchsten für das glückliche Ereigniß. Ich will nicht die Feste beschreiben, die es bei dieser Gelegenheit gab; es genügt, zu bemerken, daß ein Fürst wie Medici, daß eine Stadt wie Florenz sie veranstaltete; das will sagen: daß Pracht und Geschmack sie auszeichneten. Das Volk ahnte gar wohl, wie viel all diese Herrlichkeit ihm kosten würde, denn der Großherzog gab dafür dreimalhunderttausend Ducaten aus. Die Dichter besangen die Freuden der Florentiner, das Glück der Neuvermählten, die heroischen Tugenden der Bianca Capello, und doch müßte man Jeden von Gott durch Wahnsinn geblendet nennen, der die in diesem traurigen Drama handelnden Personen nicht erkennete....

„In Toscana war bereits seit 1587 eine große Veränderung vorgegangen. Am 19. October war der Großherzog Francesco und Tags darauf auch die Großherzogin Bianca gestorben. Ihr plötzlicher und gleichzeitiger Tod gab den Federn der Romandichter zu allerlei Erdichtungen Anlaß; man konnte, im Hinblicke auf vorausgegangene Beispiele, sich gar nicht denken, daß am mediceischen Hofe irgend Jemand auf andere Art gestorben sei, als durch Dolch oder Gift. Man erzählte daher, daß Bianca, in der Absicht, den Cardinal Ferdinando, der kurz vorher bei Hof angekommen war, zu vergiften, eine vergiftete Torte habe bereiten lassen, dieser aber, gewarnt durch seinen Ringstein, der die Eigenschaft hatte, seine Farbe zu verändern, wenn er einer giftigen Substanz nahe gebracht wurde, der

also zugerichteten Speise sich enthielt; daß dann Francesco, der von diesem Plane nichts wußte, davon genoß, und Bianca, als sie ihren Gemahl vergiftet und den Verwandten unversehrt sah, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, ebenfalls das Gift verschlang. Allein dies sind Possen; denn Bianca hatte gar keinen Grund, des Cardinals Tod zu wünschen, da sie kurze Zeit vorher mit ihm sich ausgesöhnt hatte. Auch dürfte es schwer halten, den Edelstein näher zu bezeichnen, der in der Nähe von Gift seine Farbe verändert; was in der That ein merkwürdiger Fund wäre. Das Ganze ist daher eitel Spiegelfechterei.» — Galluzzi sagt in dieser Beziehung: „Man machte den Cardinal nicht nur zum theilnahmlosen Zuseher dieser Tragödie, sondern man behauptete sogar, daß er, wie ein grausamer Henker, seine Leute als Wache aufgestellt habe, daß ja den Unglücklichen kein Heilmittel gereicht werden könne.» — Die gleichzeitige Chronik Morbio's erzählt die Thatsache ganz schmucklos so; „Am 19. September Montags um 4 Uhr starb der Großherzog Francesco, 46 Jahre 7 Monate und 19 Tage alt, am Hügel bei Cajano an Gift, und um 7 Uhr derselben Nacht kam in Florenz sein Bruder und Nachfolger an und ergriff sogleich Besitz vom Schlosse, wo er als Herr anerkannt wurde. Am 20sten desselben Monats nach dem Ave-Maria-Läuten wurden eine ganze Stunde hindurch alle Todtenglocken geläutet. Um 2 Uhr Nachts wurde der Leichnam auf einer rothsammtenen Sänfte nach Florenz gebracht, nach S. Lorenzo übertragen und Tags darauf zur Schau ausgestellt. Am nämlichen Tage starb auch die Großherzogin Bianca um die neunzehnte Stunde am Hügel bei Cajano, gleichfalls an Gift. Sie wurde um 4 Uhr nach Florenz gebracht und in einem Grabe unter den Logen von San Lorenzo ohne anderweitiges Gepränge bestattet.»

Dieser historischen Skizze zu Folge, welche dem Verf. zur Grundlage seines dramatischen Gemäldes diente, umfaßt die Geschichte der Bianca Capello, von deren Flucht aus Venedig im J. 1563 bis zur traurigen Katastrophe am Poggio a Cajano im J. 1588, ein volles Vierteljahrhundert, mit scharf hervortretenden Zeitpuncten. Daß in derselben viel dramatisches Element liege, namentlich für die Darstellungsweise der neuromantischen Schule, die um die aristotelischen Einheiten sich wenig kümmert, ist nicht zu läugnen. Der Stoff gliedert und gruppirt sich von selbst; schlimmer steht es um die Charaktere, welche, da sie sämmtlich die Resultate einer moralisch verderbten Zeit sind, im Princip einander zu sehr gleichen, und fast nur in ihren individuellen Aeußerungen Abstand und Steigerung zuzulassen scheinen. Wir wollen nun die Arbeit des Verf.'s

im Detail vornehmen, um zu sehen, in wie weit er seinen geschichtlichen Quellen treu blieb, wie er die gegebenen Thatsachen zur poetischen Höhe zu erheben wußte und was er aus Eigenem hinzuthat, um die einzelnen Begebenheiten zu einer organischen Handlung zu verschmelzen.

Bianca's Flucht aus ihrem Aelternhause bildet das Vorspiel. In einem Vorzimmer des Pallastes der Capelli zu Venedig finden wir in später Abendstunde Bianca Capello mit ihrer willfährigen Zofe Marietta Longhi beschäftigt, Alles zur Flucht, die noch in dieser Nacht Statt finden soll, vorzubereiten. Bianca hat ein Kästchen mit dem Diademe und den Juwelen ihrer verstorbenen Mutter bei Seite geschafft, um ihrem geliebten Piero Bonaventuri, einem florentinischen Jünglinge, der sie in seine Vaterstadt entführen will, nicht mit leeren Händen entgegenzukommen. Wir lernen Bianca als ein sinnlich aufregbares, schwärmerisches Mädchen kennen, welches aus Piero's schönem Gesicht auch eine schöne Seele herausliest und in seiner Abstammnng aus dem Volke ein Motiv erblickt, das einerseits ihr Interesse für ihn steigert, andererseits ihren Entschluß, mit ihm zu fliehen, zur Reife bringt, weil ihr Vater, ein stolzer Patrizier, in ihre Vermählung mit einem Bürgerlichen nie willigen würde. Dazu kommt noch ihre Abneigung gegen ihre Stiefmutter Lucrezia Grimani, von der sie mit abstoßender Kälte, ja oft mit bissigem Spotte behandelt wird. Marietta bestärkt sie im Augenblicke des Schwankens. Da erscheint Bartolo Capello mit seiner Gemahlin, vom Abendmahle zurückkehrend; er glaubt zu bemerken, daß Bianca unwohl sei, spricht seine zärtliche Sorgfalt für sie aus, nimmt Abschied von ihr und verspricht ihr, am frühesten Morgen nachzusehen, wie es ihr gehe. Diese Scene bricht der unschlüssigen Bianca fast das Herz. In diesem Augenblicke kommt Piero. Er kündigt sich als einen Menschen von niedriger Gesinnung an, dessen Augenmerk mehr auf das Materielle gerichtet ist, als auf die in Aussicht gestellte häusliche Glückseligkeit, die Bianca von einer Verbindung mit ihm sich verspricht. Unter trüben Ahnungen und mit der Erinnerung Piero's an das große Opfer, das sie ihm bringt, thut sie den verhängnißvollen Schritt, der sie dem Verderben zuführt. — So kurz das Vorspiel ist, so viel dramatisches Leben enthält es. Besonders gut getroffen ist der Ton des Unheimlichen, Aengstlichen, Herzbeklemmenden, wodurch die keimende Schuld sich ankündigt. Das Motto des Drama's besteht in Botta's Worten: „Bianca Capello, geschaffen, um die Macht weiblicher Reize und die Häßlichkeit eines Mannes zu offenbaren, dem es von Gott zur Aufgabe gestellt

war, nicht nur zu regieren, sondern auch ein für jede höhere Bildung empfängliches Volk zu veredeln» — und bezeichnet somit genau die beiden Charaktere, die der Verf. zu den Hauptpersonen seines Drama's gestaltete. Zum Motto des Prologs wählte er folgende Achtzeile aus Agostino Cagnoli's: „Il primo amore di Bianca Capello:

So willst du wirklich, arme Jungfrau, scheiden,
So rathlos, so vergessen deiner Pflicht?
Fliehst du die Heimat deiner Jugendfreuden,
Dann bleibt erloschen deines Lebens Licht!
Du siehst nicht, welche Reihe bitt'rer Leiden
Von nun an dich erwartet; ahnst es nicht,
Was deiner harrt in königlicher Mauer.....
Weh' dir, der Schönheit Mitgift ist — die Trauer!

Der erste Act, „Francesco Medici 1563,» überschrieben und eingeleitet mit Botta's Worten: „Es war dort Jemand, der auf das Laster sein Augenmerk gerichtet hatte; die bekannte Schönheit lief dort Gefahr; die Eigenschaften eines Alessandro und Cosimo waren nicht ausgestorben» — führt uns in den herzoglichen Pallast zu Florenz. Der Fürst Francesco, seit dem Rücktritte seines Vaters Cosimo von den Regierungsgeschäften fast unumschränkter Herr, bespricht sich mit seinem Kämmerer (Mondragone) über eingelaufene Bittschriften, worunter auch eine von Piero Bonaventuri, den der Rath von Venedig in die Acht erklärte, sich befindet. Der hart bedrängte Entführer der schönen Bianca, deren Schönheit und abenteuerliche Flucht bereits das Stadtgespräch in Florenz bilden, sucht den Schutz des Fürsten nach, dem er mit seiner Frau selbst sich vorstellen zu dürfen gebeten hat. Der Ruf von Bianca's Reizen macht den Fürsten neugierig sie zu sehen. Sie erscheint mit ihrem Manne, dessen Gemeinheit gegen die Anmuth seiner Frau grell absticht, und macht auf den leicht entzündlichen Fürsten einen eben so plötzlichen als mächtigen Eindruck. Er verabredet mit dem Mondragone einen nächtlichen Besuch bei ihr, nachdem er sie und ihren Gatten durch sein huldvolles Benehmen ganz gewonnen hat. Die veränderte Scene gönnt uns einen Blick in Piero's Hauswesen. Seine Mutter Margherita, eine leidenschaftliche Republikanerin, haßte ihre Schwiegertochter schon ihrer aristokratischen Herkunft wegen, und wittert hinter Francesco's Herablassung einen Plan gegen Piero's Hausehre. Ihre Ahnung hat sie nicht getäuscht. Nach einer häuslichen Scene, in welcher Piero seine ganze Rohheit entwickelt und Bianca tiefgekränkt verläßt, überrascht sie der Fürst in später Abendstunde und weiß ihr durch

einschmeichelnde Reden und Versicherungen liebevoller Theilnahme die Ueberzeugung aufzuschwatzen, daß sie in ihrer Ehe unglücklich sei, daß sie eines zärtlichen Freundes bedürfe, und daß er dieser Freund sein wolle. Das mit dem Mondragone verabredete Zeichen stört dies Stelldichein. Mit der halb geraubten, halb gegebenen Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, entflieht Francesco, aber nicht schnell genug, um von der eintretenden Margherita nicht bemerkt zu werden. Auf das Geschrei derselben kommt Piero herbei, erfährt seine Schande und tröstet sich mit der Entdeckung, daß sein Nebenbuhler — Francesco Medici sei.

Der zweite Act „Piero Bonaventuri 1570," überschrieben und eingeleitet mit Botta's Worten: „Er duldete den Ehebruch.... Piero war inzwischen übermüthig und dadurch allen lästig geworden," zeigt uns Bianca bereits in den Schlingen eines ehebrecherischen Verhältnisses gefangen. Der Regent des Großherzogthums Toscana, seither mit Johanna, der Tochter des deutschen Kaisers, einer kränklichen aber herzensguten Fürstin, vermählt, vergaß sich so weit, der Frau des Piero Bonaventuri, den er zu seinem Garderobemeister ernannte, ein seinem Garten gegenübergelegenes Landhaus zu schenken, um sie in seiner Nähe zu haben. Der Mondragone, dem es wehe thut der guten Großherzogin diese neue Kränkung bereitet zu sehen, gibt dem Gärtner den Auftrag, die Aussicht auf Bianca's Loggia mit Bäumen zu verstellen, damit Johanna nicht zufällig einmal durch den unverhofften Anblick ihrer Nebenbuhlerin behelligt werde. Er geräth bei dieser Gelegenheit mit Piero in Zank, der sich durch seine Anmaßung bereits bei allen Hofleuten und bei dem Großherzoge selbst verhaßt gemacht hat, und erhält von Francesco, der eben dazu kommt, wie Piero gegen Johanna sich vermißt, insgeheim einen Wink, diesen in mehrfacher Beziehung lästigen Emporkömmling bei guter Gelegenheit aus dem Wege zu räumen. In einer leidenschaftlichen Scene öffnet Johanna ihrem Gatten ihr Herz, bekennt ihm den Gram über ihre Zurücksetzung und ist eben im Begriffe, ihm, da sie ihn zugänglicher und zärtlicher denn seit Langem gestimmt findet, zu gestehen, daß sie „Mutter sei", als Bianca gegenüber in ihrer Loggia sich zeigt und durch ihr Erscheinen den ganzen Eindruck, den Johanna auf Francesco gemacht zu haben glaubte, vernichtet. Johanna wird ohnmächtig weggebracht. Inzwischen wacht Bianca an dem Bette ihrer kleinen Tochter und sucht sich durch das Gefühl ihrer Mutterschaft über die Vorwürfe zu vertrösten, die sie selbst sich machen muß. In diesen bittern Selbstbetrachtungen wird sie von ihrer grollenden

Schwiegermutter überrascht, die ihr gewaltsam ihr Kind entreißen will, um es vor seiner eigenen Mutter zu schützen; ein hartnäckiger Kampf zwischen den beiden Frauen wird durch die plötzliche Nachricht unterbrochen, daß Piero von Meuchelmördern, unter denen man den Mondragone bemerkte, angefallen und erdolcht worden sei. Wüthend, mit einem Racheschwur gegen die Familie Medici und Bianca Capello, stürzt Margherita von hinnen, Bianca's Töchterlein mit sich forttragend.

Der dritte Act führt die Ueberschrift: „Giovanna d'Austria." Er spielt um 8 Jahre später, nämlich 1578. Botta's Worte: „Die Schmach des Unflathes verwandelte sich in Schmach der Festlichkeiten," dienen ihm zum Motto. — Ungeachtet Johanna, die dem Großherzog seither zwei Töchterchen und einen schwächlichen Sohn geboren hat, noch am Leben ist, spielt Bianca am Hofe bereits die einflußreichste Rolle. Auch sie hat dem Großherzog einen Sohn gebracht, Don Antonio, ein kräftiges, hoffnungsvolles Kind. Neuerliche Ereignisse jedoch scheinen Bianca's Stellung zu bedrohen. Wir erfahren dieß aus einer Scene unter den Hofleuten, welche ihr verschiedene Bitten vorzutragen wünschen und von Salviati, des Großherzogs Vetter, in hingeworfener Rede bedeutet werden, sich lieber an Johanna zu wenden. Welches Ungewitter über Bianca sich zusammenziehe, entnehmen wir einem Gespräche Salviati's mit Bianca, worin ihr derselbe mittheilt, daß eine schwere Anklage in Betreff ihres Sohnes Antonio gegen sie eingelangt sei. Sie habe nämlich eine Scheinentbindung veranstaltet und dann Befehl gegeben, die Gouvernante aus Bologna, welche die ganze Intrigue leitete und die sie wegen angeblicher Unverschwiegenheit entließ, auf der Heimreise zu ermorden, was jedoch den gedungenen Banditen nicht gelungen sei. Dieß führte zur Entdeckung der Beweggründe zu einem solchen Mordversuche. Die Ergebnisse des Verhörs wurden von Bologna an den Cardinal de' Medici zu Rom befördert, und auf Grundlage derselben ein Proceß eingeleitet, der klar herausstellte, daß Don Antonio das Kind gemeiner Landleute sei und Francesco somit auf die schändlichste Weise hintergangen wurde. Bianca, von der Entdeckung ihres Betruges unterrichtet, wendet sich an eine in Liebesangelegenheiten erfahrene Jüdin und läßt sich ein Mittel von ihr bereiten, um den Groll Francesco's zu paralysiren und diesen noch gewaltiger an sich zu fesseln. Sie hätte dessen nicht bedurft, denn ihren Reizen kann Francesco ohnehin nicht widerstehen. Sie bekennt ihm Alles und weiß ihn durch ihre leidenschaftliche Angriffsweise so aus dem Felde zu schlagen, daß er ihr nicht nur Alles verzeiht, sondern ihr sogar, bei Ge-

legenheit eines Festes, das am Abende dieses Tages dem spanischen Botschafter zu Ehren veranstaltet wird, eine eclatante Demüthigung seiner Gemahlin in Aussicht stellt. Diese empörende Scene findet auch wirklich Statt, die arme, geistig und körperlich erschöpfte Johanna kann den Anblick ihrer höhnisch triumphirenden Gegnerin nicht ertragen. Bis zu Tode gekränkt bricht sie plötzlich zusammen, nimmt von ihren geliebten Kindern Abschied, empfiehlt sie ihrem Gemahle und haucht, ihm und seiner Buhlerin verzeihend, in christlicher Ergebung, ihre tiefgequälte Seele aus.

„Der Anstand mußte, wie immer, Staatsrücksichten weichen.“ Diese Worte Botta's dienen dem vierten Acte zum Motto, welcher „Bianca Capello“ überschrieben ist und im Jahre 1579 spielt. — In der ersten Scene sehen wir Bianca, ein Gespräch Francesco's mit dem Cardinal in Betreff ihrer Krönung belauschend. Erniedrigende Worte fallen; sie erblickt darin die verdiente Buße für Johanna's Kränkung. Francesco tritt in großer Aufregung ein; seine schonungslose Schroffheit beweist, wie ganz er alle Achtung vor Bianca bei Seite setzt. Nur grelle Sinnlichkeit ist es, was sie ihm unwiderstehlich macht; allein selbst diese schlägt wieder in geringschätzige Ironie über. Diese peinliche Scene wird von den Abgesandten Venedig's unterbrochen, welche dem Großherzog und seiner nunmehrigen Gemahlin die Gratulationsschreiben der Republik überreichen und nach den gewöhnlichen ceremoniösen Förmlichkeiten abtreten, um dem alten Capello, Bianca's Vater, den Platz zu räumen, welcher als Repräsentant seines Standes und seiner Familie, im Auftrage der Republik, dem erlauchten Ehepaar die feierlichen Glückwünsche darzubringen hat. Eisige Kälte weht durch diese Scene; diese unterdrückte Gluth väterlichen Grolles, die unter der Decke starrer Höflichkeit unheimlich aufflackert, bringt eine erschütternde Wirkung hervor. Francesco, das Unbehagliche seiner Lage fühlend, entfernt sich, um den Vater mit seiner Tochter allein zu lassen. Allein nicht ein Zoll vom Vater blickt unter dem Gewande des Botschafters durch. Vernichtet sinkt ihm die reuige Tochter zu Füßen; er verläßt sie mit einem Fluch über Jeden, der ihn Vater nennen will, und ohnmächtig findet Francesco die Zerknirschte wieder. Indeß bereitet sich die feierliche Scene der öffentlichen Krönung Bianca's zur Großherzogin von Toscana vor. Unter großem Pomp findet die umständliche Ceremonie Statt. Die pedantischen Anreden, welche der Auditor und der Sprecher der Familie Capello halten, gewinnen durch die sarkastische Bedeutung, die sie der bis ins Innerste beschämten Bianca gegenüber annehmen, Leben und

Interesse. Es ist eine martervolle Situation für sie, welche sie nicht ohne große Anstrengung übersteht. Bald darauf erscheint Margherita, das Weib aus dem Volke, als rächende Nemesis. Ungestüm fordert sie, mit Bianca zu sprechen. Diese erscheint in höchster Angst, demüthigt sich vor der Plebejerin bis zum Knien, und hat den entsetzlichsten Vorwürfen derselben nichts entgegenzusetzen als schuldbewußtes Verstummen. Während von innen der Großherzogin ein donnerndes Lebehoch ertönt, reißt ihr Margherita wüthend das Diadem vom Haupte, und feiert mit bacchantischer Wildheit den Sieg der unbescholtenen Bürgerin über die verworfene Adelige.

Der fünfte Act trägt an der Spitze die Worte Botta's: »Ihr plötzlicher und gleichzeitiger Tod gab zu allerlei Erdichtungen Anlaß.« Er führt die Aufschrift: »Margherita Bonaventuri« und spielt im Jahre 1588. — Unter einem Baum am Hügel bei Cajano sitzt Margherita als Zigeunerin verkleidet und brütet Rache gegen Medici und Bianca. Da kehrt Francesco's Gefolge von der Jagd zurück, trifft die lauernde Rächerin, und neckt sich mit ihr herum bis Francesco erscheint, dessen Neigung zum Aberglauben sie benützt, um ihm ein Mittel einzureden, wie er der lästigen Bande, womit Bianca, trotz seines Ekels und Widerstrebens, immer mächtiger ihn umstrickt, sich entledigen könne. Er verspricht, sie heimlich ins Schloß zu lassen, damit sie ihren Zauber vollbringen könne. Das war es, wonach Margherita seit Jahren sich gesehnt hatte. Der Mondragone, der Mörder ihres Piero, dem sie nur den Todesstoß erspart hatte, um an ihm einen Theilnehmer an ihrem Racheplane zu haben, verschafft ihr Gelegenheit, in einem Nebengemache die Wirkungen des Gifttrankes abzuwarten, durch welchen Francesco und Bianca beim Abendmahle umkommen sollen, und sich vielleicht noch am Anblicke der sterbenden Bianca zu weiden. Nach einer Scene zwischen Francesco und seiner Gemahlin, welche ein deutliches Bild des schauderhaften Ekels ist, in den jede sündhafte, blos auf Sinnlichkeit gegründete Leidenschaft ausartet, beginnt das Werk der Rache. Mit grausamer Wollust lauscht Margherita dem Jammer des vergifteten Großherzogs. Endlich erscheint Bianca, die Wirkungen des Giftes bereits auch an sich verspürend. Die beiden grimmigen Feindinnen stehen einander allein gegenüber. Margherita rüstet sich zum Vollgenuß ihrer furchtbaren Rache; aber der Anblick der reuigen Leidenden entwaffnet sie. Bianca, die zerknirschte Magdalena, bittet ihre Todfeindin um den Segen, den sie von ihrem Vater nicht mehr empfangen konnte, und verathmet versöhnt und süh-

nend in den Armen der weinenden Margherita, während der Verdacht des Attentats auf den Cardinal fällt.

Wir sehen aus dieser ausführlichen Darlegung des ganzen Inhaltes, daß der Dichter der Geschichte möglichst treu blieb, was einen Beweis für die richtige Auffassung vom Wesen des historischen Dramas liefert, welchem er, dem Sammeltitel (Drammi storici) der Serie zufolge, die er mit dem vorliegenden Product eröffnet, sein Talent vorzugsweise widmen zu wollen scheint. Die Geschichte selbst ist eine ununterbrochene Reihe dramatischer Handlungen; sie ist in ihrem Werden durchwegs dramatisch und nimmt erst unter der Feder dessen, der sie niederschreibt, den epischen Charakter an. Wer daher, mit wahrem dramatischen Talente begabt, sich in ein Stück derselben hineinzuleben, das fertige Wort in die werdende That zurückzuverwandeln und, der gemachten Geschichte vergessend, Geschichte zu machen versteht, wird bei glücklicher Wahl, die eben auch durch das obige Talent bedingt ist, der historischen Treue nur geringen Abbruch zu thun nöthig haben, vorausgesetzt, daß es in seiner Absicht liegt, die poetische Idee aus den gegebenen Ereignissen und Charakteren zu entwickeln, nicht aber einer eigenen Idee nur historische Färbung anzukünsteln. Dieses Talent kann man dem Verfasser nicht absprechen. Er folgt der Geschichte Schritt für Schritt, und die Idee, die er aus dem gegebenen Stoff entwickelt, liegt gleich von vornherein so klar am Tage, daß es gewiß keinem Leser beifiele, eine andere dahinter zu suchen. Sie ist auch echt tragisch, denn sie zeigt uns die menschliche Natur im verzweifelten Kampfe mit einer ihr überlegenen Macht, welcher sie, bereits ihr unterliegend, durch die Sühne des leiblichen Todes den geistigen Sieg entringt. Wir sehen ein weibliches Wesen, begabt mit empfänglichem Herzen, mit lebhafter Phantasie, mit allen Reizen der Schönheit, aus ursprünglich unsträflicher Sympathie für die, von dem Kastengeiste ihrer Zeit unterdrückte schlichte Volksthümlichkeit, aus der ihr angewiesenen Sphäre heraustreten und mit Hintansetzung aller Rücksichten ihrem Ideal nachjagen. Ihre erste Schuld ist eine verzeihliche, nämlich ein Irrthum, ein Mißgriff in der Wahl des Gegenstandes, in welchem sie ihr Ideal verwirklicht zu finden hofft. Unverzeihlich ist ihre zweite Schuld: — die Verletzung der heiligen Kindespflicht. Mit dieser ist der Schritt gethan, der sie mit sich selbst entzweit, und sie auf die Bahn des Verbrechens schleudert. Einmal hinausgedrängt aus dem Kreise, dem sie angehört, verliert sie jeden moralischen Halt, und fällt stets um so tiefer, je höher sie emporstrebt, um über den erlittenen Verlust durch glänzende Lüge sich zu vertrösten. Dieser schneidende Contrast zwischen der schwankenden Haltlosigkeit Dessen, der seinem

Element untreu in ein fremdes sich eindrängen will, und der starren Kraft Desjenigen, der seinem Elemente treu, jeden Eindringling unerbittlich zurückweist, lag nicht so offen zu Tage, wurde aber vom Verfasser ebenfalls mit Glück herausgefunden. Sein Drama erhielt dadurch zugleich eine sociale Färbung, welche, obwohl vollkommen in die Periode passend, der es entnommen ist, ihm zugleich für jetzt auch ein zeitgemäßes Interesse verleiht.

(Der Schluß folgt.)

Art. IV. Aesthetik, oder Lehre vom Schönen und von der Kunst in ihrem ganzen Umfange. Von Dr. Franz Ficker, Professor der klassischen Literatur und der Aesthetik an der Wiener Universität. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, im Verlage von J. G. Heubner, 1848. gr. 8. 630 S.

Das mit einer Einleitung versehene Werk, in welcher der Verfasser den Begriff und Zweck der Aesthetik feststellt und ihre Geschichte und Literatur behandelt, zerfällt in zwei Theile, den allgemeinen und den besonderen. Der erste enthält die Lehre vom Schönen und die Kunsttheorie, der zweite beurtheilt die Beschaffenheit der schönen Künste, der Baukunst, Plastik, Graphik, Poesie nach all ihren Arten, Redekunst, Mimik, Tonkunst und Schauspielkunst.

Es ist vielleicht über keine Wissenschaft so viel geschrieben worden, als über die Aesthetik, und doch, kaum ist es zu glauben, besaßen wir in keiner Sprache irgend einer der uns bekannten Nationen ein System derselben, bis der Aristoteles der Deutschen, Imanuel Kant, den bisher dunkel gebliebenen Weg dieser Wissenschaft zu beleuchten anfing. Fragmentarische Meinungen, verständige Ansichten, geistreiche Irrthümer waren fast Alles, was man darüber aussprach. Die gefällige Außenseite, in welcher der Ernst dieser Wissenschaft erscheint, da sie Dinge berührt, die in den Bereich eines Jeden gehören, der auf sogenannte höhere Bildung Anspruch macht, der Umstand; daß sich Jeder in Geschmackssachen leichter zum Richter Anderer zu machen sucht, als einen Richter über sich erkennt, mögen Ursachen der sich täglich häufenden Zahl der Künstler und Kunstrichter seyn.

Der Streit ergibt sich eigentlich nicht über die Elemente, über die ersten Grundsätze der Wissenschaft, die tief in der Brust eines Jeden liegen, und nur der Entwicklung bedürfen; er besteht darüber, daß man ohne Rücksicht auf den empirischen Geschmack bloß mit dem transcendentalen bekannt, das für schön hält, was uns eben gefällt. Da es sich nun in der Geschmackslehre überhaupt nicht bis zur mathematischen Gewißheit bringen

läßt, da der Aesthetiker nicht wie der Mathematiker beweisen kann, so ist es eben nicht schwer, durch irgend eine prunkvolle Ausstattung, durch irgend eine, wenn auch nicht originelle, doch seltsame Ansicht oder durch ein Gefälligseyn für die Meinung der Menge bei einigen Jüngern den Namen und Rang eines ordentlichen Priesters der Geschmackswissenschaft zu behaupten.

Von welch ernster Bedeutung muß es nun demjenigen seyn, der Wahrheit liebt und sucht, der fern von Flitterstaat und einer ehrfurchtsvollen Achtung der Meinung der Mehrzahl, seinen Geschmack sowohl in Beurtheilung als in Hervorbringung schöner Kunstwerke berichtigt, ausgebildet und gesichert wissen will, und dieses ist eben der Entzweck und die eigentliche Beschäftigung der Aesthetik. — Die Erscheinungen im Gebiete der schönen Literatur werden in jeder gebildeten Gesellschaft besprochen, die Schaubühne ist uns zum Bedürfnisse geworden, und wie unwillkürlich führen uns die Erscheinungen neuerer Zeit auf die der älteren hin. Wir werden gezwungen, unsere Urtheile laut werden zu lassen, wenn wir nicht auf alle Vorzüge, welche der Glaube an unsere Bildung gibt, gänzlich verzichten wollen.

Schon diese Berücksichtigung sollte uns auf die Wichtigkeit der Aesthetik aufmerksam machen, denn wer über ein Kunstwerk urtheilen will, muß auch sein Urtheil rechtfertigen können; er muß die Vorzüge und Fehler des Werks, das er beurtheilt, entwickeln, muß sein Urtheil auf oberste Grundsätze zurückführen können. — Es gibt aber noch höhere Rücksichten, welche nichts mit den Anforderungen der Eitelkeit und der Mode zu schaffen haben. Eingehen zu dürfen in das Heiligthum der Kunst durch den reinen und vollen Genuß am schönen Werke, der ohne die nöthigen Kenntnisse seiner Theile und ihres Zusammenhangs schier unmöglich ist.

Es war vielleicht in keiner Zeit schwieriger, als in der unserigen, die Sicherheit des Urtheils und die Lauterkeit des Geschmacks zu behaupten, da wir leider gerade die Urtheile über ästhetische Gegenstände nicht von oben herab, sondern von unten hinauf, wie z. B. aus den sumpfigen Behältern der täglich an der Zahl wachsenden Journale und Zeitschriften aller Art zu holen pflegen, welche zugleich Tummelplätze des Neides, der Mißgunst, der Unwissenheit darbieten, und selbst den kindischen Aufwallungen eines ungezügelten Geistes Gelegenheit geben, die Affenspeise ihrer Mitjünger zu erheben und die Früchte eines ernsteren Wirkens und einer männlichen Besonnenheit zu besudeln.

Wie geläutert muß nun dieser Geschmack, wie fest unser Urtheil seyn, daß wir gleichgültig für das verdächtige Lob wie für den hämischen Tadel, ob auch Eins oder das Andere augen-

blicklich uns bewegen möchte, eisig und fest dastehen in dem Sturm von Orakelsprüchen, der uns von allen Seiten her anfällt, daß wir taub für die Stimme der Menge das Werk von aller entstellenden Zuthat zu säubern wissen, und ein freies, uneigennütziges Wohlgefallen an der Betrachtung schöner Gegenstände empfinden.

So verfeinert die Aesthetik unseren Geschmack, sie erweitert unser Wissen, sie berichtigt unsere Beurtheilung. Indem sie das Ganze unserer sinnlichen und intellectuellen Kräfte harmonisch ausbildet, verdanken wir ihr die Kultur unseres gesammten Gemüthes. Vom Gefühle des Schönen durch's ganze Leben begleitet, dadurch empfänglich geworden für die herrlichste Lust des irdischen Lebens, wird uns das Gefühl des Erhabenen die Freiheit unsers Geistes, den ganzen Umfang unserer moralischen Kraft kennen lernen, uns über die irdische Fessel hinüber heben, Alles Niedere in uns verbannend, selbst in wirklichen Leiden uns nicht verlassen, und die Schmerzen, die uns peinlich angreifen wollen, in Rührungen verwandeln, die uns wohlthätig sind.

Nicht minder groß sind die Genüsse, die uns ein treues Studium der Geschichte der schönen Künste geben wird. Die Bemerkung Eberhard's, daß der Trieb der Verschönerung unseres Daseyns eben so wach als der Trieb der Erhaltung sei, hat ihre volle Richtigkeit. Es ist außer allem Zweifel, daß der Mensch nicht strenger bemüht ist, die ersten Bedürfnisse seines Lebens zu befriedigen, als seinem Hange sich zu vergnügen genug zu thun. Panem et circenses dachten die Römer, und jedes Volk auf jeder Stufe der Kultur denkt ihnen gleich; die beiden Triebe sind ihm angeboren und begehren mit Ungestüm ihre Befriedigung.

Von welchem Interesse aber ist es für uns zu erfahren, wie sich dieser Trieb des Vergnügens auf jeder Stufe der menschlichen Entwicklung geäußert, wie er sich nach und nach entwickelt, veredelt und vervollkommt habe.

Von welchem Belange ist es für den philosophischen Kunstfreund, wie für den talentvollen Künstler, zu erfahren, wie aus Ton und Bewegung, den ersten Elementen der Natur, durch so viele und merkliche Fortschritte zur Vollkommenheit allmälich die Kunst des Gesanges und des Tanzes, die Musik und die Orchestik geworden sei; wie der Zufall die Menschen darauf gebracht, die Bildhauerkunst zu erfinden, und welche Vervollkommnung diese schöne Kunst von dem klotzartigen Bildnisse der aus Phrygien nach Rom gebrachten Cybele bis zu den unsterblichen Werken des Phidias und Praxiteles durchgegangen habe; wie die Wahrnehmung des Schattens an der Wand und

die Umziehung seines Umrisses mit Kohle die unsterblichen Werke der Malerei vorbereitete, jene kindlich frommen Madonnen des Jünglings von Urbino, jene Nacht des Allegri da Correggio, die Wahrheit der Farbe im Titian, das Originelle des Helldunkels im Meister Rembrandt; — wie das dringende Bedürfniß des Menschen, sich vor den Stürmen der Witterung und der Wuth reißender Thiere zu schützen der erste Ursprung der Baukunst gewesen sei, und alle die Fortschritte dieser Kunst von der Hütte des Jägers bis zum ephesischen Tempel der Diana, dem Minerventempel zu Athen, den Theatern zu Smyrna, zu Hieropolis, den Pallästen zu Ephesus und zu Alabanda.

Freilich nur mit wehmüthigem Gefühle denken wir an die vergangene Zeit der Griechen und Römer. Sie standen vor der vollen Blüthe des göttlichen Kunstwerks, wir stehen — vor Ruinen. Welcher Kunstreichthum von Perikles bis zum Tode Alexanders; Malerei, Bildhauerei, Poesie, Redekunst, wie entfaltet, und wie herrlich entfaltet! Was hat die neuere Zeit geleistet, im Vergleich mit den hundert Colossen von Rhodos; welcher Bildner kann mit Lysipp in die Schranken treten. Dahin und nimmer erreicht sind die Statuen zu Delphi und Elis, ist all die Pracht Athens und Korinths.

Wieder zurück aber in das ungeschwächte Leben jener Herrlichkeiten führt uns das Studium der Künste und bringt uns die Vergangenheit aus dem Grabe herauf. Es rettet uns vor dem vernichtenden Gefühle der Ohnmacht, die ein Gerhadotes fruchtlos zu erreichen strebt. Wir erheben und stärken uns an den Schöpfungen der goldenen Zeiten der Kunst, wir sammeln uns Muth und Kraft zu gleichem Ringen und Streben im Umgange mit den unsterblichen Meistern jener Werke.

Zu manchem Guten, welches wir der Zeit verdanken, mag auch gezählt werden, daß sie das schöne Werk von allem Anhange, welchen Liebe oder Haß, Laune oder Zufall darum gelegt haben, reinigt, und so wie es aus der Werkstätte seines Erschaffers ging, dem Beobachter zur Beurtheilung hinstellt. Wenn auch irgend ein trügerischer Schein das Urtheil der Mitwelt besticht, die Nachwelt richtet ruhiger, ernster und sicherer. Wie viele tausend Bände ruhen mit ihren oft angebeteten Verfassern unbetrauert und vergessen unter den Wogen der Zeit, indeß sich der eine Band der Gesänge des Horaz rein auf ihrer Oberfläche erhalten hat. Wie viele nun bis an die Sterne erhobene Werke werden lange untergegangen seyn, wenn die alten Himmelslichter Homer, Aeschylus, Pindar immer noch fortleuchten. Noch, zur Ehre unseres Jahrhunderts sei es gesagt, ehrt und schätzt man die Kunst, und selbst der Boden, wo einst Werke standen, die

wir nimmer schauen, nur im Andenken bewundern können, ist uns heilig, wie die Gräber unserer Helden. — —

Das Alles — Belehrung, Ausbildung, Ergötzen, Begeisterung und Erhebung — wird uns das Studium der Aesthetik und der schönen Künste geben. Wenn jene unseren Geschmack verfeinern, unser Urtheil berichtigen und erläutern wird, führt uns die Geschichte der Künste in die Heroenzeit ihrer Meister zurück, und im geistigen Verkehre mit ihnen, wandeln wir unter den göttlichen Werken jener Geweihten umher. — —

Diesen Weg verfolgen zu können, ihn mit Glück verfolgen zu können, dazu gehört nun freilich vor Allem gute Anlage. Das Eigentliche wird nicht gelehrt, nicht gelernt, sondern nur durch die Lehre entwickelt, wie die Frucht aus dem Samenkorn durch die Sonne. Eine gewaltige Natur vom Mutterleibe her gehört dazu, die Erscheinungen von außen her in sich aufzunehmen, und von innerer Glut gereift als ein selbstständiges Gebilde wieder zu geben. Der Fleiß und der Fleiß nur allein macht keinen Künstler, macht keinen Kunstkenner. Was nützt dem Blinden der gute Wille sehen zu wollen und alle Kenntniß der Theorie?

Aber auch wieder das empfänglichste Gemüth und der lebendigste Geist werden ohne ernstere Ausdauer keine Früchte aus dem guten Samen entstehen sehen, den die Natur in sie gelegt hat. Die Strenge der Theorie und das Materielle der Kunst wollen mit sorglicher Genauigkeit ergriffen werden, und nehmen geradezu den Fleiß in Anspruch. Es schwächt nicht nur die physische, sondern auch die geistige Kraft, wenn man sich an's Leichte gewöhnt.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß sich der Verfasser der vorliegenden Aesthetik viele Mühe gegeben hat, die Eigenthümlichkeiten jener Wissenschaft zu ergründen und anschaulich zu machen, und daß ihm in dieser Beziehung Verdienst nicht abgesprochen werden kann. Doch ist zu bemerken, daß der eigentlich leitende Grundgedanke nicht scharf genug festgehalten, und der vielen zu weitläufigen Details ungeachtet nicht gehörig zur Anschauung gebracht worden ist.

Die Aesthetik kann unserer innersten Ueberzeugung nach nur nach Kantischen Prinzipien festgestellt und nur nach diesen entwickelt werden, und wir wollen hiermit den Versuch machen es zu thun. Zuerst müssen wir den Begriff der Kunst feststellen.

Jede Hervorbringung durch Freiheit, d. h. eine Willkür, die ihren Handlungen Vernunft, Absicht nämlich und Zweck zum Grunde legt, wird von Rechtswegen Kunst in weitester Bedeutung genannt.

Alle Kunst bringt also etwas hervor, aber auch die Natur

bringt hervor, daher man von Kunst- und Naturproducten spricht. Da nun beide Arten von Producten oft auf den ersten Blick unterschieden werden, so müssen beide von einander auch wirklich verschieden seyn, und Kunst und Natur jede für sich auf eine eigenthümliche Art und Weise produciren. Anders muß von der Kunst ein Gemälde, eine Uhr, eine Zange, anders von der Natur ein Thier, eine Blume, ein Stein hervorgebracht werden. Die Kunst producirt nämlich vermöge einer freien Willkür, deren Handlungen Vernunft zum Grunde liegt; die Natur nothwendig nach festgesetzten unabänderlichen nothwendigen Gesetzen. Daher die Kunst in ihren Productionen beliebig wechseln und sich durch sich selber vervollkommnen kann, nicht aber die Natur. Die Kunst macht Etwas, die Natur wirkt nur; die Hervorbringungen jener sind Werke mit Absicht zur Wirklichkeit gebrachter Dinge, die Hervorbringungen dieser bloße Wirkungen von Veränderungen, in sofern sie den Grund in einem anderen Dinge haben, oder darin habend betrachtet werden. Darum nennt man ein Kunstprodukt richtig ein Kunstwerk, ein Naturproduct aber nicht ein Naturwerk, sondern eine Naturwirkung. Nur in wiefern man die Natur personificirt, oder unter derselben ihren Schöpfer versteht, kann man auch von Werken der Natur sprechen. Die Kunstfertigkeiten der Thiere (das Geschleife der Biber, die Nester der Wespen, das Gewebe der Spinnen) sind nichts als bloße Naturwirkungen, denn sie folgen hierin ohne Nachdenken und Absicht ihren angestammten Trieben. Wie der erste Biber gebaut, so bauen sie alle, so wird auch der letzte bauen, ohne Abänderung und Vervollkommnung; diese Triebe der Thiere nennt man auch darum Kunsttriebe, weil die Wirkungen derselben mit gewissen menschlichen Kunstgeschicklichkeiten eine auffallende Aehnlichkeit haben. Menschen können zwar an den Thieren ihre Kunst beweisen, indem sie solche zu gewissen körperlichen Fertigkeiten mechanisch abrichten, d. h. durch abgenöthigte Wiederholungen zu gewissen Thätigkeiten gewöhnen, als das Schulpferd, den Jagdhund, den Tanzbär, den Elephanten zu Rom auf dem Seile. Hier kommt aber die Kunst nicht den Thieren, sondern den Menschen zu, die sich der natürlichen Anlagen und Kräfte derselben mit Absicht zu ihrem Nutzen oder Vergnügen zu bedienen wissen.

Wissenschaft ist Erkenntniß (Theorie), Kunst Geschicklichkeit (Technik). Technik ist die geschickte Hervorbringung, Theorie die gründliche Erkenntniß eines Gegenstandes. Die Feldmeßkunst ist eine Kunst, denn sie ist die Geschicklichkeit, den Erdboden oder Theile seiner Oberfläche auszumessen; die Geometrie aber eine Wissenschaft, denn sie ist die Erkenntniß, vermöge

welcher man die auf Anschauung gegründete Beschaffenheit des Raumes weiß. Was wir Wissenschaft nennen, nannten die Alten theoretische Kunst: τέχνηα θεωρητικὴ (Quinct. inst. orat. III. 19). Beide beziehen sich auf etwas, was der Mensch vermag; jene auf das was er weiß, d. h. in theoretischer Hinsicht vermag; diese auf das was er kann, d. h. in praktischer Hinsicht vermag. Unter dem mehrdeutigen Worte: praktisch aber verstehen wir hier eine Handlung der Geschicklichkeit, das Technisch-praktische nämlich, oder dasjenige, das man darum noch nicht kann, weil man es weiß und will, d. h. was man bei der vollständigsten und deutlichsten Erkenntniß und dem besten Willen doch nicht auszurichten vermag, wenn man nicht auch die dazu gehörige Schicklichkeit besitzt. Praktisch im weiteren Sinne betrifft alles, was der Mensch durch seine Kräfte realisiren, d. h. außer sich darstellen kann, das Produkt mag nun eine Handlung der Sittlichkeit (das Praktische im engeren Sinne) oder eine Handlung der Klugheit (das Pragmatische) oder eine Handlung der Geschicklichkeit (das Technische) seyn. Wissenschaften und Künste sind also wesentlich verschieden, weil sie auf ganz verschiedenen Vermögen (jene auf dem Erkenntniß-, diese auf dem Begehrungsvermögen) beruhen: obwohl die Kunst, wie alles Menschliche, Object der Wissenschaft werden, und es also eine Wissenschaft von der Kunst und ihren Produkten, z. B. die Mechanik, Nautik, Poetik, Numismatik, Archäologie u. s. w. geben kann; wodurch allein aber Niemand ein Künstler, sondern nur ein Gelehrter wird. Diese Unterscheidung stimmt auch genau mit dem Sprachgebrauche überein: das, was man sogleich ohne alle Uebung kann, sobald man nur weiß was gethan werden soll, ist keine Kunst. Die Alten nannten es ἀτεχνία Kunstlosigkeit (Quinct. Inst. orat. L. III. cap. 21). Wer z. B. nur Einmal eine Taschenuhr aufziehen gesehen oder gehört hat, wie Columbus das Ei auf die Spitze stellte, kann es sofort aus freier Hand nachahmen. Hierher gehören auch alle die vorgeblichen Künste aus der Gaukeltasche, welche auf Einverständniß mit einem Gehülfen oder auf magnetischer Kraft u. dgl. beruhen, von denen der gemeine Mann sagt, das ist keine Kunst, es ist nur eine Wissenschaft. Andere hingegen, wozu Schnelligkeit und Fertigkeit gehört, z. B. eine Sache aus der einen Hand so schnell in die andere zu werfen, daß die Dauer der Bewegung kleiner sei als die Zeit, welche zur Wahrnehmung erfordert wird, gehören offenbar zur Kunst, weil dazu Geschicklichkeit und oft lange Uebung erfordert wird. Zur Kunst gehört also mehr als das bloße Wissen, und man kann in diesem Verstande Wissenschaft ohne Kunst, so wie umgekehrt Kunst ohne Wissenschaft besitzen. Camper

beschrieb sehr genau, wie der beste Schuh beschaffen seyn soll, aber er konnte keinen machen. Viele Handwerker hingegen verfertigen oft die vollkommensten Maschinen, ohne jemals die Gesetze der Bewegung studirt, jemals die Grundsätze der Mechanik erlernt zu haben.

In den neueren Zeiten hat man auch schöne Wissenschaften aufgebracht und sie von den schönen Künsten dadurch unterschieden, daß man unter denselben bald die gesammte Geschmackslehre und die Theorie der schönen Künste, d. h. die Kenntniß der Regeln, nach welchen diese ausgeübt werden sollen, bald die schönen Redekünste, im Gegensatze mit den übrigen verstand. Allein was die erste Bedeutung betrifft, so scheint dieser Ausdruck darum nicht passend, weil Wissenschaft und Kenntniß als solche zwar wahr, gründlich und bündig seyn sollen, nie aber eigentlich schön seyn können; daß also die Theorie des Schönen eben so wenig eine schöne Wissenschaft seyn und heißen kann, als man die Theorie des Erhabenen oder Lächerlichen eine erhabene oder lächerliche Wissenschaft wird nennen wollen. Nur sinnlich vorstellbaren Objecten, Kunstwerken nicht Kunstregeln, kommt das Prädikat „schön" zu. — Gegen die zweite Bedeutung dieses Ausdrucks läßt sich einwenden, daß Dichtkunst und Beredsamkeit als schöne Künste eben so wenig als die übrigen schönen Künste für den Verstand arbeiten, was doch das Geschäft jeder Wissenschaft ist; daß sie nicht Unterricht, sondern an sich gefallende sinnliche Darstellungen, mithin nicht Erkenntniß, sondern Vergnügen zum Zwecke haben; daß sie endlich eben so, wie die bildenden und nachahmenden Künste, nicht bloßes Wissen und Wollen, sondern natürliche Geschicklichkeit, lange Uebung und technisch-praktische Fertigkeit erfordern: aus allen diesen Gründen also den Namen schöner Künste nicht weniger eigenthümlich führen, als irgend eine der übrigen. — Will man indessen den Ausdruck: schöne Wissenschaften durchaus nicht fahren lassen, so bezeichne man damit diejenigen Studien und Kenntnisse, die nicht bloß den redenden, sondern allen schönen Künsten gemeinschaftlich zur Vorbereitung und nöthigen Grundlage dienen, und theils zur richtigen Beurtheilung, theils selbst zur Hervorbringung schöner Kunstwerke erforderlich sind, mit einem Worte, die sogenannten Humaniora; Kenntniß der gelehrten Sprachen, der Alterthümer, der Mythologie, der Geschichte, Belesenheit in den klassischen Werken der griechischen redenden und Bekanntschaft mit den Musterstücken der bildenden Kunst, vorzüglich bei Griechen und Römern.

Wenn nun eine Hervorbringung durch Freiheit, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, eigentlich Kunst ge-

nannt werden kann, so wird der Zweck die Absicht des Künstlers, die er bei Hervorbringung seines Kunstwerks hatte, am deutlichsten aus dem Werke selber hervorgehen, und wir werden die Werke der menschlichen Kunst zunächst und am leichtesten nach ihren Zwecken unterscheiden: denn die Zwecke der Dinge lernen wir leichter kennen, als ihre wirkenden Ursachen. Eine Maschine, deren Zweck ist, die Abtheilungen der Zeit anzuzeigen, ist eine Uhr; eine Mühle ist eine Maschine, vermittelst eines Räderwerks feste Körper zu zermalmen, die Kaffee-, die Senf-, die Kornmühle. Werden nun die Werke einer jeden Kunst durch ihre Zwecke bezeichnet, so muß der Künstler bei einem jeden entweder einen Nutzen oder ein Vergnügen zum Zwecke haben; denn etwas muß seine Freiheit bestimmen, muß ihn zum Handeln in Bewegung setzen, und dieses Etwas muß etwas Gutes seyn. Es gibt aber für den Menschen nichts Gutes, als Nutzen und Vergnügen. Zwar kann oft beides in einem und demselben Werke vereinigt werden: ein Prachtgebäude kann auch zugleich den Nutzen einer bequemen Wohnung haben und ein bequemes Wohnhaus durch architektonische Schönheit gefallen. Das hindert aber nicht, Nutzen und Vergnügen von einander zu unterscheiden, denn in sehr vielen Fällen erscheinen sie wirklich von einander getrennt. Es gibt manches Unnütze, ja Schädliche, das uns sehr angenehm, und manches Unangenehme, das uns gleichwohl höchst nützlich ist. — Dieser Unterscheidungsgrund ist also hinlänglich zur ersten Eintheilung der Kunst; diejenigen Künste, welche bei ihren Werken vorzüglich Nutzen und Bequemlichkeit zur Absicht haben, heißen mechanische; die aber, so dadurch unmittelbar ein Vergnügen bezwecken, ästhetische Künste.

Wenn wir die Kräfte des Menschen betrachten, deren sich die verschiedenen Künste bei Hervorbringung ihrer Werke bedienen, so sehen wir, daß einige vorzüglich Kräfte des Geistes, andere Kräfte des Körpers erfordern; jene werden freie, diese Lohnkünste genannt, und unterscheiden sich von einander wie Spiel von Arbeit. Daß der gemeine Sprachgebrauch auf diese Weise Spiel von Arbeit unterscheidet, erhellt aus folgendem Beispiel: Wenn bei einer Whistpartie derjenige, welcher mit uns gegen die beiden anderen spielt, eine ängstliche Aufmerksamkeit fordert, über jede von uns ausgespielte Karte krittelt, jeden Scherz verbietet u. dgl., so sagen wir: das ist wahre Arbeit und kein Spiel. Die Ausübung jener nämlich erscheint als eine Beschäftigung, die schon an und für sich angenehm ist und keinen Zwang leidet, wenn sie gelingen soll, d. h. zweckmäßig ausfallen soll, als die Dicht-, die Ton-, die Malerkunst; die Ausübung dieser aber, als eine Beschäftigung, die mit beschwerlicher

Anstrengung des Körpers verbunden ist, an und für sich selten angenehm, und nur durch den zu hoffenden Vortheil anlockend ist, mithin auch zwangsmäßig auferlegt werden kann. Diese Lohnkünstler werden gewöhnlich Handwerker genannt, der Böttcher, der Gerber, der Grobschmied. Nicht alle mechanischen Künste sind Handwerke: denn es gibt einige, welche bei ihren Werken das Nachdenken dennoch in einem höheren Grade beschäftigen und mehr natürliche Geistesanlage, einige Kenntniß wenigstens und Studium erfordern, mithin auch mehr zur Bildung des Charakters beitragen, als die groben Handwerke, wie z. B. die Kunst des Apothekers, des Uhrmachers, des Verfertigers physikalischer, chirurgischer, musikalischer Instrumente u. s. w. Diese eigentlichen Kunstgeschicklichkeiten könnte man daher schlechthin mechanische Künste und die Meister in denselben vorzüglich mechanische Künstler nennen. Indessen kann selbst der Handwerker seine Arbeit zum Theil als Spiel treiben und sich dadurch dem freien Künstler nähern. In der Wesenheit aber von ihm verschieden ist der eigentliche freie Künstler, der durch ein eigennütziges Interesse nur in sofern ergötzt, als es in der Einbildungskraft aufgefaßt wird, und diese durch seine regelmäßige Form in ein mit dem Verstande frei harmonirendes Spiel versetzt, mithin Object eines formalen Wohlgefallens ist. Z. B. die Rose in dem Hohlspiegel einer schönen Landschaft in der Camera obscura; der Regenbogen, wie ihn Virgil uns (Aeneid. VI. v. 700) schildert; die magische Beleuchtung Elysiums in Virgil's Aeneide (VI. v. 640). Daher sucht die angenehme Kunst das Wohlgefallen an ihren Produkten durch den Reiz, die schöne Kunst aber durch die bloße Darstellung zu bewirken: jene hat bei ihren Werken ein materiales, diese ein formales Wohlgefallen zu ihrem ersten und vornehmsten Zwecke. So sind demnach Kochkunst, Zuckerbäckerkunst, Parfümeriekunst angenehme; Dichtkunst, Tanzkunst, Bildhauerkunst u. s. w. schöne Künste. — Die angenehme Kunst ist nicht frei, denn ihre Beschäftigung belustigt den Künstler nicht für sich selbst, sondern das nur, was sie hervorbringt, ist angenehm, wenn es genossen wird; die schöne Kunst aber ist frei, denn sie belustigt den Künstler an und für sich selber, indem sie seine Gemüthskräfte in ein zwangloses, harmonisches Spiel setzt. Jene ist also eine ästhetische Lohn-, diese eine ästhetische freie Kunst. Zu den angenehmen Künsten, welche unmittelbaren Sinnengenuß, z. B. die Vergnügungen der Tafel, zum Zwecke haben, rechnet man auch diejenigen, welche angenehmen Zeitvertreib, d. i. eine leichte Beschäftigung der Kräfte des Körpers und des Gemüthes, die an sich selbst gefällt und vergnügt, obwohl sie eben keinen sonderlichen Nutzen als etwa bloße Erho-

lung zum Zwecke hat, wie z. B. die meisten Gesellschafts-, Karten-, Bret- oder Würfelspiele, und was die Stelle der Spiele vertritt, Jagd, Fischerei u. dgl.; auch die kleinen Talente, gut zu erzählen, eine Gesellschaft auf mannigfaltige Art zu unterhalten, ein Fest anzuordnen und alle die Reize (unmittelbare Affectionen) für die dunkeln Sinne, den Geschmack, den Geruch, das Gefühl, wohl auch durch Beleuchtung und Musik, für das Gesicht und Gehör auf eine so geschmackvolle Art zu veranstalten, daß weder aus der zu großen Menge, noch aus schlechter Vertheilung derselben Ueberdruß entstehe.

Das charakteristische Merkmal, das die schönen Künste von den andern allen, wie wir gesehen, wesentlich unterscheidet und einer jeden von ihnen ganz eigenthümlich zukommt, ist das Prädikat „schön:" die Zergliederung der Schönheit also wird uns das Wesen der schönen Kunst selber aufschließen und den Geschmack des philosophischen Kunstfreundes sowohl, als des talentvollen Künstlers in Beurtheilung und Hervorbringung schöner Kunstwerke berichtigen, sichern und ausbilden, welches der Endzweck und die eigentliche Beschäftigung der Aesthetik ist. — Wir fragen also zuförderst: Was ist schön? Um diese Frage gründlich zu beantworten, müssen wir auf den dreifachen Inhalt, der in derselben verborgen liegt, Acht haben, und sie dieser dreifachen Hinsicht gemäß untersuchen. Die Frage: Was ist schön? kann nämlich heißen:

1) Was geht im Gemüthe des Betrachtenden (dem vorstellenden Subject) in dem Augenblicke vor, als er einem Gegenstande der Natur oder der Kunst das Prädikat schön durch sein Urtheil beilegt? — Die Entwicklung dieser Frage ist der Inhalt der subjectiven Aesthetik oder der Kritik des Geschmacks. Oder:

2) Welche Eigenschaften in dem Natur- oder Kunstprodukte (dem vorgestellten Objecte) sind es, welche dieses Urtheil in dem Gemüthe des Betrachtenden allgemein gültig und nothwendig hervorbringen? — Die Auflösung dieser Frage gibt die objective Aesthetik oder die Theorie der schönen Künste überhaupt. Oder endlich:

3) Was hat der Künstler zu thun und zu vermeiden, um nach Verschiedenheit der Materie und der Mittel seiner Darstellungen schöne Werke zu verfertigen? — Die Untersuchung dieser Frage wird die angewandte Aesthetik genannt und enthält die eigene Theorie für jede schöne Kunst insbesondere, die redende, bildende, nachahmende.

Die Beantwortung der beiden ersten Fragen macht die theoretische, die der dritten die praktische Aesthetik aus.

Die Bestimmung der Gemüthsvermögen des vorstellenden Subjectes, welche bei Betrachtung schöner Natur- und Kunstprodukte beschäftigt sind; die Untersuchung der Art und Weise, wie sie bei Betrachtung schöner Gegenstände beschäftigt werden, und endlich der Zustand des Gemüthes in dem Augenblicke, als es das Urtheil fällt: dieser Gegenstand ist schön! ist der Stoff der subjectiven Aesthetik oder der Kritik des Geschmacks. Die Frage nun: was ist schön? in diesem Sinne genommen, beantwortet Longin (Vom Erhabenen, Cap. 7): Was Allen gefallen muß ist schön und was Allen mißfallen muß ist häßlich. Wir fühlen, daß wenn gleich diese Beantwortung nicht ganz falsch, doch viel zu weit ist, und daß der h. Augustinus sehr Recht hatte, die zwei Sätze: Es gefällt Etwas, weil es schön ist, und Etwas ist schön, weil es gefällt, von einander zu unterscheiden und den letzten für unrichtig zu erklären. Alles, was schön ist, wird uns wohl gefallen, aber nicht Alles, was uns gefallen wird, wird schön seyn. Dieses wird uns noch heller einleuchten, wenn wir erst die Natur des Gefallens genauer werden erforscht haben. — Was heißt gefallen?

Ein Gegenstand gefällt uns, wenn er in uns ein Gefühl der Lust; er mißfällt uns, wenn er in uns ein Gefühl der Unlust hervorbringt. — Was heißt Lust?

Ein Gefühl heißt Lust, wenn es das Subject bestimmt, in diesem Zustande zu bleiben; Unlust, wenn es dasselbe bestimmt, diesen Zustand zu verlassen. — Was ist Gefühl?

Gefühl ist ein dem Subject zukommender Zustand, der nur allein subjectiv betrachtet, nur allein auf das Subject, als solches, bezogen, und wodurch kein Gegenstand erkannt wird, das Subject selbst auch sich nicht erkennt. Bei einer jeden Vorstellung unterscheiden wir im Bewußtseyn dreierlei: ein Etwas, das sich bewußt ist, und Subject; ein Etwas, dessen man sich bewußt ist, und Object; und ein Etwas endlich, wodurch man sich bewußt wird, und Vorstellung heißt. Die Vorstellung ist also dasjenige, was im Bewußtseyn, von Subject und Object verschieden ist, sich aber auf beide bezieht. In wiefern sich nun die Vorstellung auf das Object bezieht, heißt sie Anschauung; in wiefern auf das Subject, Empfindung.

Empfindung ist also das Bewußtseyn gegenwärtiger Eindrücke eines Objects auf unsere Sinnlichkeit; mithin die Empfindung der Grund einer unmittelbaren Vorstellung (Anschauung) eines Gegenstandes, welche zur Erkenntniß desselben unumgänglich nothwendig ist.

Gefühl unterscheidet sich von Empfindung, daß diese der Grund einer unmittelbaren Vorstellung (Anschauung) eines Ob-

jects ist; jenes aber gar keine Beziehung auf einen Gegenstand zur Erkenntniß desselben gestattet, sondern sich selbst bloß auf das Subject bezieht. Ich höre z. B. einen Ton, den ich für den einer Trompete erkläre; so ist das, was da macht, daß ich diesen Ton für einen Trompetenton und nicht für den einer Leier, einer Nachtigall u. a. erkenne (das Bewußtseyn nämlich der Eindrücke einer geblasenen Trompete auf meine Sinnlichkeit), Empfindung; denn es dient zur Vorstellung dieses Gegenstandes; sage ich hingegen, der Ton ist mir angenehm oder zuwider, so ist dies Gefühl; denn es wird dadurch nichts vom Gegenstande erkannt, sondern nur der Zustand, den dieser Ton in mir hervorgebracht, bezeichnet. — Am deutlichsten zeigt sich der Unterschied zwischen Gefühl und Empfindung, wenn diese, wegen zweckwidriger Einwirkung der Gegenstände auf die Sinnenwerkzeuge, in jenes übergeht, und statt der unmittelbaren Vorstellung des Objects ein Zustand des Mißbehagens und Schmerzens im Gemüth hervorgebracht wird. Ein zu starker Grad des Lichts blendet; zu starker Schall betäubet; zu heftige Reize der Gemüthsnerven benehmen uns den Kopf oft bis zur Ohnmacht; zu scharfe, zu herbe oder zu heiße Speisen verletzen unsere Geschmackorgane und erregen unangenehme Gefühle.

Ein Gefühl kann entweder für sich allein vorhanden, oder mit anderen innig verbunden seyn; im letzteren Falle sind entweder gleichartige (Lust und Lust, Unlust und Unlust) oder ungleichartige (Lust mit Unlust) verbunden. Diese heißen gemischte, die anderen für sich bestehenden oder mit gleichartigen verbundenen reine Gefühle.

So ist z. B. das sinnliche Wohlgefallen, welches auf Empfindung beruht, entweder reine Lust, die in beförderter Thätigkeit der Lebenskraft besteht und Reiz, oder es ist ein gemischtes, aus Lust und Unlust zusammengesetztes Gefühl, das Rührung heißt. Rührung nämlich ist ein also gemischtes Gefühl, in welchem die Annehmlichkeit nur vermittelst augenblicklicher Hemmung und darauf erfolgender desto stärkerer Ergießung der Lebenskraft bewirkt wird.

Ein jeder Gegenstand nun, welcher in mir ein Gefühl von Lust hervorbringt, steht zu mir in einem zweckmäßigen Verhältnisse, ist meiner Beschaffenheit angemessen; so wie im Wiederspiele ein Gegenstand, der in mir ein Gefühl von Unlust hervorbringt, zu mir in einem meiner Beschaffenheit nicht angemessenen, d. h. zweckwidrigen Verhältnisse steht. Ist diese Beschaffenheit vor mir, mit welcher der Gegenstand in Verbindung gebracht wird, bloß mir eigenthümlich, individuell, nicht bei Jedermann vorauszusetzen, so hat das daraus entspringende Gefühl

von Lust und Unlust auch nur Privatgültigkeit, und kann auf allgemeine Gültigkeit keinen Anspruch machen. Ist aber diese meine Beschaffenheit allgemein, nämlich bei jedem Menschen vorauszusetzen, so wird das daraus entstehende Gefühl von Lust oder Unlust auch allgemein gültig ausgesprochen werden.

Das Schöne steht in einem solchen Verhältnisse zu den ursprünglichen Gemüthsvermögen, daß die Wahrnehmung seiner Form Einbildungskraft und Verstand auf eine leichte und doch regelmäßige Weise beschäftigt; mithin dadurch gefällt, daß es in dem Gemüthe des Wahrnehmenden ein Bewußtseyn der freien harmonischen Wirksamkeit seiner Kräfte erregt, und so das Lebensgefühl erhöht. Der schöne Gegenstand ist also durch seine regelmäßige Gestalt, mithin formal (für die Erkenntnißkräfte, Einbildungskraft und Verstand), mithin subjectiv-zweckmäßig. Dieser Zweckmäßigkeit aber werden wir uns nur durch das erhöhte oder beförderte Lebensgefühl, mithin ästhetisch bewußt, welches durch die reflectirende Urtheilskraft ausgesprochen wird. Die formale, subjective Zweckmäßigkeit ist also das eigentliche Principium der reflectirenden ästhetischen Urtheilskraft. Aesthetische Urtheilskraft ist das Vermögen, die formale oder subjective Zweckmäßigkeit durch das Gefühl der Lust oder Unlust zu beurtheilen.

Ein Urtheil wird ein Erkenntnißurtheil genannt, wenn es von dem Gegenstande selbst etwas aussagt: eine Eigenschaft des Gegenstandes ausdrückt; weil nur bei den Erkenntnißurtheilen der Verstand vorzüglich in Betracht kommt, durch ihn die Objectivität, welche dazu erforderlich ist, erst hervorgebracht wird, so nennt man sie auch logische Urtheile, von λόγος, Verstand. Ihre Eigenthümlichkeit beruht in der Beziehung auf das Object.

Den Erkenntnißurtheilen stehen die ästhetischen gegenüber, wodurch keine Beziehung auf das Object, sondern bloß auf das Subject ausgedrückt wird. Die Benennung ästhetisch kommt von dem griechischen αἴσθησις, Empfindung. Das ästhetische Urtheil beruht auf Gefühl.

Die Geschmackurtheile gehören zu den ästhetischen, denn sie geben keine Erkenntniß des Objects, sondern drücken bloß das Verhältniß desselben zum Subject, das Wohlgefallen oder Mißfallen am Gegenstande aus.

Alles Wohlgefallen an einem Gegenstande ist von dreifacher Art. Entweder vermittelst der Empfindung (Materie der Anschauung) oder der Anschauung als solcher (Form der Anschauung) oder eines Begriffes. Im ersten Falle heißt der Gegenstand angenehm, im zweiten schön, im dritten gut. — Daß diese Eintheilung der Gegenstände des Wohlgefallens logisch-vollständig

ist, fällt in die Augen, und daß diese Arten des Wohlgefallens specifisch von einander verschieden sind, lehrt schon der Sprachgebrauch, der durch die drei Worte: angenehm, schön und gut, drei wesentlich verschiedene Eigenschaften der Dinge oder vielmehr Zustände der Seele bezeichnet. Doch um allen Schwierigkeiten auszuweichen, wollen wir zuvor das Gute in seine verschiedenen Arten eintheilen.

Das Gute bezieht sich entweder auf das Erkenntniß- oder auf das Begehrungsvermögen, und heißt in jener Rücksicht das theoretische, in dieser das praktisch Gute. Das Gute des Erkennens, auch das logisch Gute genannt, besteht in der Uebereinstimmung der Beschaffenheit und Vollständigkeit eines Gegenstandes mit dem, was er durch den Begriff gedacht, seyn soll. Das Gute in Hinsicht des Begehrens, das praktisch Gute, zerfällt in zwei Arten: das absolut Gute (das Gute an sich), das relativ Gute (das Gute zu Etwas). Jenes heißt das sittlich Gute und ist Zweck an sich; dieses das Nützliche und ist Mittel zu einem Zwecke. Daß das theoretisch Gute von dem praktisch Guten verschieden ist, ist klar. Die von Kant gegebene Erklärung der Tugend: sie ist moralische Tapferkeit, ist logisch gut, denn sie stimmt mit dem Begriffe von der Tugend zusammen; die freiwillige Aufopferung des spartanischen Königs Leonidas mit seinem kleinen Haufen Helden zu Thermopylä für das Vaterland ist praktisch gut, denn die Maxime seiner Handlung stimmte mit seiner Königspflicht überein. Eben so verschieden ist das sittlich Gute von dem Nützlichen. Die Gerechtigkeit ist an sich gut (Haec enim justitia, una virtus domina et regina virtutum. Cic. de Off. II. 6). Einsicht, Körperkraft, Reichthum ist nützlich.

Das logisch Gute oder die Uebereinstimmung des Gegenstandes mit dem Begriffe von demselben ist von dem Angenehmen specifisch verschieden. Bei dem ersten findet gar keine subjective Beziehung auf Gefühle, sondern bloß die objective der Anschauung auf einen Begriff Statt. Daß aber auch das praktisch Gute von dem Angenehmen specifisch verschieden sei, erhellet daraus, daß ein und derselbe Gegenstand gut und doch unangenehm, ein anderer hingegen angenehm und doch nicht gut seyn kann. Der Kranke findet seine Arzenei unangenehm und doch gut (nützlich), in sofern sie seine Schmerzen lindert; es kostet uns oft viel (ist uns unangenehm), unsere Pflicht zu erfüllen, dennoch erkennen wir die Pflichterfüllung für (an sich) gut. Dem Podagristen schmeckt der Wein angenehm, aber er ist ihm nicht gut (schädlich), weil er sein Uebel vermehrt; der Lasterhafte unterliegt dem sinnlichen Antriebe und begeht eine Handlung, die ihm zwar angenehme Empfindungen verschafft, an sich aber

nicht gut (sittlich böse) ist; daher Horaz so wahr als treffend sagt:

Sperne voluptates: nocet empta dolore voluptas.
Epist. l. 2. v. 35.

Es ist das Angenehme von dem Schönen specifisch verschieden. Austern, Trüffeln, Schildkröten, die manchem Gaumen so angenehm schmecken, sind gewiß nicht schön; hingegen wird eine Figur in Raphaels Handzeichnungen (seinen sogenannten Cartons) allgemein für schön erklärt, obgleich die einzelnen Linien mit schmutziger Kreide auf einem Grunde von der unangenehmsten Farbe gezeichnet sind.

Auch das Gute ist leicht vom Schönen zu unterscheiden. Ein Gegenstand kann ganz seinem Begriffe entsprechen, alles enthalten, was und wie er es enthalten soll, und dessen ungeachtet nicht schön seyn. Eine Schleifmühle z. B., ein Packwagen, ein Pflug können alle Erfordernisse haben, die man von ihnen als solchen nur wünschen mag, und dennoch sogar häßlich seyn. Eben so gibt es eine Menge nützlicher Gegenstände, auf die das Prädikat schön gar nicht anwendbar ist. So ist der Dünger in der Landwirthschaft, die Lohbrüche in der Gerberei, das Queckſilber beim Vergolden, zu meteorologischen Instrumenten, ja selbst in der Arzenei als Aethiops mineralis gewiß sehr nützlich; wer wird sie aber deßwegen schön nennen?

Aber auch die Schönheit als Schönheit hat nichts mit dem Nutzen zu schaffen. Wer wird bei seinem Urtheile über die Schönheit einer Blume, eines Gartens, des Farbenspiels der untergehenden Sonne erst fragen: wozu nützt es? Auch das sittlich Gute unterscheidet sich wesentlich von dem Schönen; denn wenn gleich einige Tugenden, Gerechtigkeit, Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen, Aufopferung seines Lebens für erkannte Wahrheit und Pflicht, den Charakter des Erhabenen; andere, Bescheidenheit, Sanftmuth, Freundlichkeit, Mitleid, Milde, den Charakter des Schönen an sich tragen, so wird doch eine Handlung nach ganz anderen Principien beurtheilt, um sie tugendhaft, nach ganz anderen um sie schön zu nennen. Brauchen wir nun den Ausdruck angenehm für alles das, was den Sinnen durch Empfindung gefällt, und sind zur Beurtheilung des Guten, des Logischen sowohl als des Praktischen, Begriffe unumgänglich nothwendig, ist ferner das Schöne von dem Guten wesentlich verschieden, so kann das Wohlgefallen am Schönen weder auf der Materie der Anschauung (Empfindung), noch auf Begriffen beruhen, sondern muß allein in der Form der Anschauung seinen Grund haben, und so wie das Urtheil über das Angenehme sich auf den Sinn, das über das Gute sich auf den Ver-

stand stützt, wird sich das Urtheil über das Schöne auf das Vermögen stützen, das zwischen dem Sinne, als dem Vermögen Mannigfaltiges darzustellen, und dem Verstande, als dem Vermögen, das Mannigfaltige zur Einheit (des Begriffes) zu verbinden, mitten inne steht, und dieses ist das Vermögen der Reflexion, nämlich die reflectirende Urtheilskraft.

Aus diesem fließt folgende Erklärung der drei verschiedenen Arten des Wohlgefallens: Angenehm ist das, was dem Sinne in der Empfindung gefällt; schön ist das, was der Urtheilskraft durch Reflexion gefällt; gut ist das, was dem Verstande nach Begriffen gefällt.

Um die Eigenthümlichkeiten der Geschmackurtheile, in sofern sie das Schöne zum Gegenstande haben, näher kennen zu lernen, wollen wir sie nach den vier logischen Functionen der Urtheile überhaupt, der Quantität, Qualität, Relation und Modalität nehmen, mit den andern ästhetischen Urtheilen vergleichen, wodurch sich unfehlbar wird herausbringen lassen, was dazu erforderlich ist, um einen Gegenstand schön zu nennen; — vorausgesetzt, daß der Gegenstand eine freie Schönheit darstellt, mithin ein reines Geschmackurtheil liefert; daher vor Allem nothwendig seyn wird, die beiden Hauptarten der Schönheit selbst zu untersuchen.

Ein Hauptunterschied der Schönheit, der auf die Beschaffenheit der Geschmackurtheile selber einen wesentlichen Einfluß hat, betrifft die freie, für sich bestehende, und die anhängende, bedingte Schönheit (Pulchritudo vaga und adhaerens). Die Schönheit heißt frei, wenn dabei kein Begriff von dem, was der Gegenstand seyn soll: anhängend, wenn ein solcher und die Vollkommenheit (Richtigkeit nämlich der Uebereinstimmung des Gegenstandes mit demselben) vorausgesetzt wird. Zu den freien Schönheiten gehören Blumen, Arabesken, Musik ohne Text u. dgl.; zu den anhängenden: Bildsäulen, Gemälde, Gefäße, Gebäude, Gedichte, Musik mit unterlegtem Texte u. s. w. Bei der anhängenden Schönheit wird die Frage nach der Vollkommenheit (Richtigkeit der Uebereinstimmung des Gegenstandes mit dem Begriffe von demselben) vorausgesetzt, und wenn gleich die Unrichtigkeit der Schönheit Abbruch thut, so sind doch Schönheit und Vollkommenheit wohl von einander zu unterscheiden, und die letztere führt nicht immer die erstere nothwendig bei sich. Eine Statue z. B. kann alles enthalten, was wir dem Begriffe nach etwa von einem Herkules fordern; sie kann mit den Gesetzen des starken männlichen Körperbaues genau übereinstimmen, dessen ungeachtet aber nicht schön seyn; so wie im Gegentheil des Praxiteles berühmter Cupido (Eros) aus pentelischem Marmor (Plin.

hist. nat. XXXVI. 5) gewiß Jedermann gefallen, sogleich aber auch mißfallen würde, wenn man annähme, der Künstler habe den Herculiscus magnum et multum valentem puerum, quem neque quisquam colligare quivit incunabulis, wie ihn Plautus (Amphytruo act. V. scen. 1) beschreibt, abbilden wollen. Bei dem Urtheile über die anhängende Schönheit also sind zwei Urtheile innig mit einander verbunden, von welchem das über die Vollkommenheit oder Richtigkeit vorangeht und das über die Schönheit folgt.

Die Naturschönheit kann sowohl frei als anhängend seyn, obgleich auch bei der letzteren für die Form immer ein weiter Spielraum übrig bleibt; eben so kann auch die Kunstschönheit frei und anhängend seyn; nur ist hier zu unterscheiden: Es liegt der Existenz des Gegenstandes ein Begriff zum Grunde: und: Es wird bei Beurtheilung der Form desselben durch den Geschmack auf einen Begriff Rücksicht genommen. Das Erstere muß freilich bei jedem Kunstprodukte der Fall seyn, denn der Verfertiger desselben muß einen Zweck haben, den er sich durch einen Begriff vorstellt; das Letztere hingegen ist nicht immer der Fall, wie z. B. bei den Schnörkeln der Schreibmeister, den Arabesken, den Einfassungen von Kupferstichen u. dgl. Nur Eine Art der schönen Künste, die redende, macht es ihrem Wesen nach unmöglich, freie Schönheiten aufzustellen; denn Worte sind nichts als Zeichen unserer Vorstellungen, und Rede ist ohne Begriffe nicht möglich; der Verstand macht also bei jedem Producte der Rede Anforderung der Richtigkeit, d. h. der Uebereinstimmung mit dem, was es seyn soll.

Durch die Kathegorie der Qualität wird die Beschaffenheit der Urtheile untersucht und bestimmt. Bei den Urtheilen über das Angenehme, das Schöne und Gute ist also der Qualität nach auszumachen, ob sie logische oder ästhetische Urtheile sind, d. h. ob durch dieselben eine Eigenschaft des Gegenstandes oder nur ein Zustand des Gemüths (Wohlgefallen odee Mißfallen am Gegenstand) bejahet oder verneinet wird.

Das Urtheil über das Angenehme ist ästhetisch, und wird auch, als solches, gewöhnlich durch Hinzufügung des Wortes mir dargestellt; wenigstens macht es nicht auf Objectivität Anspruch Rosinen schmecken mir angenehm, Caviar unangenehm. Das Urtheil über das Schöne drückt auch bloß meinen Zustand bei Betrachtung eines Gegenstandes aus, nimmt aber die Form eines logischen Urtheils an; man drückt sich aus, als wäre die Schönheit eine Eigenschaft des Objects. Die Blüthe der Fackeldistel (Cactus grandifloris, L.) ist schön; die Statue Antinous oder (nach Winkelmann) Meleagers ist schön.

Das Urtheil über das Gute ist wirklich ein logisches Urtheil, in sofern es von dem Gegenstande selbst etwas aussagt; aber es kann mit ihm ein Wohlgefallen verknüpft seyn, welches sich nach dem Urtheile in Beziehung auf das Subject als Folge ergibt. Nachdem der Verstand die genaue Uebereinstimmung eines Gegenstandes mit dem Begriffe von demselben erkannt hat, so entspringt das Gefühl der Ueberzeugung; daher finden wir Wohlgefallen an Erkenntniß der Wahrheit, an Gründlichkeit der Einsicht u. s. w. Nachdem ich die heilsame Wirkung des Carlsbader Wassers erfahren habe, bekommt es für mich einen Werth, ich halte es für nützlich und finde Wohlgefallen daran. Ich muß erst urtheilen, ob des Cato von Utica Selbstentleibung mit einem Pflichtgebote übereinstimmte oder nicht, um an dieser Handlung Wohlgefallen oder Mißfallen zu empfinden: das Urtheil ist also logisch, das damit verknüpfte Gefühl von Lust oder Unlust aber ästhetisch. Das Urtheil über das Gute ist also nur in weiterer Bedeutung wegen des bewirkten Gefühls ästhetisch zu nennen. — Wir haben jetzt die Qualität der Urtheile über das Angenehme, Schöne und Gute bestimmt; jetzt müssen wir auch die Qualität des Wohlgefallens am Angenehmen, Schönen und Guten untersuchen, um die eigenthümliche Beschaffenheit des Wohlgefallens zu bestimmen. Aus dieser Untersuchung wird sich folgender Lehrsatz ergeben: Das Wohlgefallen am Angenehmen ist interessirt; das Wohlgefallen am Guten ist interessant; das Wohlgefallen am Schönen aber ohne alles Interesse.

Was heißt Interesse? Es gibt ein doppeltes Interesse. Interesse ist das Wohlgefallen, welches wir mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verbinden. Wir werden daher durch diese Vorstellung als eine Triebfeder, die wir in uns in einer Handlungsregel (Maxime) vorstellen, bestimmt, den Gegenstand zu begehren, d. h. ihn wirklich zu machen, ihm, wiefern es in unserer Macht steht, Daseyn zu verschaffen. Ich habe z. B. ein Interesse an den Verschönerungsanstalten Wiens, will sagen: die Vorstellung, daß Wien täglich verschönert wird, gefällt mir, und dieses Wohlgefallen reget als Triebfeder meinen Willen auf, alles was ich vermag zu diesem Zwecke beizutragen. Ich bin bei Verpachtung der Theater ohne alles Interesse, will sagen: wer nun auch die Pachtung des Theaters überkommen möge, so entspringt daraus für mich weder ein sonderliches Wohlgefallen noch Mißfallen; ich verhalte mich dabei gleichgültig; daher werde ich auch nichts dazu thun, dem einen oder dem andern der Mitbewerber den Pacht vorzüglich zuzuwenden. Diese Bedeutung des Wortes Interesse ist die weitere, in welchem in der Folge wir es auch immer nehmen wollen. In engerer

Bedeutung versteht man unter Interesse Hinsicht auf Vortheil und das Bestreben, desselben theilhaftig zu werden. In dieser Rücksicht ergibt sich der Unterschied zwischen interessirt und interessant. Interessant ist nämlich das Wohlgefallen, das wir mit der Existenz eines Gegenstandes verbinden; interessirt die Hinsicht auf den Vortheil und das Bestreben, desselben theilhaftig zu werden. Er spielt interessirt, will sagen: die Art und Weise seines Spiels geht darauf hinaus, recht viel zu gewinnen. Das Spiel war interessant heißt: es brachte ein Interesse hervor, es gab eine Menge schwieriger Aufgaben zu lösen, es standen hohe Summen darauf, große Spiele wurden verloren gemacht, kleine gewonnen u. dgl.

Man kann also bei dem Urtheile über das Wohlgefallen eines Gegenstandes, was mit Interesse verbunden ist, auch zweierlei unterscheiden: entweder geht das Interesse vor dem Urtheile vorher, dann heißt es interessirt; oder es folgt auf dasselbe ein Interesse, dann heißt es interessant. Im ersten Falle ist das Urtheil auf Interesse gegründet, im zweiten begründet es ein Interesse. Daraus ergibt sich, daß das Interesse mit dem Begehrungsvermögen in Verbindung stehe; denn alles, dessen Existenz in der Vorstellung ein Gefühl von Lust oder Unlust in uns erregt, bringt in uns zugleich den Wunsch hervor, daß es existiren oder nicht existiren möge, d. h. wir begehren oder verabscheuen das Daseyn eines Gegenstandes, je nachdem wir dabei interessirt sind oder nicht. Das Interesse hat also offenbar Beziehung auf das Begehrungsvermögen. Begehrungsvermögen aber ist das Vermögen des Gemüthes, durch seine Vorstellungen Ursache von der Wirklichmachung des Gegenstandes dieser Vorstellungen zu werden. Das Begehren bezieht sich entweder auf die Existenz oder Nichtexistenz eines Gegenstandes. Im erstern Falle heißt es positives Begehren oder Begehren schlechthin: im zweiten negatives Begehren oder Verabscheuung. Beim Begehren strebt das Gemüth eine Vorstellung zu realisiren, ihr ein Object zu geben. Das Begehren ist vom Erkennen und Fühlen verschieden, setzt aber beide voraus. Ich höre Töne und erkläre sie für ein Adagio auf der Flöte; ich erkenne; diese Töne gefallen mir, sie machen mir Vergnügen. Ich fühle; ich wünsche auch die Flöte blasen zu können, und nehme in dieser Hinsicht einen Meister. Ich begehre.

Angenehm ist, was dem Sinne in der Empfindung gefällt. Empfindung ist das Bewußtseyn gegenwärtiger Eindrücke eines Gegenstandes auf meine Sinnlichkeit, Eindruck aber kann ein Gegenstand durch nichts anderes machen, als durch seinen Stoff, seine Materie: ein Gegenstand also, in wie fern er angenehm ist,

d. h. den Sinnen in der Empfindung gefällt, muß nothwendig gegenwärtig, nothwendig wirklich da seyn, existiren. Ein Wohlgefallen aber, das auf der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes beruht, in der Existenz desselben begründet ist, wird ein interessirtes Wohlgefallen genannt, also ist das Wohlgefallen am Angenehmen interessirt.

Das Wohlgefallen am Guten ist interessant. Das Wohlgefallen an der Existenz des Gegenstandes, nämlich Interesse, ist auch mit dem Urtheile über das Gute, zwar nicht als Grund, doch als nothwendige Folge dieses Urtheils verbunden. Das Gute überhaupt ist entweder theoretisch (logisch) oder praktisch, und bezieht sich entweder auf das Erkenntniß- oder Begehrungsvermögen. Beim logisch Guten sind zwei Fälle möglich: entweder der Gegenstand stimmt mit dem Begriffe von demselben überein (Vollkommenheit des Gegenstandes) oder unsere Begriffe stimmen mit dem Gegenstande überein (Vollkommenheit der Erkenntniß). Das Urtheil über die Vollkommenheit des Gegenstandes sowohl als der Erkenntniß ist logisch, und wenn sich mit demselben ein Gefühl von Lust verbindet, so kommt es daher, weil wir bei dem ersten eine Forderung des Verstandes erfüllen, bei dem zweiten ein Bestreben der Vernunft (unseren Erkenntnissen nämlich den höchsten Grad logischer Vollkommenheit zu geben) gelungen sehen. Mit beiden ist also natürlich das Wohlgefallen an der Wirklichkeit der Befriedigung eines Bedürfnisses unseres Verstandes oder unserer Vernunft verbunden, folglich ist das Wohlgefallen an dem logisch Guten interessant. — Aber auch mit dem praktisch Guten, dem sittlichen sowohl als nützlichen, ist Interesse als nothwendige Folge verknüpft. Soll ich etwas für absolut oder relativ gut erklären, so muß ich durchaus wissen, was der Gegenstand seyn soll. Im ersten Falle muß ich den Gegenstand (die freie Handlung) mit den sittlichen (Tugend und Recht) Gesetzen verglichen; im zweiten ihn als Mittel zum Zweck nach dem Grundsatze der Causalität in der Sinnenwelt prüfen. Bei beiden, sowohl dem sittlich Guten als dem Nützlichen, findet sich der Begriff eines Zweckes. Das Wohlgefallen am sittlich Guten ist die Lust an demselben als Endzweck (letztem Zwecke) der Vernunft in Bestimmung der Willkür; das Wohlgefallen am Nützlichen ist die Lust an demselben als Mittel zu einem Zwecke, der natürlich durch das Begehrungsvermögen gegeben wird. In beiden Fällen, sowohl bei dem absolut als bei dem relativ Guten muß der Zweck als der meinige, d. h. in Beziehung auf mein Begehren und zwar auf das Wirklichmachen, nicht das bloße Vorstellen des Gegenstandes betrachtet werden; folglich ist das Wohlgefallen am Angenehmen offenbar mit Interesse ver-

bunden. Was ich als sittlich gut erkenne, dessen Daseyn muß ich wünschen; so wie ich das Daseyn des Nützlichen wollen muß, wenn ich den Zweck will. Es ist mir als sittlich vernünftigem Wesen durchaus nicht gleichgültig, ob sittliche Handlungen waren oder nicht; ob es Tugenden gibt oder alle Handlungen aus mehr oder minder verstelltem Eigennutze entstehen. Daher mißfallen uns Schriften, welche das Letztere behaupten. Aber auch als sinnlichen Wesen kann es uns nicht gleichgültig seyn, ob nützliche, d. h. solche Dinge vorhanden sind, welche als Mittel zu den uns als Naturwesen gegebenen Zwecken dienen oder nicht. — Das Wohlgefallen am praktisch Guten ist also eben so mit Interesse als nothwendiger Folge verbunden, wie das logisch Gute; mithin das Wohlgefallen am Guten überhaupt interessant.

Das Wohlgefallen am Schönen im reinen Geschmackurtheil ist ohne Interesse; es beruht weder darauf, noch bringt es ein solches hervor. Hier ist die Bedingung, daß das Geschmackurtheil über das Schöne ein reines und nicht mit andern ästhetischen Urtheilen verbundenes Urtheil sei, wohl zu beachten; denn sonst kann allerdings mit dem Urtheile über das Schöne Interesse verknüpft seyn, oder sich zufälliger Weise mit dem Wohlgefallen am Schönen Interesse verknüpfen. Hier behaupten wir bloß, mit dem Wohlgefallen am reinen Schönen sei wesentlich kein Interesse, weder als Folge noch als Grund verbunden, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Wir finden Gegenstände schön, deren Daseyn uns gleichgültig ist, ja deren Daseyn wir verabscheuen. Dieß ist beim Angenehmen nicht immer, beim Guten nie der Fall.

2) Wir halten das Geschmackurtheil des Andern für verdächtig, sobald wir mit Grund vermuthen, daß er die Existenz des Gegenstandes begehre. Es entsteht z. B. ein Streit unter zwei Personen über das Spiel oder den Tanz jenes Schauspielers oder Tänzers. Man sagt uns, der Eine, der da behauptet, sein Tanz wäre schön, sein Spiel wäre vortrefflich gewesen, sei der Vater oder Lehrmeister des Schauspielers oder Tänzers, und sogleich erklären wir, er könne über die Schönheit des Spieles oder Tanzes seines Sohnes oder Schülers nicht als competenter Richter zugelassen werden; so wie wir es ganz natürlich finden, daß der Dichter die Geburten seines Geistes als schön beurtheilt, aber sein Urtheil gilt uns eben so wenig, weil beide nur allzusehr dabei interessirt sind. Beim Guten und Angenehmen wird aber unmittelbar die Existenz des Gegenstandes begehrt.

3) Wir halten Sinnenschein, Phantasmen, Fictionen für eben so schön als wirkliche Dinge. Das Seegesicht und die Erhebung im untern Theil von Italien, die sonderbare Lufterschei-

nung in der Straße von Messina, Fata Morgana genannt, die auf dem Spiegel des Meeres erscheinenden und darüber schwebenden Wolkenpaläste und Nebellandschaften nämlich, gewähren in der Anschauung dasselbe Lustgefühl, als wenn sie wirklich da waren. In Beziehung auf unser Geschmackurtheil über Homer's Ilias und Odyssee ist es uns völlig gleichgültig, ob sich alles vor Troja wirklich so zugetragen habe, was und wie es uns der Sänger erzählt, oder nicht. Und wer wird nicht Virgils viertes Buch der Aeneide mit Wohlgefallen lesen und wieder lesen, wenn er gleich kritisch überzeugt ist, daß Dido und Aeneas nie zusammengelebt haben. Der Dichter, der Maler, der Bildhauer sind nur in sofern Künstler, als sie sich über die Wirklichkeit erheben und ihren Kunstwerken den Stempel ihres freien Geistes aufdrücken. Auch kann etwas sehr natürlich dargestellt, dessen ungeachtet aber nicht schön seyn. Der schöne Künstler unterscheidet sich eben dadurch charakteristisch von dem andern Künstler, daß er weniger Rücksicht auf die Materie zu nehmen hat, und eigentlich nur in sofern zum Künstler wird, als er sich über die Wirklichkeit erhebend seinem Werke den Stempel des freien Geistes aufdrückt.

Obgleich nun aber das Schöne als solches ohne alles Interesse, wie eben bewiesen worden, gefällt, so gibt es doch mehrere Arten des Interesse, die sich oft zufälliger Weise besonders im gemischten Geschmackurtheile mit demselben verknüpfen. Es gibt nämlich mehrere zufällige Quellen, woraus ein Wohlgefallen an der Existenz des schönen Gegenstandes, nebst dem Wunsche, er möchte wirklich vorhanden seyn, entspringen kann. Bei den Urtheilen über die anhängende Schönheit kommt schon das Wohlgefallen an der Richtigkeit der Darstellung hinzu, welches auf einem Bedürfnisse des Verstandes beruht, mithin interessirt ist. Dieses intellectuelle Interesse ist bei der bedingten Schönheit mit dem Geschmackurtheile nothwendig verbunden, deßhalb das letztere auch nicht rein. Wird mit dem Geschmackurtheile Sinnenreiz durch Farbe und Ton, durch Bilder der Einbildungskraft und ein Spiel der Affecte, oder ein Wohlgefallen durch sympathetisches, moralisches und religiöses Gefühl verknüpft, so kann der Gegenstand allerdings zugleich ein großes Interesse für uns enthalten und sein Daseyn uns nicht gleichgültig seyn, weil er ein sinnliches oder intellectuelles Bedürfniß befriedigt. Ein wohlgestimmtes Gemüth findet außer dem Wohlgefallen an der Form schöner Naturproducte noch ein eigenes (intellectuelles) Wohlgefallen am Daseyn derselben, ohne alle Hinsicht auf ihren Nutzen, weil durch die Schönheit der Producte die Natur in ihm die Vorstellung vom Reichthum, Ordnung, Zweckmäßigkeit

hervorgerufen wird, die sich unvermerkt an die moralisch-religiösen Ideen anschließt. Alles Schöne, sagt Plato, ist Abdruck einer Idee der Gottheit. Eine sternenhelle Sommernacht, wenn, wie Plato sagt, der Himmel aus tausend Augen niederschaut, gefällt uns nicht allein durch ihre Form, sondern erzeugt in unserer Brust auch mannigfaltige, eigene Gefühle, daß uns ihre Existenz keineswegs gleichgültig ist. Eben so gibt es ein Interesse der Kunst, das sich zur Betrachtung der Kunstwerke des menschlichen Geistes gesellet. Sie beweisen uns die hohe Kraft des Künstlers, sie sind redende Zeugen einer höheren Natur, der Beglaubigungsbrief, daß der menschliche Geist frei von den Banden der Sinnenwelt, Schöpfer einer andern werden kann. Der Geist, der dieses Kunstwerk schuf, das wir bewundernd betrachten, das unser Innerstes ergreift und unser besseres Selbst uns offenbart, gehört dem Geschlechte an, zu dem auch wir uns zählen, und der Glanz seines Genies überstrahlet die ganze Gattung, und zeigt uns uns selbst in einem erfreulichen Lichte! Daher kann uns auch das Daseyn eines Kunstwerkes höchst interessant seyn. Wer würde nicht die Zerstörung des Torso, der Gruppe Laocoon, des vaticanischen Apollo als ein Verbrechen an der Menschheit begangen verabscheuen! Wer beklagt nicht den Untergang der tragischen und lyrischen Meisterwerke Griechenlands, als einen allgemeinen Verlust der ganzen gebildeten Welt.

So wenig das Wohlgefallen am reinen Schönen als solches auf einem Interesse beruht, eben so wenig bringt es für sich betrachtet ein Interesse hervor. In den Werken der alten Dichtkunst spricht der Geist zum Geiste, verständlich, noch nach Jahrtausenden. Aber dieses Verstehen, dieses lebendige Darstellen ist es auch Alles, was der Freund des Schönen wünscht und will; jeglicher Eigennutz schwindet aus seiner Brust, reichlich läßt er es sich genügen an der reinen Spende der Musen, und vergißt über dem Anschauen dieser herrlichen Ideale die ganze übrige Welt mit aller ihrer meist eitlen, oft niederträchtigen und abscheulichen Wirklichkeit. Allein es kann auch ein gebildeter Geschmack in der Gesellschaft sehr interessant werden (hier fängt das empirische Interesse an), und aus den Verhältnissen, in welchen wir mit andern Menschen stehen, aus dem Triebe, unser Wohlgefallen an schönen Gegenständen Andern mitzutheilen, aus dem Wunsche, uns als Leute von feinem Geschmacke zu zeigen u. dgl. das Interesse der Geselligkeit entstehen, woraus sich auch noch ein Interesse der Eitelkeit, ein Hang nämlich, sich des Schönen zum Putze, zum Ausschmücken der Zimmer u. s. w. zu bedienen, sich entwickeln kann. Endlich können schöne Kunstwerke auch das ganz niedrige Krämerinteresse, groben Eigennutz und schamlose

Geldgier erzeugen, bei Bilderkrämern und dem ganzen Trosse wucherischer Afterkünstler. Diese und ähnliche Arten des Interesse gesellen sich erst dann zum reinen Geschmackurtheile oder folgen aus demselben, wenn der schöne Gegenstand schon wirklich ein uninteressirtes Wohlgefallen hervorgebracht hat, sie gehören folglich nicht zum Wesen desselben, sie entstehen nicht aus dem Geschmackurtheile selbst, sondern zufällig, aus anderen Ursachen, von Außen her. — Nehmen wir aber den Ausdruck Interesse im Sinne des gemeinen Sprachgebrauches für unterhaltend, belustigend, anziehend: so können wir ihn ganz eigentlich auch dem reinen Schönen, das bloß wegen der Art, wie es unmittelbar in der Anschauung die Vorstellungskräfte beschäftigt, und gar nicht eines anderweitigen davon zu erwartenden Vortheiles wegen, gefällt, beilegen; und so wenig die Geschmackluſt nothwendig mit dem Wunsche, daß ihr Gegenstand wirklich etwas objectiv Wirkliches sei, verbunden; so wenig sie also in der engern Bedeutung des Wortes interessirt ist, so sehr interessiren wir uns doch selbst — nicht eigentlich für den schönen Gegenstand, sondern für die Art und Weise, wie wir bei Anschauung desselben unser Gemüth angeregt fühlen. Das Wohlgefallen am Schönen ist also interessirend, d. h. wir lieben das Schöne.

Die Quantität oder der Umfang eines Urtheils kann sowohl ob- als subjectiv betrachtet werden, und heißt im ersten Falle die logische, im zweiten die ästhetische Quantität. Die logische Quantität ist der Umfang des Prädikats (der Beschaffenheit) in Ansehung des Gegenstandes, dem es im Urtheile zu- oder abgesprochen wird: wie viel Gegenstände derselben Gattung nämlich dieses Prädikat unter sich begreife, ob bloß den einen oder mehrere oder alle. Die ästhetische Quantität ist der Umfang des Prädikats (des Wohlgefallens oder Mißfallens) in Ansehung des Urtheilenden, in sofern dasselbe seinen Zustand und nicht der Beschaffenheit des Gegenstandes aussagt, nämlich von wie vielen dieser Zustand behauptet wird, ob von ihm allein, ob von Mehreren oder von Allen.

Das Angenehme beruht auf Sinnenreiz, das Wohlgefallen daran hängt also von der Empfindung und der individuellen Modifikation der Organisation ab. Daher kann das Urtheil über das Angenehme nur auf Privatgültigkeit Anspruch machen. Jedermann, der ein solches Urtheil fällt, ist sich bewußt, daß es nur für ihn Gültigkeit hat, und so wenig er Gründe annimmt, warum er das, was ihm angenehm ist, unangenehm finden soll, so wenig wird er einen Andersfühlenden zur Einstimmung in sein Urtheil durch Gründe überreden wollen. Wenn daher über

das Angenehme ein Streit entsteht, so wird Jeder zu seinem gestellten Urtheile sogleich das Wort „mir" hinzufügen, um anzuzeigen, daß sein Urtheil nichts Objectives ausdrücken soll. Allerdings finden oft Mehrere einen und denselben Gegenstand angenehm, auch kann durch gemeinschaftliche Erziehung, Gewohnheit, Mode eine Zusammenstimmung des Urtheils über das Angenehme hervorgebracht werden (so der Geschmack der Türken am Opium, der Indianer am Betel-Kauen, der Europäer am Schnupftabak); allein diese Zusammenstimmung ist bloß zufällig, nur comparativ, und gewährt nur Einhelligkeit, d. h. sie gibt keine allgemeine Regel, die für alle Fälle, sondern nur solche, die in den meisten gilt. Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich daraus, daß bei dem Urtheile über das Angenehme nichts vom Gegenstande, sondern bloß sein Verhältniß zu uns und der durch denselben in uns hervorgebrachte Zustand ausgesagt wird. Da es also bei dem Urtheile über das Angenehme nicht bloß auf die Beschaffenheit des Objects, sondern auch und vorzüglich auf die eigenthümliche Beschaffenheit des Subjects ankommt, so kann aus der Objectivität keine allgemeine Gültigkeit entspringen, und was die Subjectivität betrifft, so lehrt die Erfahrung, daß die Menschen in dem, was angenehm oder unangenehm ist, oft einander ganz entgegengesetzte Meinungen haben, so daß dem Einen gefällt (z. B. Sittiggrün, Bisamgeruch, Tabakrauchen, der Geschmack an Branntwein, dem Methe, am Fleisch der Kaninchen, der Murmelthiere, der Assa foetida u. dgl.), was dem Andern höchlich mißfällt, und das alte Proverbium: de gustibus non est disputandum! sich unter den Menschen ewig behaupten wird. Der logischen Quantität nach ist das Urtheil über das Angenehme ein einzelnes. Ich muß den Gegenstand unmittelbar an meinen Sinn halten, um behaupten zu können, ob er mir Vergnügen macht oder nicht. Da dieß nun nicht durch Begriffe geschieht, so kann ein Urtheil auch nur ein Einzelnes seyn: diese Nelke riecht, dieser Apfel schmeckt angenehm. — Freilich kann man aus diesen einzelnen Urtheilen vermittelst der logischen Abstraction ein allgemeines Urtheil bilden, indem man aus Vergleichung der einzelnen Objecte einen Begriff abzieht und nun sagt: die Nelken riechen, die Aepfel schmecken angenehm. Allein in diesen allgemeinen Urtheilen, die von den Einzelnen abstrahirt werden, findet sich keine Gültigkeit für Jedermann, eben weil die einzelnen Urtheile, die diesen allgemeinen zum Grunde liegen, nur Privatgültigkeit haben; ferner weil selbst die logische Quantität, alle Nelken riechen, alle Aepfel schmecken angenehm, nur comparativ- nicht absolut-allgemein sind; indem wir sehr wohl wissen, es könne mehrere Aepfel und

Nelken geben, die für uns weder einen angenehmen Geruch, noch Geschmack haben; auch ist die Induction, worauf das allgemeine Urtheil beruht, nie als vollständig zu betrachten.

Das Gute, das Theoretische und das Praktische, ist nur durch einen Begriff zu beurtheilen, woraus sich ergibt, daß der Grund der Urtheile über das Gute Begriffe sind, die zum Erkennen gehören, daß also ein Urtheil, welches ein Wohlgefallen am Guten ausdrückt, der ästhetischen Quantität nach ein allgemeines seyn müsse. Wenn Jemand über das sittlich Gute oder Nützliche, über Vollkommenheit des Gegenstandes oder der Erkenntniß nicht unserer Meinung ist, so legen wir ihm Gründe vor, und es läßt sich unter den Streitenden eben so gewiß, wie bei allen Gegenständen der Erkenntniß, Uebereinstimmung erwarten, und zwar kommen die Urtheile, welche ein Wohlgefallen am Guten und Schönen ausdrücken, mit denen, welche ein Wohlgefallen am Angenehmen aussagen, darin überein, daß sie ästhetische und nicht logische sind, d. h. nichts von den Gegenständen zur Erkenntniß derselben, sondern allein ihre Beziehung auf unser Gefühl bezeichnen; aber ihre ästhetische Quantität (ob sie nämlich Privat- oder allgemeine Thätigkeit haben) hängt von dem Grunde ab, auf dem die Verbindung des Gefühls mit dem Gegenstande beruht. Dieser ist bei dem Angenehmen das bloß Subjective der Empfindung, bei dem Guten aber der objective Begriff. Daher das Urtheil über das erste und also auch das ausgesprochene Wohlgefallen bloß Privatgültigkeit, das Urtheil über das andere aber und über das dadurch erklärte Wohlgefallen objective, d. i. allgemeine Gültigkeit hat. — Was logisch gut, sittlich gut oder nützlich ist kann ich dem Andern beweisen, und sobald er davon überzeugt ist, so ergibt sich das Wohlgefallen daran unmittelbar und nothwendig, weil die Erkenntniß und das Wohlgefallen hier als Grund und Folge mit einander verbunden sind.

Allerdings kann das Wohlgefallen am Guten oft durch ein anderes Gefühl von Unlust überwogen werden, so daß man zwar den Nutzen einsieht, dennoch aber kein Wohlgefallen daran findet. So weigert sich der Kranke, sich einen brandigen Fuß abnehmen zu lassen, ob er gleich vom Nutzen der Amputation überzeugt ist; denn das Wohlgefallen an dem daraus zu erwartenden Nutzen wird hier von der Vorstellung des Schmerzes während der Operation übertroffen. — Auch ist, wenn wir dem Urtheile über das Gute und dem sich darauf gründenden Wohlgefallen allgemeine Gültigkeit beilegen, doch allgemein gültig und allgemein geltend wohl zu unterscheiden: denn Tugend und Wahrheit, worauf beide sich stützen, sind selbst nur allgemein gültig, leider aber bei weitem nicht allgemein geltend!

Der logischen Quantität nach kann das Urtheil über das Gute, das mit Wohlgefallen verknüpft ist, ein jedes Erkenntnißurtheil, ein einzelnes, ein besonderes oder ein allgemeines seyn. Allein wenn es auch ein einzelnes, ein besonderes ist, so hängt seine Gültigkeit doch immer von einer allgemeinen Regel ab, unter welche es subsumirt wird: beim theoretisch Guten ist sie ein formales Gesetz der Erkenntniß, beim sittlich Guten ein praktisches Gesetz a priori, beim Nützlichen ein bestimmtes Gesetz der Causalität in der Sinnenwelt, das durch Erfahrung erkannt ist.

Das Urtheil über das Schöne kommt mit dem über das Gute darin überein, daß durch dasselbe der Gegenstand als Object eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird. Man drückt sich so aus, als wenn Schönheit eine Eigenschaft des Gegenstandes wäre und bei Geschmackurtheilen dieselbe Verbindung zwischen Subject und Prädikat Statt fände, wie bei Erkenntnißurtheilen. Man sagt: Horazens Oden sind schön, wie man sagt: sie sind gedruckt. Jedermann würde es lächerlich finden, wenn man seinem Urtheile über das Schöne das Wort „mir" beifügte, wie er das bei seinem Urtheile über das Angenehme sogleich thut, wenn es in Anspruch genommen wird: weil das Angenehme von der Empfindung, mithin bloß von der individuellen Beschaffenheit der Organisation abhängt, und also nur Privatgültigkeit haben kann.

Das Urtheil über das Schöne unterscheidet sich von dem über das Gute, daß es nicht wie dieses auf Begriffen beruht: das zeigen die Geschmackurtheile, welche freie Schönheiten zum Gegenstande haben, und selbst bei anhängenden Schönheiten sind wir uns deutlich bewußt, daß unser logisches Urtheil über die Uebereinstimmung des Gegenstandes mit dem, was er seyn soll, unserem ästhetischen über die (Form) Schönheit desselben vorhergehe, und beide wesentlich von einander verschieden sind. Daß etwas gut und nützlich sei, kann ich dem Andern durch Begriffe beweisen; um etwas schön zu finden, hört man auf keinen Beweis, sondern verlangt den Gegenstand an sein eigenes Gefühl zu halten, um darnach zu urtheilen. Das Schöne wird also im Geschmackurtheile als Object eines allgemeinen Wohlgefallens ohne Begriff vorgestellt. Daher kann man Niemand zur Uebereinstimmung zwingen, obschon man diese Uebereinstimmung mit seinem Urtheile Jedermann zumuthet und geneigt ist, denen, so das nicht schön finden, was wir dafür erklären, einen gebildeten Geschmack abzusprechen. Der Grund dieser Zumuthung beruht allein auf der allgemeinen Mittheilbarkeit des Wohlgefallens am Schönen. Nun läßt sich bloß Erkenntniß und was dazu gehört allgemein mittheilen. Beim Geschmackurtheile aber werden die Erkenntnißkräfte

belebt, die Einbildungskraft wird in ein freies, aber mit dem Verstande einhelliges Spiel gesetzt, es wird also eine Thätigkeit der Gemüthskräfte erweckt, dergleichen zur Erkenntniß überhaupt gehört. Die Erkenntnißkraft aber setzen wir bei Jedermann voraus, setzen voraus also, daß eine Thätigkeit derselben, dergleichen zur Erkenntniß überhaupt gehört, bei Jedermann möglich sei. Da nun das Wohlgefallen am Schönen aus einer solchen Thätigkeit entspringt, so wird geurtheilt, daß dasselbe für Jedermann gültig sei; wir sinnen Jedem an, er soll das Wohlgefallen, das uns ein schöner Gegenstand macht, an der Vorstellung desselben gleichfalls fühlen. Auf diesen Grund stützen wir uns, wenn wir auf (sub- nicht objectiv) Allgemeingültigkeit unserer ästhetischen Urtheile in Ansehung des reinen Schönen Anspruch machen, und das Vermögen, das Schöne zu beurtheilen, den Geschmack, einen Gemeinsinn nennen.

Aus diesem Anspruche unserer Geschmackurtheile auf Allgemeingültigkeit folgt indessen keineswegs, daß sie wirklich auch allgemein geltend sind, oder allgemein geltend können gemacht werden, wie etwa ein auf objectiven Gründen (Begriffen) beruhendes Urtheil über die Wahrheit eines geometrischen Satzes, die Moralität einer Handlung oder die Nützlichkeit eines Gegenstandes. Gleichwohl, wenn von der eigentlichen an der bloßen Form haftenden Schönheit die Rede ist, herrscht in den Urtheilen der Menschen eine weit größere Uebereinstimmung, als in Ansehung aller Arten des Angenehmen. — Wem gefällt auch nicht das Wohlgeordnete, Geregelte, Symmetrische besser als das Gegentheil? Wer zieht nicht den melodischen Gesang der Nachtigall dem eintönigen Krächzen des Raben, einen blühenden Apfelbaum der struppigen Dornenhecke vor? Bei alledem lehret die Erfahrung, daß Erziehung, Gewohnheit, Umgang, Vorurtheil des Ansehens, der Neuheit, der Mode, Verschiedenheit in Hinsicht des Grades der Kultur u. dgl., auch einige Verschiedenheit der Geschmackurtheile verursachen, und was Einer für schön erklärt, dem Andern zwar nicht häßlich (denn dieser Fall tritt selten ein), aber doch minder schön erscheint und ihn gleichgültig läßt: ja, daß sogar bei einem und demselben Subjecte die Gefühle und Urtheile über Schönheit (besonders die anhängende) durch Alter, höher steigende Bildung und andere Ursachen ganz verschieden modificirt werden. — Uebrigens treffen die Einwürfe gegen die Allgemeingültigkeit des Geschmackurtheils nicht sowohl das reine Schöne, das an der bloßen Form haftet, als die gemischte Schönheit, die nicht bloß ihrer Form wegen, sondern auch wegen mannigfaltiger, durch Association der Ideen oder auf andere Art beigesellten Reize und Rührungen der Einbildungs-

kraft und der Gefühle dem Einen in einem höheren Grade gefällt als dem Anderen; doch darüber ist kein Streit, denn so weit geht auch unsere Behauptung nicht.

Der logischen Quantität nach ist das Geschmackurtheil ein Einzelnes; wir wollen einen jeden Gegenstand einzeln betrachten, um zu erfahren, ob er ein Wohlgefallen, das wir für allgemein mittheilbar halten, hervorbringe oder nicht. Aber auch hier, wie bei dem Urtheile über das Angenehme, kann durch logische Abstraction aus mehreren einzelnen ein allgemeines Urtheil werden, z. B. die Rosen sind schön; allein dieses Urtheil hat immer nur comparative Allgemeinheit, weil die Induction nie als vollständig betrachtet werden kann.

Die logische Relation eines Urtheils bestimmt, in wiefern und auf welche Weise sich die Vorstellungen, welche das Mannigfaltige des Urtheils ausmachen, in eine Einheit des Bewußtseyns sich verbinden lassen oder nicht, d. h. in welchem Verhältnisse die Vorstellungen (Subject und Prädikat), so die Materie des Urtheils ausmachen, in demselben betrachtet werden. Und da ergibt sich, daß die Urtheile über das Angenehme, Schöne und Gute der logischen Relation nach von einerlei Art, nämlich kathegorisch sind; indem sie von dem Gegenstande das Merkmal, als in ihm enthalten, als eine Theilvorstellung desselben aussagen: der Geruch der Rose ist angenehm; die mediceische Venus ist schön; sein Worthalten ist gut; die Rhabarber ist nützlich u. s. w. Die ästhetische Relation betrachtet das Verhältniß der zum Urtheile verbundenen Vorstellungen in Beziehung auf das urtheilende Subject; jedes ästhetische Urtheil, das über Wohlgefallen oder Mißfallen eines Gegenstandes spricht, drückt einen Zustand des Urtheilenden aus; der ästhetischen Relation nach kann man also fragen: Ist dieser Zustand von der Beschaffenheit des Gegenstandes (dem Merkmale, das demselben im Urtheile beigelegt wird) abhängig, oder die Beschaffenheit des Gegenstandes von dem Zustande des Urtheilenden? Mit anderen Worten: Ist das Merkmal, das dem Gegenstande im Urtheile beigelegt wird, die Bedingung des Wohlgefallens oder Mißfallens, oder ist das Wohlgefallen oder Mißfallen die Bedingung des dem Gegenstande beigelegten Merkmales? Im ersten Falle geht das Urtheil dem Gefühle der Lust vorher, im zweiten folgt das Urtheil auf das Gefühl der Lust.

Dem Urtheile über das Angenehme geht das Gefühl der Lust vorher; denn angenehm ist nichts anderes, als das Wohlgefallen an der Sinnenempfindung; darum macht es auf Allgemeingültigkeit keinen Anspruch. — Das Wohlgefallen am Guten folgt auf das Urtheil und setzt dasselbe voraus, und da es ein Er-

kenntnißurtheil ist, fordert es als solches Allgemeingültigkeit. Daher wird das Wohlgefallen daran unter Voraussetzung der Anerkennung des Zweckes für nothwendig erklärt. — Ginge bei dem Urtheile über das Schöne die Lust an dem gegebenen Gegenstande vor dem Urtheile her; so hinge das Wohlgefallen daran nur von der Sinnenempfindung und den individuellen Modifikationen der Organisation ab, und könnte nur Privatgültigkeit haben, da doch das Urtheil über das Schöne sich, wie wir bewiesen haben, gerade dadurch von dem über das Angenehme unterscheidet, daß es auf Allgemeingültigkeit Anspruch macht. Allein das Urtheil über das Schöne unterscheidet sich auch von dem Urtheile über das Gute, daß es seine Allgemeingültigkeit, wie gleichfalls bewiesen worden ist, andern nur ansinnt, nicht aber wie das Gute durch Beweisgründe von Andern erzwingen kann. Dem Urtheile über das Schöne muß also etwas subjectives (keine objective Erkenntniß), das aber doch allgemein mittheilbar ist, zum Grunde liegen; was von einer Seite das Urtheil, von der andern die Lust begründet, und das ist: die allgemeine Mittheilungsfähigkeit des Gemüthszustandes bei der gegebenen Vorstellung, welche, als die in dem Urtheile liegende Bedingung des Geschmackurtheiles, die Lust an dem Gegenstande zur Folge haben muß. Dieser Gemüthzustand besteht im Verhältniß unserer Erkenntnißkräfte zu einander, in wiefern sie sich anschicken, eine Vorstellung auf Erkenntniß überhaupt zu beziehen. Wird uns nun ein Gegenstand von der Art gegeben, daß er Sinnlichkeit und Verstand in eine zweckmäßige Harmonie versetzt, so daß beide wechselseitig einander beleben, so urtheilen wir, daß dieser Gemüthzustand bei uns Statt findet, und die Anschauung dieses Gegenstandes für uns und unser Erkenntnißvermögen zweckmäßig ist, woraus ein Gefühl der Lust entspringt, welches wir Jedermann ansinnen, da es auf einem bei Jedermann vorauszusetzenden Verhältnisse der Erkenntnißkräfte beruht. Diese zwar nur bloß subjective Beurtheilung des Gegenstandes geht also bei dem Urtheile über das Schöne dem Gefühle der Lust abermals voraus. Welche sind aber die bei einem Gegenstande, den wir schön nennen, in's Spiel gesetzten Erkenntnißkräfte, deren Thätigkeit zweckmäßig belebt wird? Genauer bestimmt sind sie Einbildungskraft und Verstand. Die Einbildungskraft, welche das Mannigfaltige der Anschauung in Raum und Zeit an einander reiht und als Ganzes darstellt, und der Verstand, welcher Einheit des Bewußtseyns in die Verknüpfung des Mannigfaltigen bringt. Wo sich also Mannigfaltiges der Anschauung leicht zusammenfassen läßt und so dem Verstande es wieder leicht gemacht wird, es in der Einheit eines möglichen Begriffes zu denken, da

entspringt das Gefühl des Wohlgefallens am Schönen. Die Allgemeingültigkeit des aus einem solchen Wohlgefallen hervorgehenden Wohlgefallens aber wird dadurch begreiflich, daß in einem jeden Erkenntnißvermögen schon in der ursprünglichen Einrichtung desselben Uebereinstimmung oder Angemessenheit der Einbildungskraft zum Verstande als Bedingung der Möglichkeit einer Erkenntniß überhaupt a priori zum Grunde liegen muß.

So wie nun durch Uebereinstimmung einer Anschauung mit einem Begriffe Erkenntniß entsteht, die mit Recht Allgemeingültigkeit fordert: so findet sich beim Schönen Uebereinstimmung der zur Erkenntniß erforderlichen Vermögen, der Einbildungskraft nämlich und des Verstandes, welche also auch Allgemeingültigkeit erwartet, aber auf keinem objectiven, sondern bloß subjectiven Grunde: die Vorstellung des Gegenstandes nämlich ist der Beschaffenheit beider Vorstellungskräfte angemessen, für beide zweckmäßig. Daher folgender Lehrsatz: Schönheit ist die Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zweckes an ihr wahrgenommen wird. Zweck ist der Begriff von einem Gegenstande, in sofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit eines Gegenstandes enthält. Z. B. es baut Jemand ein seltsames Gebäude mit vielen Fenstern. Was mag er bei diesem Bau für einen Zweck haben? d. h. welchen Begriff machte er sich vorher, der nun durch dieses Gebäude soll hervorgebracht werden. Wir vernehmen, es soll zum Aufbewahren des Getreides dienen, ein Kornspeicher seyn. Das Aufbewahren des Getreides, welches der Bauherr seinen Zweck nennt, ist also der Gegenstand, der durch einen Begriff (der Kornspeicher) vorgestellt wird, und dieser Begriff ist zugleich der Grund, die Ursache der Wirklichkeit des Gebäudes.

Der Gegenstand, der hervorgebracht wird, der die Wirkung des vorgestellten Zweckes ist, heißt das Mittel, und in sofern er mit dem Gegenstande übereinstimmt, wird er zweckmäßig genannt. So finden wir an diesem Gebäude zweckmäßig, daß es viele Fenster hat, um durch den Luftzug das aufgeschüttete Getreide vor Verderbniß zu bewahren. Was zu dem Zweck nicht wirkt heißt unzweckmäßig, was ihm entgegenwirkt zweckwidrig.

Der Begriff des Zweckes geht also der Vorstellung des Mittels vorher, und wird die Ursache desselben; in der Wirklichkeit hingegen wird das Mittel die Ursache und der Zweck die Wirkung.

Aller Zweck ist entweder ob- oder subjectiv: er heißt objectiv, wenn er auf Begriffen, objectiven (allgemeingültigen) Bewegungsgründen; subjectiv, wenn er auf Triebfedern, subjectiven Bewegungsgründen, nämlich auf Gefühlen beruht. Was mit einem Zwecke übereinstimmt heißt zweckmäßig: die Uebereins-

stimmung des Gegenstandes also mit einem objectiven Zwecke gibt ihm objective, die mit einem subjectiven Zwecke subjective Zweckmäßigkeit, in wiefern der Gegenstand bloß durch seine Materie mit meinen Sinnen übereinstimmt, wird materielle, in wiefern er bloß durch seine Gestalt mit meinem Erkenntnißvermögen übereinstimmt, formale Zweckmäßigkeit genannt. Das Urtheil über das Gute beruht auf Begriffen und setzt einen objectiven Zweck voraus, mit dem der Gegenstand übereinstimmen muß; das Urtheil über das Angenehme beruht auf einem Gefühle, ist interessirt und setzt einen objectiven Zweck voraus, mit dem der Gegenstand übereinstimmen muß, indem er ein natürliches Bedürfniß befriedigt. Beim Guten also findet objectiver Zweck und objective Zweckmäßigkeit, so wie beim Angenehmen subjectiver Zweck und subjective Zweckmäßigkeit Statt. Das Schöne unterscheidet sich von beiden, indem sich bei ihm weder ob- noch subjectiver Zweck findet, sondern bloß subjective Zweckmäßigkeit. Bei einem Urtheile nämlich, wodurch ein Gegenstand schön erklärt wird, kann kein objectiver Zweck Statt haben, weil dann das Urtheil ein nicht mehr bloß ästhetisches, sondern ein logisches, ein Erkenntnißurtheil seyn würde; aber auch kein subjectiver, weil in diesem Falle das Urtheil nicht uninteressirt wäre. Zweckmäßigkeit kommt aber offenbar einem schönen Gegenstande zu, weil er uns gefällt. Diese Zweckmäßigkeit kann aber nicht objectiv seyn, weil sie sonst Erkenntniß des Gegenstandes voraussetzte; sie ist also bloß subjectiv, d. h. der Gegenstand wird als angemessen einer Eigenschaft des Subjects betrachtet; dessen ungeachtet drücken wir unser Urtheil, wodurch wir einen Gegenstand für schön erklären, als allgemeingültig aus, gleichsam als wäre die Zweckmäßigkeit des Gegenstandes objectiv; dieß aber aus dem Grunde, weil wir dasjenige in uns, dem der Gegenstand angemessen vorgestellt wird, allen Menschen zuschreiben müssen, und darin eben die Allgemeingültigkeit und Mittheilung der Erkenntniß überhaupt gegründet ist. Das Geschmackurtheil steht also hier, der Relation nach, wie bei den vorigen Titeln der Urtheile, zwischen dem Angenehmen und dem Guten in der Mitte; es sagt zwar, wie das Angenehme, eine subjective Zweckmäßigkeit aus, doch aber eine solche, die sich bei Jedermann erwarten läßt; es macht wie das Gute auf allgemeines Erkennen der Zweckmäßigkeit Anspruch, aber nicht durch Begriffe, sondern durch Gefühle, mithin nicht auf objectivem, sondern subjectivem Wege. Daher ist die Zweckmäßigkeit, die dem Gegenstande, wenn er schön genannt werden soll, beigelegt werden muß, weder intellectuell noch materiell, sondern bloß formal, und der Lehrsatz ist erörtert: daß Schönheit Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes ist, sofern

sie ohne Vorstellung eines Zweckes an ihr wahrgenommen wird.

Der Modalität nach zerfallen die Urtheile in problematische, assertorische und apodictische. Die ästhetischen Urtheile sagen also der Modalität nach entweder die Möglichkeit, oder die Wirklichkeit, oder die Nothwendigkeit eines mit ihnen verknüpften Wohlgefallens oder Mißfallens aus. Wenn ich einem Gegenstande das Prädikat angenehm beilege, so behaupte ich, daß mich derselbe in der Empfindung wirklich vergnügt.

Vom Schönen und vom Guten denkt man sich, daß es eine nothwendige Beziehung auf ein Wohlgefallen habe, nur mit dem Unterschiede, daß diese Nothwendigkeit beim Guten auf Begriffen beruht, und entweder theoretisch oder praktisch objectiv ist, d. h. entweder auf Naturgesetze oder Freiheitsgesetze sich stützet. Beim Urtheile über das Schöne hingegen beruht das ausgesagte Wohlgefallen nicht auf Gesetzen, aus welchen sich die Richtigkeit des Urtheils durch Subsumtion ableiten ließe, sondern die Nothwendigkeit des Wohlgefallens wird in dem Geschmackurtheile, das gleichwohl immer ein Einzelnes ist, von selbst erkannt. Kant nennt diese Nothwendigkeit exemplarisch, und bezeichnet dadurch die Nothwendigkeit der Beistimmung Aller zu einem Urtheile, das wie ein Beispiel einer allgemeinen Regel, die man nicht angeben kann, angesehen wird. Die Nothwendigkeit der Geschmackurtheile ist von der Nothwendigkeit der Erkenntnißurtheile auch darin verschieden, daß jene ihrer logischen Form nach immer einzelne sind, diese aber immer allgemeine seyn müssen, daher die Nothwendigkeit der Geschmackurtheile auch immer nicht unbedingt (apodictisch) ist; eben so wenig aber auch aus der Erfahrung abgeleitet werden kann, weil sich durch Induction eine Nothwendigkeit eines Urtheiles begründen läßt, und dann, weil die Geschmackurtheile selbst, wenn sie gleich Allgemeingültigkeit ansprechen, doch wie die Erfahrung lehrt nichts weniger als allgemein geltend sind.

Alle Nothwendigkeit ist entweder bedingt oder unbedingt. Die sittlich-praktischen Gesetze führen unbedingte Nothwendigkeit bei sich, sie fordern ohne alle Bedingung, ohne alle Voraussetzung absolut, daß Etwas geschehen soll: Du sollst nicht stehlen. Die Maximen der Klugheit haben nur bedingte Nothwendigkeit und bestimmen den Willen nur in sofern, als der Mensch den Zweck will. Z. B. wer reich werden will muß sparsam seyn: wo Sparsamkeit nicht überhaupt, sondern nur unter der Voraussetzung des Reichwerdens geboten wird.

Das Geschmackurtheil sinnt Jedermanns Beistimmung an, es fordert daher, wie das sittliche und technisch-praktische, Regeln,

etwas vom Subjecte, und trägt also die Form des Sollens; denn derjenige, der Etwas für schön erklärt, will, daß Jedermann dem vorliegenden Gegenstande Beifall geben und gleichfalls für schön erklären soll. Die Tugend und Rechtspflichten, welche eine unbedingte Nothwendigkeit bei sich führen, beruhen auf Freiheit und gründen sich auf die mit Freiheit allein bestehende Allgemeingültigkeit des Gesetzes. Ihre Form ist kathegorisch gebietend: Du sollst. Die technisch-praktischen führen eine bedingte Nothwendigkeit bei sich, setzen bei dem Subjecte, das sie anerkennen soll, das Wollen eines Zweckes voraus, und geben das Mittel dazu an, dessen Gültigkeit auf Naturgesetzen beruht und von diesen seine Nothwendigkeit erhält; ihre Form ist hypothetisch; Wenn du sollst so mußt du. Beide stützen sich auf einen Begriff; bei beiden ist also die Nothwendigkeit objectiv. Die Nothwendigkeit aber, die wir dem Geschmackurtheile beilegen, ist nicht objectiv, sondern subjectiv, mithin bedingt. Das Geschmackurtheil kann daher zwar kein objectives Prinzip, welches durch Begriffe, muß aber doch ein subjectives Prinzip haben, welches durch Gefühle, jedoch allgemein bestimmt, was gefallen oder mißfallen soll. Dieses Prinzip ist kein anderes, als daß in jedem urtheilenden Subjecte sich etwas finden müsse, wodurch, wenn ihm der Gegenstand gegeben wird, den wir schön finden, durch denselben in ihm ein gleiches Gefühl des Wohlgefallens hervorgebracht wird, das ihn bestimmt uns beizupflichten. Da dieses nun nicht durch Begriffe geschehen kann, weil sonst das Geschmackurtheil ein wirkliches Erkenntnißurtheil wäre, durch dasselbe aber doch die Schönheit dem Gegenstande als wäre sie ein Erkenntnißmerkmal beigelegt wird: so wählte man für dieses dem Geschmackurtheile zum Grunde liegende Prinzip den Namen eines Sinnes, und da man es, weil die Geschmackurtheile mit Recht auf subjective Allgemeingültigkeit vollen Anspruch machen können, Jedermann zuschreiben muß, den Namen des Gemeinsinnes, der aber, weil ihn die Urtheilskraft bloß nach Gefühlen, nicht nach Begriffen entscheidet, zum Unterschied von dem logischen, ästhetischer Gemeinsinn (sensus aestheticus communis) genannt wird, ohne dessen Gültigkeit vorauszusetzen, wir kein Geschmackurtheil für möglich erklären können.

Der Modalität nach kommt also einem Geschmackurtheile subjective Nothwendigkeit zu, die aber bedingt ist und auf Voraussetzung eines Gemeinsinnes, den wir Geschmack nennen, sich stützet. Der Geschmack, nämlich als Gemeinsinn, ist ein solcher, durch welchen es möglich wird, daß alle Subjecte dasselbe Gefühl bei Anschauung desselben Gegenstandes haben, so daß sie sich ihr Gefühl einander eben so mittheilen können, wie man sich Begriffe

mittheilt, wodurch wir also das Schöne als solches allgemein gültig beurtheilen können. Als solchen Gemeinsinn aber hat Cicero de Orat. l. III. c. 50 den Geschmack erklärt. Omnes enim tacito quodam sensu sine ulla arte aut ratione, quae sint in artibus et rationibus recta et prava dijudicant, idque cum faciunt in picturis et in signis et in aliis operibus ad quorum intelligentiam a natura minus habent instrumenti, tum multa ostendunt magis in verborum, numerorum vocumque judicio, quod ea sunt in communibus insixa sensibus neque earum rerum quemquam funditus natura voluit esse expertem. In weiterer Bedeutung ist der Geschmack nämlich das Vermögen zu beurtheilen, und wird in den angebornen und erworbenen eingetheilt, oder nach der Terminologie der Schule in den transscendentalen und empirischen. Letzterer ist vor aller Erfahrung als Vermögen a priori ursprünglich in der Natur des Menschen da, und besteht in der zu jedem Erkenntnißvermögen gehörigen Zusammenstimmung der Einbildungskraft und des Verstandes, ohne welche keine Anschauung, kein Begriff, keine Sprache, keine Erkenntniß, keine Mittheilung, keine Gesellschaft möglich wäre. In sofern ist also der Geschmack allen Menschen angeboren, jedem Menschen eigenthümlich und kann bei keinem fehlen. Der empirische aber ist die Fertigkeit dieses Vermögen, das wir von der Natur erhalten haben, auf Erfahrung anzuwenden, von dieser Gemüthsanlage in gegebenen Fällen Gebrauch zu machen, einen Gegenstand darunter zu subsumiren. Diese Fertigkeit fehlt einer Menge Menschen, wird nur durch Uebung erworben und kann erhöht, abgestumpft, zerstört, mehr oder weniger verdorben werden. Der transscendentale Geschmack ist allen Menschen zu Theil geworden, doch ohne Kultur, ohne Bildung wird er sich nie gehörig äußern können. In der Natur des Menschen ist der Geschmack als Vermögen vor aller Erfahrung; mit vollem Rechte nennen wir ihn also einen Gemeinsinn, mit vollem Rechte gründen wir darauf die subjective Nothwendigkeit des Geschmackurtheils: mithin ist auch der vierte Lehrsatz nach der Kathegorie der Modalität erwiesen: Schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird.

Das Wohlgefallen am Erhabenen beruht weder auf einer Empfindung, noch auf einem Begriffe, ist also an und für sich mit keinem Interesse weder als Gründe noch als Folge verbunden, und von dem Bewußtseyn seiner Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit begleitet; betrifft eine bloß gefühlte (subjective) Zweckmäßigkeit und kommt in diesem Allen mit dem Wohlgefallen am Schönen (im engern Sinne) überein.

Das Erhabene unterscheidet sich von dem Schönen durch

folgende Merkmale: Das Wohlgefallen am Schönen bezieht sich auf die Gestalt (Begrenzung des Mannigfaltigen in Zeit und Raum) eines Gegenstandes, das am Erhabenen auf die Größe desselben, und kann daher auch bei einem gestaltlosen Gegenstande Statt haben, wenn die mit demselben beschäftigte Einbildungskraft eine Grenzenlosigkeit ankündigt; das Schöne gewährt reine Lust, das Erhabene ein aus Lust und Unlust gemischtes Gefühl; das Wohlgefallen am Schönen schließt als solches Reiz und Rührung aus, das am Erhabenen nur die Reize, und ist mit Rührung, obgleich nicht als mit seinem Grunde, doch aber als einer Folge verbunden; das Object des Schönen ist eine Gestalt, die in der Auffassung der Einbildungskraft und durch diese dem Verstande angemessen ist; das Object des Erhabenen ist eine Größe, welche die Schranken der Einbildungskraft in der Zusammenfassung (zu Einem anschaulichen Ganzen) überschreitet, folglich der Einbildungskraft unangemessen, eben dadurch aber, wie in der Folge bewiesen werden wird, der Vernunft angemessen wird. Dem zu Folge läßt sich das Schöne erklären als das, was in der bloßen Beurtheilung (weder in der Sinnenempfindung, noch durch einen Verstandesbegriff), und das Erhabene als das, was durch seinen Widerstand gegen das ganze sinnliche (empirisch-theoretische und pathologische) Interesse allgemein und nothwendig gefällt.

Das Erhabene führt das Merkmal der Größe an sich. Größe nennt man gleichartiges Mannigfaltiges zur (objectiven) Einheit verbunden. Das Merkmal der Größe kommt jedem sinnlichen Gegenstande zu, weil jede äußere Anschauung die Form des Raumes und der Zeit an sich tragen muß. Durch den Begriff des Gegenstandes wird das Mannigfaltige desselben zur objectiven Einheit (einem bestimmten Ganzen) verbunden. — Die Größe selbst ist entweder eine extensive oder eine intensive.

Mannigfaltiges in Zeit und Raum, oder allein in der Zeit (als Dauer) sind extensive Größen, d. h. solche, bei denen wir von den Theilen (dem Mannigfaltigen) zum Ganzen (der Einheit) fortschreiten. Wenn nämlich in der Zeit etwas ist, das beharrt, d. h. in mehreren auf einander folgenden Zeittheilen vorhanden ist: so bekommt das Daseyn in diesen verschiedenen Theilen der Zeitreihe nach einander eine Größe, die man Dauer nennt. Die Dauer ist also die Größe des Daseyns oder der Existenz (in der Zeit), folglich eine protensive Größe. So sind die verflossenen Jahrtausende, der weite Ocean extensive Größen.

Intensive Größen sind diejenigen, die man nur dadurch als solche erkennt, daß man sich ein Wachsen und Abnehmen derselben vorstellen kann. So sind das Licht und die Wärme der Sonne,

die Schwere der Luft, die Kräfte der Seele intensive Größen, man nennt sie Grade. Man schätzt eine Größe, wenn man sie nach einer andern bestimmt; die Größe, nach der man sie bestimmt, heißt der Maßstab. Er kann doppelt seyn, entweder objectiv, ein Gegenstand der Erkenntniß (Zoll, Schuh, Klafter, Meile), mithin allgemein mittheilbar; oder subjectiv, auf einer Beschaffenheit des urtheilenden Subjects (dem Augenmaße) beruhend. Gründet sich die Größenschätzung auf einen objectiven Maßstab, so wird sie die logische, gründet sie sich auf einen subjectiven, die ästhetische Größenschätzung genannt.

Mathematisch bestimmt heißt die Größenschätzung, wenn sie angibt, wie oft das Maß in der gegebenen zu messenden Größe enthalten ist; z. B. der Chimboraco in Quito ist 3217 Toisen (Klafter) über der Meeresfläche erhaben. Unbestimmt, wenn man bloß angibt, ob der Gegenstand größer oder kleiner ist als das Maß; z. B. der Pic von Teneriffa ist nach den neuesten Messungen kleiner als der Montblanc in Faussigny.

Wenn wir etwas schlechtweg, simpliciter, ohne Beisatz, groß oder klein nennen, d. h. ohne zu bestimmen, wie groß oder wie klein: so findet ästhetische Größenschätzung Statt. Es liegt der Reflexion über die Größe des Gegenstandes ein subjectiver Maßstab zum Grunde, der ist nun empirisch oder a priori. Nenne ich z. B. einen Menschen in Hinsicht seines Körpers groß, so liegt die Gattungsgröße, die mittlere Klasse der Größe der Menschen nämlich, die ich gesehen, zum Grunde, und der subjective Maßstab ist empirisch. Bei der subjectiven Größenschätzung a priori hingegen ist das Absolute a priori gegeben, und die Erfahrung zeigt, in wiefern wir uns demselben in gewöhnlichen Fällen nähern. Was darüber hinausgeht, heißt groß, was darunter bleibt, klein. Darnach beurtheilen wir in theoretischer Hinsicht die Genauigkeit einer Berechnung, die Richtigkeit einer Observation ꝛc.; in praktischer die Größe der Gerechtigkeit, der Tapferkeit u. dgl. Nirgends wird man den Einfluß subjectiver Gründe auf die Urtheile der Menschen mehr gewahr, als bei ihrer Größenschätzung nach Begriffen a priori, besonders in praktischer Hinsicht. Jeder Mensch, kann man annehmen, hat ein gewisses Kraft- oder Tugendmaß in sich, wornach er sich bei der Größenschätzung moralischer Handlungen richtet.

Schlechthin (absolut nicht relativ) groß ist von schlechtweg (simpliciter, ohne Beisatz) groß wohl zu unterscheiden. Bei diesem bedient man sich eines von dem Gegenstande verschiedenen Maßstabes, und spricht nach Vergleichung mit demselben das Urtheil; man nennt ihn zwar nicht, setzt ihn aber doch als Jedermann bekannt voraus, gleichsam als werde er durch den Be-

griff des Gegenstandes schon gegeben. Bei dem schlechthin (absolut nicht relativ in aller Absicht) Großen aber vergleicht man den Gegenstand nicht mit etwas von ihm verschiedenen als Maßstab; wir können den Maßstab nur in ihm selber suchen, die Größe des Gegenstandes ist nur sich selber gleich; daher der erhabene Ausdruck in der h. Schrift, in dem Gott redend eingeführt wird: Ich bin der ich bin! So ist der unendliche Raum, die unendliche Zeit, die Heiligkeit und Macht der Gottheit schlechthin absolut, nicht relativ groß.

Erhaben also ist, was schlechthin in aller Absicht absolut, nicht relativ groß ist, d. h. mit dem in Vergleichung Alles andere klein ist.

Keinem Gegenstande der Sinne kommt absolute Größe zu, denn bei jedem gegebenen Gegenstande, werde er auch noch so groß dargestellt, sind wir im Stande uns einen noch größeren zu denken, und wie die Giganten bei Virgil Berge auf Berge zu wälzen. Legen wir also einem Gegenstande absolute Größe bei, d. h. nennen wir ihn erhaben; so erhält er diesen Namen nicht an sich betrachtet, sondern nur in wiefern er in uns Vorstellungen rege macht, welche absolut groß sind. Von allen Vorstellungen aber sind nur die Ideen (Vernunftbegriffe) diejenigen, welche das Merkmal des Absoluten (Unbedingten) bei sich führen. Ein Gegenstand wird also erhaben genannt werden, wenn er in uns die Vernunft, als das Vermögen der Begriffe, zur Thätigkeit antreibt, mithin zweckmäßig für die Vernunft ist. Da aber beim Erhabenen das Gefühl der Unlust dem Gefühle der Lust vorausgeht, so muß auch die Zweckwidrigkeit des Gegenstandes für ein anderes Vorstellungsvermögen, als die Vernunft ist, vorausgehen. Da wegen der innigen Verbindung von Unlust und Lust beim Erhabenen die Zweckwidrigkeit des Gegenstandes (für ein anderes Vorstellungsvermögen als die Vernunft ist) der Grund des Bewußtwerdens der Zweckmäßigkeit desselben Gegenstandes für die Vernunft seyn muß: so muß dadurch, daß der Gegenstand uns die Eingeschränktheit Eines Vorstellungsvermögens fühlen läßt, dasselbe die freie (beförderte) Thätigkeit der Vernunft uns fühlen machen. Das andere Vorstellungsvermögen, das außer der Vernunft beim Erhabenen in's Spiel kommt, kann nun kein anderes als ein Anschauungsvermögen seyn, denn das Urtheil über das Erhabene ist ein einzelnes. In einem einzelnen Urtheile wird das Merkmal nur Einem Gegenstande beigelegt oder abgesprochen. Z. B. Cajus ist reich. Eine Anschauung (unmittelbare Vorstellung durch den äußeren oder inneren Sinn) stellt nur Einen Gegenstand vor, denn sie bezieht sich unmittelbar auf einen Gegenstand, weil also das Urtheil über das Er-

habene ein Einzelnes ist, kommt beim Erhabenen außer der Vernunft nur das Anschauungsvermögen in's Spiel. Der Sinn, der nur die Materie der Anschauung durch Empfindung gibt, kann es nicht seyn; weil das Urtheil auf Allgemeingültigkeit Anspruch macht; es muß also, wie bei dem Schönen, die Einbildungskraft seyn. — Bei der Reflexion über das Erhabene fühlen wir also, daß der Gegenstand, seiner Größe halber zweckwidrig für die Einbildungskraft, für die Thätigkeit derselben zu groß ist, aber gerade dadurch die Thätigkeit der Vernunft entwickelt.

Beim Erhabenen übertrifft das Gefühl der Lust das der Unlust; es muß also das Vermögen, dessen Thätigkeit befördert wird (für welches der Gegenstand zweckmäßig ist), vor dem, dessen Thätigkeit beschränkt erscheint (für welche der Gegenstand zweckwidrig erscheint), den Vorzug haben. Dieß ist aber bei der Vernunft und Einbildungskraft offenbar der Fall; die Einbildungskraft als sinnliches Vermögen ist der Vernunft untergeordnet; ihre Thätigkeit ist bedingt, da hingegen die Thätigkeit der Vernunft unbedingt ist. Die Einbildungskraft ist an die Sinnenwelt gebunden, die Vernunft geht über dieselbe hinaus; die Vernunft schreibt Gesetze vor, die Einbildungskraft ist gehorchend.

Daraus wird klar, daß wir sehr uneigentlich den Gegenstand erhaben nennen. Er hat keine absolute Größe, sondern er macht nur ein Vermögen (der Idee) in uns bemerkbar, das sich von allen Bedingungen lossagt und als absolut groß darstellt.

Man kann also mit Fuge sagen: Erhaben ist das, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüthes beweiset, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft.

Die Urtheile über das Erhabene lassen sich wie die über das Schöne in reine und gemischte eintheilen. Das Urtheil heißt rein, wenn mit demselben keine fremdartigen Vorstellungen und Gefühle verbunden sind; gemischt, wenn dieses Statt hat.

Das rein Erhabene findet sich also nicht an Kunstwerken, z. B. dem trojanischen Pferde, wo ein menschlicher Zweck sowohl die Form als die Größe bestimmt, mithin auch nicht an Naturprodukten (den organischen Körpern), deren Begriff schon einen bestimmten Zweck bei sich führt, sondern an den fabelhaften Wesen, z. B. dem pythischen Drachen nach Claudian:

> Qui spiris tegeret montes, hauriret hiatu
> Flumina; sanguineis tegeret astra jubis.
>
> In Rufum Praef. I. 2.

an dem Ungeheuren, dem Kolossalen; an der rohen Natur, in wiefern sie weder reizt, noch als Gefahr drohend rührt, sondern bloß Größe enthält; als z. B. die unübersehbare Fläche des Oceans, die unermeßlichen Räume des Himmels, un-

gestaltete Gebirgsmassen in wilder Unordnung über einander gethürmt.

Das Element des Erhabenen ist Größe. Alle Größe besteht entweder in einer Ausdehnung oder in einer Kraftäußerung, und ist daher entweder anschaulich oder empfindbar. Die Erhabenheit beruht eigentlich darauf, daß unsere Vernunft durch die Ohnmacht unserer sinnlichen Fassungs- oder unserer sinnlichen Widerstehungskraft veranlaßt wird, sich als übersinnliches Vermögen zu zeigen. Die Vernunft aber ist entweder theoretisch oder praktisch, bezieht sich entweder auf das Erkenntniß- oder Begehrungsvermögen; in beiden Fällen gehen die ihr eigenthümlichen Begriffe (Ideen) über die Erfahrung hinaus. Dem zu Folge gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das theoretische und das praktische. Jenes bezieht sich durch das Anschauliche einer Ausdehnung auf das Erkenntniß-, dieses durch das Empfindbare einer Kraftäußerung auf das Begehrungsvermögen; daher man auch das erste das mathematisch, das zweite das Dynamisch-Erhabene nennt.

Das mathematisch Erhabene bezieht sich auf Vorstellung eines Gegenstandes in Hinsicht auf Erkenntniß. Zu einer jeden Erkenntniß aber gehört Anschauung und Begriff. Jede Anschauung führt wegen der Formen der Sinnlichkeit (Raum und Zeit) Mannigfaltiges bei sich. Zu einer Anschauung sind daher zwei Actus erforderlich: das Auffassen des Mannigfaltigen (der Theile) und das Zusammenfassen desselben (zu einem Ganzen). Das Auffassen (Apprehendiren) geschieht durch den Sinn nach und nach und hat keine Grenzen. Das Zusammenfassen (Comprehendiren) erfordert, daß beim Fortschreiten im Auffassen die reproductive Einbildungskraft die vorhin aufgefaßten Theile in's Bewußtseyn zurückrufe, und hier hat, wie die Erfahrung lehrt, die Einbildungskraft ihre Grenzen. Ist des Mannigfaltigen zu viel, so wird es ihr beim Fortschreiten im Auffassen unmöglich, die gehabten Theilvorstellungen wieder lebhaft genug darzustellen, und dadurch das Zusammenfassen zu bewirken. — Diese Grenze der Kraft kann nicht objectiv, in Begriffen bestimmt, sondern nur von jedem Subjecte an sich selbst bei einzelnen Gegenständen durch das Gefühl wahrgenommen werden; daher ist die Vorstellung derselben, so wie die damit verbundene Größenschätzung, nicht logisch, sondern ästhetisch, welches zu einem Geschmacksurtheile erforderlich ist.

Ein Gegenstand also, dessen Anschauung so groß ist, daß der Einbildungskraft die Zusammenfassung seiner Theile unmöglich wird, verursachet, daß wir uns der Schranken unserer Einbildungskraft bewußt werden, woraus ein Gefühl der Unlust

entspringt. Allein in der Vernunft des Menschen liegt die Forderung, zu jedem Bedingten das Unbedingte aufzusuchen; so im theoretischen Gebrauche unserer Gemüthskräfte z. B. die unbedingte Nothwendigkeit für die Reihe alles Zufälligen, wie im praktischen z. B. das unbedingte Sittengesetz, welches für alle vernünftigen Wesen zu allen Zeiten und unter allen Umständen gilt. Bei Anschauung des schlechthin Großen, nämlich bei Beurtheilung des mathematisch Erhabenen, thut die Vernunft an die Einbildungskraft dieselbe Forderung, nämlich das für sie unendlich Große, dennoch in völliger Totalität vorzustellen. Indem sich nun die Schwierigkeiten des Zusammenfassens vermehren, wächst auch das Bestreben der Einbildungskraft. Diese Schwierigkeiten und das Streben gegen sie verstärken sich wechselweise so sehr, daß dadurch die Vorstellung des an sich wirklich endlichen Gegenstandes nach und nach in's Unendliche erweitert wird. Aber die Vernunft, die nicht wie der Verstand durch die Einbildungskraft an die Bedingungen der Sinnlichkeit gebunden ist, vermag nicht nur, sondern muß als das Vermögen, das Unbedingte zu denken, ihrer Natur nach nicht nur jede gegebene Größe, sondern selbst das sinnlich Unermeßliche als absolut Ganzes in unbedingter Vollständigkeit denken und so rational (in einem Gedanken) zur Einheit des Bewußtseyns verknüpfen, was ästhetisch (in einem Bilde) mit einem Blicke zu überschauen und intellectuell (in einem Verstandesbegriffe) zu verbinden, das ganze sinnliche Vorstellungsvermögen überstieg. So wird uns die Unabhängigkeit unseres oberen Erkenntnißvermögens von der Beschränkung der Sinnlichkeit bemerkbar, und aus dem Gefühle der Unlust, welches das Bewußtseyn der Schranken unserer Einbildungskraft begleitet, entspringt das Gefühl der Lust, weil wir uns eben dadurch der Autonomie, Selbstgesetzgebung der Vernunft bewußt werden. Die Vernunft wird sich aber gerade dadurch, daß die Einbildungskraft die Comprehension verweigert, weil sie ihre beschränkten Kräfte übersteigt, ihrer Unabhängigkeit von den Schranken der Sinnlichkeit bewußt und darauf geleitet, daß sie übersinnlich, d. h. ein Vermögen der Ideen sei, welche das Merkmal des Unbedingten oder was einerlei ist, des Unendlichen an sich tragen.

Das Erhabene führt das Merkmal der Größe bei sich. Größe ist Gleichartiges, Mannigfaltiges, zur objectiven Einheit Verbundenes. Das mathematisch Erhabene, welches sich auf Unmöglichkeit des Zusammenfassens des Mannigfaltigen in der Anschauung gründet, trägt nothwendig auch die Formen der Anschauungen, Zeit und Raum an sich. Es gibt also auch ein doppeltes mathematisches Erhabenes, das extensive in engem Sinne

und das protensive. Mannigfaltiges Gleichartiges in Raum und Zeit zur objectiven Einheit verbunden (ein Großes neben einander, als Ausdehnung), Mannigfaltiges Gleichartiges, bloß in der Zeit zur objectiven Einheit verbunden (ein Großes nach einander, als Dauer).

Das Erhabene der Größe ist also keine objective Eigenschaft des Gegenstandes, dem es per subreptionem beigelegt wird; es ist bloß die Wirkung unseres eigenen Subjects auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt einen Theils aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft aufgestellte Totalität in Darstellung der Größe zu erreichen; anderen Theils aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Forderung aufstellen zu können. Auf das erste gründet sich die zurückstoßende, auf das zweite die anziehende Kraft des Erhabenen. Dieses wechselnde Zurückstoßen und Anziehen erregt ein gemischtes Gefühl von Unlust und Lust, welches eine Bewegung des Gemüthes hervorbringt, die wir Rührung nennen, und die sich oft auch pathologisch durch einen Schauer, einen Schwindel ankündet. — Das Wohlgefallen am Erhabenen ist also von ernster Art. Ernst heißt ein Gefühl, wenn es tief eindringt und uns zum Nachdenken auffordert. Es wird von Achtung gegen unsere eigene übersinnliche Natur, von Bewunderung des Gegenstandes und Erstaunen über seinen Urheber begleitet.

Achtung heißt das Gefühl, welches entstehet, wenn wir etwas als Gesetz anerkennen, aber uns zugleich bewußt sind, daß wir dasselbe aus Beschränkung nicht erreichen können. Da nun beim mathematisch Erhabenen die Vernunft der Einbildungskraft das Gesetz vorschreibt, das Mannigfaltige der Anschauung durch Zusammenfassen zu einem Ganzen zu vereinigen, diese auch sich anschickt, dem Gesetze Folge zu leisten und es eben dadurch auch anerkennt; oder bei dieser Function es inne wird, daß es ihr unmöglich ist, die Forderung der Vernunft zu erfüllen: so ist das Gefühl, das in uns beim mathematisch Erhabenen erregt wird, ein Gefühl der Achtung — nicht für den Gegenstand, nicht für das Individuum, sondern für das übersinnliche Vermögen des Menschen überhaupt, dessen wir uns dadurch bewußt werden.

Bewunderung ist eine gleichsam zur Ruhe gekommene Verwunderung, eine Verwunderung, die beim Verluste der Neuheit nicht aufhört. — Verwunderung (Verlegenheit, sich in das Unerwartete der Erscheinung zu finden) ist eine das natürliche Gedankenspiel zuerst hemmende, mithin unangenehme, dann aber das Zuströmen der Gedanken zu der unerwarteten Erscheinung desto mehr befördernde, daher angenehme Regung des Gemüthes.

Erstaunen ist eine Bewunderung, von der man sich nicht losreißen, über die man sich gleichsam nicht genug verwundern kann. Es wird in diesem Falle nur durch Vernunft bewirkt und ist eine Art heiligen Schauers vor der Allmacht und Größe des Schöpfers, als Urhebers der Natur.

Mathematisch erhabene Gegenstände von extensiver Größe sowohl als protensiver sind: unendlicher Raum, ewige Zeit, unzählbare Menge, aber nur ästhetisch in einem Bilde, und zwar in einer innern Anschauung der Einbildungskraft durch die Dichtkunst dargestellt und nach dem Augenmaße, dem Gefühle geschätzt. — Logisch-mathematisch, d. h. durch Zahlbegriffe nach Klaftern und Schuhen bestimmt, gewährt keine Größe ein erhabenes Gefühl; denn bei der logischen Größenschätzung wird die Einbildungskraft nicht beschäftigt, deren Comprehensions-Vermögen beim Wohlgefallen am Erhabenen, d. h. als Bedingung, erweitert, angestrengt werden und endlich erliegen muß. Dem Verstande aber ist es eben so leicht, nach decadischer Ordnung die Einer und Zehner, als Millionen und Centillionen zusammenzuzählen, da, wie hoch auch die Ordnung seyn mag, immer nur ein Zusammenfassen bis Zehn erfordert wird.

Den höchsten Versuch, das Unermeßliche und Unbegreifliche darzustellen, machte der große ägyptische Hermes, da er das Unendliche einen Zirkel nannte, dessen Mittelpunkt allenthalben und dessen Umkreis nirgends ist. Proclus wandte diese ästhetische Idee auf Gott an und sagte: Deus est sphaera, cujus centrum ubique, circumferentia nullibi. Den unermeßlichen Raum der Schöpfung hat Schiller in seiner erhabenen Ode: „Die Größe der Welt," unerreicht dargestellt. Dies Bild von der vergangenen Ewigkeit, sagt Kant in seiner Abhandlung über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (Königsberg 1764, p. 9), flößt starre Bewunderung ein; aber das von der künftigen Ewigkeit durch Massen der Geschwindigkeit versinnlicht, sanftes Grauen.

Das Große im Raume zeigt sich entweder in Längen oder in Höhen, wozu auch die Tiefen gehören; denn die Tiefe ist nur eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns. Höhen erscheinen durchaus erhabener als gleich große Längen, wovon der Grund zugleich darin liegt, daß sich das dynamisch Erhabene mit dem Anblicke des ersteren verbindet, indem bei uns die furchtbare Idee des Herabstürzens aufgeregt wird. Darum ist eine Tiefe noch Erhabener, weil sie die Idee dieses Furchtbaren unmittelbar begleitet. So fällt in Milton's Paradise lost, Cant. II Satan:

Umsonst
Schlägt er die Schwingen flatternd, jählings fällt
Er tief hinab, zehntausend Klaftern tief,
Und fiele noch bis diesen Augenblick.
(Nach Bürde's Uebersetzung, Bd. I. p. 109.)

So schildert uns Klopstock (Messiade IX. 757) die Tiefe der Hölle durch die Wirkung, die sie bei sinnlichen Naturen hervorbringen muß:

Sprachlos, schwindelnd und bleich, mit weit vorquellendem Auge,
Blickt das Entsetzen hinunter.

Aber nicht allein für das Gesicht, es gibt auch ein Erhabenes für das Gehör. Eine melodische, singbare Arie ist schön; ein vollständiges, reichbesetztes Chor in unisono ist erhaben. Hier wirken die Töne in einer großen, überwältigenden Masse, ungetrennt durch Melodie und Harmonie und durch den Einklang sich verstärkend; ihr Eindruck ist mehr betäubend als ergötzend. Noch erhabener ist eine Kanonade und das Erhabenste ist die Stimme des Donners und des Sturmes.

Hier ist noch eine Wirkungsart des Erhabenen auf die Seele zu bemerken. Sinnliche Unendlichkeit ist die wesentliche Eigenschaft des mathematisch Erhabenen. Vermöge dieser hat es keine Grenzen; es ist also unbestimmt groß, denn nur die Grenzen bestimmen die Größe. Da also, wo sich die Größe in's Unendliche verliert, wo ihr das Auge nicht mehr folgen, die Einbildungskraft sie nicht mehr zusammenfassen, der Verstand sie nicht mehr in eine Einheit verbinden kann; da hebt die Phantasie ihr durch nichts gehemmtes Spiel an. Da sie nun allein und ungebunden wirken kann und in dem Unbestimmten einen unendlichen Spielraum hat, so verirrt sie sich nach ihrer jedesmaligen Stimmung in alle verschiedenen Schattenbilder, denen die ganze Kraft der Seele nicht gewachsen ist, und auf deren plötzliches Werden sie nicht vorbereitet war. — Das, und nichts anderes, gibt dem Geheimnißvollen des Dunkels, der Stille, der Einsamkeit eine gewisse schauerliche Erhabenheit, welche die ganze Seele überwältigt. Virgil hat seine berühmte Beschreibung des Weges zur Unterwelt (Aeneide VI. v. 264 — 273) nicht besser erhaben zu machen gewußt, als indem er in seinem Gemälde alle diese düsteren Schatten zusammenhäuft.

Gegenstände von absolut-erten- oder protensiver Größe sind eigentlich nur in der rohen Natur zu finden, oder werden als innere Anschauungen der Einbildungskraft nur durch die Dichtkunst dargestellt; gleichwohl können auch die bildenden Künste, vorzüglich die Baukunst, durch ihre Werke erhabene Gefühle in dem Betrachtenden erwecken.

Das dynamische Erhabene wird auch praktisches Erhabene genannt, und bezieht sich auf das urtheilende Subject nicht als erkennendes, sondern als begehrendes, wirkendes Wesen. Auch hier findet ein gemischtes Gefühl von Unlust und Lust Statt, deren beide nicht bloß einander beigesellet, sondern innig mit einander verbunden sind. Dieß deutet an, daß der Gegenstand, den wir dynamisch-erhaben nennen, uns einerseits unsere Ohnmacht, andererseits auch unsere Kraft offenbart. Da das Gefühl der Lust das Gefühl der Unlust überwiegt, so muß auch die Kraft, die in's Licht gestellt wird, größer seyn, als die, deren Schranken wir unangenehm empfinden. Welche sind nun diese begehrenden Kräfte? Der Mensch ist als wollendes, begehrendes, wirkendes Wesen in doppelter Hinsicht zu betrachten; einmal als Sinnenwesen, dann als freie Intelligenz. Als Sinnenwesen ist er von der Natur abhängig, seine Existenz und sein ganzes physisches Wohlbefinden beruht auf Naturbedingungen, die außer ihm und nicht in seiner Gewalt sind; eine Eigenschaft, die er mit allen lebenden Wesen gemein hat. Als freie Intelligenz sieht er sich für unabhängig von allen äußeren Bedingungen der Natur an, und erklärt seinen Willen für frei. Da nun die Kraft des Menschen als Sinnenwesen beschränkt, die als freie Intelligenz aber unbeschränkt ist, so muß erstere der letzteren nachstehen. Daher wird beim Dynamisch-Erhabenen sich der Mensch als Sinnenwesen einer Beschränkung, als freie Intelligenz aber seiner Schrankenlosigkeit bewußt; woraus erhellt, wie auch bei dieser Gattung dynamisch-erhabener Gegenstände das Gefühl der Lust über das ihm beigemischte Gefühl der Unlust die Oberhand gewinne.

Heißt erhaben überhaupt, wie bewiesen worden, was absolut groß und gegen welches in Vergleichung alles übrige klein ist, so ist dynamisch-erhaben das, welches uns eine Kraft zeigt, gegen die in Vergleich alle andere Kraft verschwindet. Nun kann uns aber kein Gegenstand gegeben werden, dessen Kraft als unendlich könnte angegeben werden, weil Alles, was uns endlichen Wesen in der Erscheinung mag gegeben werden, selbst endlich ist, daher an und für sich keine unendliche Kraft offenbaren kann. Wird also ein Gegenstand dynamisch-erhaben genannt, so geschieht dieß nur in sofern, als er in uns eine unendliche Kraft bemerkbar macht. Diese unendliche Kraft kommt uns aber nicht als Naturwesen, sondern nur als freien Intelligenzen zu, daher muß das Dynamisch-Erhabene unser Bewußtseyn als freier Intelligenzen wecken, und also Lust erzeugen. Da dieß nun nur durch Unlust, durch ein Gefühl von Ohnmacht entstehen kann, so muß der Gegenstand uns die Schranken unserer Kraft als Sinnenwesen fühlbar machen. Hieraus erhellt, daß das Urtheil über

das Dynamisch-Erhabene eben wie beim Mathematischen subjectiv, nicht objectiv, ästhetisch, nicht logisch ist. Das Dynamisch-Erhabene muß uns also allemal eine Kraft zeigen. Wir erkennen eine Kraft nur in wiefern sie widersteht. Beim Erhabenen wird uns also der Gegenstand als entgegenwirkend müssen dargestellt werden, um uns einerseits sowohl unsere Ohnmacht als Sinnenwesen, andrerseits unsere Uebermacht als Vernunftwesen bemerkbar zu machen. Alle Kraft, die der unsrigen widerstrebt, muß Naturkraft seyn, weil sie sich auf uns nur als Naturwesen wirksam beweisen kann. Sie muß uns groß erscheinen, auf daß wir uns ihrer Ueberlegenheit als Sinnenwesen bewußt werden. Ein Vermögen, welches großen Hindernissen überlegen ist, heißt Macht; soll uns also die Natur dynamisch-erhaben erscheinen, so müssen wir sie als Macht erkennen. Die Macht heißt Gewalt, wenn sie auch dem Widerstande dessen, was selbst Macht besitzt, überlegen ist. Beim Praktisch-Erhabenen thut die Natur uns als Sinnenwesen Gewalt an, aber als freie Intelligenzen werden wir inne, daß sie trotz aller ihrer Macht über unsern Willen keine Gewalt hat. Die Ueberlegenheit der Natur über unsere physische Kraft müssen wir aber beim Dynamisch-Erhabenen nicht durch Begriffe erkennen, weil sonst das Urtheil logisch wäre, sondern durch Gefühle, die zu jedem ästhetischen Urtheile erforderlich sind, so wie auch unsere Ueberlegenheit als freier Wesen, aus eben dem Grunde, nur durch Gefühl erkannt werden muß. Ein Gegenstand, der uns Gefahr droht, die wir weder abwenden, noch der wir widerstehen können, heißt furchtbar. Beim Praktisch-Erhabenen erscheint uns also der Gegenstand in Hinsicht auf unsere physischen Kräfte als furchtbar. Hier ist aber ein wesentlicher Unterschied. Ganz etwas anderes ist es, wenn man sagt, ein Gegenstand sei uns furchtbar, als wenn man sagt, er sei uns fürchterlich, d. h. man fürchte sich vor ihm. Wir nennen ihn furchtbar, wenn wir ihn so beurtheilen, daß wir uns bloß den Fall denken, wir wollten ihm widerstehen, und sodann erkennen, daß aller Widerstand vergeblich wäre. Wir nennen ihn fürchterlich, wenn wir uns wirklich im Falle befinden, ihm zu widerstehen und nur seiner Gewalt unterliegen. Wer sich vor einem Gegenstande wirklich fürchtet, kann ihn nicht erhaben finden. Der gefährdete Lebenstrieb, als ohnmächtigen Sinnenwesens, zieht seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und leitet ihn dadurch vom Bewußtseyn seiner Freiheit als unabhängiger Intelligenz ab. Er flieht den Anblick eines Gegenstandes, der ihn mit Furcht erfüllt. Sollen wir also die Natur dynamisch-erhaben beurtheilen, so muß sie uns nicht in der unmittelbaren Empfindung Schmerz verursachen, nicht wirklich unsere Existenz bedrohen,

sondern nur in der Vorstellung Schrecken erregen, d. h. furchtbar nicht fürchterlich seyn. Wir müssen uns daher, wenn wir eine Wirkung der mächtigen Natur erhaben finden sollen, in Sicherheit wissen. Diese Sicherheit aber muß sich nicht bloß auf unsere Person, sondern auch auf alles das erstrecken, was wir zu unserem Wohle rechnen; auch muß diese Sicherheit nicht vom Bewußtseyn unserer physischen oder intellectuellen Ueberlegenheit durch wirkliche Körperkraft, Geschicklichkeit, Kunst oder List herrühren.

Gleichwohl entspringt die Lust am Dynamisch-Erhabenen keineswegs aus dieser Sicherheit, die nur sinnliches Frohseyn gewährt, das mit jeder Befreiung von einem Uebel, als der Erreichung eines negativen Zweckes, verbunden ist. Sie ist zwar Bedingung des Lustgefühls am Erhabenen, nicht aber dies Gefühl selbst. Indessen ist nicht zu läugnen, daß die meisten Menschen aus Mangel der Kultur ihrer Vernunft bei erhabenen Kraftäußerungen der Natur nur dieses sinnliche Frohseyn, das aus Vergleichung ihres Zustandes der Sicherheit mit dem der Gefahr entsteht, empfinden. Diese Sicherheit ist von einer doppelten Art, eine äußerliche und eine innerliche. Steht es in unserer physischen Gewalt, dem drohenden Uebel zu entgehen, oder befinden wir uns in einer Lage, daß uns die verderbende Macht der Natur nicht erreichen kann, so ist unsere Sicherheit eine äußere und gewährt ein sinnliches Frohseyn. Die innere Sicherheit beruht auf Vorstellungen, die nicht aus der Natur genommen sind, sondern vom Irrwahne, dem Aberglauben, der Schwärmerei herrühren, wie z. B. das Fatum der Türken, die Fetische der Amerikaner, der Schutz eines Dämoncultus, die Talismane, bezauberten Schwerter, Waffensalben, das Festmachen im Mittelalter und dergleichen.

Die Macht der Natur, gegen welche unsere Natur unbedeutend erscheint und uns unsere Ohnmacht als Sinnenwesen mißfällig fühlbar macht, muß, wenn wir sie erhaben finden sollen, uns zugleich unsere absolute Uebermacht in Hinsicht einer andern Kraft fühlbar machen. Eine solche Kraft kann uns als Naturwesen nicht zukommen, weil immer noch eine Kraft denkbar ist, die auch die größte Naturkraft überwindet. Außer seiner Naturkraft aber hat der Mensch nur noch die Willenskraft; er ist sich seiner selbst als eines unbeschränkten freien Wesens bewußt, und ein Gebot, das laut in seinem Innersten spricht, heißt ihm seinen Willen als überlegbar jeder äußeren Kraft, als unbezwingbar anzuerkennen. Indem nun der furchtbare Gegenstand uns unsere Ohnmacht als Sinnenwesen zu fühlen gibt, macht er uns kund, daß wir als intelligible Wesen eine Kraft

haben, gegen welche diese Naturkraft, deren Wirkung wir schaudernd anschauen, nichts vermag. Durch die Ohnmacht des Naturwesens also wird die Uebermacht der Intelligenz in uns offenbar. Dieß treibt die Einbildungskraft an, die Macht der Natur immer mehr und mehr zu verstärken, und somit unsere Ohnmacht immer mehr und mehr darzustellen, aber eben dadurch auch die Gewalt unserer Freiheit immer mehr und mehr zu entwickeln. Daher erklärt sich das wechselnde Abstoßen und Anziehen des Gemüthes beim Erhabenen dieser Art, und die Vernunft, die sich im Bewußtseyn ihrer Freiheit und Unabhängigkeit so wohl gefällt, treibt die Einbildungskraft an, dieses Geschäft immer von Neuem zu beginnen.

Der Gegenstand, den wir dynamisch-erhaben nennen, ist also nicht selbst mit einer alles übertreffenden Kraft ausgerüstet, sondern er macht in uns ein über Alles erhabenes Vermögen, die praktische Vernunft sichtbar, welches schon dadurch erkannt wird, daß sich am Erhabenen das Merkmal des Maximum (des Unendlichen) findet, welches keinem Gegenstande der Erfahrung, sondern bloß Vernunft-Ideen zukommen kann. Doch wird durch das Dynamisch-Erhabene keine praktische, bestimmte Vernunft-Idee hervorgerufen, sondern die praktische Vernunft wird sich ihrer unabhängigen freien Gesetzgebung nur überhaupt bewußt.

Das Dynamisch-Erhabene gibt uns also das Bewußtseyn unserer Würde, des absoluten Werthes unserer Persönlichkeit, welche über Alles erhaben ist und gegen die nichts, selbst unsere physische Existenz nicht, in Vergleichung kommt. Diese Vorstellung entzieht uns der Gewalt der Natur und stellt unsere Person, unser moralisches Selbst, vor derselben in Sicherheit. Diese Sicherheit ist nicht materiell, nur einzelne Fälle und einen bestimmten Widerstand betreffend, sondern idealisch für alle möglichen Fälle und gegen jede noch so große Macht der Natur. Sie gründet sich nicht auf Aufhebung oder Abwendung dieser oder jener Gefahr, sondern auf Wegräumung der letzten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem wir den sinnlichen Theil unseres Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding, das unsere Person, unser moralisches Selbst nichts angeht, erkennen und preisgeben. Wer zu sterben entschlossen ist, kann durch keine endliche Kraft bezwungen werden, hat von der Natur überall nichts mehr zu fürchten. Lycus droht bei Seneca (Hercules furens, Act. II. sc. 2. v. 426) der Magala, sie zur ehelichen Verbindung mit ihm zu zwingen. Cogere! sagt er, und Alcides Gemahlin antwortet: Cogi qui potest, nescit mori.

In der Vorstellung des Dynamisch-Erhabenen unterscheiden wir also folgende drei Theile:

I. Einen Gegenstand als Macht.

II. Die Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen.

III. Eine Beziehung derselben auf unsere moralische Person.

Es entspringt demnach die Vorstellung des Dynamisch-Erhabenen aus der Wirkung dreier auf einander folgender Vorstellungen:

I. Eines Gegenstandes, dessen Macht physisch auf uns einwirkt.

II. Unserer subjectiven physischen Ohnmacht.

III. Unserer subjectiven moralischen Uebermacht.

Das intensiv- oder Dynamisch-Erhabene zerfällt nach den verschiedenen Arten der Gegenstände, woran sich die Größe (der Grad) der Kraft äußert, in das Erhabene der Natur (das Physisch-Erhabene) und in das Erhabene der Freiheit (das Moralisch-Erhabene). Das Physisch-Erhabene gehört entweder zur äußeren Sinnenwelt oder zur inneren; im ersteren Falle ist ein Körper, im zweiten die Seele der Gegenstand. Die Kräfte der Seele, als Naturgaben betrachtet, geben das Erhabene der Größe (das Intellectuell-Erhabene im engeren Sinne), wozu auch die Werke der Menschen gehören. Die Kräfte der Seele auf das Vermögen des Willens bezogen geben das Erhabene der Sittlichkeit (das Moralisch-Erhabene), das stets auch intellectuell ist. Nach der Beziehung auf das urtheilende Subject zerfällt das Erhabene in das contemplative und das pathetische. Bei dem Dynamisch-Contemplativ-Erhabenen wird die physische Gewalt auf uns nur als möglich, beim Pathetisch-Erhabenen als wirklich bezogen. Das Leiden, welches an dem pathetisch-erhabenen Gegenstande dargestellt wird, wird entweder allein durch die sinnliche Natur (innere oder äußere) gegeben, und der Mensch übernimmt es sodann nicht freiwillig, das Erhabene der Fassung, oder es wird durch die moralische Natur gegeben, das Erhabene der Handlung, und in diesem Falle wird das Leiden entweder freiwillig übernommen oder von dem Sittengesetze aufgedrungen.

Alles Mathematisch-Erhabene ist als solches contemplativ; es betrifft bloß die Vorstellung des Gegenstandes, nicht den Gegenstand selbst; er wird nicht als ein auf uns einwirkendes Object betrachtet, sondern wir reflectiren bloß über seine Vorstellung zum Behufe einer möglichen Erkenntniß. Das Dynamisch-Erhabene hingegen kann sowohl contemplativ als pathetisch seyn. Bei dem Dynamisch-Contemplativ-Erhabenen wird der Gegenstand zwar, als physische Gewalt, aber nur als mögliche Ursache

einer widrigen Einwirkung auf uns, als Naturwesen, vorgestellt. Wir erkennen die Furchtbarkeit des Gegenstandes nur dadurch, daß wir ihn vermittelst der Einbildungskraft auf unser physisches Vermögen, in sofern wir Widerstand leisten wollten, beziehen, z. B. bei Virgil's Beschreibung des Aetna (Aen. III. v. 511 — 578).

Bei dem Pathetisch-Erhabenen hingegen äußert der Gegenstand wirklich feindlich seine Macht gegen uns: es steht unserer Einbildungskraft nicht mehr frei, den Gegenstand auf unseren Erhaltungstrieb zu beziehen, sondern sie muß das thun; sie wird durch den Gegenstand (objectiv) dazu genöthigt. Nun haben wir aber gezeigt, daß der Gegenstand, den wir für dynamisch-erhaben erklären sollen, uns nicht wirklich selbst in Gefahr bringen, in Leiden versetzen muß; denn sonst würde er uns die Freiheit des Urtheils rauben, weil wir nicht fähig wären, über unsern Zustand zu reflectiren, was doch bei einem ästhetischen Urtheile eine unumgängliche Bedingung ist. Also kann uns das Leiden nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar in einem Wesen unserer Art gegeben werden, dessen Anschauung in uns den Zustand des Mitgefühls, den unsere Sprache durch das emphatische Wort „Mitleiden" bezeichnet, erweckt; wir müssen nicht selbst, sondern sympathetisch leiden. Das Mitleiden aber steht nicht in unserer Willkür, sondern unsere Natur zwingt uns dazu. Je größer die Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Gegenstande ist, desto stärker wird bei übrigens gleichen Umständen unser Mitgefühl seyn. Gleichwohl darf dieses Mitleiden als Grund eines Reflexionsgefühls über das Erhabene nie bis zum Affect steigen, nie in Selbstleiden übergehen, weil dadurch die Freiheit des Urtheils und die Fähigkeit der Reflexion gehemmt würde. Leiden kann nur an Wesen, welche den Kräften der Natur unterworfen sind, ausgedrückt werden. Soll nun ein Gegenstand pathetisch erhaben dargestellt werden, so muß er erstlich im Zustande des Leidens dargestellt werden, um in uns Mitleiden zu erregen; dadurch wird er pathetisch; zweitens muß er das Gefühl unserer inneren Freiheit, unserer Unabhängigkeit von der Naturnothwendigkeit in uns hervorrufen; dadurch wird er erhaben. Dieß geschieht, wenn wir wahrnehmen, daß der Leidende in seinen Schmerzen dennoch seine Selbstständigkeit beibehält, daß sich bei seinem Leiden als Naturwesen (dem Thiere) doch die Freiheit seiner Person (der Intelligenz) äußert: das Leiden besiegt nicht ihn, er besiegt das Leiden; es kann zwar seine physische Existenz aufhören machen, zerstören, aber nicht seine Persönlichkeit vernichten; die Naturkraft kann ihn, als Naturwesen, überwältigen, denn in sofern ist er ihr unterthänig;

aber sie kann seinen Willen nicht beugen, denn dadurch ist er über sie trotz aller ihrer Macht unendlich erhaben; woraus folgt, daß das Pathetisch-Erhabene nur an Menschen darstellbar ist. „Die Unsterblichen, die Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen," sind keine pathetisch- sondern nur contemplativ-erhabene Gegenstände. Will der Dichter höhere Naturen, Götter, Engel, Teufel ꝛc., pathetisch erhaben darstellen, so muß er sie in Körper kleiden und ihnen menschliche Gefühle beilegen. Also verwundet bei Homer Tydeus Sohn Diomedes (Ilias V. 336) Aphroditen. So stellt Milton gleich im ersten Gesange des verlornen Paradieses Satan vor, da er von dem Orte der Qualen Besitz nimmt; so Klopstock (Mess. XIX. v. 236) den reumüthigen und begnadigten Abbadona. — Umgekehrt sind bloß fühlende Wesen, ohne Persönlichkeit, in sofern wir sie leidend erblicken, zwar Gegenstände der Rührung, aber nicht pathetisch-erhaben. Wenn der pathetisch-erhabene Gegenstand sich als freie Intelligenz äußern soll, so muß er sich nicht eben moralisch handelnd zeigen. Bei der moralischen Beurtheilung einer Handlung vergleichen wir dieselbe mit einem bestimmten Sittengesetze, und das Urtheil ist dann nicht bloß ästhetisch, sondern logisch. Zur ästhetischen Beurtheilung des Pathetisch-Erhabenen ist es genug, daß der Gegenstand freien Willen äußere und ein Vermögen kund mache, das der Macht der Natur widersteht und sie besiegt. Die Richtung dieser intelligiblen Kraft kommt hier nicht in Betrachtung, ob sie gleich zur moralischen Würdigung wesentlich erforderlich ist. In jeder Anschauung des Pathetisch-Erhabenen muß sich daher etwas finden, was wir als Produkt des freien Willens erkennen und wodurch der Gegenstand seine Unabhängigkeit von der Natur beweiset; er muß ihrer Macht widerstehen, sein Leiden bekämpfen, und also gerade durch seine Leiden seine Freiheit offenbaren. Die Selbstständigkeit seines Geistes zeigt sich durch den Grad seines Leidens, beide sind innig mit einander verbunden und darum sind die durch das Pathetisch-Erhabene erregten Gefühle von Unlust und Lust gleichfalls innig verknüpft. Wir können aber die Selbstständigkeit eines Menschen nicht unmittelbar erkennen, denn sie gehört zu seinem Innern, was dem äußern Sinne nie gegeben werden kann; nur vermittelst Anschauungen des äußern Sinnes sind wir im Stande darauf zu schließen. Es müssen also an dem leidenden Gegenstande Erscheinungen sichtbar werden, welche nicht durch die Natur (den Instinct) bewirkt sind. Diese Erscheinungen, welche die Gegenstände des Geistes offenbaren, sind von doppelter Art: entweder negativ, wenn die Natur die Freiheit des Menschen nicht überwältiget, oder positiv, wenn die Freiheit die Natur besiegt. Das

Erstere nennt Schiller das Erhabene der Fassung, das Andere das Erhabene der Handlung. Beim Erhabenen der Fassung wird das Leiden gegeben, es entspringt nicht aus dem Willen, kann aber auch den Willen nicht beugen. Beim Erhabenen der Handlung entspringt das Leiden aus freier Willkür; hier aber sind wieder zwei Fälle zu unterscheiden. Entweder man übernimmt, wegen der Pflicht oder anderer Zwecke wegen, das Leiden freiwillig, oder das Leiden entspringt aus dem moralischen Wesen des Menschen. In diesem Falle wird es nicht freiwillig übernommen, sondern durch die gesetzgebende Kraft der Vernunft auferlegt; hier erscheint das Pflichtgebot als Macht und das Leiden ist Wirkung. Die Erhabenheit des Gegenstandes beruht sodann nicht auf seinem moralischen Werthe, sondern auf der anschaulichen Darstellung des Sittengesetzes. Dieß findet Statt, wenn wir sehen, daß Jemand durch das Bewußtseyn seiner Schuld elend gemacht wird: doch muß auch hier das Leiden nicht so dargestellt werden, daß der Affect, in den wir versetzt werden, uns hindert, auf die Erhabenheit unserer praktischen Vernunft zu achten.

Diese Principien gelten für alle Theile der schönen Künste, die sich in der Wesenheit darin gleichen, daß sie durch den hervorgebrachten harmonischen Einklang zwischen Verstand und Gefühl die reflectirende ästhetische Urtheilskraft zu befriedigen haben und nur in der Wahl der Mittel dazu verschieden sind, da sie bald durch Worte, bald durch Zeichen, bald durch die Behandlung der Farbe und des Steines dieselbe Aufgabe lösen sollen. Da sie dabei der Freiheit der Idee und die der Hervorbringung bedürfen, die Schauspielkunst aber durch die Vorschrift des Dichters darin beschränkt, sich derselben nicht erfreut, so dürfte dieselbe wohl auf die Bezeichnung einer Kunst überhaupt, aber nicht auf die einer schönen, freien Anspruch machen können. Deinhardstein.

Art. V. Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Angebliche Vertilgerin des gesammten herzoglich pommer'schen Regentenhauses. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Drei Bände. Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1848.

Dieser chronikalisch-historische Roman, wie ihn der Verfasser nennt, erregte schon, als er fragmentarisch in der Novellenzeitung mitgetheilt wurde, Aufsehen, wenn auch kein ganz vortheilhaftes. Jetzt liegt er in elegantester Ausstattung, mit zwiefachem Porträt der Heldin geschmückt, vollständig vor, und gehört zu den wenigen größeren Werken, die im Revolutionsjahre aus der deutschen Presse hervorgegangen sind. Die unpar-

teiiſche Kritik, der es nicht um Nebendinge, ſondern um die Sache ſelbſt, um das Gedeihen der Literatur, zu thun iſt, muß es für ihre Pflicht halten, ihn einer ausführlichen Beurtheilung zu unterziehen, wäre es auch nur, um dem Hülferuf des Verfaſſers zu entſprechen. Meinhold befindet ſich nämlich in einer eigenthümlichen Lage, in die er freilich nicht ganz ohne eigenes Verſchulden hinein gerieth, in der ihn aber Niemand, der ſein ſchönes Talent zu achten weiß, ſtecken laſſen wird. Es iſt bekannt, daß die Bernſteinhexe ſeinen Ruf begründet hat. Als er dieſe herausgab, gefiel es ihm, ſie für einen Chronikenfund auszugeben, und fand damit ſo viel Glauben, daß als er ſpäter erklärte, ſie ſei von einem Ende bis zum anderen ſeine Erfindung, man die Wahrheit ſeiner Erklärung nicht bloß im Allgemeinen in Zweifel zog, ſondern ſie ſogar hie und da entſchieden beſtritt. Die Gründe, die man für eine ſolche, die Gränze des Erlaubten doch wohl überſchreitende Keckheit anführte, konnten dem Dichter zwar nur ſchmeichelhaft ſeyn, denn ſie waren alle aus der Vortrefflichkeit ſeines Werks gezogen und legten alſo nur ein beredtes Zeugniß mehr dafür ab, daß ihm gelungen war, was er gewollt und erſtrebt hatte. Der Menſch mußte ſich aber mit Nothwendigkeit verletzt fühlen, und Meinhold hat ſeine Sidonia von Bork vielleicht nur geſchrieben, um durch die That darzuthun, daß er die Bernſteinhexe habe ſchreiben können. Iſt ihm das geglückt oder nicht? Ehe wir hierauf antworten, wollen wir uns, wie billig, in's Gedächtniß zurückrufen, daß es ſchon mehr als einen Autor gab, der nur ein einziges gutes Buch zu liefern vermochte. Wie die Antwort daher auch ausfallen möge, *für* Meinhold kann ſie etwas beweiſen, *gegen* ihn nichts.

Es handelt ſich hier nicht bloß um die äſthetiſche Würdigung eines Romans, es handelt ſich um die Entſcheidung eines literariſchen, ja eines ſittlichen Prozeſſes. Da iſt denn ein Zurückgehen auf die Bernſteinhexe unumgänglich nöthig, damit der Leſer zunächſt erſehe, wie die Sache liegt. Auf nachſtehende Weiſe leitet Meinhold ſeine Bernſteinhexe in der Vorrede zur erſten Auflage ein: „Indem ich dem Publikum hiemit dieſen tiefrührenden und faſt romanartigen Hexenprozeß übergebe, den ich wohl nicht mit Unrecht auf dem vorſtehenden Titelblatte den intereſſanteſten aller bis jetzt bekannten genannt habe, ertheile ich zuvörderſt über die Geſchichte des Manuſcriptes die folgende Auskunft. In Coſerow auf der Inſel Uſedom, auf meiner vorigen Pfarre, und derſelben, welcher unſer ehrwürdige Verfaſſer vor länger als 200 Jahren vorſtand, befand ſich unter einem Chorgeſtühl der dortigen Kirche und faſt zu ebener Erde eine Art Niſche, in welcher ich zwar ſchon öfter einige Scripturen liegen

gesehen, die ich jedoch wegen meiner Kurzsichtigkeit und der Dunkelheit des Ortes für verlesene Gesangbücher hielt, wie denn in der That auch deren eine Menge hier umherlag. Eines Tages jedoch, als ich, mit Unterricht in der Kirche beschäftigt, ein Papierzeichen in den Katechismus eines Knaben suchte, und es nicht sogleich finden konnte, trat mein alter, mehr als achtzigjähriger Küster (der auch Appelmann hieß, aber seinem Namensverwandten in unserer Lebensgeschichte durchaus unähnlich, und ein zwar beschränkter, aber sehr braver Mann war) unter jenes Chorgestühl, und kehrte mit einem Folianten zurück, der mir nie zu Gesicht gekommen war, und aus dem er ohne Weiteres einen geeigneten Papierstreifen riß und ihn mir überreichte. Ich griff sogleich nach dem Buche und weiß nicht, ob ich schon nach wenigen Minuten erstaunter oder entrüsteter über meinen köstlichen Fund war. Das in Schweinsleder gebundene Manuscript war nicht bloß vorne und hinten defect, sondern leider waren auch aus der Mitte hin und wieder mehrere Blätter gerissen. Ich fuhr den Alten an, wie nie in meinem Leben; er entschuldigte sich aber dahin, daß einer meiner Vorgänger ihm das Manuscript zum Zerreißen gegeben, da es hier seit Menschengedenken umhergelegen und er öfter in Papierverlegenheit gewesen sei, beim Umwickeln der Altarlichter u. s. w. Der greise, halb blinde Pastor hätte es für alte Kirchenrechnungen gehalten, die doch nicht mehr zu gebrauchen seien. Kaum zu Hause angekommen, machte ich mich über meinen Fund her, und nachdem ich mit vieler Mühe mich ein- und durchgelesen, regten mich die darin mitgetheilten Sachen mächtig an. Ich fühlte bald das Bedürfniß, mich über die Art und Weise dieser Hexenprozesse, über das Verfahren, ja über die ganze Periode, in welche diese Erscheinungen fallen, näher aufzuklären. Doch je mehr dieser bewundernswürdigen Geschichten ich las, je mehr wurde ich verwirrt, und weder der triviale Becker (in der bezauberten Welt), noch der vorsichtigere Horst (in seiner Zauberbibliothek) und andere Werke der Art, zu welchen ich gegriffen hatte, konnten meine Verwirrung heben, sondern dienten nur dazu, sie zu vermehren. Es geht nicht bloß ein so tiefer dämonischer Zug durch die meisten dieser Schaudergeschichten, daß den aufmerksamen Leser Grausen und Entsetzen anwandelt, sondern die ewigen und unveränderlichen Gesetze der menschlichen Empfindungs- und Handlungsweise werden auch oft auf eine so gewaltsame Weise unterbrochen, daß der Verstand im eigentlichen Sinne des Wortes stille steht; wie denn z. B. in einem der Originalprozesse, die einer meiner juristischen Freunde in unserer Provinz aufgestöbert, sich die Relation findet, daß eine Mutter, nachdem sie bereits

die Folter überstanden, das heilige Abendmahl genossen und im Begriff ist, den Scheiterhaufen zu besteigen, so sehr alles mütterliche Gefühl bei Seite setzt, daß sie ihre einzige, zärtlich geliebte Tochter, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, gegen welche Niemand einen Verdacht hegt, sich in ihrem Gewissen gedrungen fühlt, gleichfalls als Hexe anzuklagen, um, wie sie sagt, die arme Seele derselben zu retten. Das Gericht, mit Recht erstaunt über diesen, vielleicht nie wieder vorgekommenen Fall, ließ ihren Gesundheitszustand von Predigern und Aerzten untersuchen, deren Originalzeugnisse den Acten noch beiliegen, und durchaus günstig lauten. Die unglückliche Tochter, welche merkwürdiger Weise Elisabeth Hegel hieß, wurde in Folge dieser mütterlichen Aussage denn auch wirklich hingerichtet. Die gewöhnliche Auffassung der neuesten Zeit, diese Erscheinungen aus dem Wesen des thierischen Magnetismus zu begreifen, reicht durchaus nicht hin. Wie will man z. B. die tiefe, dämonische Natur der alten Liese Kolken in dem vorliegenden Werke daraus ableiten, die unbegreiflich ist und es ganz erklärlich macht, daß der alte Pfarrer, trotz des ihm mit seiner Tochter gespielten entsetzlichen Betruges, so fest in seinem Glauben an das Hexenwesen, wie in dem an das Evangelium bleibt? Hiezu kömmt: Die früheren Jahrhunderte des Mittelalters wußten wenig oder nichts von Hexen. Das Verbrechen der Zauberei, wo es einmal vorkam, wurde milde bestraft. So z. B. setzte das Concilium zu Ancyra (314) die ganze Strafe dieser Weiber in ein bloßes Verbannen aus der christlichen Gemeinschaft; die Westgothen bestraften sie mit Prügeln, und Carl der Große ließ sie auf den Rath seiner Bischöfe so lange in gefänglicher Haft, bis sie aufrichtige Buße thaten. Erst kurz vor der Reformation klagt Innocentius VIII., daß die Beschwerden der ganzen Christenheit über das Unwesen dieser Weiber so allgemein und in einem solchen Grade laut würden, daß dagegen auf das Entschiedenste eingegriffen werden müsse, und ließ zu dem Ende 1489 den berüchtigten Hexenhammer (malleus maleficarum) anfertigen, nach welchem nicht bloß in der ganzen katholischen, sondern merkwürdiger Weise auch in der protestantischen Christenheit, die doch sonst alles Katholische verabscheute, von jetzt an, und zwar mit solchem fanatischen Eifer inquirirt wurde, daß die Protestanten es beinahe den Katholiken noch an Grausamkeit zuvor thaten, bis katholischer Seits der edle Jesuit J. Spee und protestantischer, obgleich erst siebzig Jahre später, der treffliche Thomasius dem Unwesen allmälig Einhalt thaten. — Nachdem ich mich so auf das Eifrigste mit dem Hexenwesen beschäftigt hatte, sah ich bald ein, daß unter allen diesen, zum Theil so abenteuer-

lichen Geschichten keine einzige an lebendigem Interesse von meiner „Bernsteinhere" übertroffen wurde, und ich nahm mir vor, ihre Schicksale in die Gestalt einer Novelle zu bringen. Doch glücklicher Weise sagte ich mir bald: aber wie, ist ihre Geschichte denn nicht schon an und für sich die interessanteste Novelle? Laß sie ganz in ihrer alten ursprünglichen Gestalt; laß fort daraus, was für den gegenwärtigen Leser von keinem Interesse mehr oder sonst allgemein bekannt ist, und wenn du auch den fehlenden Anfang und das fehlende Ende nicht wieder herstellen kannst, so siehe zu, ob der Zusammenhang es dir nicht möglich macht, die fehlenden Blätter aus der Mitte zu ergänzen, und fahre dann ganz in dem Tone und der Sprache deines alten Biographen fort, so daß wenigstens der Unterschied der Darstellung und die gemachten Einschiebsel nicht gerade in's Auge fallen. Dieß habe ich denn mit vieler Mühe und nach mancherlei vergeblichen Versuchen gethan, verschweige aber, an welchen Orten es geschehen ist, um das historische Interesse der größten Anzahl meiner Leser nicht zu trüben. Für die Kritik jedoch, welche nie eine bewundernswürdigere Höhe als in unserer Zeit erreicht hat, wäre ein solches Geständniß hier vollends überflüssig, da sie auch ohne dasselbe gar leichtlich unterscheiden wird, wo der Pastor Schweidler oder wo der Pastor Meinhold spricht."

Diese Vorrede sieht nun allerdings so ernsthaft aus, daß man wohl an sie glauben mußte. Aehnliche Fictionen sind oft versucht worden; man denke nur an Walter Scott und seinen novellenreichen Schulmeister. Aber mit einer solchen Gravität traten sie niemals auf; man sah wenigstens die Maske, wenn auch nicht das Gesicht, das hinter ihr steckte. Innere Gründe freilich hätten die Kunstverständigen trotzdem zweifelhaft machen sollen, doch wie viele Kunstverständige gibt es denn in Deutschland? Hievon später. Für Meinhold war die Gravität freilich nothwendig, denn er verfolgte einen ganz absonderlichen Zweck. „Es schien mir" — heißt es in der Vorrede zur zweiten Auflage" — eine wohl zu entschuldigende Mystifikation, wenn ich unserer klugen Zeit auch einmal eine Nase drehen könnte, wie weiland Muretus der seinigen, um sie schlagend zu überführen, was von der Vocabelkritik zu halten sei. Dieß glaubte ich in der besten Weise thun zu können, wenn ich bei meiner Bekanntschaft mit dem alten deutschen Chronikenstyl einer reinen Dichtung ganz das Gewand der historischen Wahrheit umhinge und sie für solche in die Welt sendete. Denn ich sah ja ein, daß ich bei dieser kurzen Täuschung Niemand schadete (denn dann wäre sie allerdings verwerflich gewesen), sondern Vielen, welche die Kritik unserer Zeit, und namentlich die biblische, als wahre Orakelsprüche be-

trachten, offenbar nutzen würde. So entstand denn die Geschichte meiner Klosterhexe, wozu ich eine kurze Novelle erweiterte, welche unter dem Titel: „Die Pfarrerstochter von Coserow," von der Wiener Censur im Jahre 1826 zurückgewiesen war und später in Nr. 1 der in Leipzig erscheinenden Novellenzeitung zum ersten Male wörtlich abgedruckt ist." — Und dieß Alles that er, um die moderne Bibelkritik zu discreditiren und in der Hoffnung, daß Jeder, der getäuscht worden sei, sich erschüttert fragen werde, „ob er, wie er einmal geirrt, indem er die mit Nichts verbürgte Fabel des Dr. Meinhold für Geschichte hielt, nun auch nicht in einem weit schwereren Irrthume sich befinden könne, wenn er die durch das Zeugniß des gesammten klassischen Alterthums, durch das Blut so vieler tausend Märtyrer und durch den jahrtausend langen Fortbestand der christlichen Kirche mehr als irgend welche Thatsache der Vorzeit verbürgte Geschichte Jesu Christi, mit einigen sogenannten Kritikern, für eine Fabel zu halten sich hingezogen fühlen sollte!" Wir wollen seine Mystifikation nun keineswegs vertheidigen, schon darum nicht, weil das, was er durch sie beweisen wollte, durch sie gar nicht bewiesen werden konnte. Oder ist das Christenthum wirklich gerettet, sobald es der Theologie gelingt, die Vocabelkritik, mit der Meinhold sich zu schaffen macht, zu beseitigen? Wir wollen sie ihm indeß auch nicht zu hoch anrechnen, und um so weniger, als sie auf sein Werk selbst keinen nachtheiligen Einfluß gehabt hat; dieses ist, das lehrt der Augenschein, ausgeführt worden, wie jede poetische Schöpfung ausgeführt werden soll: ihrer selbst wegen, und um der Idee, die ihr zu Grunde liegt, zu ihrem Körper zu verhelfen. So viel wird aber jetzt wohl einleuchten, daß Meinhold, wie wir oben behaupteten, nicht ohne eigene Schuld in seine peinliche Situation hinein gerathen ist.

Dem dritten Theile der Sidonia hat er nun zu seiner Nothwehr nachfolgende Philippica vorangeschickt. „In der Vorrede zum ersten Theile der Sidonia habe ich es dahin gestellt seyn lassen, ob ich außer den bekannten und, beiläufig gesagt, überaus nüchternen historischen Quellen, noch unbekannte zur Composition meiner Geschichte benutzt habe. Dieß geschah in der Absicht, um das Nachdenken der Kritik endlich auf den Unterschied zwischen Geschichte und Poesie hinzuleiten. Aber das hat mir wenig geholfen; unsere Kritik ist über alles Nachdenken erhaben. An mehreren Orten, besonders in der allgemeinen Augsburger Zeitung, worin ich nach Herausgabe der Bernsteinhexe fast in den Himmel erhoben wurde, werde ich bei der Sidonia eben so heftig angegriffen, obgleich Recensent noch gar nicht über diese Schrift und zwar aus dem einfachen Grunde urtheilen konnte,

weil sie kaum zur Hälfte erschienen war. Aber das Alles bleibt sich in unserer erleuchteten Zeit gleich. Es wird nicht lange währen, so fängt die fortschreitende Kritik schon an, Schriften zu beurtheilen, die der Verfasser noch im Kopfe hat, und die Welt wird diesen Fortschritt, wie billig, anstaunen und bewundern. Gleichzeitig hat jener inspirirte Recensent den alten Streit über die Aechtheit oder Unächtheit meiner Bernsteinhexe wieder aufgenommen. Alle historischen Zeugnisse, welche ich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe derselben (Leipzig 1846) dafür beigebracht habe: daß sie eine wohlüberlegte, freie Dichtung sei, um die superklugen Kritiker der jung-hegelschen Schule, welche die heilige Schrift für keine Wahrheit, sondern für eine Fabel halten, in Versuchung zu führen, ob sie gegentheils meine Fabel wohl für Wahrheit halten würden — alle historischen Zeugnisse, sage ich, selbst das dort mitgetheilte Zeugniß einer ganzen Synode, genügen dem inspirirten Mann und seiner Schule nicht: — man hält fortwährend die Bernsteinhexe für Wahrheit, wie man die Bibel für Dichtung hält. Denn (wer bekäme jetzt nicht Respect?) noch neuerlich hat Heyne in Paris erklärt: die Bernsteinhexe sei bis auf die Schlußbogen geschichtlich. Ich muß daher ausführlicher werden, als ich beabsichtigte, weil bekanntlich, was Juden heut zu Tage sagen, Orakel und Evangelien sind, und will darum versuchen, dem gebildeten Leser, welchem es in der That um Belehrung zu thun ist, eine klare Darstellung über den Unterschied zwischen Poesie und Geschichte nach den Grundsätzen des Aristoteles zu geben, woraus er, wenn er meinen vielfachen Versicherungen etwa auch noch keinen Glauben schenkte, mit Händen greifen wird, daß die Bernsteinhexe, wie die Sidonia, Poesieen (obgleich freilich in einer andern als der bisherigen Form) und keine Geschichten seyn müssen. Und jetzt zu dieser klaren Darstellung, wobei ich mich jedoch so kurz als möglich fassen werde. Aristoteles definirt sogleich zu Anfang seiner Poetik die Poesie also, daß sie im Wesentlichen Nachahmung (nämlich der Geschichte) sei. Dieß ist so wahr, was die dramatische und epische Poesie anbelangt (die er mit Recht nur der Form nach unterschieden nennt), daß es für Niemand einer Erklärung bedarf. Fragen wir jedoch weiter: was nachgeahmt werden soll? so erhalten wir Cap. 6 die Antwort: 1) eine Handlung (Fabel); welche „gleichsam» die Seele des Kunstwerks sei; 2) Charaktere; 3) Gesinnungen; 4) der wörtliche Ausdruck. Neuerdings hat man auch „die Sitten» hinzugerechnet; allein diese begreift Aristoteles unter dem einzigen Worte „Charactere,» wofür der griechische Ausdruck (ἦθη) zeugt. Allerdings sind die Sitten außerordentlich wesentlich, um den Begriff der Nachahmung in und

an dem Kunstwerke zu vollenden. Sie kleben aber gewissermaßen dem Charakter von selbst an und sind Eins mit ihm, daher der große wortkarge Philosoph sie nicht besonders hervorhebt und nur im Allgemeinen klagt: daß die meisten neueren Tragödien seiner Zeit charakterlos wären. Was würde er sagen, wenn er heut zu Tage auferstände und die Tragödien- und Romanflickerei der neuen jung-hegelschen Schule betrachtete, die so wenig den geringsten Begriff von Charakteren als von Sitten hat, nichts desto weniger die ganze Welt mit ihren Machwerken überschwemmt und nur aus dem einzig gedenkbaren Grunde ihre Wirkung bei dem großen Publikum findet, weil ihre Stimmführer, wie Menzel ihnen längstens vorgeworfen, sich gegenseitig ihre Fabrikate in allen kritischen Blättern bis zum Exceß lobhudeln, und dadurch, wie alle Marktschreier, ein gewisses ephemeres Ansehen sich erbrüllen. — Freilich, wäre ich so wie diese Herren verfahren, so würde ich nie in diese wunderbare, noch keinem Dichter zugestoßene Verlegenheit gerathen seyn, seit vier Jahren meine Poesie vor der Anschuldigung der Geschichte vertheidigen zu müssen, wie Andere die Geschichte vor der Anschuldigung der Poesie. Aber ich habe mich nicht bloß bemüht Charaktere aufzustellen, sondern auch alte Charaktere, welche in die Zeit meiner Handlung hineinpassen, und darum auch ihnen zeitgemäße Sitten und Gesinnungen zu Tage legen, anstatt daß unsere Junghegelinge ihren Helden, sie mögen sie genommen haben aus welcher Zeit sie wollen, gerade solche Charaktere, Sitten und Gesinnungen beilegen, wie unsere eigene charakterlose und großsprecherische Zeit sie hat. — Dabei bemühte ich mich ferner, den allgemeinen Charakter der alten Geschichte, das „Naive," hervorzuheben, und die moderne Sentimentalität, als das Gift aller wahren Poesie, zu fliehen. Dieß ist besonders schwer bei der Schilderung von religiösen Scenen, bei welcher religiöse Dichter, wie Biernatzki, so oft in eine süß-widerliche, pietistische Schwäche, irreligiöse in fade und langweilige Reflexionen gerathen, wenn man nicht die erhabene, antike Einfalt sich zum ewigen Muster der Nachahmung nimmt. Dann aber muß auch die unvergleichliche Kraft des Evangeliums jedes Menschenherz erschüttern, und das ungläubigste Weib wie der ungläubigste Mann werden sich vor Charakteren, wie Maria Schweidler und der Stargardische Bürgermeister, in unwillkürlicher Ehrfurcht beugen. Kurz, der Betrachtung dieser Regel des Aristoteles glaube ich nun es zuvörderst zu verdanken, daß man meine Nachahmung der Geschichte, d. i. meine Poesie, für Geschichte selbst gehalten. Aber ich ging weiter. Indem ich alles subjective Geschwätz, woran keine Zeit reicher war als die unsrige, absichtlich

vermied, ſuchte ich auch darin im Verfolge meiner Darſtellungen die Natur als höchſte Dichterin nachzuahmen, daß ich, wo nur irgend möglich, ſolche zufällige Züge erfand und der Handlung einſtreute, welche die Phantaſie des Leſers zur plaſtiſchen Anſchauung zwingen, und mithin das plaſtiſche Intereſſe dem natürlichen, oder, was hier gleich gilt, dem hiſtoriſchen nähern. Denn je überraſchender ſolche Züge ſind, je glaubwürdiger erſcheinen ſie uns, wir mögen gebildet oder ungebildet ſeyn. Wenn z. B. ein als Dieb verdächtiger Menſch verſichert eine Uhr gefunden zu haben, ſo werden wir ihm kaum glauben. Wenn er aber in die Art des Fundes eingeht und z. B. ſagt: die Uhr habe an der und der Weide über einen Zweig gehangen, und weil das Gras daneben niedergedrückt geweſen, müſſe ſie ein Reiſender, welcher ſich hier etwa ausgeruht, vergeſſen haben — ſo erhält dieſe Angabe für uns Alle ſchon einen großen Grad der Wahrſcheinlichkeit, und wir pflegen unter ſolchen Umſtänden wohl zu ſagen: wie käme der Menſch darauf, wenn es nicht ſo geweſen wäre? — Aber gerade auf ſo etwas zu kommen iſt die Aufgabe des Dichters, und je mehr er hierin die Natur nachzuahmen verſteht, welche das Ueberraſchende in unendlicher Mannigfaltigkeit hervorbringt, deſto mehr wird er den Anſchein eines wirklichen Geſchichtſchreibers gewinnen. Endlich rechnet Ariſtoteles zu dem, was nachgeahmt werden ſoll, „den wörtlichen Ausdruck,“ und ſchreibt dem Epopöendichter (denn unſer modernes Epos, den Roman, kannte er noch nicht) als unerläßlich hiefür den Herameter vor, Cap. XXIV, ja rechnet es für geſchmacklos, wenn Jemand ein anderes Metrum wählen wollte. Dieſer letzteren Meinung ſind wir nun durchaus nicht. Unſer modernes Epos, der Roman, wird durchgängig in Proſa geſchrieben, unſtreitig weil ſowohl die antiken als modernen Versmaße, und inſonderheit der Reim, der Darſtellung bei den meiſten Leſern immer den Anſchein des Gekünſtelten, mithin des Unnatürlichen geben; die Proſa dagegen immer den Anſchein des Natürlichen, mithin gerade deſſen, was der Dichter nachahmen ſoll. Dieſe letztere formelle Erſcheinung möchte darum auch mehr die Urſache ſeyn, weßhalb das Epos ſo zu ſagen bei uns untergegangen iſt, als, wie Manche geglaubt haben, die dem Epos anklebende materielle Erſcheinung des Wunderbaren, die ſogenannte Maſchinerie. Denn ich habe die letztere ſowohl in der Bernſteinhexe als noch mehr in der Sidonia wieder nach meiner Weiſe einzuführen geſucht und ſchmeichle mir, daß ſich auch dabei das alte Wort des Ariſtoteles bewahrheiten wird: „Das Wunderbare gefällt immer.“ Geſtützt alſo auf den Geſchmack der Neuern, welcher für die Form der dichteriſchen Erzählung die Proſa ver-

langt, ging ich noch einen Schritt weiter und meinte: daß die Nachahmung der Geschichte am höchsten von mir getrieben werden würde, wenn es mir gelänge, diese auch auf die Sprache der Zeit auszudehnen, in welche ich meine Handlung verlegte. Denn alsdann bliebe für die meisten Leser kein Unterschied zwischen Poesie und Geschichte mehr übrig. Und so ist es denn auch gekommen, es ist fast für Niemand ein Unterschied übrig geblieben, insonderheit nicht mehr für unsere jungdeutsche Kritik, weil ihr, wie gesagt, Aristoteles nur noch aus dem Commersbuche bekannt zu seyn scheint. Dieß waren nun die ästhetischen Gründe, welche mich bei der Schöpfung der Bernsteinhexe leiteten; die theologischen stehen ausführlich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der ersteren Schrift. Aber worin unterscheiden sich denn nun wirklich, wird man fragen, Poesie und Geschichte? Wir lassen wieder den Aristoteles Cap. XXIII die Antwort geben. Er sagt: „Was die erzählende Poesie anbelangt, so muß man den Stoff wie in den Tragödien dramatisch gestalten und eine ganze und vollständige Handlung darstellen, die Anfang, Mitte und Ende hat, damit sie wie ein Thier ein vollendetes Ganze ausmache und ein eigenthümliches Vergnügen bewirke. Darum ist klar, daß die Handlung nicht wie die gewöhnliche Geschichte componirt seyn darf, bei welcher es nicht auf Einheit der Handlung, sondern der Zeit ankommt.» In diesen Worten liegt nun der Unterschied zwischen Poesie und Geschichte auf das Kürzeste und Bündigste ausgesprochen. Ist in einer Erzählung nämlich Einheit der Handlung vorhanden, und eine Harmonie der einzelnen Theile zu sich selbst und dem Ganzen, wie die Harmonie eines wohlgegliederten Thieres: so haben wir jedesmal Poesie vor uns und keine Geschichte; denn die Natur kennt diese Einheit nicht, oder wenn sie sie kennt, so werden wir Menschen sie wenigstens nicht gewahr, da uns die Beziehungen unbekannt bleiben, in welchen wir etwa noch zu anderen Mitgeschöpfen und insonderheit zur Geisterwelt stehen. Darum hat auch die interessanteste Chronik, die interessanteste Lebensbeschreibung Stellen, in welchen die Einheit der Handlung aufhört, und die uns deßhalb langweilig erscheinen. Denn es kommen stets darin nicht eine, sondern mehrere Handlungen vor, welche oft gar keine Beziehung zu einander haben, oder wo sie sie haben, doch keine harmonische, wie die Glieder eines Thieres. Daß man übrigens auch eine geschichtliche Handlung ohne diese dem Kunstwerke anklebende Harmonie des Ganzen und seiner Theile nachahmen kann, liegt zu Tage. Dieß würde aber nicht bloß eine historische Lüge, sondern auch die allerleichteste Art der Nachahmung seyn; denn der Nachahmung würde die Seele fehlen, und sie darum eben so tief unter

der Geschichte stehen, als die Poesie, nach Aristoteles, über der Geschichte steht. Wenden wir nun diese Grundsätze auf meine mehrgenannten Schriften an, so ist klar, daß vorherrschend in der Bernsteinhexe die Fabel nicht bloß harmonisch in allen Theilen, sondern sogar nach der Vorschrift des großen Meisters dramatisch angeordnet ist, was Laube bei seiner verunglückten Bearbeitung derselben gleich hätte auffallen müssen, wenn er den Aristoteles kennete und überall ein Dichter wäre. Denn außer allen genannten Eigenschaften, welche ihn bei der Bernsteinhexe auf ein Kunst- und nicht auf ein Geschichtwerk hätten schließen lassen müssen, ist die Fabel noch überdieß einfach und trägt auch darum viel weniger den Charakter der Geschichte, als die Fabel der Sidonia, welche verwickelt ist. Ist nun sicher auch unser moderner Sophokles durch diese Deductionen so wenig als die zahlreichen Poeten seines Schlages zu bekehren, so werden doch alle meine Leser, welche unparteiisch nachdenken können und wollen, und nicht wie Jene von Neid und Mißgunst verblendet sind, hoffentlich durch den großen Griechen belehrt seyn, daß ich weder in der Bernsteinhexe, noch in der Sidonia als Geschichtschreiber, sondern als freischaffender Dichter aufgetreten bin; nur mit dem Unterschiede, daß die erstere durch und durch Erfindung ist, die andere sich dagegen auf wirklich historische Ereignisse stützt, deren Quellen ich in der Vorrede zum ersten Theile gewissenhaft angesagt habe. Beide Schriften sind also nichts anderes, als eine neue, mir eigenthümliche Erfindung auf dem blumenreichen Felde der Poesie, nämlich eine neue Form des historischen Romans, den ich zum charakteristischen Unterschiede den chronikalischen Roman benenne, und in dem ich recht viel Nachfolger zu haben wünsche, weil er die wesentlichste Eigenschaft der erzählenden Poesie, die Nachahmung der Geschichte, auf eine bis dahin unbekannte Weise ausübt, und mithin das eigenthümliche Vergnügen, welches nach Aristoteles einem solchen Kunstwerke inwohnet, auch mehr als jedes andere zu steigern im Stande ist. Doch ob ich selbst darin fortfahren werde, steht dahin. Es wird darauf ankommen, ob und welche Männer sich meiner gegen meine feindseligen Neider annehmen, von welchen kein einziger in den alten und bekannten Formen der Poesie etwas Erträgliches geleistet, geschweige eine neue erfunden hat.»

Diese letzte Apellation an die ehrliche, in keinerlei Cliquen-Rücksichten verstrickte Kritik hat uns bewogen, in der vorliegenden Angelegenheit ein Votum abzugeben. Wir theilten die erste Vorrede mit, weil der unmittelbare Einblick in das Actenstück uns nothwendig schien, um es dem Leser begreiflich zu machen, daß der ganze Prozeß überall entstehen konnte. Wir ließen die

zweite folgen, um ihm zu zeigen, daß Meinhold Alles, was nur irgend zur Aufklärung und zur Widerlegung seiner Gegner dienen kann, schon selbst summarisch beigebracht hat. Wenn die Barbarei, die Niebuhr vor achtzehn Jahren naiver Weise erst zu befürchten anfing, nicht schon längst da wäre, so brauchten wir gewiß kein Wort der Erläuterung hinzuzufügen. Man erwäge nur: Meinhold hat feierlich vor aller Welt erklärt, daß er, und er allein, Verfasser der Bernsteinhexe sei. Das, sollte man denken, hätte den Handel auf so lange abthun müssen, bis entscheidende Beweise des Gegentheils geliefert worden wären. Denn die Bernsteinhexe ist ein Menschenwerk und Meinhold ist ein Mensch; er behauptet nicht, einen Stein in einen Kuchen verwandelt oder aus der Luft ein Beafsteak herausgeschnitten zu haben, er vindicirt sich nur, was er sich als Mensch und in Uebereinstimmung mit den dem Menschen verliehenen Eigenschaften und Kräften vindiciren darf. Wer daher die Wahrheit seiner Erklärung in Zweifel zieht, kann dieß nicht aus allgemeinen, sondern nur aus besonderen Gründen thun, und diese müssen vorgelegt werden oder sie existiren für den Richter nicht. Meinhold hat aber seine Erklärung nicht einmal nackt hingestellt; er hat sie durch Anführung bekräftigender Thatsachen und durch Zeugnisse unterstützt. Er hat unter Anderem seinem König, als dieser bei ihm anfragen ließ, die Fiction augenblicklich aufgedeckt, und die Synode von Usedom hat, als er dem deutschen Publikum gegenüber später dasselbe that, seine Erklärung bestätigt und dabei die Motive angegeben, die sie zur Zeugenschaft berechtigen. Daraus folgt, daß wer Meinhold den Glauben versagt, ihn zum Lügner, zum frechen Lügner, und die Mitglieder der Usedomer Synode zu falschen oder wenigstens zu unvorsichtigen Zeugen macht; dazu ist aber nur der berechtigt, der die Existenz der alten Chronik, aus der die Bernsteinhexe geschöpft seyn soll, darzuthun vermag, ohne sich dabei, wie sich von selbst versteht, auf Meinholds Vorrede zu berufen. So, genau so, liegt die Sache, und da Meinholds Gegner bis jetzt so wenig zum Stillschweigen gebracht, als mit ihrem Beweise hervorgetreten sind, so ergibt sich ganz von selbst der Schluß, daß bei uns jetzt die Grundbegriffe, auf denen die menschliche Gesellschaft beruht, auch im literarischen Kreise bereits in Frage gestellt, ja offen verhöhnt werden. Das ist aber nicht mehr ein bloßer Uebergang zur Barbarei, das ist die Barbarei schon selbst, und je naiver sie auftritt, je weniger sie zu ahnen scheint, daß das Haus einstürzen muß, wenn man das Fundament auflockert, um so schrecklicher ist sie. Uebrigens hat nicht Meinhold allein eine so harte Unbill erlebt, und da nach

der Rechnung der Aerzte erst der zweite Fall die Krankheit gefährlich macht, so wollen wir im Vorbeigehen auch an diesen erinnern. Wie Meinhold seine Bernsteinhexe, so werden Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen in Wien) von mehreren Seiten seine Trauerspiele abgesprochen, und zwar weil er einen Lehrer gehabt hat, der begreiflicher Weise einmal, nämlich als der Schüler noch im Flügelkleide herumsprang, klüger gewesen ist wie er. Wenn dem nicht Einhalt gethan wird, so muß ein Dichter in Zukunft die Musen nur noch in Gegenwart eines beeidigten Notars annehmen. Der Denkende erkennt, wohin dergleichen führt; für ihn steht daher fest, daß Meinhold und Alle, die sich mit ihm in gleicher Lage befinden, so lange die Verfasser ihrer Werke sind, bis juridisch bündig andere Verfasser nachgewiesen werden. Wenn wir diesem unwiderleglichen Axiom wieder zu dem ihm gebührenden Ansehen verholfen haben, so ist unsere Aufgabe zur Hälfte gelöst und wir könnten in Sachen Meinhold's einstweilen das Aufzeigen der Chronik, auf die es jetzt allein ankommt, in Ruhe abwarten. Wir wollen jedoch aus innern Gründen noch darthun, daß eine Chronik, wie sie auf Meinhold's Fiction hin leichtgläubig und unverständig supponirt wurde, gar nicht existiren kann, und daß Demjenigen, der Meinhold die Ehre der Autorschaft nicht unbestritten lassen will, nur zwischen einem alten und einem neuen Dichter, nicht aber zwischen einem Dichter und einem Chronisten die Wahl bleibt.

Dr. Friedrich Hebbel.

(Schluß folgt.)

Art. VI. Theocritus. Codicum manuscriptorum ope recensuit et emendavit Christophorus Wordsworth, S. T. P., scholae Harroviensis magister, nuper coll. S. S. Trin. Cant. Socius et Academiae orator publicus. Cantabrigiae: typis academicis excudit Joannes G. Parker (des ungrammatischen Zusatzes: veneunt Londini apud Joannes Gul. Parker; Cantabrigiae apud J. et J. J. Deightonos, hätte sich die Buchhandlung doch schämen sollen), 1844.

Der Bearbeiter dieser Ausgabe des Theokrit hat sein Buch summe reverendo in Christo patri Gulielmo, divina providentia archiepiscopo Cantuariensi, totius Angliae primati et metropolitano gewidmet. In dieser Dedication, die ihn sehr als Theologen zeigt, sagt er: Iam vero, quoniam Antiquarum Literarum Disciplinis hic praecipue sit (so) finis propositus, et earum is fructus iure existimetur pulcherrimus, ut Rationis et Virtutis causam tueantur, et quasi famulentur Pietati; et quum plane sit summi momenti, ut haec de iis opinio Adolescentium animis mature inseratur,

iisque firmissime inolescat, mihi quidem, ob hanc quoque validissimam rationem, nihil poterat esse antiquius, quam ut liber, quo eorum praecipue commodis consulere voluissem, Tuae, Praesul Venerandissime, tutelae commendaretur. Hier fehlt entweder der Mittelſatz, daß auch Theokrit zur Frömmigkeit führe, oder, da das der Erzbiſchof wohl nicht zugeben konnte, ſollte im Nachſatze geſagt ſeyn, daß Theokrit, obgleich er weder zur Tugend und Frömmigkeit Anleitung gebe, noch frei von argen Unſittlichkeiten ſei, doch als ein zur Kenntniß des Alterthums gehöriger anmuthiger Dichter nicht dürfe vernachläßigt werden. Noch befremdlicher iſt in Beziehung auf den Theokrit die bald darauf folgende Aeußerung: Videbam igitur laborum fructus in Antiquitatis Studiis positorum, si Tibi dedicarentur, non tibi soli, sed Nominis et Officii Tui sanctissimi intercessione ipsi quoque ECCLESIAE quodammodo consecrari; et hoc modo cum pura Religione amicissime conspirare, et, id quod maxime iis expetendum atque elaborandum, cum augustissimis rebus beata communione consociari. Indeſſen wir haben es hier mit dem Herausgeber bloß als Philologen zu thun, und laſſen ihm gern ſeine theologiſchen Anſichten, wenn er uns nur als Philolog Genüge leiſtet. In der Vorrede gibt er ſeine Abſicht mit folgenden Worten an: Primum, ut harum Literarum studia pro virili parte iuvare conarer: deinde, ut, cum severioribus studiis et gravioribus negotiis implicarer, Scriptorem aliquem styli venustate et hilaritate et candore commendabilem, qualem esse Theocritum omnes voluerunt (?), pie manibus haberem, quo animum subinde acquiescentem exercerem simul et recrearem. Bloß über den erſten Punct iſt hier zu ſprechen; der andere aber darf den deutſchen Theologen zur Beherzigung empfohlen werden, die, obgleich freier von beengender Starrgläubigkeit, doch ihre ſogenannte Philologie meiſtens auf die heiligen Schriften beſchränken, die Profanliteratur hingegen ſehr bei Seite liegen laſſen. Wenn Herr Wordsworth nun weiter ſagt: Nulla magis alia ratione haec studia adolescentium animis arbitrabar me posse commendare, quam si probatum aliquem scriptorem, qui eos suavitate alliceret, ad Codicum fidem expositis, quae apud me in lectionibus deligendis valuissent, quam emendatissimum iis repraesentarem; ſo iſt das allerdings lobenswerth, zeugt aber von einem ſchiefen Urtheil, indem es, wie auch die Arbeit ſelbſt beweiſt, das Weſentliche und für die Jugend vor Allem Nöthige, die Interpretation, nicht beachtend, einzig auf die Kritik gerichtet iſt. In Beziehung auf dieſe verdient es zwar alle Anerkennung, daß er ein blindes Hangen an den Handſchriften verwirft, und, nachdem er ziemlich weitläufig über den Werth handſchriftlicher Lesarten geſprochen hat, das Ergebniß in fol-

genden Worten zusammenfaßt: Fidenter igitur aio, cum Codices sint vitiosi, id quod de Theocriteis satis constat, Codicem omnium optimum esse, rectam Rationem; aber dieser so unbestimmt ausgedrückte Ausspruch, in welchem Wahres und Unwahres zugleich enthalten ist, verräth schon durch sich selbst mehr einen guten Willen als ein bestimmtes und festes Urtheil. Daher sind die bedeutendsten Schwierigkeiten im Theokrit meistens ganz unbemerkt geblieben, wogegen an vielen Kleinigkeiten Anstoß genommen wird; einen sicheren Tact und ein reges Gefühl dessen, was antik ist, sucht man vergebens; die Kritik ist mehr ein subjectives Belieben, als ein geregeltes Verfahren, und hält sich fast bloß in den engen Schranken der kleinen Kritik, die es mit Buchstabenverwechselungen zu thun hat, wovon nicht selten eine große Anzahl Beispiele aufgestellt werden. Dieß aber ist eine Kritik, mit der man alles, auch das Unmögliche, möglich machen kann, zumal wenn, wovon sich ebenfalls manche Beispiele finden, die Kenntniß der Sprache nicht fest und das Urtheil über metrische Dinge, wie viel auch darauf Fleiß verwendet worden, nicht sicher ist.

Wer die griechischen Bukoliker mit Erfolg bearbeiten will, muß einestheils einen bestimmten Begriff von der Kunstform in diesen Gedichten haben, anderntheils den Zustand kennen, in dem sie uns überliefert sind. Beides vermißt man hier, und die recta ratio, die sich der Herausgeber zur Richtschnur nahm, hat überall kein festes Princip, sondern schwankt unsicher zwischen Wahrem und Falschem. Obgleich er nicht hoffte, daß nach dem von Gaisford gesammelten Apparate noch bedeutender Nutzen von andern Handschriften zu erwarten wäre, verglich er doch den schon von Warton gebrauchten Codex Harleianus, ingleichen zwei andere Handschriften, deren eine aus Carl Burneys, die andere, der lateinische Erklärungen mit griechischen Buchstaben beigeschrieben sind, aus Samuel Butlers Nachlaß dem brittischen Museum einverleibt worden waren; ferner einen noch von Niemand eingesehenen Codex der Cambridger Akademie und einen ihm von dem Baronet Thomas Phillips mitgetheilten; auch hatte er Gelegenheit, den Laudianus und Baroccianus, die schon von Warton benützt worden, nachzusehen, und die ebenfalls in der Bodley'schen Bibliothek von Wilhelm Jacobson angefangene Vergleichung des Codex Canonicianus zu vollenden. Durch alle diese Handschriften ist die Kritik um nichts gefördert, und wir sehen nur, daß dem Theokrit, wie den meisten andern Schriftstellern der Alten, ein einziger alter Codex, aus dem die andern herstammen, zum Grunde liegt. Im Texte ist der Herausgeber im Ganzen der ersten Meinekischen Ausgabe gefolgt: die zweite

ſcheint er nicht gekannt zu haben. Angehängt iſt der Heßler'ſche Index aus der Reiske'ſchen Ausgabe, in welchem die Partikeln und auch einiges andere von Heßler überſehene hätte nachgetragen werden ſollen. Als das Buch ſchon abgedruckt war, erhielt Herr Wordsworth noch die ziemlich unbekannte und unmäßig theure Ausgabe von Gail 1828, aus der er das Bemerkenswerthe in den Addendis gibt.

Uebrigens enthält die Vorrede noch eine dankenswerthe Erörterung der Art, wie die bukoliſchen und elegiſchen Dichter der Griechen den vierten Fuß des Hexameters behandelt haben, deren Ergebniß das iſt, daß die Elegiker nur ſelten in dieſem Fuße ein zweiſylbiges, dreiſylbiges, vierſylbiges Wort ſetzen, das den Fuß mit einem Spondeus ſchließe. Dieſe Beobachtung iſt, wie alle bloß auf das Einzelne gerichtete Beobachtungen, nur dann von Werth, wenn man ihren Grund erkannt hat und weiß, welchen Gebrauch man davon zu machen habe. Ein mit dem Spondeus im vierten Fuße ſchließender Rhythmus hat etwas ſchwerfälliges, und wird daher gern vermieden in Gedichten von leichter und gefälliger Beweglichkeit: aber nicht jeder den vierten Fuß ſchließender Spondeus ſchließt auch den Rhythmus. Daran ſcheint Herr Wordsworth nicht gedacht zu haben, obwohl er den Grund gefühlt hat, wie die Bemerkung S. XXIII zeigt, daß, wenn die letzte Sylbe des vierten Fußes ein einſylbiges Wort iſt, wie καὶ, ἤ, οὐ, τῷ, τὸν, εἰς, ἐκ, dieſes zu den folgenden Worten gehöre, und gleichſam mit ihnen ein Wort ausmache. Richtiger würde er geſagt haben, daß es eine neue rhythmiſche Reihe anfange, und aus dieſem Grunde ſolche Verſe keinen Anſtoß geben. Mit Recht verwirft er daher ein einſylbiges Wort an dieſer Stelle, das nicht zu den folgenden Worten gehört, wie im Theokrit I. 6:

ἁ χίμαρος, χιμάρῳ δὲ καλὸν κρῆς, ἤς τε κ' ἀμέλξῃς.

Im Theognis hat er acht Verſe mit einem vermeintlich unerlaubten Spondeus gefunden, die er ſämmtlich für verdächtig hält, und daher V. 641 εὔνουν in εὔνοον, 695 παρασχεῖν in παρασχέμεν, 733 δικαίως in δίκαια σὺ verändert; dagegen iſt nicht viel einzuwenden, aber V. 901 ſchließt der Rhythmus nicht mit dem vierten Fuße:

ἔστιν ὁ μὲν χείρων, ὁ δ' ἀμείνων ἔργον ἕκαστον,

und an dieſem Verſe iſt nichts auszuſetzen, obwohl der Spondeus leicht durch veränderte Wortſtellung ſich vermeiden läßt:

ἔστιν δ' ἔργον ἕκαστον ὁ μὲν χείρων, ὁ δ' ἀμείνων

Weder hier hat der Dichter noch V. 1193, wie Hr. Wordsworth vorſchlägt, geſchrieben:

ἔστιν ὁ μὲν χείρων, ὁ δὲ ἔργον ἕκαστον ἀμείνων·
ἀσπάλαθοι γε στρῶμα θανοῦσι τάπησιν ὁμοῖον.

Dieß hieße, um einen kleinern Fehler zu beseitigen, einen größern einführen, den Hr. Wordsworth zwar kannte, aber nicht hätte mit 1171 entschuldigen sollen:

γνώμην κύρνε θεοὶ θνητοῖσι διδοῦσιν ἀρίστην.

Dieser Vers ist verdorben und wird zu schreiben seyn:

γνώμη, κύρνε, θεοὶ θνητοῖς ὃ διδοῦσιν ἄριστον,
ἀνθρώπῳ.

Mit Recht hingegen will er V. 1161:

οὐδένα θησαυρὸν καταθήσειν παισὶν ἄμεινον,

die 409 gegebene Fassung vorziehen:

οὐδένα θησαυρὸν παισὶν καταθήσῃ ἀμεινον.

Die Verse 181 und 963:

τιθήμεναι φίλε κύρνε πενιχρῷ βέλτερον ἀνδρί
μήποτ' ἐπαινήσῃς πρὶν ἂν εἰδῇς ἄνδρα σαφηνῶς,

überläßt er Andern zu verbessern, und fügt hinzu: daß zu obigen Beispielen noch 911 würde gezählt werden können, wenn nicht Bekkers Cod. Mut. δύ' εἰσὶ τὸ πρόσθεν ὁδοί μοι gäbe. Dieß scheint er zu billigen, und so auch hier statt eines Fehlers, der im Grunde keiner ist, einen offenbaren Fehler einzuführen. Das Wahre wird seyn: δύο δ' ἔμπροσθεν εἰσὶν ὁδοί μοι. — Bei dem Moschus finde sich bloß in der nicht bukolischen Megara V. 37:

Ἀονίου πεδίοιο βαθεῖαν βῶλον ἀρούρης.

So ist dieser Vers, vermuthlich aus Versehen, geschrieben: denn die Bücher haben ἀροῦντες. Im fünften Idyllion V. 10 sei ἰχθύες zu schreiben: dieß hatten schon Andere gethan. Zwei Verse des Bion I. 61. XV. 19 seien von Schäfer und Salmasius bereits corrigirt. Er geht sodann zum Theokrit über, und nachdem er zwei Stellen aus dem achten Idylle, von denen an ihrem Orte die Rede seyn wird, beseitigt hat, bemerkt er, daß die ersten zehn auch von Servius als bukolisch anerkannten Gedichte des Theokrit von dem ungehörigen Spondeus im vierten Fuße gänzlich frei, die übrigen aber theils als nicht eigentlich bukolisch, theils als Nachahmungen der sophronischen Mimen, theils als epische Gedichte nicht der Regel des bukolischen Verses unterworfen seien. In dem XXVII. Gedichte, das zwar bukolisch, aber nicht von Theokrit sei (dieß ist eine willkürliche Annahme), glaubt er dem 59. Verse:

ἄλλαν ἀμπεχόναν τᾶς σᾶς τοι μείζονα δωσῶ,

dadurch zu helfen, daß er τοὶ accentuiren will. Dieß würde aber nicht nur τὶν heißen müssen, sondern auch einen widersinnigen Gedanken geben. Endlich wird noch bemerkt, daß Virgils Verse nicht nach den theokritischen zu beurtheilen seien, da gleich dessen erstes Idyll eilfmal den vierten Fuß mit einem Spondeus, jedoch jedesmal so schließe, daß das den Spondeus gebende Wort dem Sinne nach mit dem folgenden Adonius zusammenhange.

Ich werde nun, um die obigen allgemeinen Bemerkungen zu begründen, das Einzelne besprechen. In den Noten finden sich mehrere von Johann Wordsworth, dem verstorbenen Bruder des Herausgebers.

I. 32. ἔντοσθεν δὲ γυνὰ, τὶ θεῶν δαίδαλμα, τέτυκται. Mallet quis τὶ θεῶ, δαίδαλμα, contemplare quale opus! ut v. 149. θᾶσαι φίλος, ὡς καλὸν ὄσδει. Herr Wordsworth nahm τὶ für ὅ, τι, und hätte dieß durch quid, contemplare, opus übersetzen sollen; aber so redet weder ein Grieche noch ein Lateiner. Ueberdieß ist der Gedanke matt.

51. Ganz matt ist die Conjectur πρὶν ἢ πράτιστον ἐπὶ ξηροῖσι καθίξῃ, da πράτιστον gar keinen Sinn gibt.

52. ἀκριδοθήκαν wird verworfen, und ἀκριδοθήραν soll eine Anspielung enthalten, daß ὁ θηρῶν ακρίδας selbst von dem Fuchse θηρεύεται. Aber eine Falle für Heuschrecken ist ja etwas ganz undenkbares.

56 sollen die Worte so umgestaltet werden, θάημ' Αἰολικόν τι. Das gibt einen schwerfälligen Rhythmus. Es reichte hin θέημα zu schreiben.

82 soll ἃ δέ ἑ κώρα — ἐατεῦσα geschrieben werden, und dieß illum rivalem tuum bezeichnen, weil Virgil perque nives alium perque horrida castra secuta est sage. Dieß ist ganz unmöglich, da ἑ nicht gesetzt werden kann, wo nicht vorher ausdrücklich die Person angegeben ist.

85. Wenn hier im Moschus III. 119 vorgeschlagen wird: ἔκφυγεν ὠδάν, ἀλλὰ δίκα κίχε πάντας, so ist damit der nicht verstandenen Stelle keineswegs geholfen.

95. Sensus est, venit Venus dulci aspectu et Daphnidi arridens. Dieß soll durch die nicht annehmbare Conjectur ἀδεῖά οἱ ἁ Κύπρις γελάοισα (da καὶ οἱ Κύπρις wegen unerlaubter Corruption des καὶ vor οἱ nicht Statt finde) ἀθρῆν μὲν γελάοισα, ausgedrückt werden, womit Virgils cui non risere potentes verglichen wird. Es ist unnöthig dieß zu widerlegen. Dabei werden viele Beispiele von Verwechselung des α und οι, des ΑΑ und Λ, des λ und λλ, und um ἀθρῆν zu vertheidigen, des als Erklärung hinzugesetzten Infinitivs angehäuft, und zwei Stellen des Aeschylus nicht glücklich behandelt.

102. ἤδη γὰρ φράσδει πάνθ' ἅλιον ἅμμι δεδύκειν. Ueber den Sinn dieſes Verſes, der, wenn πάντα Nominativ ſeyn ſoll, einen fehlerhaften Spondeus im vierten Fuß gibt, iſt nichts geſagt, auch Euſtathius nicht angeführt.

109. ὥριος χ' ὥδωνις, luus Adonis, qui articuli usus pro possessivo pronomine sane pervulgaris saepius doctis viris in Theocrito fraudi fuit. Dieß iſt eine ganz irrige Anſicht des Artikels. Ueberhaupt aber iſt die ganze Stelle mißverſtanden, wenn Daphnis die ars pastoritia gegen deren Tadler durch Beiſpiele berühmter Hirten vertheidigen ſoll. Vielmehr ſagt er: Auch du ſelbſt haſt mit Hirten der Liebe gepflogen.

136. Hier finden ſich zwei ſehr unglückliche Conjecturen, eine im Bion XV. 23, die andere im Prometheus des Aeſchylus 902: δέμας εἰσιδούσῃ προσαυαινομέναν λύμαις.

II. 3 läßt ſich ὡς τὸν ἐμοὶ βαρὺν ἐόντα φίλον καταθύσομαι ἄνδρα verſtehen. Da aber die meiſten Codices ἐμὸν haben, iſt dieſes vorgezogen worden, und ſoll meum amicum iam crudelem factum bedeuten. Von iam ſteht nichts im Original, und crudelem factum müßte βαρὺν γενόμενον heißen. Aber Hr. W. ſah bloß auf die Worte, nicht auf den Sinn. Dabei zieht er noch die ganz richtige Form ἐόντα in Zweifel, und möchte aus den tabulis Heracleensibus das doriſche, oder vielmehr lakoniſche ἔντα ſetzen, oder gar βαρὺ νῶντα ſchreiben. Das iſt leeres Spiel. Der Liebhaber iſt bloß untreu, aber nicht grauſam oder feindlich, was βαρὺς bezeichnet. Daher hat der Dichter wohl τὸν ἐμὸν βραδὺν ἐόντα φίλον geſchrieben, und ἐμὸν iſt mit bitterer Ironie geſagt, wie XIV. 30. 36.

34. Die Stellen, mit denen die Auslaſſung von ἄν in den Worten καὶ τὸν ἐν ᾅδᾳ κινήσαις ἀδάμαντα vertheidigt wird, ſind theils leicht zu corrigiren, theils anderer Art, und beweiſen daher nichts.

151. ἀτὰρ τόσον αἰὲν Ἔρωτος ἀκράτῳ ἐπεχεῖτο, sibi infundebat de liquore meraco Amoris. Was heißt das? Hr. W. hat die Worte gänzlich mißverſtanden, ſo wie auch XIV. 12, und nicht geſehen, daß ἔρως die geliebte Perſon und ἄκρατον ἐπιχεῖσθαι auf eines Wohl trinken bedeutet. Geſchmacklos iſt der Einfall, daß Catull 48, 4 geſchrieben habe: usque ad millia basiem trecentas nec umquam inde mero satur futurus.

III. 17. Die Conjectur, daß in dem Verſe ὥς με κατασμύχων καὶ ἐς ὀστέον ἄχρις ἰάπτει das καὶ in κατ' abzuändern ſei, iſt nicht nur unrichtig, ſondern auch dem Sinne zuwider.

25. Hier iſt in Menanders Leukadia gut ἀλλὰ in ἅλμα verwandelt, und geſchrieben βῖψαι πέτρας ἀπὸ τηλεφανοῦς ἅλμα.

IV. 11. πείσαι τοι μήλ' ὧν καὶ τῶς λύκος αὐτίκα λυσσῇν,

oves igitur doceant lupos furere, wo μῆλ' ὤν eine Anſpielung auf Μίλων ſeyn ſoll, iſt eine ſehr unglückliche Conjectur, bei der nicht einmal bedacht iſt, daß der Dichter nicht μῆλα, ſondern μᾶλα hätte ſetzen müſſen.

21. τοὶ τῶ Λαμπριάδα τοι δαμόται. Lepos non iniucundus inesset orationi, si τοὶ δημόται tibi, h. e. tui municipes interpretemur, hoc sensu: utinam talem sortiantur filii Lampriadae tui contribules. Das würde ganz unverſtändlich ſeyn.

V. 25. Gut iſt die Vermuthung: καὶ πῶς, ὦ κύναδος σὺ, τάδ' ἔσσεται ἐξ ἴσου ἄμμιν.

32. Unnöthig iſt die Conjectur ὑπὸ τὰν κότινοι κὰτ τἄλσεα ταῦτα ſtatt καὶ τἄλσεα, verwerflich aber eine zweite κἀπ' ἄνθεα ταῦτα.

38 wird θρέψαι, παῖ, λυκιδεῖς vermuthet ſtatt καὶ, das in einigen Handſchriften fehlt. Wahrſcheinlicher würde τοι ſeyn.

90 nahm Hr. W. an λεῖος ὑπαντῶν aus Mißverſtand der Worte Anſtoß, weil er glaubte, ὁ Κρατίδας λεῖος ὑπαντῶν ſolle für ὁ λεῖος Κρατίδας geſetzt ſeyn. Seine Conjectur ὁ Κρατίδας τὸν ποιμένα ἀμὸς ὑπαντῶν wird Niemand billigen, da ſie um nichts beſſer als das ὁ Κρατίδας λεῖος iſt, und noch einen Hiatus in den Vers bringt, den er mit fehlerhaften und unpaſſenden Beiſpielen zu vertheidigen bemüht iſt.

91. Hier ſoll, wegen Aenderung des Subjects, λιπαρὰ δὲ παρ' αὐχένα σείετ' ἔθειρα mißfällig ſeyn, und daher σείει geſchrieben werden. Auch das wird Niemand billigen, da die Aenderung des Subjects durch Tauſende von Beiſpielen geſchützt werden, σείειν aber nicht überall als ſcheinbar intranſitiv ſtehen kann.

98. πεξῶ, das mit πέξω vertauſcht worden iſt, ſchien Hrn. W. mit Unrecht ein Solöciſmus zu ſeyn.

109. μή μοι λωβάσησθε τὰς ἀμπέλος· ἐντὶ γὰρ ὦμαι iſt eine irrige Conjectur. Die Reben ſind ja keine Trauben, und ὠμὴ ὄμφαξ, ὁμὴ σταφυλὴ beweiſen nichts.

131 kann nicht geſchrieben werden πολλὸς δὲ βάτων ῥόδα κισσὸς ἐπανθεῖ. Die Lesart der Bücher ὡς ῥόδα iſt von J. G. Schneider zum Theophraſt T. III. p. 462 gerechtfertigt.

VI. 9. Das für das ganz richtige ἄδ' ἴδε vorgeſchlagene ἀνίδε iſt eine völlig unerhörte Form.

29 wird mit Briggs εἶπα δ' ὑλακτεῖν νιν καὶ τᾷ κυνὶ der Conjectur von Ruhnkenius σῖξα ſtatt σῖγα vorgezogen, wohl ſehr mit Unrecht. Nicht alles, was geſagt werden kann, iſt an jedem Orte das rechte.

VII. 30. Johann Wordsworth ſchreibt von den Worten καί τοι κατ' ἐμὸν νόον ἰσοφαρίσθεν ἔλπομαι: Ne inverecunde et inurbane dictum putes, a quo vitio longe, si quis alius, abest Theo-

critus (vide infr. 38. Epigr. XXII. 2) cogita poetam aemulatione tanquam stimulo amicum excitare velle et ad canendum provocare. Er nahm τοι, wie auch Andere, für das Pronomen: aber da würde καὶ nicht die rechte Partikel ſeyn, ſondern es wird καίτοι erfordert.

124. Hier wird gefragt, ob bei Bion VII. 13 zu leſen ſei: οὐκ ἐθέλω φθινόπωρον, ἐπεὶ νόσον ὄρθρια τίκτει (tempore matutino) ubi ἐπεὶ est cum. Erkälten kann man ſich des Morgens auch im Frühjahr und ἐπεὶ kann nicht cum bedeuten.

VIII. 13 wird vermuthet: τίς ἄμμι κεν ἄρτιος εἴη. An ἄρκτος war nicht anzuſtoßen und ἄρτιος iſt nicht das paſſende Wort.

31. 32:

εἰτα δ' ἀμοιβαίην ὑπελάμβανε Δάφνις ἀοιδὰν
Βωκολικάν· οὕτω δὲ Μενάλκας ἄρξατο πρᾶτος.

Hos versus interpolationis cuiusdam fetum esse vix dubito. Primum inutiles sunt et supervacanei; post λαχὼν ἰυκτὰ Μενάλκας sequi debebat continuo Ἄγκεα καὶ ποταμὸν v. 32: deinde ἀμοιβαῖος nusquam nisi in hoc Idyllio hic et v. 61 apud Bucolicos Poetas comparet. Deinde in metrum bucolicum peccat Μενάλκας ἄρξατο πρᾶτος. Equidem ab eodem auctore consarcinatos fuisse suspicor cui initium Idyllii IX debemus. Bloß der erſte dieſer Gründe hat Gewicht, wozu noch das matt hinzugeſetzte βωκολικὰν kommt. Die beiden andern wollen nicht viel ſagen, da ἀμοιβαῖος ein untadeliges Wort iſt, und Μενάλκας an dieſer Stelle das Vorrecht eines Eigennamens hat.

43. Die hier in Bion XIII vorgetragene Conjectur:

μηδὲ λίπῃς μ' ἀγέραστον, ἐπεὶ χὠ Φοῖβος ἀείδειν
μισθὸν ἔδωκεν, μηδὲ τὰ πράγματα κρέσσονα ποιεῖ,

iſt gänzlich verfehlt. Wer ein ſolches Fragment auf ſolche Weiſe emendiren will, muß zeigen, welcher Sinn in dieſen Worten liegen ſolle. Die überlieferte untadelige Lesart: τιμὴ δὲ τὰ πράγματα κρέσσονα ποιεῖ, zeigt, daß der metriſche Fehler in ἔδωκε liegen muß.

51. Was hier vorgeſchlagen wird: καὶ λέγε Μίλων, ὁ Πρωτεὺς φώκας καὶ θεὸς ὢν ἔνεμεν, hat ſchon Ziegler, deſſen Ausgabe Hrn. W. noch nicht bekannt ſeyn konnte, aus Meineke's Conjectur in den Text aufgenommen. Herr Fritzſche (de poetis bucolicis p. 64) wollte ὡς beibehalten, aber Μίλων, ὡς φώκας ſchreiben, was unſtatthaft iſt.

77. Daß der aus IX. 7 genommene Vers: ἄδὺ δὲ χὠ μόσχος γαρύεται, ἄδὺ δὲ χἀ βῶς, hier zu ſtreichen ſei, da er nicht nur dasſelbe ſagt, was der vorhergehende, ſondern auch die Gleich-

heit der Strophen ſtört, iſt nicht bemerkt; eben ſo wenig wie V. 72 das fehlerhafte κἠμὶ ἐκ τῶ ἄντρω corrigirt iſt.

91 (90) kann nicht geſchrieben werden: οὐχ οὕτω νύμφα γαμεθεῖσ' ἀκάχοιτο, nicht nur weil ἄν fehlt, ſondern auch weil οὐχ οὕτω, was ſo viel als non tantum (nicht in ſo hohem Grade) ſeyn ſoll, hier wegen des Paralleliſmus mit V. 89 (εε), wo οὕτω κ' ἐπὶ ματέρα νεβρὸς ἄλοιτο, wie hier οὕτω κεν zu ſchreiben iſt, nicht ſtehen kann.

IX. 1:

Βωκολιάσδεο Δάφνι. τὺ δ' ὠδᾶς ἄρχεο πρᾶτος,
ὠδᾶς ἄρχεο πρᾶτος, ἐφεψάσθω δὲ Μενάλκας.

Duos priores versus ut Theocriti citat Maximus Planudes, Bachmann. Anecdot. II. 76. Mihi ob inusitatam primi caesuram suspecti sunt, eo magis quod Cod. Mediol. optimus dat συναψάσθω et Codices quinque πρᾶτος ἄειδε Δάφνι συναψάσθω δὲ Μενάλκας. — Scripserit forsitan Theocritus uno tantum versu:

Βωκολιάσδεο Δάφνι, ἐφεψάσθω δὲ Μενάλκας,

et ita legisse videtur Virgilius, locum hunc uno versu exprimens Ecl. III. 58. Incipe Damoeta: tu deinde sequere Menalca. Möglich iſt das, doch ſollte dann συναψάσθω geſchrieben ſeyn. Aber der Grund, den erſten Vers des Spondeus wegen für unächt zu halten, hat kein Gewicht, da das βωκολιάζεσθαι erſt noch folgen ſoll.

13:

τῶ δὲ θέρευς φρύγοντος ἐγὼ τόσσον μελεδαίνω,
ὅσσον ἐρῶν τὸ πατρὸς μύθων καὶ μητρὸς ἀκούειν.

So iſt nach zwei Handſchriften im Texte geſchrieben, äußerſt hart, da vielmehr der Genitiv τοῦ ſtehen ſollte, wie im vorhergehenden Verſe. Die Vulgata ἐρῶντι war von Toux in ἐρῶντε verändert, was nicht hätte ſollen verworfen werden, ohne etwas Beſſeres zu geben, was nicht unmöglich iſt.

Ich übergehe andere Fehler des Textes in dieſem Idylle, an die Hr. W. nicht gedacht hat, und erwähne nur, daß er in den offenbar verdorbenen Worten V. 33: οὔτε γὰρ ὕπνος, οὔτ' ἔαρ ἐξαπίνας γλυκερώτερον, οὔτε μελίσσαις ἄνθεα, zu ſchreiben vorſchlägt οὔτ' ἔαρ αἰξὶ νέαις oder αἰξὶν ἐμαῖς, was Beides, beſonders das Letztere, matt iſt; beſſer wäre νέον. Der ſehr wahrſcheinlichen Vermuthung, daß nach ὕπνος ein Vers ausgefallen ſei, weil Virgil ſage: tale tuum carmen nobis, divine poeta, quale sopor fessis in gramine, ſteht das entgegen, daß wohl auch dieſes Lied, wie die beiden vorhergegangenen, aus nicht mehr als ſieben Verſen beſtehen darf. Es müßte alſo dieſer Einwurf beſeitigt werden, was ganz leicht durch Ausſcheidung des ſchon von

andern Kritikern verworfenen dreißigsten Verses geschehen konnte, so daß dadurch der Ausfall eines Verses nach ὕπνος zur Gewißheit werden mußte.

X. 35 soll in dem Verse σχῆμι (oder σχῶμι) δ' ἐγὼ καὶ καινὰς ἐπ' ἀμνοτέροισιν ἀμύκλας geschrieben werden χῆμα δ' ἐγὼ. Dieß geht nicht an, da ein καὶ vor dem δὲ hier unstatthaft ist. Ueberdieß müßte man zu εἶμα noch καινὸν aus dem folgenden καινὰς suppliren, was hier etwas gesucht ist. Dann erst würde der aus Aristophanes Av. 970 angeführte Vers: τῷ δόμεν ἱμάτιον καθαρὸν καὶ καινὰ πέδιλα, mit Recht verglichen werden können.

38. ἦ καλὰς ἄμμε ποιῶν ἐλελήθη βῶκος ἀοιδάς. Sic Codices omnes excepto Romano qui dat ἐλελήθης, sed metro, ut opinor, et lingua reclamante. Quare ex illa lectione ΕΛΕΛΗΘΗC reposuerim ΕΛΕΛΗΘΗ Ο, ἐλελήθη ὁ βῶκος. Dadurch wird erst das Metrum fehlerhaft. Zu fragen war wohl mehr, ob das sonst nicht vorkommende βῶκος von dem Scholiasten richtig gefaßt worden sei. Doch hat Eustathius p. 962, 12 das Wort bei dem Theokrit gefunden.

XI. 41. Ob die νεβροὶ μαννοφόροι, die Hr. W. μανοφόροι geschrieben wissen will, Halsbänder zum Schmuck gehabt haben, scheint sehr problematisch. Die Scholiasten rathen nur, und aus ihnen hat wohl Pollux V. 99 ὠνομάζετο δέ τι καὶ μάννος ἢ μόννος, μάλιστα παρὰ τοῖς Δωριεῦσιν. Die armillati colla Molossa canes des Propertius IV. 8, 24 beweisen nichts. Bei dem Theokrit erwartet man ein Epitheton, das einen den νεβροῖς, die der Cyklop aufzog, von Natur eigenen Vorzug bezeichnet. Dieß fühlte Reiske, und fiel daher auch auf μανοφόρως, aber abgeleitet von μήνη; s. Homer Iliad. XXIII. 455. Moschus Europa 85. Zwar kommt μάνα statt μήνη nicht vor, aber wohl bloß wegen des Uebellauts zweier α, der in den Compositis wegfällt. Der Monat wenigstens heißt dorisch μάν, und Herodian wird von Ahrens de dial. Dor. p. 153 mit Unrecht getadelt.

49. τίς κεν τῶνδε θάλασσαν ἔχειν ἢ κύμαθ' ἕλοιτο. Hr. W. würde nicht τίς τῶνδ' ἀντὶ vorgeschlagen haben, wenn er bedacht hätte, daß αἱρεῖσθαι mit dem bloßen Genitiv dasselbe bedeutet, und κεν hier nicht wohl fehlen kann. Abscheulich ist der Einfall von Ahrens, τίς κ' ἄντ τῶνδε.

60. νῦν μὰν, ὦ κόριον, νῦν αὐτόθι νεῖν γε μαθεῖμαι, αἰκά τις σὺν ναΐ πλέων ξένος ὧδ' ἀφίκηται. Die in der Sache und in den Gedanken liegenden Schwierigkeiten hat Hr. W. in sehr vielen Stellen übersehen. Um schwimmen oder tauchen zu lernen braucht man nicht zu Schiffe zu gehen, und νεῖν kann nicht vereisen bedeuten. Porson zur Medea 4 unterscheidet ἐρετμεῖν und

ἐρετμοῦν. Fände ſich von dem erſtern ein Beiſpiel, ſo würde man νῦν αὖτ' ἐρετμεῖν ſchreiben können.

67. ἁ μάτηρ ἀδικεῖ με μόνα καὶ μέμφομαι αὐτᾷ. οὐδέν πα πόχ' ὅλως ποτὶ τὶν φίλον εἶπεν ὑπέρ μευ. Es iſt ſeltſam, wie Hr. W. auch da, wo alles richtig iſt, den Dichter mißverſteht. Von μόνα ſchreibt er: Sic omnes libri et editiones; sed, ut puto, mendose. Quo enim iure dicere poterat, Mater me SOLA iniuria afficit? Nonne ipsa quoque Galatea eum spernens affecit iuiuria? Nonne Cyclops sibi quoque nocuit, amore captus et ut ipse ait φρένας ἐκπεποταμένος? Mirum sane hoc tam ineptam μόνα viris doctis potuisse probari. Tu vero, amice lector, pro MONA repone KOPA. Er ſah alſo nicht, daß der Cyclop ſich nur tröſten will, und daher, immer noch auf Gegenliebe hoffend, alle Schuld auf die Mutter ſchiebt, die nie zu ſeinen Gunſten geſprochen habe. Eben ſo unglücklich wird bei dieſer Gelegenheit im Bion XV. 15 vorgeſchlagen: λάνθανε δ' ἐν κώραις λυκομηδίσι κῶρος Ἀχιλλεύς, ohne an die vorhergegangenen Verſe zu denken, die μοῦνος, was die Bücher geben, nothwendig verlangen; und I. 59: χήρη δ' ἁ Κυθέρεια, μόνοι δ' ἀνὰ δώματ' Ἔρωτες, weil ihm nicht einfiel, daß κενοὶ dasſelbe und noch nachdrücklicher bedeutet.

Dagegen findet man XII. 37 von dem Prüfſteine eine gute Conjectur: χρυσὸν ὁποίῃ πεύθονται μὴ φαῦλον ἔχῃ τύπον ἀργυραμοιβοί, was auch gut erläutert iſt. Die Bücher haben μὴ φαῦλον ἐτήτυμον

XIII. 15 ſoll ſtatt αὐτῷ δ' εὖ ἕλκων ἐς ἀλαθινὸν αἴδρ' ἀποβαίη geleſen werden αὐτῷ δ' ἐξ αἴκλων. Daran hat der Dichter nicht gedacht, ſondern es ſchwebten ihm, wie Tour geſehen hat, die Homeriſchen Verſe in der Ilias XIII. 703 ff. vor Augen, was jedoch Hr. W. mit Valckenaer nicht glauben will, weil beide den eigentlichen Fehler in dem Verſe nicht entdeckten.

42. Hier wird im Moſchus III. 107 ſtatt ἢ τὰ χλωρὰ σέλινα vorgeſchlagen καὶ τὰ χλωρὰ σέλινα. Schon der ſchlechte Rhythmus hätte vor einer ſolchen Conjectur warnen ſollen, und Jedermann ſieht, daß ἠδὲ τὰ χλωρὰ σέλινα zu ſchreiben iſt, auch wenn es die Handſchriften nicht gäben. Aber Hr. W. nahm ſich nicht die Mühe nachzuſehen, was in den Büchern ſtände.

68. Hier ſoll geſchrieben werden ναῦς μένεν ἄρμεν' ἔχοισα μετάρσι' ἑτῶν παρεόντων, sociis praesentibus, ſtatt μετάρσια τῶν παρεόντων. Eine ſolche Cäſur hat ſich Theokrit nicht erlaubt, und daß die Gefährten gegenwärtig waren, verſteht ſich von ſelbſt. Es folgt:

ἱστία δ' ἠίθεοι μεσονύκτιον ἐξεκάθαιρον
Ἡρακλῆα μένοντες.

Die Conjectur αὖτε καθεῖλον ist nicht nur durch Vergleichung von XXVI. 12 Ἰνὼ δ' αὖτ' ἔρρηξε σὺν ὠμοπλάτᾳ μέγαν ὦμον, wo mehrere Handschriften ἐξέρρηξε geben, keineswegs begründet, indem dort αὖτ' offenbar, nachdem ἐξ ausgefallen war, von einem metrischen Corrector eingeschoben ist, sondern sie stellt auch das Gegentheil von dem, was hier zu sagen war, auf. Denn es wäre verkehrt gewesen zu sagen, die Argonauten hätten die Segel in der Mitternacht wieder eingezogen, um auf den Herkules zu warten, da vielmehr gesagt werden mußte, sie wären abgesegelt, nachdem sie bis Mitternacht vergeblich auf ihn gewartet hatten. Die Stelle scheint lückenhaft zu seyn und nach V. 69 etwas zu fehlen.

In den Worten V. 73: Ἡρακλέην δ' ἥρωες ἐκερτόμεον λιποναύταν, οὕνεκεν ἠρώησε τριακοντάζυγον Ἀργώ, soll ἥρωα als Anspielung auf ἠρώησε geschrieben werden. An diesen Witz hat der Dichter nicht denken können, da alle Argonauten ἥρωες waren, wie sie auch V. 38 benannt sind.

XIV. 4. Hier wird in dem 266. Fragmente des Kallimachus ἢ ὑπὲρ αὐσταλέου χαρίτων λόφον vorgeschlagen Αἰγάλεων zu schreiben. Sermo est de noto illo Atticae monte Aegaleo. Woher weiß das Hr. W., wenn er nicht auch die Gratien auf diesem Berge nachweist? Etwas besser ist der Gedanke, daß in dem 234. Fragmente ἄνδρ' ἀλκὸν Δεκελειόθεν ἀμπρεύοντες zu lesen, und das vom Tyrtäus gemeint sei.

17. In Aeschylus Suppl. 263 soll χραυθεῖσ' ἀνῆκε γαῖα μηνῖσαι δάκη geschrieben werden, was zwar möglich, jedoch nicht wahrscheinlich ist. Im Theokrit aber wird hier gut βολβός τις κοχλίας in βολβὸς, κτείς, κοχλίας verändert. Wenn aber im Prometheus des Aeschylus 355 geschrieben werden soll: Τυφῶνα θοῦρον, στάσιν ὃς ἀντέστη θεοῖς, so steht dem entgegen, daß Aeschylus solche Rhythmen sich nicht erlaubt hat.

23. χῆφθα. εὐμαρέως κεν ἀπ' αὐτᾶς καὶ λύχνον ἅφαις. Statt χῆφθα, wofür fast alle Handschriften κῆφατ' haben, soll κῆθετο geschrieben werden. Dieß ist nicht das rechte, und man erwartet hier nicht ein Imperfectum.

38. τήνῳ τὰ σὰ δάκρυα μᾶλα ῥέοντι. Hr. W. will δάκρυσι schreiben, indem er μᾶλα für genae nimmt. Die Stelle des Moschus in der Megara 56, die noch am ersten dafür zeugen konnte, τὰ δέ οἱ θαλερώτερα δάκρυα μήλων κόλπον ἐς ἱμερόεντα κατὰ βλέφαρων ἐχέοντο, ist nicht angeführt. Aus dem Pollux I. 87 erhellt nur, daß μῆλα ein technischer, den obern Theil der Backen bezeichnender Ausdruck ist, den schwerlich sich die Dichtersprache zu brauchen gestattet hat.

43. αἶνος θὴν λέγεταί τις, ἔβα καὶ ταῦρος ἀν' ὕλαν. Weil

manche Codices κένταυρος, andere ἔβακε haben, und der Aoriſt ἔβα nicht eben gefallen könne (warum nicht? Es iſt ja der Aoriſt in ſolchen Sprichwörtern ganz gewöhnlich, weil er nothwendig iſt), ſoll αἶνος ἦν λέγεταί τι, βέβακεν geleſen werden. Was heißt aber τι? und wie kann das hier ſtehen?

56 nimmt er an ὁμαλὸς δέ τις ὁ στρατιώτας Anſtoß, und will οἱ für ὁ ſchreiben, indem er die Production des vorhergehenden τις doch nicht unbedingt für nothwendig zu halten ſich entſchließen kann. Das wird er aber doch thun müſſen. Sollte ſie aber durchaus nothwendig ſeyn, ſo ſchlägt er δέ γέ οἱ oder δ' ἔτι οὖ vor. Das Letztere kann gar nicht Statt finden. Warum aber ſoll geändert werden, was ganz ohne Fehler iſt, wenn man die Worte richtig verſteht?

XV. 7. τὺ δ' ἑκαστοτέρω ἄμ' ἀποικεῖς iſt eine ſehr den Gedanken ſchwächende Conjectur. Bei dieſer Gelegenheit wird im Bion XV. 7 Tour's ἄτωστον gelobt, und ſtatt des corrupten ἀηδήνη τ' ἄπαστον vorgeſchlagen ἠείδη ἔτ' ἄποστον Ἀχιλλέα Δηϊδάμεια, noverat adhuc ignotum. Solche Dinge hätten Hrn. W. gar nicht in den Sinn kommen ſollen. Hätte Statius Achill. I. 560, wie er meint, ipsa Bionis verba zu den ſeinigen gemacht, als er ſchrieb: At procul occultum falsi sub imagine sexus Aeaciden furto iam noverat una latentem Deidamia virum; ſo müßte das Bion ganz anders, als auf eine ſo ungriechiſche und ungeſchickte Weiſe ausgedrückt haben. Eben das gilt von der hier vorgetragenen Conjectur in des Aeſchylus Sieben gegen Theben V. 83, wo in den Worten ἑλεδεμνὰς πεδιοπλόκτυπος ὠσὶ χρίμπτεται βοά ſtatt des erſten Wortes ἀλίμενος, importuosus, infinitus, vermuthet wird. So etwas iſt ſchlechterdings unmöglich.

38, wo Gorgo die Praxinoa lobt, daß ſie ſich das Kleid ſo ſchön verfertigt habe, und dieſe antwortet: Γ. ἀλλὰ κατὰ γνώμαν ἀπέβα τοι. Π. ναί; καλὸν εἶπες; hat er in den Text geſetzt:

Γ. ἀλλὰ κατὰ γνώμαν ἀπέβα τοι τοῦτο. Π. κάλ' εἶπες.

Hier iſt alles unrichtig, erſtens das ganz unnöthige ſchleppende τοῦτο; ſodann die ſchlechte Cäſur; ferner κάλα, wo nothwendig καλὸν geſagt werden mußte, und endlich die ganze Redensart κάλα εἶπες, die noch überdieß vergeblich mit Beiſpielen und auf eine nicht zu billigende Weiſe belegt wird: κάλ' εἶπες bene ais, ut Euripideum καλῶς ἔλεξας, de quo Monkius Alcest. 1109. Dort findet man nichts als: καλῶς ἔλεξας usitatissimam esse Euripidi formulam notavit Valckenarius ad Hipp. 715, und man muß nun dieſen wieder aufſchlagen, um die Stellen, in denen dieſe Redensart vorkommt, beiſammen zu finden. Nun ſoll aber dieß very well bedeuten, was hier im Munde der Pra-

xinoa eine ganz ungeschickte Antwort seyn würde. Vielmehr geben ja die Bücher offenbar das rechte, wenn man nur die Fragzeichen setzt: „wirklich? meinst du daß es schön ist?»

50. Für das viel bestrittene πάντες ἐρειοί vermuthet Hr. W. πάντες Ἔπειοί. Auf denselben Gedanken war schon vorlängst mein Freund Aug. Seidler gekommen, der sich auf dieselben Stellen wie Hr. W. und noch mehrere stützt. Wie gelehrt auch eine solche Conjectur ist, so hat sie doch keine Evidenz, und eben daß sie weit hergeholt ist, hält von der Beistimmung ab. Das wahre Wort scheint bei dem Hesychius in dem noch ἐρόεντα stehenden ἐριοὶ, καινοί, d. i. κενοί, zu liegen, das ἐροιοί war. Die Form ist durch den Namen des attischen Demos Ἐροιάδαι gerechtfertigt.

68. Sehr mißlungen ist hier die Conjectur im Bion XV. 14: μεῖνεν ἐὸν κατὰ δῶμα, φέρων δὲ συνάγαγ' Ἄρηα, was schon wegen der verwerflichen Cäsur, noch mehr aber wegen des Ausdrucks selbst nicht annehmbar ist, da es schwerlich arma ferens sociorum contulit armis bedeuten kann.

95. Nicht passend scheint, was Johann Wordsworth unnöthig vorschlägt: μή μοι κενεὰν ἀποκλάξῃς. ne vacuam arcam, in qua nihil est quod custodias, obsera; ne mihi imperes, in quam nullum ius habes. Uebrigens ist er zu loben, daß er in dem Verse des Sophokles bei dem Harpokration in παρακρούεται das richtige sah, indem er schrieb: ὡς μήτε κρούσαι μήθ' ὑπὲρ χεῖλος βαλεῖν, obgleich er sich darin täuscht, daß er dieß für noch nicht bemerkt hielt. Denn Porson hatte schon den Fehler verbessert, und zwar ohne die Conjunctive mit Infinitiven zu vertauschen.

127. Völlig überflüssig und unnütz ist die Vermuthung ἔστρωται δὲ κλίνα Ἀδώνιδι statt ἔστρωται κλίνα τῷ Ἀδώνιδι, weil einige Codices das δὲ einschieben. Wer die Stelle richtig versteht, muß sehen, daß eine Copula hier gar nicht Statt hat, indem die Construction ist: πορφύρεοι δὲ τάπητες ἄνω ἔστρωται κλίνα.

XVI. 24. Zu den vielen Conjecturen über diesen Vers kommt hier noch eine neue: τὸ δὲ καί τινι δοῦναι ὀπαδῶν. Das rechte Wort ist noch nicht gefunden, vielleicht weil man von einer falschen Ansicht ausging.

102. εἷς μὲν ἐγών, πολλοὺς δὲ Διὸς φιλέοντι καὶ ἄλλους θυγατέρες, τοῖς πᾶσι μέλει Σικελὰν Ἀρέθοισαν ὑμνεῖν σὺν λαοῖσι καὶ αἰχμητὰν Ἱέρωνα. Sehr verfehlt ist der Gedanke μόλοι zu schreiben, das veniat, obveniat, contingat bedeuten soll; ja man soll auch, weil ein Coder εἴκοι hat, mit Umstellung der Buchstaben πᾶσι κίοι schreiben können. Dergleichen ist doch nichts als leere Spielerei, mit der Richtiges und Gutes in Unpassendes

und Unmögliches verwandelt wird. Es konnte doch genügen μέλοι mit einigen Handschriften zu schreiben, da auch in ἴκοι und εἰκοι der Optativ erscheint, wenn einmal das Schwächere vorgezogen und unnöthiger Weise das schon Gesagte wiederholt werden sollte. Denn ein richtiges Gefühl wird den Indicativ μέλει für das Wahre erkennen, und sehen, daß dadurch die vorhergegangenen Wünsche bekräftigt werden.

XVII. Die Anmerkungen zu diesem Gedichte sind beinahe alle von dem Bruder des Herausgebers.

XVIII. 27 wird in den vielbestrittenen Worten: ἀὼς ἀντέλλοισα καλὸν διέφαινε πρόσωπον πότνια νύξ. vermuthet: πὸτ τὶν, Νύξ, prae te, o Nox. So hätte das nicht übersetzt werden sollen. Die Anrede an die Nacht wird nicht Beifall finden. Gleich darauf wird in dem ebenfalls streitigen Verse: πιείρᾳ μεγάλα ἄτ' ἀνέδραμε κόσμος ἀρούρᾳ für μεγάλα empfohlen ἐλάτα zu setzen. Dazu will aber πιείρᾳ nicht passen, woran nicht gedacht worden.

XIX. 7. 8. τὺ δ' οὐκ ἴσον ἐσσὶ μελίσσαις, χὠ τυτθὸς μὲν ἔης, τὰ δὲ τραύματα ἀλίκα ποιεῖς. Dieß ist die überlieferte offenbar corrupte Lesart. Dazu ist bemerkt: χὠ eo quod, quatenus scripsi pro χὡ. Deinde post τραύματα levi interpunctione facta locum sic intelligo, Tu vero non simile (θηρίον) es apibus? eo quod parvus es, et quod ad tua (a te inflicta) vulnera spectat, quam magna facis. Das ist ja aber nicht nur ein höchst unbeholfen ausgedrückter Gedanke, sondern auch gar kein Griechisch.

XX. 25 wird die allerdings übertriebene Hyperbel: ὄμματά μοι γλαυκᾶς χαροπώτερα πολλὸν Ἀθάνας durch μᾶλλον gemildert.

44 ist τὸν ἀδεά in τὸν Ἄρεα verändert, was auch von mir geschehen war und von Ameis aufgenommen ist.

XXI. 4. κἂν ὀλίγον τις νυκτὸς ἐπιψαύσῃσι. Da mehrere Handschriften ἐπιβησέεισι oder ἐπιβησέῃσι haben, soll ἐπισβήσῃσι statt ἐπισβέσσῃσι nach Phrynichus in Bekkers Anecd. p. 16, 27 geschrieben werden. Dieß geht nicht an, da man dazu aus dem vorhergehenden Verse μερίμνας suppliren müßte, das nicht nur sehr hart ist, sondern auch wieder eine neue Ergänzung, daß Schlaf die Sorgen verlöschen mache, erfordert. Näher war Ahrens durch ἐπιμύσῃσι gekommen, was ἐπημύσῃσι zu schreiben ist.

10. Zu loben ist πῆδα statt des unbekannten Wortes λῆδα, da es zu verwundern sei, daß alles Fischergeräth genannt und nur die Ruder nicht erwähnt seien. Aber mit dieser Conjectur hätte es sein Bewenden haben und nicht, weil der Tang auch als Lockspeise diene, die Lesart so verändert werden sollen:

τοὶ κάλαμοι, τάχιστρα τὰ φυκιόεντα, τὰ πῆδα,

wo das unnöthig und schleppend nachgesetzte Epitheton τὰ φυκιόεντα unangenehm auffällt, während τὰ φυκιόεντά τε πῆδα untadelig wäre.

15. 16. Wenn auch οὐκίνα in οὐ κλίναν verändert beifallswerth ist, zumal da ein in den Addendis erwähnter Codex von Gail καινὰν hat; so kann doch weder der Gedanke noch die Form der Rede und des Rhythmus in folgendem Vorschlage gebilligt werden:

οὐδ' εἶχον χύτραν, οὐ κλίναν πάντα περισσά,
πάντ' ἐδόκει τήνοις ἄγρας πέρι, ἃ σφ' ἄγ' ἑταίρους·

omnia iis videbantur supervacanea prae piscatione et praeda quae eos fecit socios. Die letzten Worte hat Ahrens gut verbessert: ἃ γὰρ πενία σφας ἐτήρει.

17. Wenn hier παττᾶ in πνοιᾷ verändert, und demnach geschrieben werden soll: πνοιᾷ δὲ παρ' αὐτὰν θλιβομέναν καλύβαν τρυφερὸν προσέναχε θάλασσα, so war zu beweisen, daß die See schwimmt, und zu zeigen, was τρυφερὸν bedeuten könne.

32 soll statt οὐ γὰρ νικαξῇ κατὰ τὸν νόον gelesen werden τοὔναρ ἄν' εἰκάξῃς κατὰ τὸν νόον. Da ist κατὰ τὸν νόον überflüssig und matt. Besser haben Ameis und H. Fritzsche οὐ γὰρ νυσταξῇ κατὰ τὸν νόον geschrieben.

Ingeniös ist die Correctur V. 36: ἀλλ' ὄνος ἐν καμῷ, da die handschriftlichen Lesarten ἄλλονος ἐν ῥάμῳ oder ῥάμνῳ dahin führen, asinus libertatis et subsidii expers. Wie aber dieß durch die in den Addendis angeführten Verse des Theognis 347. 1249 erläutert werden solle, ist nicht zu begreifen.

38. Aus den sehr verdorbenen Lesarten der Handschriften ist auf λέγε μοί ποτε νυκτὸς ὄψιν, ἅπας, ὅσσ' εἶδε, λέγει μάνυσιν ἑταίρῳ, oder ἅπας, ὅσσ' εἶδε, λέγων μάνυσεν ἑταίρῳ, und in den Addendis, wenn der Singular ἕτης sich bestätigen lasse, ἕτης ὅσσ' εἶδε, λέγων μανυσεν ἑταίρῳ geschlossen. Schwerlich würde der Dichter diesen Gedanken so ausgedrückt haben.

Gut ist V. 42 εἶδον ἐμαυτὸν ἐν πέτρᾳ βεβαῶτα statt μεμαῶτα, und im folgenden Verse ἐκ καλάμῳ statt ἐκ καλάμων, dieses mit Valckenär, βεβαῶτα schon Stephanus.

45. τῷ χέρε τεινόμενον περὶ κλῶσμ' ἕλον, arundo curvata est; manus lineam circumprehenderunt. Das versteht man nicht, da περιαιρεῖν etwas ganz anderes als περιλαμβάνειν bedeutet.

52 scheint Hr. W. ἠνυσάμην τὸν ἄεθλον statt ἤνυσ' ἰδὼν lesen zu wollen. Das Medium ist nicht nöthig, wenn man ἄεθλον vom Kampfe, nicht vom Preise versteht. Und passender ist, was Andere gesetzt haben, ἤνυσα δ' ὧν.

58. Schüchtern wird hier vermuthet: καὶ τότε μὲν κίστῃ κατέκλαξα τὸν εὖτ' ἄῤῥητον, et tunc arca ego eum conclusi tan-

quum sacrum; so hat nie ein Grieche geredet; oder: καὶ τὸν μὲν πειστῆρι κατήγαγον ἀἰωρητόν, et piscem fune super humeros suspensum domum deduxi.

65 ist nach einigen Spuren εἰ γὰρ μὴ κνώσσων vermuthet.

XXII. 69. Unbegreiflich ist es, daß Hr. W. die Worte des Amycus ausfallen läßt: ἐγγὺς ὁρᾷς, οὐ γύννις ἐὼν κεκλήσεσ' ὁ πύκτης, und er dafür lesen will, was Theokrit auf keinen Fall würde geschrieben haben: ὦ δυμὲ, ἐμὸς κεκλήσεσ' ὁ πύκτης.

172. Die Lesart der Handschriften: αἵματι δὲ χρὴ νεῖκος ἀναῤῥήξαντας ὁμοίιον αἵματι λοῦσαι, hat zwar Meineke mit derselben Redensart bei dem Kallimachus h. in Del. 95. vertheidigt, aber unstreitig richtig hat Hr. W. gesehen, daß δεῦσαι zu schreiben ist, und wäre ihm nicht die Stelle des Kallimachus entgangen, so würde er gewiß auch dort das richtige δεύτων hergestellt haben. Αἵματι λοῦσαι ist kein griechischer Gedanke, denn λοῦσαι ist abwaschen.

XXIII. 6. πάννα δὲ κἠν μύθοισι καὶ ἐν προσόδοισιν ἀτειρής. Hr. W. würde mit Recht πάντα δ' ἦεν zu schreiben vorgeschlagen haben, wenn er beachtet hätte, daß die Handschriften nicht κήν, sondern κἀν haben, woraus zu schließen ist, daß der Dichter πάντα δὲ καὶ μύθοισι schrieb, vor diesem Verse aber ein Vers ausgefallen ist.

13. Zu den Worten φεῦγε δ' ἀπὸ χρὼς ὕβριν τας ὑργᾶς περικείμενος schreibt Hr. W., der Gedanke des Dichters, wer derselbe auch sei, scheine zu seyn: color fugit eius insolentiam. Was soll man sich aber dabei denken? Nun vermuthet er: φεῦγε δ' ἀπὸ χρὼς ὕβριν, τᾶς στοργᾶς πέρι, καὶ μένος: color fugit eius insolentiam et iram ob amorem. Aber auch das kann man nicht verstehen.

31. ἃ δὲ χιὼν λευκὰ, καὶ τάκεται ἄνικα παχθῇ. Hier soll θάλπῃ geschrieben werden, cum sol eam calefaciat, oder auch intransitiv cum nix calefiat, wie bei dem Sophokles Antig. 415. Beides ist irrig: in dem ersten Falle müßte ausdrücklich die Sonne genannt seyn, und bei dem Sophokles ist ja καὖμ' ἔθαλπε nicht intransitiv, sondern activ. Bei dieser Gelegenheit wird in der Anthol. Palat. T. I. p. 306 (VII. 2) so corrigirt:

εἰ καὶ βαιὸς ὁ τύμβος, ὁδοιπόρε, μή με παρέλθῃς,
ἀλλὰ κατασταλὰς ἴσα θεοῖσι σέβου

Viator, ne tumulum hunc praeternaviges, sed cursu paulisper retento, h. e. contrahens vela, inhibensque remos, venerare. Diesen Sinn kann man aus den griechischen Worten nicht errathen. Denn es wird eine von der Schiffahrt hergenommene Metapher vorausgesetzt, auf die nichts hinweist, da ὁδοιπόρος ein Wanderer zu Fuß ist. Der aus dem 279. Epigramme p. 387 an-

geführte Vers: παῦσαι νηὸς ἐρετμὰ καὶ ἔμβολα τῶδ' ἐπὶ τύμβῳ, beweist nichts, da dort von einem Schiffer die Rede ist.

55. soll νέον in den Worten οὐ κλαῦσε νέον φόνον für νεοκότος, insolens, praeter modum tristis stehen. Das ist unmöglich; kaum begreiflich aber, wie Hrn. W., der so viel mit Buchstaben zu thun hat, nicht einfiel, οὐ κλαῦσεν ἐὸν φόνον zu schreiben.

57. Hier wird das unstatthafte τῆλε in τῇδε corrigirt. Aehnlich H. Fritzsche τεῖδε

XXIV. 19. ist die Bedenklichkeit über die Corruption der vorletzten Sylbe in ἐξέπτυον vergeblich, und das vorgeschlagene ἐξέπτυσαν kann hier nicht stehen.

39. οἱ δέ τε τοῖχοι πάντες ἀριφραδέες καθαρᾶς ἄτερ ἠριγενείας. Gut schreibt Johann Wordsworth: Legendum ἄπερ, tanquam, sicut, καθαρᾶς ἄτερ ἠριγενείας neque per se placet, et post νυκτὸς ἀωρὶ iners et importunum est.

94. Ingeniös ist der Gedanke in der Helena des Euripides 866 zu schreiben: θεῖον δὲ σεμνὸν θεσμὸν αἰθεροσμυχον, nur ist die Form unrichtig und es würde αἰθεροσμυγῆ heißen müssen.

XXV. 264: ἔφλασα ist aus Bergk's Conjectur jetzt schon von Andern aufgenommen worden.

XXVI. 7. Eine gute Conjectur ist ποπανεύματα statt πεπονημένα.

XXVII. Wie gleichgültig Hr. W. das Verständniß eines Gedichts und der Sinn ist, wenn er nur an einzelnen Kleinigkeiten etwas auszusetzen findet, kann ganz besonders dieses Gedicht zeigen, in welchem die Verse so offenbar in unrichtiger Ordnung stehen, daß, ohne sie geordnet zu haben, man das Gespräch zwischen Daphnis und dem Mädchen nicht im Stande ist richtig aufzufassen.

9. In den Worten ἃ σταφυλὶς σταφὶς ἐστι καὶ οὐ ῥόδον αὖον ὀλεῖται ist kein Sinn, zumal da σταφυλὶς und σταφὶς ganz dasselbe ist. Aber ohne nach dem Sinne zu forschen und dadurch den Fehler zu finden, betrachtet Hr. W. die Buchstaben *KAIOT*, und weil diese fast wie *BATOT* aussehen, corrigirt er βάτου ῥόδον αὖον ὀλεῖται. Dann erst fällt ihm ein, daß diesen Vers wohl nicht Daphnis, sondern das Mädchen zu sprechen habe (ehe man conjicirt, muß man doch wissen, wer von den zweien, die sich unterreden, spreche), und nun conjicirt er wieder: ὃ σταφυλὶς σταφὶς ἔσται, ἰὸ' οὐ ῥόδον αὖον ὀλεῖται, racemus fiet uva passa (das bedeuten die Worte nicht) et rosa, quum siccata fuerit, non perdetur, sed ex ea fient unguenta.

18. wird vermuthet: μὴ 'πιβάλῃς τὰν χεῖρα, καὶ εὖγ' ἔτι, χεῖλος, ἀμύξω, weil er sich εἰσέτι nicht zu erklären weiß. Seine

Conjectur ſoll bedeuten: ne mihi iniicias manum tuam, et si insuper labium tuum (iniecerís) mordicabo.

19. *οὐ φεύγεις τὸν Ἔρωτα, τὸν οὐ φύγε παρθένος ἄλλα.* Seltſam iſt der Ausſpruch: *οὐ φεύγοις* Scaliger: bene, nam *οὐ φεύγεις* neque commodum, neque verum. Sed scribendum videtur *ΟΥΣΥΦΥΓΟΙΣ τὸν Ἔρωτα*; nam Puella haec et veterae Virgines sibi invicem opponuntur. Requiritur igitur pronomen *ΣΥ* quod inter *ΟΥ* et *ΦΥ* facile poterat excidere. Ueber dieſer Spielerei mit Buchſtaben bemerkte Hr. W. nicht ſeine Fehlſchlüſſe un d daß der Optativ ein *ἄν* verlangt.

20. In den Worten *σὺ δὲ ζυγὸν αἰὲν ἀείρεις* iſt von den zwei vorgeſchlagenen Optativen *ἀείροις* zu billigen, da *ἀείραις* mit *αἰὲν* in Widerſpruch ſtehen würde.

35. ſoll ſtatt des allerdings unrichtigen *οὐ μ' αὐτὸν τὸν Πᾶνα* der Artikel geſtrichen und *ΟΥΜ' ΑΥΤΟΝ* dienen, um *ΟΜΥΜ'-ΑΥΤΟΝ Πᾶνα* herauszubringen. Andere haben richtig *οὐ μάν, οὐ τὸν Πᾶνα* geſchrieben.

42. Hier hat durch Veränderung des widerſinnigen *οὐδ'* in *οἶδ'* Gerhard in den Lect. Apollonianis p. 14 und nachher auch Ahrens das Wahre hergeſtellt: *οἶδ', ἄκρα τιμήεσσα.* Hr. W. räth auf *οὐδ' ἄκρα τί μὴ ἔσσι* oder *εὖσα*: fateor tu non me inferior es: imo, quanam in re non egregia es? Das iſt nicht Griechiſch und kann von Niemand verſtanden werden.

49. Sehr naiv iſt die Unſchuld, mit der hier in dem Verſe *μᾶλα τεὰ πρώτιστα τάδε χνοάοντα διδάξω*, wo Andere dem Sinne gemäß auf *πιάξω, μαλάξω*, richtig aber auf *διδράξω* gefallen waren, geſagt wird: sed sensum loci parum cepisse videntur Interpretes. Ohne daran zu denken, daß das Mädchen eben geſagt hatte: *τί δ' ἔνδοθεν ἅψαο μαζῶν*, und daß Daphnis darauf antwortet, das Mädchen aber auf ſeine Antwort erwiedert: *ναρκῶ, ναὶ τὸν Πᾶνα, τεὰν πάλιν ἔξελε χεῖρα*, hört man Unerhörtes: Pastor suas opes, quae omnes sponsae suae sint futurae, monstraturus, arbitror poma, *ΜΑΛΑ*, manu fert, prima amoris dona. Dieſe Aepfel werden nun gelehrt erläutert und *διδάξω* in *δέδεξο* verändert, während Daphnis nicht von Aepfeln, ſondern von den Brüſten des Mädchens redet, was Hr. W. aus des Ariſtophanes Lyſiſtrata V. 155 wiſſen konnte, wo die bekannte, auch von Euripides berührte Anekdote erzählt wird:

ὁ γῶν Μενέλαος, τᾶς Ἑλένας τὰ μᾶλά πα
γυμνὰς παρεσιδὼν ἐξέβαλ', οἴω, τὸ ξίφος.

Eben ſo wird über V. 54 geurtheilt: *φεῦ φεῦ καὶ τὰν μίτραν ἀπέστιχες. ἐς τί δ' ἔλυσας*: *ἀπέσχισες* vulgo (vielmehr aus Scaligers Conjectur) *ἀπέσχασας* Toup. Sed ineptissimum est dictu mitram discidisti, et cur solvisti? quasi iam discissa

postea solvi posset. Es wird ja nicht geſagt ἐς τί δὲ λύσεις, ſondern nur gefragt, wozu der Gürtel zerriſſen und alſo gelöſt worden ſei, und die Frage betrifft ja nur das wozu: zu welchem Behufe aber der Gürtel gelöſt wird, wußte doch Hr. W., da er das gleich mit Beiſpielen belegt. Aber auch ἐς τί gefällt ihm nicht, ſondern um mit Buchſtaben etwas zu bewerkſtelligen, will er leſen ἀπὸ στηθέσφιν ἔλυσας, und vergleicht damit das ganz unpaſſende Homeriſche Ζώρηκα Λαγαστρόφου ἰφθίμοιο αἶνυτ' ἀπὸ στηθέσφι παναίολον, und beruft ſich wegen der μίτρα ἐπιστήθιος, von der hier gar nicht die Rede iſt, auf Warton.

Gut iſt XXVIII. 24 κεῖνο γάρ τις ἐρεῖ τῶπος ἰδών σ', und ſo hat auch Ahrens corrigirt.

XXIX. 19. ἀνδρῶν τῶν ὑπερανορέων δοκέεις πνέειν. Sic vulg. soloece. Quomodo enim ὑπερανορέων ab ὑπεράνωρ? Quod cum ferre non posset Valck. pro ἀνδρῶν audacter legebat χλιδώντων. Nichts iſt im Texte von einem Solöciſmus zu finden, ſondern Hr. W. machte einen Solöciſmus oder vielmehr Barbariſmus, indem er den Nominativ ὑπερανορέων für den Genitiv des Plurals anſah, und dieſen Irrthum auch auf Valckenär übertrug, ohne deſſen Note zu den Phöniſſen 192 nachzuſehen, wo er eines Beſſern belehrt worden wäre. So wird er wohl die einen wirklichen Solöciſmus enthaltende Conjectur: ἀνδρῶν, τῶν ὑπὲρ ἀνορεῶν δοκέεις πνέειν zurücknehmen müſſen. Das ſoll bedeuten: tu hunc diligis, illum vero respuis Virorum QVORVM SUPER VIRILITATES tu (qui tantum puerulus es) superbe spirare tibi arrogas. Ἀνορεῶν genitivus pluralis est; optime, ob emphasim, eodem casu et numero, quo ἀνδρῶν, ab ἀνορέα.

26 pro *OMNAΣΘHN*, quod nihili est, levi mutatione lege *AMNAΣΘHN*. Hr. W. wußte alſo nicht, daß ὄνα ſtatt ἀνὰ äoliſch iſt, und er daher nur das Richtige als nihili verwarf.

Epigr. III. 6. ſoll geſchrieben werden; φεῦγε μεθεὶς ὕπνου κῶμα κατειβομενον. Das leicht zu findende richtige κατανόμενον iſt von Ameis aufgenommen.

IV. 5. Statt σακὸς δ' εὖ ἱερὸς iſt σακὸς δέ σφ' ἱερὸς περιδέδρομεν gut: nur iſt vielleicht die andere Lesart ἕρκος vorzuziehen.

VIII. 3. iſt richtig πολλῆς verworfen und ἀντὶ φίλης δὲ πατρίδος empfohlen, da ein Codex ἀντὶ δὲ φίλης hat. Doch iſt das gar nicht ſicher.

XI. Ein ganz unüberlegter Einfall iſt es, ſchreiben zu wollen:

εὖ μιν ἔθαψαν ἑταῖροι ἐπὶ ξείνης ξένον ὄντα
χὠμνοθέτης αὐτῆς ὠδιμον ὡς φίλος ἦν.

Sepelierunt eum amicum et ipsius (terrae) poetis dicendum, quam charus fuerit. Das iſt nicht Griechiſch

und ὦδιμος war erſt zu erweiſen. Ueberhaupt aber erfordert dieſes Epigramm erſt eine genaue Unterſuchung, ehe man an das Emendiren denken kann.

Eben ſo unbedachtſam ſind die langen Noten zu XVII. 5 und 7 geſchrieben, in deren erſterer geſagt wird: Legendum puto ΠΕΔΟΙΚΙΣΤΑΙ, πεδοικισταὶ, hoc est coloni, inquilini. Dorice (vide vers 1) pro μετοικισταὶ, ut πεδοίδου χελιδόνες apud Aeschylum u. ſ. w.; aber μετοικιστὴς iſt ja nicht μέτοικος, ſondern einer der μετοίκους ausſchickt. Zu V. 7 iſt zwar wohl richtig der Accuſativ μεμναμένους in Schutz genommen, aber unüberlegt wird gegen ῥημάτων Einſpruch gethan und geſagt: Legendum puto δῶρον παρεῖχε· χρὴ μὲν ὧν μεμναμένους τελεῖν ἐπίχειρα, donum nobis dedit; oportet igitur nos eius bene imemores eum remunerari. Dieſes kahle und unbeſtimmte δῶρον παρεῖχε hat der Dichter nicht geſetzt, und auf den erſten Blick wird jeder unbefangene Leſer ſehen, daß ῥημάτων μεμναμένους zuſammen gehören müſſen. Das Epigramm iſt nicht ſo leicht zu emendiren, wie Hr. W. geglaubt hat.

XVIII. 4 ſoll geleſen werden: τί μάν; ἔτι χρήσιμ' οἱ τελευτᾷ. Sepulchrum statuit gratus ob officia ab ea accepta. Quidni ita faceret? nam ipsa quidem periit, sed eius officia adhuc utilia, τᾶνα οἷς τὸν κῶρον ἔθρεψε, non perierunt: vivit enim puer eius opera ab ea nutritus, vivit inquam, ut hanc sepulchri gratiam ei rependat; Sic nutrix defuncta superstite vivit alumno. Weil aber eine Lesart auch χρησίμα καλεῖται darbietet, wird noch eine andere Conjectur beigebracht, χρήσιμ' οὐκ ὀλεῖται, utilia non peribunt (nam, si homo oblitus est, ut Di meminerunt, meminit Fides) quae locutio proverbium sapit. Daß es ſolcher Weitläufigkeit nicht bedarf, ſah Meineke, der in dem Delectus poetarum Anthologiae Graecae p. 51 ſchrieb: τί μάν; ὅτι χρησίμα τελευτᾷ.

Die Leſer werden, wie ich hoffe, aus dieſer durch das ganze Buch durchgeführten Aufzählung des Guten und des Nichtguten, was darin enthalten iſt, erſehen haben, daß ſich kein anderes Urtheil, als das oben ausgeſprochene über Herrn Wordsworths Arbeit fällen läßt. Es erregt ein ſchmerzhaftes Gefühl zu ſehen, daß ein Mann, deſſen ehrenwerthe Geſinnung, deſſen redliche Abſicht, deſſen mühſamer Fleiß, deſſen große Beleſenheit alle Anerkennung verdient, der breitgetretenen Heerſtraße gefolgt iſt, die gerade zu dem Gegentheil deſſen führt, was er ſich als Ziel ſeiner Bemühungen vorgeſteckt hatte, der Jugend nützlich zu werden. Soll das Studium des Alterthums wirklich Nutzen haben, ſoll es den Geiſt mit Ideen bereichern, ſoll es den Sinn für das Schöne wecken und bilden, ſo kann das nur durch rich-

tiges Verstehen der Werke desselben bewirkt werden. Dazu bedarf es vor allen Dingen einer zweckmäßigen Interpretation, die überall das Nothwendige gibt, und weder durch Unnöthiges und Ungehöriges vom vorliegenden Gegenstande abführt, noch das, was Mißverständnissen ausgesetzt ist, unberührt läßt. Erst wo eine solche Interpretation vorausgegangen ist, kann an Kritik gedacht werden, da man offenbar erst eine Sache gehörig kennen muß, ehe man urtheilen kann, ob sie fehlerhaft oder nicht ist, und ehe man wagen darf etwas daran zu ändern, wenn man nicht in Gefahr kommen will, was nicht gut ist für gut anzunehmen, und zu verderben was gut ist. Aber es scheint bei Manchen, die sich mit den Alten beschäftigen, und besonders in England, der Glaube zu herrschen, daß man einen alten Schriftsteller verstehe, wenn man einige Kenntniß der gangbarsten Regeln der Sprache und des Versmaßes besitze. Dazu mögen wohl einige berühmte Philologen, wie z. B. Porson, Veranlassung gegeben haben, die in ihren Anmerkungen zu den Klassikern sich bloß mit Kritik, und da das ohne Bemerkungen über Sprache und Versmaß nicht geschehen konnte, auch mit diesen Hülfsmitteln der Kritik befaßten, die Interpretation aber Andern überließen. Allein dieß waren Männer, welche die Alten so gelesen hatten, daß sie sie wirklich verstanden, und also, wenn sie gewollt hätten, auch würden sie zu interpretiren gewußt haben. Solchen Vorgängern glaubten nun auch die nachahmen zu dürfen, die nicht die Vertrautheit mit den Alten besaßen, welche zum Interpretiren erfordert wird, da Kritik, weil sie bloß Sache des Urtheils ist, schon an sich einen großen Reiz hat, nächstdem aber den Schein gibt, daß man ja das werde verstanden haben, was man zu verbessern wagt. Aber es leuchtet ein, daß eine Kritik, die nicht auf einem klaren Verständnisse beruht, nur ein Messer ist, das mit unsicherer Hand geführt, anstatt das Geschwür auszuschneiden, in das gesunde Fleisch schneidet, besonders wenn die Hand nur in einer und derselben Richtung geführt zu werden gewohnt ist. Man kann sich nicht verhehlen, daß Herr Wordsworth seinen Dichter nicht verstanden hat. Hätte er darauf seinen Fleiß verwendet, und dann sich an die Arbeit gemacht, so würde er fast in jedem Gedichte eine bedeutende Anzahl Stellen gefunden haben, die ihn zum Nachdenken über ihren Sinn und ihr Verhältniß zu dem Ganzen aufgefordert hätten; er würde gesehen haben, daß sehr Vieles, was er als verdorben zu verbessern bemüht war, ganz richtig; noch weit Mehreres aber, an dem er keinen Anstoß nahm, fehlerhaft ist; er würde eingesehen haben, daß es einer ganz andern Kritik bedarf, als eines Spiels mit Buchstabenverwechselung, und indem er

den Theokrit für's Erste zu erklären sich bestrebt hätte, würde er der Jugend wahrhaft genützt und ihr den Weg zum Verständniß desselben gebahnt, nicht aber Anleitung gegeben haben, den schlüpferigen Pfad einer Kritik zu betreten, deren Früchte eben so leicht und schnell abfallen, als sie erzeugt sind.

Leipzig. Gottfried Hermann.

Art. VII. Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Zwei Theile. gr 8. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847.

Diese Briefe, durch ein langjähriges freundschaftliches Verhältniß Wilhelms von Humboldt mit einer Dame in's Leben gerufen, sind in mehrfacher Beziehung bedeutend und interessant. Sie theilen bisher ungekannte Ansichten und Erkenntnisse des großen Gelehrten mit und liefern, ohne es zu wollen, ein großes Stück der Biographie desselben. Der Zeit nach fallen sie in die Jahre von 1788 bis 1835.

Jahre waren nöthig, sagt die Herausgeberin in der Vorrede, bis sie den Entschluß fassen und festhalten konnte, von dem, was ihr verborgenes Heiligthum war, etwas durch den Druck mitzutheilen. Endlich überzeugte sie sich, daß das nicht untergehen darf, was wesentlich zur Charakteristik eines großen Mannes gehört.

Was Wilhelm von Humboldt in bewegter geschichtlich wichtiger Zeit dem Staat war, was er voll hoher Humanität und edler Freisinnigkeit den Völkern, der Menschheit leistete; was er für Wissenschaft und Gelehrsamkeit erforschte, bewahrt die Geschichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerschöpflichen Reichthum der Gedanken, der Tiefe der Empfindung, der Mannigfaltigkeit, Höhe und Reinheit der Ideen, worin der Verewigte lebte, waltete vor Allem — wie der edle Bruder sich ausdrückt — „das herrliche Gemüth, die Seele voll Hochsinn und Adel," die ihn belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache! Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die ihm inwohnende Seele war: ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verläugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebvollste Schonung, die Milde im Urtheilen und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte.

Alles das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck

hinterlassen worden. Außerdem, daß sie den Verfasser verklären, könnte in der Herausgabe noch ein anderer, höher belohnender Zweck erkannt werden: die Briefe wirkten sehr wohlthätig einst bei jedem Empfange. Sie waren an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden, dieser sollten sie segensvoll werden, und sie erreichten ihren Zweck. Sie können nur so auf die Leser wirken, für welche sie ausgewählt sind. Bleibt ja von großen Menschen ihr Geist, oder was aus ihm hervorging, fortwirkend der Nachwelt, wenn er gleich selbst die Welt verlassen hat.

Die Briefe sind nicht für Jedermann. Aber es sind, für die rechten Leser oder Leserinnen, reiche, mannigfache Gaben, die allerdings immer auf einen Gegenstand sich bezogen, wo sie voll Verehrung und Dankbarkeit empfangen wurden. Sie berührten das Außenleben nur, um einen Anknüpfungspunkt für Ideen daraus zu nehmen. Sie gingen hervor aus einem unerschöpflichen Quell inneren, geistigen Reichthums. Der eigene Stoff, der nie von außen genommen, nie ausgehen konnte, belebte Alles.

Ueber den Beginn der Briefe theilt die Herausgeberin Folgendes mit. „Wir lernten uns in früher Jugend im Jahre 1788 in Pyrmont kennen, wohin Herr v. Humboldt, der in Göttingen studirte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in Einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirthstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzutheilen! so viele Ideen auszutauschen! Wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andere wie heute im Realismus prosaisch fortschritt. Wir gehörten Beide zu dem ersten. Und es herrschte damals noch die schöne Ruhe vor dem nahen Sturm, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, so ahnet und empfindet sie doch solche. Wilhelm von Humboldt's Charakter war schon im Jüngling derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die

im Umgang höchſt wohlthätig ergriff und ſich jeder Unterhaltung eben ſo mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenſtand, worüber er ſprach.

Herr v. Humboldt reiſete nach drei Tagen ab. Mir blieb die Erinnerung von drei glücklichen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derſelben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloſchenen Eindruck gemacht, der geſondert von andern Empfindungen, in ſich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhängniſſe meines Lebens ungeſehen lief, und feſt in mir verborgen blieb, den ich immer geſegnet und als eine Fügung der Vorſehung angeſehen habe. Es knüpften ſich an dieſe Erinnerungen, ſo wenig als an die drei Tage ſelbſt, weder Wünſche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern und meine Seele war mehr noch als vorher auf's Ernſte gerichtet. Manches, was wir beſprochen hatten, beſchäftigte mich noch lange, und das Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne wurde klarer und ſtärker in mir.»

Wir ſahen uns nicht wieder, auch hegte ich nicht die leiſeſte Hoffnung des Wiederſehens. Ich ſchloß die vorübergegangene ſchöne Erſcheinung in das Allerheiligſte und gab es nie heraus, ſprach nie darüber und ſicherte es ſo vor Entweihung durch fremde Berührung.

Ein Stammbuchblättchen, ein in jener Zeit mehr als jetzt gebräuchliches Erinnerungszeichen, blieb mir ein ſehr theures Andenken durch mein ganzes Leben. Ich ahnete nicht, wie bedeutend es noch werden würde, als ein Dokument, das hieher gehört, da es beides charakteriſirt, den jugendlichen Humboldt und unſer jugendliches Verhältniß.

Bald nach dieſer, für mich in den ſpäteren Folgen ſo wichtigen Bekanntſchaft, im Frühjahre 1789, wurde ich verheiratet. Ich lebte in dieſer kinderloſen Ehe nur fünf Jahre und trat in keine zweite.

Mich trafen ungewöhnliche und ſchmerzlich verwickelte Schickſale, und durch räthſelhafte, geheime, erſt ſpät enthüllte Intriguen und Feindſchaften blieb mein ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten, die ich ſpäter geſegnet habe, da nichts anders ſeyn durfte, als es war, ſollte ich der ſegensvollen Theilnahme des edelſten Freundes theilhaftig werden.

In dieſer Zeit begannen die großen Weltbegebenheiten und griffen mehr oder weniger in die Schickſale von Tauſenden ein, die nichts damit zu thun hatten. Auch auf mich übten ſie ihre Gewalt, indem ſie mich eines Vermögens beraubten, das eben

ausreichte, mir bei mäßigen Wünschen Unabhängigkeit zu sichern, wodurch mir viele Lebensbitterkeiten fern blieben, die ich später kennen lernte.

In der ereignißschweren Zeit 1806 wohnte ich als Fremde in Braunschweig. Eine Reihe von Jahren hatte ich dort unter der milden Regierung des alten, allgeliebten, verehrten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gelebt. Es war nach der Schlacht bei Jena, wovon man so große Erwartungen hegte, als die Besitznahme deutscher Länder und die französische Herrschaft begann. Braunschweig traf der Schlag zuerst. Wie gewaltsam die Schritte auch waren, die geschahen, man sah sie als kriegerische Maßregeln an, aber nicht als Vorspiel dessen was folgte. Man besorgte und befürchtete keine Fremdherrschaft.

Jetzt erging eine Aufforderung, die allgemeine Last freiwillig oder gezwungen mitzutragen. An mich erging aber keine Aufforderung, gern und freiwillig gab ich einen großen Theil meines Vermögens. Es war mir gerade ein Kapital ausgezahlt, das vorerst auf Wechsel stand, worüber ich gleich disponiren konnte, gefährlich schien es durchaus nicht, die Obligationen wurden von den Landständen ausgestellt und garantirt, die Gelder von ihnen empfangen. Man hielt das für sehr sicher. Mich hatten schwere Privatleiden in der Zeit getroffen; so, im Schmerz befangen, handelte ich wohl nicht vorsichtig genug. Wie es bald mit diesen Papieren ging, ist bekannt genug und gehört nicht weiter hieher.

Bald kamen die wichtigen weltgeschichtlichen Jahre 1812, 1813 und 1814 heran. Wer, der sie erlebte, denkt nicht gern und mit Freuden der Begeisterung jener Zeit, in der man des eigenen Geschicks vergaß, wenn es nicht zu schwer war! Ich lebte in dieser Zeit im Braunschweigischen. Wer hatte mehr gelitten als der Herzog selbst, wie hing ihm sein Volk an mit deutscher Treue und Liebe! Auf eine den gütigen Fürsten hoch ehrende Art war er mit meinen Verlusten und meiner daraus hervorgegangenen Lage bekannt geworden. Er rechnete mir, als einer Fremden, mein früheres Darlehen höher an, als es solches verdiente. Freunde von mir standen ihm nahe und machten ihn genauer mit Allem bekannt. Der höchst gütige Fürst bezeigte mir in zwei Briefen seine Theilnhame an meinen Verlusten und den Wunsch, meine Lage gründlich zu ändern. Man rieth mir, das Wohlwollen gleich in Anspruch zu nehmen und um eine Pension zu bitten. Das vermochte ich nicht. Ich vertraute dem fürstlichen Wort: nach glcklich beendeter Sache die Sorge für mich selbst zu übernehmen. Dies Vertrauen hätte mich gewiß nicht getäuscht, wäre er nicht bei Waterloo gefallen.

Mehrere einflußreiche Männer in hoher Stellung interessirten sich für meine Sache, um mir einigen Ersatz zu verschaffen, aber vergeblich. Meine großen Verluste blieben, wie hart und drückend sie waren, unersetzt.

Um diese Zeit sprachen die Zeitungen viel in großen ehrenvollen Erwartungen von dem Minister von Humboldt, der im Hauptquartiere des Königs von Preußen und dann als dessen Bevollmächtigter auf dem Congreß in Wien war. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich in die Erinnerung des nie Vergessenen zurückzurufen, mich offen und ohne Rückhalt gegen ihn über meine dermalige Lage auszusprechen, und es ihm und seiner Einsicht heimzustellen, ob und was für mich zu thun sei? So schnell wie der Gedanke in mir aufstieg, wurde er ausgeführt. Alles Jugendvertrauen kehrte während des Schreibens zurück. Ich gab dem theuren Freunde einen möglichst kurzen Ueberblick über viele verhängnißvolle Jahre, verweilte aber länger bei der Gegenwart, die mir den Muth gegeben hatte zu diesem Schritte. Das heilig bewahrte Stammbuchblättchen war eine sprechende Beglaubigung. Von diesem Briefe habe ich damals für mich eine Abschrift bewahrt und diese jetzt wiedergefunden, und da er die folgenden veranlaßte und den Briefwechsel eröffnete, so gehört er, stückweise, hierher, und ich theile das Nöthige daraus mit. Ich bekam auf der Stelle Antwort.

Jeder, der den Vollendeten kannte, wird seinen Brief, den treuen Abdruck des edelsten Gemüths, nicht ohne gerührtes Interesse lesen.

Ehe jedoch zu den werthvollen Briefen übergegangen wird, möchte es nöthig seyn zu sagen, wie die Veröffentlichung oder vielmehr der Entschluß dazu entstanden ist. Es möchte dieß Pflicht seyn in einer Zeit, worin so viele Briefe von vertrautem Inhalt erscheinen, die neben dem Interesse, das sie gewähren, nothwendig verletzen müssen und gerechten Tadel verdienen, ohne die Wahrhaftigkeit zu beweisen.

Die Herausgabe dieser Briefe ist wie von einem unsichtbaren Willen geleitet entstanden. Ich bewahrte viele Jahre meine köstlichen, neidenswerthen Briefschätze, schweigend, wie ein Heiligthum, und sah sie an wie eine unerschöpfliche Quelle höheren Lebens, woraus ich lange Jahre Muth und Kraft schöpfte und die Reife empfing, deren ich fähig war und nur auf diese Art theilhaftig werden konnte. Eigentlich bedurfte ich für meinen Geist keine weitere Nahrung, für mein Nachdenken keinen reicheren Stoff, für meine Belehrung kein anderes Buch, für meine Seele kein helleres Licht. Dabei fand ich in allen Lagen den Trost und die Ermuthigung, die mir gerade nöthig waren.

Höchst gütig ließ der edle Freund sich zu meiner Fassungskraft herab, so war er mir, worüber er auch reden mochte, immer verständlich, klar und überzeugend. Wenn wir auch in manchen Meinungen verschieden waren, so ging diese Verschiedenheit aus ganz verschiedenen Aeußerlichkeiten des Lebens hervor. Immer aber blieb der Freund meiner Seele das leitende Prinzip meines geistigen Lebens; ich lebte von einem Briefe bis zum andern mit ihm fort, und es bildete sich für mich, in einer mühe- und sorgenvollen Lage und bei untergrabener Gesundheit, ein reiches inneres Leben. Wenn ich mich immer mehr zurückzog, den Kreis meiner Freunde enger schloß, folgte ich nur meiner tiefsten Neigung; Vergnügen und Freude und meine stille Verborgenheit war, ungekannt und ungeahnt von Jedermann, höchst belebt und beseelt, ja beseligt, und war es allein durch diesen seelenvollen Briefwechsel, der nie wieder unterbrochen wurde, weder durch Reisen noch durch Krankheiten, und bis an den Tod bestand. Dem mit mir übereinstimmenden Freunde war es eine besondere Befriedigung, daß ich so schweigend mein Heiligthum während eines halben Menschenalters bewahrte.

Die letzten Jahre meines Lebens gewährten mir wieder mehr Muße, so konnte ich mehr und tiefer in den Geist der Briefe, der in allen und jeden einzelnen weht, mich versenken und vertiefen, in diesen reichen, hocherleuchteten Geist, voll lauterer himmlischer Gesinnungen! Jahre habe ich mit diesen Briefen, und nur mit ihnen gelebt.

Oft vertieft in die Ideen des vollendeten Freundes und zugleich versenkt in Nachdenken über dieß einzige Verhältniß und das, was dadurch für Zeit und Ewigkeit in mir gereift war, schien es mir nicht recht, daß so viel Wahres, Großes und Gutes mit mir untergehen sollte. Es war allerdings nur für mich geschrieben, für mich und meine Art zu empfinden berechnet; aber die überzeugenden Wahrheiten, so klar ausgesprochen, die sicheren Wege zum inneren Glück und zur Ruhe so unverkennbar, so klar und milde gezeigt, daß die Erkenntniß heilsam für jedes gutgeartete Gemüth seyn muß.

Und das Alles sollte mit mir untergehen? mit mir zernichtet werden?

Das war vielleicht die erste innere Aufforderung, das Segensreiche so oder anders zu erhalten.

Ich fing an Auszüge zu machen, um solche im Manuskript Freunden zu hinterlassen, und erkannte bald, wie vergänglich solche Vermächtnisse sind und wie schnell verlesen. So stiegen nach und nach Gründe auf, so werthvolle Papiere durch den Druck zu erhalten. Ein großes Hinderniß trat mir entgegen:

der Widerwille an aller Oeffentlichkeit. Was Freunden für mich hochehrend erschien, dünkte mir Entweihung. Ein zweites Hinderniß war die Forderung einer strengen Durchsicht, selbst theilweise einer gänzlichen Umschreibung der gemachten Auszüge. Schwierigkeiten aller Art entstanden. So waren, wie schon gesagt, Jahre nöthig, den Entschluß der Veröffentlichung zu reifen. Auch kann diese erst nach meinem Ableben Statt finden. Die Zeit, die das Unbedeutende bald erbleichen läßt, verklärt das Große und wird auch den hohen Werth der Gaben steigern, die ich denen hinterlasse, die sie verstehen, würdigen und gewiß mit Freuden empfangen.

Als heilige Pflicht erschien es mir nach dem gefaßten Entschluß, alle Auszüge selbst zu machen und eigenhändig zu schreiben. So sicherte ich Wahrheit und Treue auf einer Seite, indem ich auf der andern Niemand verantwortlich machte. So kann ich aber nicht dafür einstehen, daß nicht Wiederholungen vorfallen. Ich bemerke dieß im Vorbericht, um nicht später bei jedem einzelnen Fall daran zu erinnern. Ich bedarf gewiß Nachsicht und Verzeihung für solche Fehler, die ich begehen, ja nicht werde vermeiden können, da ich den Entschluß der Herausgabe zu spät gefaßt habe und keine fremde Hülfe erbitten noch zulassen will. Man ist wohl so gütig, wenn bei aller Sorgfalt Wiederholungen der Art vorfallen, solche Stellen zu überschlagen. Der Verfasser ist es ja allein, der Interesse erregt und gewährt, und was Er schreibt, entschädigt reichlich, wo mich Tadel trifft.

Von meinen Briefen ist, wie ich das gewünscht und erbeten hatte, nichts erhalten; nur von einzelnen habe ich Abschrift oder Fragmente bewahrt, um Ereignisse im Gedächtnisse festzuhalten, die mir selbst nicht entschwinden sollten.» —

Der erste Band läßt uns in den neunzig Briefen, die er enthält, Humboldt als Menschen, als Freund erkennen und lieben. Die Briefe, welche er mittheilt, haben zwar kein wissenschaftliches, kein ästhetisches, aber sie haben ein reiches menschliches Interesse. Wir theilen den ersten mit, weil er das eigentliche Verhältniß Humboldt's zu seiner Freundin erkennen läßt, und zugleich interessante Nachrichten über die Lebensverhältnisse des Schreibenden gibt. Er ist aus Wien vom 3. November 1814.

»Ich habe heute früh Ihren Brief vom 18. Oktober erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich Ihr Andenken gerührt und gefreut hat. Ich hatte in unserm Zusammentreffen in Pyrmont immer eine wunderbare Fügung des Schicksals erkannt, denn Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß Sie in einer flüchtigen Jugenderscheinung an mir vorübergegangen sind. Ich dachte sehr oft an Sie, erkundigte mich auch, aber immer frucht-

los, nach Ihnen, glaubte Sie verheiratet, dachte Sie mir mit Kindern und in einem Kreiſe, wo Sie mich längſt vergeſſen hätten, und bewahrte nur in mir, was mir jene Jugendtage gelaſſen hatten. Jetzt erfuhr ich, daß Ihr Leben viel weniger einfach geweſen iſt, als ich es mir dachte. Hätten Sie mir damals geſchrieben, wie Sie am meiſten litten, vielleicht hätten Ihnen meine Worte wohlthun können. Glauben Sie mir, liebe Charlotte — Sie werden mir dieſe vertrauliche Benennung nicht übel deuten, da ja nur Sie und ich unſere Briefe leſen — der Menſch traut nie dem Menſchen genug. So erfahre ich erſt jetzt, erſt durch Sie, daß ich damals einen tiefern Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingebildet hätte. Die Zeilen, die man nach ſo langer Zeit von ſich ſelbſt wieder ſieht, ſprechen einen wie aus einer andern Welt an. Ich habe das Glück, denn es iſt wirklich nur ein Glück, daß ich mich keiner Empfindung ſchämen darf, die ich in jener Jugend hegte, und glauben Sie es mir, ich bin noch jetzt gleich einfach wie damals. Jedes Wort Ihres Briefes hat mich auf das Tiefſte ergriffen, ich verſetze mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren und daß Sie mich werth hielten, ſich mir, wie Sie es thun, zu erſchließen. Schreiben Sie mir denn, wenn Sie es der Mühe werth halten es ferner zu thun, ohne Umſchweife und mit dem Vertrauen, auf das ich vielleicht ein Recht erlangt hätte, wenn ich Sie wieder geſehen hätte. Sehr Unrecht haben Sie, wenn Sie ſagen, daß gewiſſe Eindrücke im weiblichen Gemüthe tiefer und länger haften. Ich könnte Ihnen das Gegentheil aus Ihrem eigenen Briefe beweiſen. Geſtehen Sie immer, es ſoll kein Vorwurf ſeyn — 26 Jahre liegen weit hinter unſerer kurzen Bekanntſchaft, und wir ſehen uns Beide vermuthlich nie wieder — daß ich ziemlich aus Ihrem Gedächtniß verſchwunden bin, wie ich Sie verließ. Sie haben ſich wenigſtens nicht an mein Verſprechen erinnert, Sie wieder zu beſuchen, das nicht gehalten zu haben mich oft ſehr ernſtlich geſchmerzt hat. Ich könnte die Bank in der Allee noch bezeichnen, wo ich es machte; ich war im Begriff, zu Ihnen zu kommen, aber eine jugendliche Pedanterie, in der ich es unmöglich hielt, eine Woche ſpäter nach Göttingen zurückzukehren, hielt mich davon ab. Es iſt mir ein ſicherer Beweis, daß wir einander im Leben nicht nahe kommen ſollten, und das Einzige, was mir innig leid thut, iſt, daß ich nicht beſtimmt war, irgend dauernde Freude in Ihr Leben zu bringen. Trübe oder ſchmerzliche Empfindungen konnten ſich (davon ſeyn Sie ſicher überzeugt) an den Umgang mit mir nicht knüpfen. Es trifft mich kein Vorwurf der Art. Ihr Schickſal hat

mich so ergriffen, wie sie es nach diesem Geständniß sich denken können. Ich habe es auch auf mannigfaltige Weise heut überlegt. Ich bitte Sie aber, überlassen Sie sich für den Augenblick mir, folgen Sie blindlings meinem Rathe und glauben Sie dem, der mehr Welterfahrenheit hat als Sie, und eben so wie Sie weiß, was ein Gemüth in Ihrer Lage bedarf. Setzen Sie aber dabei alle kleinlichen Rücksichten bei Seite, seyn Sie wirklich vertrauend, seyn Sie gut gegen mich, und erzeigen Sie mir den größten Gefallen, den Sie mir erzeigen können. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage brauchen, Ihre Gesundheit und Ihr Herz, ist Ruhe. Die ängstliche Sorge, die große Anstrengung für Ihre Erhaltung untergräbt beides. Sie waren, ich erinnere mich dessen noch sehr gut, gesund und stark; Sie waren es, so scheint es, später wieder geworden. Bleiben Sie ein Jahr nur ruhig und pflegen Ihre Gesundheit, so wird sie wiederkehren, trotz der Stürme, die Sie bestanden haben. Dieß ist zugleich der beste Rath für Ihre übrigen Pläne. Glauben Sie mir, wer in dem Augenblick suchen muß, wo er braucht, findet schwer. Wenn man hingegen nur eine Zeit lang sorglos leben kann, finden sich die Lagen von selbst. — Welcher ihrer Pläne ausführbar seyn kann, muß die Zeit erst lehren, ebenfalls was ich befördern kann. Ich halte es für Pflicht, Ihnen darüber ganz offen zu reden. O! Sie hätten sehr Unrecht, es mir übel zu deuten. Die Briefe des Herzogs sind sehr gut und machen ihm Ehre, aber er kann, wie Sie aus den Briefen Ihrer Freunde sehen, vorerst nicht helfen. Diese Dinge müssen Sie also wenigstens der Zeit und dem Schicksale überlassen. Erlauben Sie mir das Verdienst, Ihnen diese Zeit zu verschaffen; gönnen Sie mir die Beruhigung, zu wissen, daß Ihnen jetzt ein Jahr ungetrübt von kleinen äußern Sorgen verstrichen ist. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Sie inständig darum, verschmähen Sie mein Anerbieten nicht. Es wäre innerlich die falscheste Delikatesse von der Welt; und Sie können sicher seyn, daß Niemand je als ich und Sie darum wissen wird. Ich bin nicht reich, aber ich weiß sehr gut was ich thue, und ich sehe aus Ihrem ganzen Briefe und allen seinen Beilagen, daß Sie, was mein Gefallen an ihrem Leben und meine wahre Achtung für Sie vermehrt, sich an eine große Einfachheit von Bedürfnissen gewöhnt hatten. Ich lege Ihnen hier eine Anweisung ein. Ich begreife, daß dieß nur für Monate seyn kann. Aber folgen Sie mir, schreiben Sie mir recht vertraulich, recht ordentlich, was Sie, eine Badekur eingerechnet, brauchen. Glauben Sie mir, daß ich nie mehr thue als ich kann; geben Sie es mir zurück, wenn Ihre Lage und Ihr Schicksal sich ändert; aber begreifen Sie nur recht meinen Plan, der

ganz einfach der ist, daß Sie ein Jahr vor sich haben, für das Sie nicht zu sorgen brauchen, und in dem Sie mit Freiheit und ohne Aengstlichkeit künftige Pläne bilden können. Ich fühle recht gut dasjenige, dem ich mich nach der Schilderung, die Sie mir von sich selbst machen, aussetze. Sie können Alles ausschlagen, Sie können Anmaßung in mir finden, mir Vorwürfe machen. Ich muß aber doch auf meinem Vorschlage beharren, er ist der einzige Ihrer Lage angemessene. Glauben Sie ja nicht, liebe Charlotte, daß ich irgend etwas Ungeziemendes darin finde, selbst mit seiner Arbeit Verdienst zu suchen. Sie sollen ja auch nachher ganz frei seyn. Nur bis Ihre Gesundheit wieder hergestellt ist, folgen Sie. Jetzt ist jede Arbeit Ihnen verderblich. Wenden Sie sich aber an Andere, so glauben Sie mir, Niemand antwortet Ihnen so anspruchlos, so uneigennützig; Andere glauben Ihnen einen Gefallen zu thun, mir erzeigen Sie einen. — Jetzt breche ich davon ab, und rede Ihnen von mir, weil sie es wollen. Ich bin, wie man Ihnen gesagt hat, verheiratet — ich heiratete drei Jahre nachdem ich Sie sah, und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heiratete bloß und nur aus innerer Neigung, und es ist vielleicht noch nie ein Mann in seiner Verbindung so glücklich gewesen. Nur seit den letzten zwei Jahren habe ich das Unglück, daß meine Frau kränkelt und mich meine Geschäfte oft von ihr fern gehalten haben, wie es noch jetzt der Fall ist. Da Sie, wie Sie mir sagen, manchmal von mir hörten, so werden Sie wissen, daß ich einige Jahre hindurch Gesandter in Rom war. Ich nahm die Stelle nur des Landes wegen an, und hätte es, ohne die unglücklichen Ereignisse, nie verlassen. In diesen aber wurde es gewissermaßen zur Pflicht zu dienen, und so bin ich nach und nach in verwickelte Verhältnisse gestoßen worden. Sie sind aber meiner Neigung wenig angemessen, und mir würde ein stilleres und einfacheres Leben mehr zusagen. Den Krieg hindurch war ich im Hauptquartier, dann in England, von da ging ich nach der Schweiz, meine Frau zu besuchen, die dort hingereist war. Jetzt bin ich hier auf dem Congreß und sie ist auf ihren Gütern, von denen sie nach Berlin gehen wird. Nach dem Congreß besuche ich sie dort und gehe als Gesandter nach Paris, wohin sie mir später folgen wird. Mein ältester Sohn ist schon Offizier, ging mit sechzehn Jahren in's Feld, wurde verwundet, ist aber glücklich geheilt und nun wohlbehalten zurückgekommen. Außer ihm habe ich drei Mädchen und einen kleinen Jungen. Die beiden jüngsten der Mädchen sind eigentlich in Italien groß geworden und konnten keine Sylbe deutsch, wie sie, die älteste im zehnten Jahre, nach Wien kamen. Ich wünschte, Sie sähen sie. Es sind

zwei unendlich liebe Geschöpfe. Der kleine Junge ist erst fünf Jahre. Zwei Söhne hatte ich das Unglück in Rom zu verlieren, eine Tochter, mit der meine Frau, als sie eine Reise nach Paris machte, niederkam, ohne daß ich sie sah. So wissen Sie meine äußeren Schicksale. Von den inneren läßt sich nur reden, nicht schreiben.

„Nun nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen Dank. Ich weiß nicht, ob ich Sie je wiedersehen werde und ich darf es kaum hoffen. Ich kann mir auch jetzt kein deutliches Bild von Ihnen machen. Allein, wenn daher auch das, was ich von Ihnen in der Seele trage, eine Erscheinung der Vergangenheit ist, sogar eine, an die meine Einbildungskraft vieles über die augenblickliche Dauer unseres Zusammenseyns hinaus legte, so glauben Sie gewiß, daß es nie eine flüchtige war und nie eine solche seyn wird. Ganz der Ihrige.»

In den Briefen, welche der zweite Band enthält, drei und sechzig an der Zahl, finden sich viele interessante Urtheile über wissenschaftliche und künstlerische Produktionen Goethe's, Schiller's, der Stael, Varnhagen's ꝛc. Das Gefühl des Briefschreibers tritt noch kräftiger und wirkender als im ersten Theile hervor, wie dieß besonders im ersten und zweiten Briefe, den Tod und das Begräbniß seiner Frau betreffend, der Fall ist. Inniger und tiefer sind heilige Gefühle wohl selten ausgesprochen worden. Auch die Eindrücke der Natur und ihrer Schönheiten werden oft auf echt poetische Weise dargestellt. Vorzugsweise wird des Lieblingsaufenthaltes des Verfassers, des schönen Tegels gedacht. Der Band ist tiefer poetischer, religiöser Gefühle voll, welche besonders dadurch ergreifen, daß sie rein und ungeschminkt, wie sie aus der Brust des reichfühlenden Mannes kamen, dargestellt werden.

Aus dem achtzehnten Briefe mag der Ton der Briefe des zweiten Bandes erkannt werden. Er dürfte besonders durch den Schluß in der gegenwärtigen Zeit von vielem Interesse seyn.

„Ihr am 31sten v. M. abgegangener Brief hat mir, liebe Charlotte, sehr viel Freude gemacht, weil er in einer ruhigen, wirklich erfreulichen Stimmung geschrieben ist. Ich danke Ihnen sehr dafür. Ich lebe nun wieder ganz in meinen alten Gewohnheiten. Mein Befinden ist sehr erwünscht, und ich wüßte nicht worüber ich zu klagen hätte. Wenn Sie aber von meiner kräftigen Gesundheit reden, so bedarf das doch einer Einschränkung. Meine Gesundheit ist gut, weil sie mich nicht leiden macht, und vorzüglich weil ich sie durch die Regelmäßigkeit meines Lebens erhalte und befördere. Uebrigens sieht man mir das Alter viel mehr an, als andern Menschen von gleichen Jahren, und ich

bin auch weniger rüstig, als es meinem und einem weit höheren Alter gemäß ist. Auch abwesend können Sie das an meiner Handschrift sehen, deren Ungleichheit und Mangel an Festigkeit gar nicht von den Augen, sondern allein von der Hand herkommt. Das ist allerdings Folge der Jahre, aber daß es so früh und so plötzlich gekommen, ist allein Folge des Todes meiner Frau. Wenn man, wie es mein Fall war, so verheiratet war, wie man es einzig seyn konnte und seyn mußte, so ist die Trennung dieses Bandes nicht der bloß geänderte Zustand, sondern ein durchaus neuer. Ich klage nicht, ich weine nicht, der Tod einer Person und noch dazu in höheren Jahren ist ein natürliches, ein menschliches, ein unabänderliches Ereigniß; ich suche nicht Hülfe oder Trost — denn der Kummer, der nach Hülfe und Trost verlangt, ist nicht der höchste und kommt nicht aus dem Tiefsten des Herzens. Ich bin auch gar nicht unglücklich, ich bin vielmehr auf die einzige Art glücklich und zufrieden, auf die ich es seyn kann; aber ich bin anders als sonst, ich hänge mit den Menschen und der Welt nur in sofern zusammen, als ich Ideen daraus schöpfe, oder als ich durch äußerliches Wirken nützen kann, sonst habe ich keinen andern Wunsch, als allein zu seyn. Jede Störung meiner Einsamkeit, jeder auch nur Stunden dauernde Besuch ist mir höchst unangenehm, wenn ich auch den Menschen, die mich besuchen, gut bin. Ich thue nichts dazu und mache nichts drein, es hat aber seit einem Jahre sehr zugenommen, und ich schließe daraus, daß es nicht vergehen wird. Sie können denken, daß ich in Berlin, wo ich so lange lebte, unter vielen Bekannten einige Männer und Frauen der engsten Vertraulichkeit habe. Ich pflegte sie wochentlich, auch öfter zu sehen. Seit dem unglücklichen Verluste habe ich sie kaum drei- oder viermal gesehen. Sie fühlen und begreifen mich und eine natürliche Diskretion hält sie ab, mich ohne ausdrückliche Einladung zu besuchen. Ich lade aber Niemand ein, sondern überlasse das meinen Kindern. Ist Jemand bei ihnen, so brauche ich nicht länger dabei zu seyn, als ich Lust habe. Ich erzähle Ihnen das, weil Sie gern einen Begriff meines Zustandes haben. Mit meinen Augen geht es aber nicht schlimmer, besser kann es natürlich auch nicht gehen. Vielmehr, da man in allen Dingen klar sehen muß, sage ich mir, daß die Schwäche mit den Jahren auch zunehmen muß, und daß leicht eine Zeit kommen kann, wo ich das Lesen und Schreiben ganz aufgeben werde. Bei Licht stelle ich es schon sehr ein. Ich sitze oft Abends allein zwei bis drei Stunden, ohne scheinbar etwas zu thun. Ich kann aber nicht sagen, daß diese Zeit mir unnütz und noch weniger unangenehm verstriche. Das Träumen in Bildern und Erinnerungen hat etwas sehr Süßes,

und strengt man sich an, ernsthafter und in gewisser Folge zu denken, so nützt es für die Arbeit des folgenden Tages. Ich ziehe dieß einsame Sitzen einem Gespräche weit vor. Oft indeß und in den frühern Abendstunden lasse ich mir vorlesen. — Heute war ein selten schöner Tag, eine milde, angenehme Luft, kein Wind, ein reiner, blauer, schöner Himmel, aber sehr herbstlich ist es bei uns schon, ich weiß nicht ob auch bei Ihnen. Das Laub ist schon so gelb, und wenn man eine ganze Allee hinunter sieht, bemerkt man auch, daß die Bäume nicht mehr die Blätterfülle wie im Sommer haben. Es ist unglaublich, wie schnell die Zeit hingeht. Eine Woche, ein Monat sind vorbei, und ehe man sich umsieht, das ganze Jahr. Es scheint gar nicht der Mühe werth, eine so alte und allgemein anerkannte Sache noch zu wiederholen. Allein mir ist wirklich, als wäre mir diese Empfindung nie sonst in gleichem Grade lebendig gewesen. Es mag daher kommen, daß ich die Zeit mehr nach Arbeiten als nach sonst einer Ausfüllung messe, und da ist mir immer die Zeit, in der etwas zu Stande kommen soll, unzureichend zu demjenigen, was man darin erwartet. Kein Tag bringt ganz hervor was er soll, und aus diesen Lücken der einzelnen Tage entsteht ein großes Deficit im Ganzen. Ich habe darum den Winter nicht so ganz ungern, weil man doch, selbst in meiner, das ganze Jahr hindurch sehr ruhigen, mußevollen und freien Lage immer im Winter mehr und angestrengter arbeitet.

„Es war mir überraschend in Ihrem Briefe zu sehen, daß Sie so weit in der Sternkunde sind, so darin befestigt, Freude und Genuß daran haben. Es ist das schön und lobenswerth, und gehört, möchte ich sagen, in Ihr einsames, stilles Leben. Sie haben sehr Recht, wenn Sie sagen, daß der nächtliche Himmel die Seele erhebt, sie von der Erde, die man in der Stille der Nacht mit ihrem unendlichen Jammer und mannigfaltigen Schmerz zuweilen vergesse, abziehe und das bange Herz mit Trost erfülle. Es macht mir Freude, daß der Anblick des Sternenhimmels so auf Sie wirkt und daß ich Sie veranlaßt habe, mehr darauf zu achten und sich damit zu beschäftigen; aber es thut mir zugleich sehr leid, daß fort und fort Ihre Empfindungen die trübe Farbe behalten. — Sie erwähnen der Kantischen Hypothese von unserer dereinstigen Fortdauer auf dem Jupiter. Ich glaube, wir haben schon einmal in unseren Briefen über diesen Gegenstand gesprochen. Es thut mir leid — da Ihnen die „gewagte Idee" — wie Sie es nennen, lieb ist — zu sagen, daß ich sie nicht theilen kann. Aber ich komme einmal darauf zurück, da es eine Lieblings-Idee von Ihnen zu seyn scheint. Sie wünschen ferner in Ihrem Briefe, daß ich, nach dem wiederholten

Rathe, daß sie eine abziehende und anziehende geistige Beschäftigung beginnen, Ihnen sagen soll, was Sie vornehmen könnten? Sie bemerken dabei, was ich auch voraussetzte, daß es weder zu viel Zeit kosten, noch einen umständlichen Apparat erfordern dürfe. Das ist eigentlich eine schwere Aufgabe. Denn die Wahl muß doch vorzüglich durch Ihre Lust bestimmt werden, und über die können nur Sie urtheilen. Ich will indeß versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich folge dabei einem Winke, den mir Ihr Brief selbst gibt. Sie reden von der Erde, und allerdings muß auf den Himmel diese folgen. Was Sie aber eigentlich mit Vergnügen von der Erde erkennen wollen? Ich denke Alles, was die Erde in Beziehung auf das Menschengeschlecht und dieses wieder in Beziehung auf sie ist. Was sie interessiren kann, muß immer diese Verbindung berühren, nicht das Einzelne zu abgerissen verfolgen. Hier weiß ich nur ein Buch, welches diese Bedingungen ganz erfüllt. Dieß ist Ritters Erdkunde. Es ist eines der geistvollsten und genialsten Bücher, die seit lange erschienen sind. Ritter behandelt die Erdkunde oder Geographie auf eine ganz neue Weise, theilt die Erde in ihre natürlichen Gebiete von Gebirgen, Thälern und Strömen ab, und bringt überall das aus der Geschichte bei, was den allgemeinen Zustand des Menschengeschlechtes schildert, ohne in die einzelnen kleinlichen politischen Händel einzugehen. Von dieser Seite wird das Buch ganz Ihren Endzwecken und ihrem Bedürfnisse entsprechen. Es ist auch darin für Sie zweckmäßig, daß es nicht ein Buch ist, was man schnell weglesen muß, sondern eines, das oft im Einzelnen wiedergelesen und studirt seyn will. Sie haben sehr Recht, das bloß lange und viele Lesen nicht zu lieben. Man muß suchen, sich von dem, was man kennen lernen will, erst einen richtigen Begriff zu machen. Dieß wird Ritter bei Ihnen für die Erde bewirken, wenn sie es recht anfangen. Sie müssen, meines Erachtens, nicht mehr als täglich eine Stunde in dem Buche lesen. Das werden Sie mit wenigen Ausnahmen können. Dann müssen Sie aber im Gedanken das Gelesene wieder durchlesen und so suchen, sich dasselbe zu eigen zu machen. Dieß läßt sich, da allein die Gedanken damit zu thun haben, sollte ich denken, mit Ihrer Arbeit verbinden. Interessirt Sie dann irgend ein Punkt genauer, so könnten Sie andere Bücher darüber nachlesen. Ein Mangel an dem Buche ist, daß keine Karten dabei sind. Die Beschreibung der Gebirgszüge und des Stromlaufes ist aber so deutlich, daß, wenn man nur irgend eine Karte zu Hülfe nimmt, die Einbildungskraft leicht alles darauf Fehlende ersetzt. Ich sollte gewiß meinen, daß Ihnen dies Buch, so nach und nach langsam durchgegangen, eine angenehme und nützliche Beschäfti-

gung gewähren würde. Ritter hat bis jetzt Asien und Afrika abgehandelt, und ich würde Ihnen rathen, wenn sie die Einleitung durchgegangen wären, zuerst Asien, nicht Afrika vorzunehmen, obgleich in dem Werke Afrika zuerst steht. Asien ist, wenn man in die Vorzeit zurückgeht, offenbar der wichtigste Welttheil. Es blühten da schon Religion, Philosophie und Dichtung aller Art, zu einer Zeit, von der man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob und wie Europa bewohnt war. Auch steht alle Kultur und Wissenschaft, deren wir uns noch heute erfreuen, mit Asien in Verbindung, und läßt sich daraus als auf ihre Quelle zurückführen.

»Sie erwähnen der neuesten unruhigen Auftritte. Seit Sie schrieben, haben sich diese sehr vervielfältigt und sind sogar in unsere Nähe gekommen. Es ist schmerzlich mit anzusehen, wie Leidenschaft, wilde Rohheit und Uebermuth den Frieden bedrohen, dessen man so lange genoß. Indeß wird sich auch das wieder beruhigen. Die Dinge der Welt sind im ewigen Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille seyn, da er weder der Macht noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in solchen Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun; daß man aber für sein Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreißbar sind.«

Das Werk, welchem ein Facsimile von Wilhelm von Humboldt's Handschrift beigegeben ist, erscheint durch die seltene treue Darstellung eines innigen Verhältnisses zweier, den höchsten Interessen des Lebens aufopfernd ergebenen Freunde, wie durch eine der Brockhausischen Verlagsbuchhandlung würdige Ausstattung als eine sehr willkommene Gabe.

Art. VIII. Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Conrads I. (840—918), von A. Fr. Gfrörer, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Freiburg. 8. Freiburg im Breisgau, 1848, Herder'sche Verlagsbuchhandlung. Erster Band, VIII 504 S., zweiter Band, VIII. 496 S.

Der Herr Verfasser, durch einzelne Forschungen und größere Werke auf dem Gebiete der kirchlichen und politischen Geschichte dem literarischen Publikum zur Genüge bekannt, fühlte sich zur speziellen Bearbeitung des eben genannten Werkes durch mehrfache Gründe bewogen. Er wollte nämlich vermittelst einer

genaueren Durchforschung eines Zeitraums, in welchem der deutsche Reichskörper als ein selbstständiges Ganzes erstand, eine sichere Grundlage für die wahre Geschichte der deutschen Nation gewinnen. Er gesteht in dieser Hinsicht ganz offen und freimüthig, daß ihn die vorhandenen Arbeiten (z. B. Bünau's, Luden's) nicht befriedigten, indem sie, theilweise verkehrt, ungenießbar und nur dazu tauglich seien, „die unter Geschäftsleuten längst verbreitete Abneigung gegen deutsche Geschichtbücher zu rechtfertigen."

Er habe sodann eine wichtige Eigenthümlichkeit in den Hauptquellen jener Zeitperiode aufgefunden, welche, wenn sie richtig erfaßt und angewendet werde, als eine reichhaltige Quelle des Lichtes zu den interessantesten Aufklärungen führe und für die Wissenschaft die größte Ausbeute liefere. Es seien nämlich die Geschichtschreiber des neunten Jahrhunderts unter dem hemmenden Einflusse einer eigenen Art Censur gestanden, und aus Furcht königlicher Ungnade oder aus Scheu vor einem Anstoße von dem Bekenntnisse offener Wahrheit abgehalten worden. Wolle man nun die damaligen Zustände nach ihrem tieferen, inneren Zusammenhang ergründen, so könne man nur durch sorgfältiges Entgegenhalten der ost- und westfränkischen Chronisten zum Ziele gelangen. Denn unverkennbar sei bei beiden Parteien die ängstliche Behutsamkeit in der Behandlung der einheimischen Geschichte, aus Rücksichten für den Hof und für die Person des Königs, während sie über den Hof des Nachbarlandes ohne Scheu und Zurückhaltung die volle Wahrheit sagten. Deßhalb müsse man zur Erkenntniß französischer Reichsverhältnisse deutsche, und umgekehrt für das deutsche Wesen französische Quellen zu Hilfe nehmen, beide stets im Auge behalten, sie gegenseitig vergleichen und ergänzen.

Außerdem haben die geistvollsten Geschichtschreiber der damaligen Zeit eines eigenen Geheimmittels sich bedient, um Dinge zu verschleiern, die sie offen weder sagen wollten noch sagen durften. Es sei dieß eine Art Hieroglyphik und bestehe in einer künstlichen Zusammenstellung gewisser Sätze und in feinen Wendungen, wodurch sie Wissenden zu verstehen gegeben, daß ein geheimer Sinn in ihren Worten verborgen liege. Dieß sei nicht allein bei Hermann dem Lahmen der Fall, sondern schon bei Prudentius, Rudolph und Hinkmar; eine Wahrnehmung, welche dem Hrn. Verf. zum Leitsterne bei seinen Forschungen gedient und zur Entdeckung unerwarteter Aufschlüsse Gelegenheit gegeben hätte.

Er glaube demnach auch, nicht nur keine unnöthige, sondern auch eine Arbeit geliefert zu haben, welche mit den Büchern seiner

Vorgänger nichts gemein habe, als daß dieselben Namen von handelnden Personen vorkommen. Freilich werden jene literarischen Handlanger, „die gegenwärtig Bücher über deutsche Geschichte zusammenbrauen," sich nicht überzeugen lassen, sowohl von dem Vorhandenseyn jener „Geheimschrift," als auch von der sicheren Weise ihrer Entzifferung; doch liege ihm wenig daran, da es nicht seine Absicht sei, „Leuten, welche am schwarzen Staar leiden, denselben zu stechen." (Vgl. I. Band, Vorrede, II. Band p. 247 f.)

Diese hohe Sprache zeugt von ungemeiner Zuversicht, berechtigt aber auch den Leser zu der höchsten Erwartung, besonders da es sich um einen Zeitabschnitt handelt, wo die Schwierigkeit eines durchaus vollen Verständnisses durch die Unzulänglichkeit der Hilfsmittel zu einer fast unersteiglichen Höhe getrieben wird. In der That haben wir es hier mit einem Werke zu thun, welches sich als eine selbstständige Geistesschöpfung geltend macht, welches seine eigenen Bahnen und Zwecke verfolgt, in seinen vielfältigen und wichtigen Resultaten zur Erweiterung des historischen Gesichtskreises führt, und somit hinreichende Gründe für die Berechtigung seines öffentlichen Erscheinens in sich trägt. Es ist wahr, und es wäre unbillig, es in Abrede zu stellen, daß es auf einer tiefen und umfassenden Quellenkenntniß beruht, eine seltene Weihe und Sicherheit der Kritik beurkundet, von einer geist- und lebensvollen Auffassung der Charaktere und öffentlichen Zustände zeuget und oft einen so gewaltigen Zauber der Combination entwickelt, daß es eben sowohl blendet als hinreißt. Aus abgerissenen, vereinzelten Thatsachen schafft es sich geschichtlichen Zusammenhang und die innige Wechselwirkung eines lebensvollen Organismus, in Andeutungen, die man unbeachtet liegen ließ oder als bedeutungslos zur Seite schob, findet es Haltpunkte für überraschende Folgerungen, und weiß einen Pragmatismus der Zeitgeschichte da zu bilden, wo sonst das gewöhnliche Auge nichts als Bruchstücke ohne Zusammenhang und Verbindung gewahrte. Es übt eine unwiderstehliche Gewalt auf den Leser, es nöthigt ihn zu eigenem Nachdenken und zu sorgfältiger Prüfung, und wir thun, es ist nicht zu läugnen, mit seiner Hilfe einen bedeutenden Schritt vorwärts in der Erkenntniß der geheimen Triebkräfte, welche zur Neugestaltung der politischen Zustände und der staatlichen Verhältnisse mitgewirkt haben.

Daß in einem Werke von einer so tief eindringenden Kritik nicht alle Ansichten und Gründe eine durchaus gleiche und überzeugende Beweiskraft haben können, ist etwas, das uns nicht befremden kann, wie es uns nicht befremdet, wenn bei dem vorherrschenden Streben, Alles erklären und aufhellen zu wollen,

so löblich und preiswürdig dieses auch seyn mag, manche Annahme zu gewagt, manche Combination zu schroff ausfiel und manche Folgerung über das Ziel hinausführte, anstatt dasselbe zu treffen. Auch möchte die pessimistische Anschauungsweise, die sich öfters kund gibt, durch eine mildere Art der Erklärung, welche eben so wenig gegen die Zeit als gegen die Personen verstoßen haben würde, leicht zu ersetzen gewesen seyn. Wer indeß seine geistige Ueberlegenheit fühlt, wie Hr. Gfrörer, wer gleich ihm den Zauberstab des historischen Calculs mit einer solchen Meisterschaft handhabt, der mag im Tone hohen Selbstbewußtseyns von sich und seinen Errungenschaften sprechen: wir unsererseits hätten geglaubt, daß eine gemäßigtere Ausdrucksweise seinen Vorgängern und allen denen gegenüber, welche Bedenken tragen könnten, seine Combination ohne Ausnahme für bare Geschichte anzunehmen, seinem wissenschaftlichen Verdienste keinen Abbruch gethan haben würde.

Der Gesammtinhalt beider Bände scheidet sich in vier Bücher, jedes derselben nach kleineren Unterabtheilungen in Kapitel. Das erste Buch geht bis zum Regierungsantritte, das zweite bis zum Tode des Papstes Nicolaus I., das dritte behandelt Ost- und West-Francien bis zum Sturze Carls des Dicken, das vierte endlich reicht bis zum Ende der Regierung Conrads I.

Der Einfluß des Papstes Nicolaus I. auf seine Zeit war ein großartiger und folgenreicher, und hauptsächlich dahin gerichtet, die Papstgewalt auf Kosten der weltlichen zu erweitern und zu befestigen. Es ist daher wohl erklärlich, daß er auch in der Geschichte der Carolinger als epochemachend angenommen werden konnte. Wegen der immer sichtbarer hervortretenden engen Wechselwirkung zwischen Kirche und Staat stellte sich für den Geschichtschreiber dieser Zeitperiode die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Beachtung der kirchlichen wie der politischen Verhältnisse heraus. Dadurch wurde nicht bloß eine vielseitigere Lebensauffassung gewonnen, sondern es verdienen auch gerade die Partieen, welche die kirchliche Lehre und Gewalt betreffen, vorzugsweise wegen Sicherheit und Gründlichkeit der Forschung ausgezeichnet zu werden.

Nach Carls des Großen Tode wirkten mehrere Ursachen zusammen, um den Auflösungsprozeß des Gesammtreiches zu vollbringen. Die gegenseitigen Brüderkämpfe, durch Herrschergelüste und Ländergier entzündet, würden für sich allein nicht hingereicht haben, den alten Bau zu stürzen und eine neue Staatenbildung zu erzeugen. Gewiß ist, daß die nationalen Elemente in ihrem Streben nach Selbstständigkeit dazu mitgewirkt haben. Denn Carls des Großen gewaltiger Geist hatte zu schwer auf

den durch Kriege und Niederlagen gezähmten Nationalitäten gelastet, und es ist begreiflich, daß nach seinem Ableben die heftigste Reaction erwachte, und den Keil der Trennung in die lockeren Fugen des unnatürlichen Baues eintrieb.

Indem nun der Hr. Verfasser den Faden seiner geschichtlichen Darstellung mit dem Tode Ludwigs des Frommen aufnimmt und die Kämpfe der Brüder in ihrem Zusammenhange verfolgt, richtet er seinen forschenden Blick zu gleicher Zeit auf alle jene damals auftauchenden Erscheinungen, welche ihrer Natur nach einer Wiedervereinigung der in ihrer vollen Auflösung begriffenen Carolingischen Monarchie standhaft entgegen strebten und den Zerfall unabänderlich vollführen halfen.

Vor Allem legt er ein besonderes Gewicht auf die Thatsache, daß Ludwig's des Frommen jüngere Söhne bei ihrem Kampfe die Verdrängung des römischen durch das germanische Erbrecht zum Zwecke hatten. Gelang es ihnen, ihre Gleichberechtigung nach germanischem Rechtsgrundsatze zu verwirklichen, so konnte daneben die Reichseinheit eben so wenig bestehen, als das ständische Recht beim Festhalten des römischen. Diese entschieden ausgesprochene Richtung mußte gegen jene Reichseinheit eine weitere Reaction des Adels hervorrufen, die ihrem Wesen nach keine andere als eine nationale seyn konnte, die gleichfalls den Zweck hatte, das alte, germanische Recht, gegen etwaige Uebergriffe des römischen, mit Nachdruck zu schirmen und in ihren Folgen dem Staate Carls des Großen nicht weniger feindlich entgegenstand, als die Politik der königlichen Brüder.

Hiezu kam, daß nach der Eigenthümlichkeit des damaligen Heerwesens, das Vasallenthum, mit dessen Waffen und Blute die Kämpfe ausgefochten wurden, um so mehr an dauernder Geltung gewann, je wichtiger der Ausschlag des Krieges wurde und je mehr die Arglist der Königspolitik dahin ging, den Gegner durch Verlockung seiner Vasallen zum Abfalle auf die empfindlichste Weise zu schwächen. War es ein Wunder, wenn der Vasalle, sehr bald die Wichtigkeit seiner Stellung inne werdend, sie aufs beste zum Behufe seiner nationalen Interessen auszubeuten suchte, wenn er zuletzt gegen den Fortbestand des carolingischen Gesammtreiches sein mächtiges Veto einlegte und, mit Zurücksetzung der Könige, die endliche Ordnung der Angelegenheiten in seine Hand nahm?

So bestimmt, wie bei dem Vasallenthum, liegt auch die gegenseitige Stellung der carolingischen Brüder nach ihres Vaters Hinscheiden ausgesprochen vor. Lothar, der älteste und zugleich der Erbe der Kaiserkrone, kämpfte, auf dem Rechtsboden der im Jahre 817 von seinem Vater zu Achen erlassenen Reichsgrundge-

setze fußend, für die Erhaltung des fränkischen Gesammtstaates, und nahm, wenn ihn das Waffenglück verließ, zu unnatürlichen Bündnissen, zu Arglist und Treubruch seine Zuflucht, um seine beiden Brüder wo möglich aus ihrem Länderbesitze zu verdrängen. Die letzteren dagegen sahen mit Mißgunst auf dessen Vorrechte und suchten wohl auch aus Furcht vor etwaigen Gefahren, welche ihnen aus der Handhabung der Kaisergewalt zuwachsen konnten, anfangs im einzelnen Kampfe, später durch Erfahrung belehrt, in gegenseitigem Einverständnisse und im gemeinsamen Bunde dem Prinzipe der Nationalität Geltung zu verschaffen und den erzwungenen Völkerbund zwischen Germanen und Romanen in seine ursprünglichen Elemente wieder aufzulösen.

Dieser Gegensatz zwischen ihren politischen Zwecken führte zu dem dreijährigen Bruderkriege, dessen Einzelnheiten wegen Mangelhaftigkeit der Quellen nicht völlig aufzuklären sind. Das Bemühen des Hrn. Verfassers, hier zu einem tieferen Verständnisse zu gelangen, verdient gewiß Dank und Anerkennung; seine Combinationen empfehlen sich in den meisten Fällen durch den hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit und durch das richtige Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Absicht und Zweck, nur möchte in manchen Einzelnheiten dem Charakter der Zeit und der handelnden Personen zu wenig Rechnung getragen und dem Schlangenwege der Heuchelei und Arglist ein zu weiter Spielraum eingeräumt worden sein.

Was namentlich Lothar anbelangt, so glauben wir allerdings, daß das formelle Recht auf seiner Seite war. Der Hr. Verfasser ist nicht gleicher Ansicht. Keiner der kämpfenden Fürsten sagt er (I. 6.) vermochte sich auf ein klares Recht zu berufen. Lothar pochte auf die Kaiserwürde, allein dem sei entgegen gestanden, daß der ihm durch das Grundgesetz vom Jahre 817 ertheilte Vorzug durch spätere Verfügungen seines Vaters aufgehoben und sein Vorrecht durch wiederholte Empörungen verwirkt worden sei.

Allein wir müssen hier bemerken, daß wenn durch diese Empörungen ein Recht oder Vorrecht verwirkt wurde, seine beiden Brüder im gleichen Falle waren und billiger Weise auch ihre aus der väterlichen Theilung hervorgegangenen Rechte als verwirkt und erloschen angenommen werden müßten. Lothars Vorrecht aber haftete an der Erstgeburt und der damit verbundenen Kaiserwürde. Nach der der Gesammtmonarchie zu Grunde liegenden Idee konnte diese keine Schmälerung erfahren, auch wurde sie durch die Theilungen nicht berührt, vielmehr durch die Vergabungen von Landgebieten an die jüngeren Brüder die

Bedingung der Aufrechthaltung der Reichseinheit in der Idee des Kaiserthums immer eingeschlossen. Bei allen Ländertheilungen wurde das wichtige Staatsgesetz v. J. 817 stillschweigend vorausgesetzt. Ludwig der Fromme, so schwankend in seinen Entschlüssen und Handlungen, so sklavisch geleitet von den Eingebungen eines ränkevollen Weibes, ließ sich doch nie in den Sinn kommen, die Einheit des Reiches aufzugeben und seine jüngeren Söhne als selbstständige Fürsten in selbstständigen Staaten anzuerkennen. Wenn wir indeß für Lothar das formelle Recht in Anspruch nehmen, so sind wir weit entfernt, die Mittel, durch welche er jenes sich zu sichern strebte, zu rechtfertigen. Hierin hatte er vor seinen Gegnern nichts voraus, ihm ward aber vollauf Gleiches mit Gleichem vergolten.

Daß er auf seinem Wege nur wenig von den Sympathien der Völker unterstützt wurde, ist nicht füglich abzuläugnen. Die Völker sehnten sich nach Trennung, darüber liegen zahlreiche Beweise vor, die der Hr. Verfasser auch nachdrücklich hervorhebt. Um diese anzubahnen, mußte es in ihrem Interesse liegen, auf keiner Seite der streitenden Parteien ein für die Herstellung der Einheit und der Gesammtmonarchie förderliches Uebergewicht entstehen zu lassen.

Um aus vielen Thatsachen nur einige wenige zu berühren, erwähnen wir der Handlungsweise der Vasallen nach der mörderischen, gleichwohl aber erfolglosen Schlacht bei Fontanet, am 25. Juni 841. Wie leicht hätte Lothars geschlagenes Heer mit Nachdruck verfolgt und völlig vernichtet werden können. Dadurch aber würde der Kampf in eine neue Richtung getreten, der Besitz der Monarchie Carls des Großen nur noch zwischen Carl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen streitig gewesen und ein allgemein gefürchtetes Uebergewicht auf die eine oder andere Seite gekommen seyn. Schlauen Benehmens traten damals um das Gleichgewicht herzustellen die Vasallen, geistliche sowohl als weltliche, vermittelnd dazwischen. Unter dem Vorgeben, der ruhmwürdige Sieg sei ein sichtbares Gottesurtheil, hielt man das Kriegsvolk durch geistliche Uebungen, durch Gebete, Fasten und Beichte, drei Tage lang hin, und ließ durch zahlreiche Urlaube die Reihen der Kämpfer unbedenklich sich lichten. Darauf trennten sich die Heere der beiden Brüder, fast noch im Angesichte des geschlagenen Feindes und löseten sich auf in Verfolgung von Zwecken, deren Dringlichkeit wenigstens im damaligen Augenblicke nicht zu ersehen war.

Thatsachen dieser Art berechtigen zu dem Schlusse, daß die Trennung der Reiche, die man den Völkern als ein Gebot des Himmels darstellen wollte, im Rathe der Vasallen beschlos-

sen war, daß man diese Trennung nicht durch eine völlige Vernichtung des Feindes ohne Noth erschweren wollte, daß selbst das starke Band religiöser Einheit und der Glanz der Kaiserkrone dem Streben nach nationaler Selbstständigkeit zurückstehen mußte.

Ferner, als im nächsten Jahre, Februar 842, beide Brüder zu Straßburg ihren Bund auf eine feierliche Weise erneuten, gaben sich neben den Königen auch die Vasallen das eidliche Gelöbniß. Der Hr. Verfasser entwickelt die tiefere Bedeutung des letzteren sehr anschaulich und übereinstimmend mit den Andeutungen der Quellen. Er sagt; (I. 35.) „Unter den Bewohnern des fränkischen Reichs hatte sich die Meinung verbreitet, es nütze nichts, wenn man Carl und Ludwig gegen Lothars Herrschsucht schütze, die beiden Ersteren seien eben so treulos als der Dritte, und wenn man noch Lothar beseitige, würden sofort die beiden Anderen an einander gerathen und nach der Alleinherrschaft trachten; so lange zwei Carolinger lebten, sei kein Friede zu erwarten, deßhalb müsse man, um für die Zukunft Sicherheit zu gewinnen, zu außerordentlichen Maßregeln greifen. Das vorgeschlagene Mittel bestand darin, daß man die Könige nöthigte, mittelst eines feierlichen und allgemeinen Schwures ihre Streiter aller Dienstpflichten zu entbinden, im Fall einer von Beiden den Bundesvertrag, welcher den Grund zu Entstehung der Staaten Neuster und Germanien gelegt hat, verletzen würde. Heroisch war das Mittel, aber wohl ausgedacht, und sicherlich hat es den Brüdern Carl und Ludwig nicht mindere Ueberwindung gekostet, als wenn man heutzutage einem der konstitutionellen Fürsten Deutschlands zumuthete, sein Heer auf die Verfassung zu beeidigen. Der Schwur von Straßburg war der erste Sieg ständischer Rechte über das von Carl dem Großen unter der Maske der Fortdauer alter germanischer Freiheit eingeführte unbeschränkte Königthum!»

Sodann sei der feierliche Act der Bundeserneuerung durch zwei wichtige Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet gewesen. Zuerst, daß man sich nicht der seit Jahrhunderten üblichen Geschäfts- und Kanzleisprache, der lateinischen, bedient, sondern die Muttersprache der von Carl und Ludwig vertretenen Völker, die deutsche und romanische gebraucht habe. Zweitens haben die Vasallen ihren Treuschwur an eine sehr beachtenswerthe Bedingung geknüpft. Würde nämlich Einer der beiden Brüder eines Treubruchs gegen den Andern sich schuldig machen, so sollten sie ihres Eides ledig und zu keiner weiteren Heeresfolge verpflichtet seyn. Ein solcher Vorgang zeuge von großem Mißtrauen

gegen die Ehrlichkeit der königlichen Brüder, aber auch von dem lebendigen Verlangen nach einer nationalen Scheidung.

So sieht demnach der Hr. Verfasser in dem Kampfe der Carolinger ein zweifaches Element walten; auf der einen Seite das Streben nach Forterhaltung der Reichseinheit, auf der anderen das nach nationaler Unabhängigkeit. Dabei möchten wir jedoch Bedenken tragen, gegen die Annahme, als wären den damaligen Trennungsgelüsten ähnliche Prinzipien zu Grunde gelegen, welche die Neuzeit wenigstens theoretisch in die Staatenbildung aufzunehmen versuchte. Vorzugsweise waren es Stämme deutscher Abkunft, welche die fränkische, mit Waffengewalt ihnen aufgedrungene Oberherrschaft abwerfen und die eigene Selbstständigkeit wieder erhalten wollten. Dieß liegt aber unsers Erachtens noch fern von einem grundsätzlich gedachten und praktisch durchgeführten Nationalitätsprinzipe. Dieß in den Erscheinungen der damaligen Staatenbildung nachweisen zu wollen, würde zu den ernstlichsten Widersprüchen und in Betrachtung der Ostgränze wenigstens germanischer Seits zur vollsten prinzipiellen Inconsequenz führen.

Nie hat übrigens die Geschichte diese Grundsätze als die ihrigen anerkannt, in ihren Staatenbildungen hat zumeist das Schwert oder das Recht des Stärkeren vorgewaltet und wie im täglichen Leben die Individuen nach dem Maßstabe geistiger oder physischer Stärke von selbst sich unterordnen, so ist es auch bei dem Nebeneinanderseyn ganzer Völkerfamilien stets als Naturgesetz beobachtet worden, daß die schwächere der stärkeren folge und sich unterordne. Wenn daher in einem Staate, in welchem verschiedene Nationalitäten zur Einheit des politischen Lebens zusammengewachsen sind, die nationale Idee die staatliche zu überwältigen anstrebt, so nimmt ein völliger Auflösungsprozeß seinen Anfang, der aber die vereinzelten Glieder nicht immer zur beabsichtigten Selbstständigkeit führt, sondern im Gegentheil oft nur neuen staatlichen Combinationen den Weg bahnt, ohne jener irgendwie Rechnung zu tragen. Daher liegt die ganze Kraft eines aus heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Staatencomplexes in dem nothwendigen und vorherrschenden Bewußtseyn der staatlichen Gesammtheit, neben welchem die Einzeltheile in dem Fortbestande ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten sehr wohl gedacht und erhalten werden können.

Die Aristokratie des neunten Jahrhunderts wollte aber den Zerfall der carolingischen Monarchie nicht ohne Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke; sie wollte zu gleicher Zeit ein Bollwerk ständischer Freiheiten und Vorrechte gegen den Absolutismus der Königsmacht errichten. Diese Ansicht ist zur Aufklärung der inne-

ren Verhältnisse von großer Wichtigkeit; sie gibt den nothwendigen Mittelpunkt, um den die offenen Bestrebungen und geheimen Ränke der Vasallen eben so sicher sich ordnen, als die mitunter verworrenen Berichte der Zeitgenossen sinnreich und bedeutungsvoll sich gruppiren lassen; sie verbreitet über einzelne Nebenumstände des Achner und später des Verdüner Theilungsvertrages unerwartet Licht und Verständniß.

So hatte die zu Achen zwischen den beiden jüngeren Brüdern beschlossene Theilung doch nur so lange Bestand, als die Vasallen keine Einsprache erhoben. Als aber diese wieder anfingen, zu dem verlassenen und nunmehr hinlänglich gedemüthigten Lothar überzutreten, als sie die ihres Eides vergessenen Brüder Carl und Ludwig zwangen, ihre Hände von Lothars Erbe zu lassen, da war an eine Fortdauer jenes Vertrages nicht ferner zu denken und es war offenbar die Aristokratie, die über Carls des Großen Reich nach Gutdünken die Würfel geworfen und dessen künftige Gestaltung auf eine ihren Zwecken entsprechendere Weise angebahnt hat.

Zu ganz anderen Resultaten führte dagegen der Vertrag von Verdün, durch welchen die Theilung des Reichs bleibend festgesetzt und urkundlich bestätigt wurde. Durch die Forschungen des Hrn. Verf.'s ist für das Verständniß mancher Einzelpunkte des genannten Staatsvertrages Vieles gewonnen, wiewohl seine Behauptungen nicht durch die Autorität der Quellen, sondern nur durch den inneren Zusammenhang der Thatsachen sich begründen lassen.

Rücksichtlich der neuen Staatenbildung des Verdüner Vertrages steht so viel außer Zweifel, daß bei der vollständigen Unabhängigkeit der Reiche von einander der Kaiser zwar keinerlei Rechte und Befugnisse über die Staaten seiner Brüder mehr hatte, dagegen aber zur Ausübung eines mittelbaren Einflusses auf dieselben immer noch Mittel und Wege genug in Händen behielt. Schon die Wahl seines Antheiles, der seiner Länge nach die Staaten seiner Brüder umspannte und schied, läßt tiefer liegende Absichten erkennen. Während er eine etwaige Vereinigung seiner Brüder zu feindseligen Absichten erschwerte, konnte ihm die Lage seines Gebietes von entschiedenem Nutzen seyn, wenn er damit umging, geheime Verbindungen in den Nachbarreichen zu unterhalten und die alte Monarchie wieder herzustellen. Außerdem handelte es sich, wie der Hr. Verf. scharfsinnig weiter folgert, zu Verdün auch noch um eine gemeinschaftliche Gesetzgebung für die Unterthanen der drei Reiche, und in sofern das Wort leges, welches Nithard (IV. 3) gebraucht, als Verfassung genommen werden kann, um eine festere Begränzung der königlichen Gewalt,

so wie um Erweiterung der ständischen Rechte. Zum Beweise für diese Erklärung dienen die seitdem üblich gewordenen und in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrenden Frankentage, auf denen die Fürsten in Gemeinschaft mit den Vasallen oder Ständen allgemeine Angelegenheiten beriethen und allgemein verbindliche Gesetze erließen, auch schiedsrichterliche Urtheile über eingegangene Klagen und vorgefallene Rechtsverletzungen fällten. Wenn man zudem noch in Erwägung zieht, daß die Könige das Aufsichtsrecht und die Bürgschaft gegenseitig auf sich nahmen, so wird es klar, daß der Kaiser vermöge der ihm zukommenden Vorstandschaft auf den Frankentagen Einfluß genug auf die Nachbarstaaten übrig behielt und die Hoffnung keineswegs aufgeben mochte, trotz der urkundlich besiegelten Theilung das carolingische Gesammtreich wieder herzustellen.

Unter den geheimen Triebkräften, welche für Beschränkung königlicher Gewalt in Thätigkeit waren, findet auch die in der Geschichte des Mittelalters zu besonderer Berühmtheit gelangte Sammlung des falschen Isidor ihren angemessenen Platz. Die hieher gehörigen Untersuchungen fußen nur zum Theil auf den Resultaten einiger früherer Forscher, namentlich Blondel und Knust, dem größeren Theile nach verfolgen sie ihren selbstständigen Weg und gehören mit zu den interessantesten und ausgezeichnetsten Leistungen des Buchs.

Gleichwie die weltliche Aristokratie nach Erweiterung und Gewährleistung ständischer Rechte strebte, so zeigte sich auch bei der geistlichen ein ähnliches Ringen nach größeren Rechtszugeständnissen, und bloß in den Mitteln, nicht in dem Zwecke liegt die Verschiedenheit. Der fränkische Klerus hatte alle Ursache, eine Abänderung seiner Lage anzustreben, und da er die Bande, die ihn schwer drückten, nicht mit Gewalt lösen konnte, so mußte er seine Zuflucht zur List nehmen.

Die Ursachen seines Mißvergnügens reichen in die Zeiten Carls des Großen hinauf. Dieser hatte nämlich die Beschlüsse von Sardica, welche dem Papste ein gewisses oberrichterliches Ansehen über den Klerus einräumten, nach einem wohl überdachten Plane darauf zu beschränken gewußt, daß der Einfluß des römischen Stuhles auf die fränkische Kirche auf sein geringstes Maß herabgebracht und daß ihr eigentlicher Herr nicht der Papst, sondern der Kaiser geworden war. Dieses Verhältniß zeigte sich in der Folge, nach dem Ausbruche der Bürgerkriege unter Ludwig dem Frommen um so drückender, als der Klerus, ohne Schutz von Seite der Kirchengewalt, maßlosen Bedrückungen, Quälereien, Gewaltthätigkeiten und selbst der Güter-Confiscation preis gegeben war.

Offenbar sollte die Sammlung kirchenrechtlicher Satzungen, welche unter dem Namen des Erzbischofs Isidor von Sevilla um diese Zeit in Frankreich erschien, von der späteren Kritik aber als untergeschoben und als ein grober Betrug erkannt ward, der fränkischen Kirche als ein fester Damm gegen Bedrängniß und Willkür und besonders gegen die Säcularisation geistlicher Güter dienen. Offenbar sollte der falsche Isidor, da weder bei den Metropoliten noch bei der Synode wegen ihrer Abhängigkeit von der obersten Staatsgewalt eine Abhilfe zu suchen war, die früheren Befugnisse der Päpste laut den Beschlüssen von Sardica wieder herstellen und den römischen Stuhl mit allen jenen Widerstandsmitteln ausrüsten, wie sie die Zeit erforderte, um ihn zu einem der geistigen Freiheit günstigen Forum zu erheben. Dazu war nothwendig, daß die Macht der Metropoliten gebrochen, den Königen das Recht der Synodenberufung und der Entscheidung wichtiger Kirchenangelegenheiten genommen und den Päpsten zugewiesen werde. Hiemit ist zugleich über Zweck und Wesen des pseudo-isidorischen Machwerkes das Nöthige ausgesprochen, aber die Untersuchung noch nicht zu Ende geführt.

Es handelt sich zunächst um die nothwendigen Bestimmungen über Zeit und Vaterland des Betrügers. Man kann als erwiesen annehmen, daß die erste und älteste Benützung pseudoisidorischer Stücke dem Mainzer Leviten Benedict, der zwischen 840 und 847 geschrieben, zur Last fällt. Es ist eben so erwiesen, daß der Compilator der Trugschrift die Concilienbeschlüsse vom Jahre 829 kannte. Man ist somit im Stande, die zwei äußersten Endpunkte anzugeben, innerhalb deren die Sammlung der falschen Decretalen mußte zu Stande gekommen seyn.

Wenn man nun weiter erwägt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Betrug demjenigen zugeschrieben werden muß, der sich Nutzen und Gewinn davon versprach; wenn man in Erwägung zieht, daß der Inhalt in nächster Beziehung dem französischen Klerus zu Gute kommen sollte: so haben wir den Ursprung der Sammlung gewiß nirgends anders als in Frankreich zu suchen, wohin auch die inneren Kriterien der Sprache, Worte, Wendungen und Quellen mit aller Bestimmtheit verweisen.

Eine andere Frage ist endlich die, ob und in wiefern die Päpste an einem Machwerke, welches eben so gut auch ihre Interessen zu vertreten bestimmt schien, sich selbst betheiligt haben, und ob irgend eine Mitschuld an dem Betruge auf sie zurückfalle. Diese Frage wird mit vieler Feinheit und Schonung behandelt und gegen Eichhorn entschieden. Die Annahme eines unmittelbaren Einflusses der Päpste auf das genannte Werk oder einer wie immer gearteten Betheiligung an der Zusammenstellung des-

selben stehe nicht allein mit der bekannten Klugheit und Vorsicht des römischen Stuhles in grellem Widerspruche, sondern es lasse sich auch aus keinem gleichzeitigen Erlasse der Päpste irgend ein gültiger Schluß auf eine Theilnahme oder Mitwissenschaft ziehen. Dagegen aber sei es erwiesen, daß Papst Nikolaus I. zu einer Zeit, als die falschen isidorischen Decretalen bereits ein gewisses Ansehen erlangt und als Rechtsquelle in Gebrauch gekommen, denselben kirchenrechtliches Ansehen zu verschaffen gewußt habe. Es ist demnach eine eigentliche Mitschuld der Päpste an der Entstehung des betrügerischen Sammelwerkes kritisch eben so wenig zu erweisen, als der Ursprung desselben, wie Eichhorn geglaubt, in die Zeiten Carls des Großen zurückgesetzt werden kann.

Die weitere Untersuchung hinsichtlich einer muthmaßlichen Verbindung des Metropoliten Otgar von Mainz mit dem Fälscher glänzt zwar durch kühne Combination und durch den Aufwand kritischen Scharfsinnes, führt aber zu keinem vollkommen befriedigenden Ergebnisse. Es läßt sich wohl die Annahme, als hätte Otgar durch seinen bekannten Leviten Benedict ein unredliches Spiel gespielt, nicht geradezu abweisen, besonders wenn man seine Lage und Zwecke in genaue Erwägung zieht. Da er die Absicht hatte, die geistliche Gewalt zu heben und das Eigenthum der Kirche und der Bischöfe gegen Anklagen und Eigenmacht zu schützen, so konnten ihm einzelne pseudo-isidorische Lehrsätze nicht anders als sehr erwünscht seyn. Eben so kamen ihm diese, was hier von hoher Wichtigkeit ist, bei seinem Streben, den Primat über das deutsche Kirchengebiet für sich in Anspruch zu nehmen, durch ihre spezielle Anwendbarkeit für diesen Fall sehr zu Statten. Nicht weniger ist es auffallend, daß mit dem Jahre 844, wo Otgar in Folge des Verdüner Vertrages seine Absichten ohnehin erreicht sah und keinen einzigen seiner Suffragane verloren hatte, alle Verbindung von seiner Seite mit dem Trugwerke aufhörte und seitdem alle weiteren Spuren pseudoisidorischer Bestrebungen auf deutschem Boden ein Ende haben.

Allein gegen die Annahme einer Identität des falschen Isidor mit der Person des Mainzer Leviten, was der Hr. Verf. selbst auch zugesteht, so wie gegen die Behauptung, Otgar habe, um die Integrität seiner Diöcese und den Primat zu behaupten, seine Hände zu dem Betruge geboten, stellen sich viele und sehr erhebliche Gründe entgegen, so daß man weder Mainz zur Geburtsstätte, noch den dortigen Metropoliten zu dem Urheber Pseudo-Isidors machen kann. Abgesehen von Allem Anderen, was hier als Beweisgrund geltend zu machen wäre, beschränken wir uns auf die einzige Bemerkung, daß das oft genannte Werk eine ganz andere Tragweite verräth und ganz andere Zwecke ver-

folgt, als daß man nur mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen könnte, es sei durch das spezielle Bedürfniß des Mainzer Metropoliten veranlaßt und in die Welt gesendet worden. Ohnehin wird aus des Verf.'s weiteren Untersuchungen mit befriedigender Evidenz hervorgehen, daß es in Frankreich entstanden und durch den Erzbischof Wenilo von Sens in Gebrauch gekommen ist.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich das Vorhandenseyn einer kirchlichen Bewegung neben der politischen mit Bestimmtheit entnehmen. Ein zweiter, nicht minder interessanter und in vielfacher Hinsicht sehr lehrreicher Beleg für diese Behauptung wird von dem Hrn. Verf. in dem bedenklichen Gährungsprozesse geboten, welcher von dem dogmatischen Streite der Mönche Gottschalk und Ratramnus seinen Anfang nahm, und in die damalige kirchliche und politische Ordnung viel tiefer und störender eingriff, als man seiner Natur nach hätte erwarten sollen.

Gottschalk war als ein begeisterter und hartnäckiger Vertheidiger der Augustinischen Lehre von der Gnade und Prädestination aufgetreten, dadurch aber mit dem seit Carl dem Großen eingeführten semipelagianischen Lehrbegriffe und mit der fränkischen Kirche in eine so große Opposition gerathen, daß man ihn auf den Synoden zu Mainz und Chiersey der Ketzerei schuldig erklärte und als Verächter der kanonischen Vorschriften, als Störer der bürgerlichen und kirchlichen Ruhe und wegen hochmüthigen und trotzigen Verharrens bei seinen erkannten Irrthümern zu der Strafe der Geißelung uud der Einkerkerung verurtheilte.

Erzbischof Hinkmar von Rheims, einer der größten Männer seiner Zeit, der unermüdete Bekämpfer der Ketzerei, der feste Stützpunkt der fränkischen Orthodoxie, leitete das Verfahren gegen den schuldigen Mönch und ließ den Urtheilsspruch in seiner ganzen Strenge vollstrecken, dergestalt, daß es nicht an geheimen Anhängern des Mönchs fehlte, die in dem Vorgange ein Beispiel unerhörter Grausamkeit erblickten.

Gottschalk schürte von Neuem von seinem Gefängnisse aus und verlangte zur Bewahrheitung seiner Lehre kühn und entschlossen das Gottesurtheil der Feuerprobe. Sein Anhang nahm immer mehr und mehr zu, die angesehensten Männer und Gelehrten, wie Prudentius, Bischof von Troyes, Ratramnus, ein Mönch von Corbie und unbeugsamer Gegner Hinkmars, Servatus Lupus, ein Schüler des berühmten Rhabanus, traten nach einander als Verfechter seines Lehrbegriffs und mittelbar als Gegner des Erzbischofs von Rheims auf. Der Bewegung war nicht mehr Einhalt zu thun, sie hatte eine Oeffentlichkeit und Allgemeinheit erlangt und eine so große Aufregung erzeugt, daß sie das rechtmäßig anerkannte Kirchendogma ernstlich be-

drohte und einen Umsturz der kirchlichen Ordnung befürchten ließ.

Auch Hinkmar suchte seinen Anhang zu mehren und sah sich nach Vertheidigern seiner Sache um, war aber in seiner Wahl so wenig glücklich, daß er in der öffentlichen Meinung nur noch mehr bloßgestellt ward. So mit dem Schotten Johannes Erigena, der als Vorsteher der blühenden Hofschule bei dem Könige Carl dem Kahlen in hoher Gunst stand. Seine zwar mit philosophischem Geiste, aber ohne gehörige Würdigung des Gegenstandes geschriebene Abhandlung steht mit der Orthodoxie der fränkischen Kirche in einem grellen Widerspruche und häufte neue Verlegenheiten auf Hinkmar. Offene und versteckte Feinde griffen zur Feder und die Geißelhiebe, die sie gegen Erigena führten, mußten zugleich den Metropoliten treffen, der hinter ihm stand. Hätte sich dieser nicht da, wo er am verwundbarsten war, von Seite des Hofes sicher stellen wollen, und könnte man sich die Wahl des Schotten nicht aus wohlberechneten Rücksichten für seinen König erklären, so müßte man an der Erfahrung und Menschenkenntniß des großen Mannes irre werden.

Der Stütze seines Hofes bedurfte Hinkmar um so dringender, da ihm bald darauf in dem Erzbischofe von Lyon, den Kaiser Lothar mit Vorbedacht zu dieser Würde erhoben hatte, ein neuer Gegner erstanden war. Seine Erklärung zu Gunsten des gefangenen Mönchs mußte, weil sie von dem Vorsteher der ersten und angesehensten Metropole des Nachbarreiches ausging, für Hinkmar ein furchtbarer Schlag seyn. Darin war zugleich der alte Haß des Kaisers unverkennbar, welcher um diese Zeit (852) mit Ludwig dem Deutschen im Bunde eine mächtige Priesterpartei in Neuster bilden wollte, um mittelst derselben den Mann seines Hasses und seiner Rache unrettbar zu stürzen. Es ist daher auch nicht unwahrscheinlich, daß derselbe Kaiser es war, welcher die Fäden einer tief angelegten Intrigue im Verborgenen schürzte, der das ganze Spiel mit seiner Hand leitete und auf der Synode zu Soissons (853) den entscheidenden Schlag gegen Hinkmar vollführen wollte.

Gleichwohl erhielt bald darauf, und zwar auf des Kaisers eigene Verwendung, der arg bedrohte Metropolit vom Papste das Pallium und mit demselben die thatsächliche Anerkennung seiner erzbischöflichen Würde.

Wie lassen sich nun diese ganz entgegengesetzten Thatsachen in ihrer fast unmittelbaren Aufeinanderfolge reimen und aufklären? Ist es Laune, die sich in den auffallendsten Widersprüchen gefällt, ist es Grundsatzlosigkeit, die den Eindrücken des Augen-

blickes folgt, oder ist es der Sieg persönlicher Tugend und Größe, die den Feind zum Freund machte?

Der Grund des scheinbaren Widerspruchs ist nicht auf der Seite des Kaisers, sondern auf jener seiner untergeordneten Werkzeuge zu suchen. Die kirchliche Partei, die für Lothar und gegen Hinkmar im Geheimen thätig war, merkte aus der überraschenden Wendung, welche die Synode gegen ihren Willen nahm, sehr bald und mit richtigem Tacte, daß ihr Spiel verloren, daß es die höchste Zeit sei, der eigenen Gefahr wegen schnell wieder einzulenken.

Deßhalb verwendeten sich die Suffragane des Erzbischofs nachdrücklichst beim Kaiser, er möge mit seinen Verfolgungen Einhalt thun und auch den Papst für mildere Maßregeln stimmen. Da der Kaiser einsah, daß er sie retten müsse vor der eigenen Verdammniß, welche bei weiteren Enthüllungen der Synode in Aussicht stand, so ging er nothgedrungen auf ihre Vorstellungen ein, und so verdankte Hinkmar der Furcht seiner Feinde, was er durch die Gerechtigkeit seiner Sache nie würde erlangt haben.

Inzwischen nahm der dogmatische Streit ununterbrochen seinen Fortgang und trotz der wiederholten Synoden, die selbst unter dem unmittelbaren Einflusse der Königsgewalt abgehalten wurden, erweiterte sich die Kluft zu den bedauerlichsten Gegensätzen, und zwar derart, daß man das, was man in dem einen Reiche als rechtgläubig anerkannte, in dem andern als irrig verfolgte und als ketzerisch verfluchte.

Nach dem Bisherigen wäre die Annahme, Gottschalks Auftreten sei ein isolirtes und der ganze dogmatische Streit ein unpraktisches Wortgezänke gewesen, eine sehr irrige. Das Auge, das gewohnt ist, hinter den Aeußerlichkeiten den ursprünglichen Zusammenhang zu erforschen, wird hier bald und mit Ueberraschung die Merkmale einer tief bewegten Zeit gewahr werden, einer Zeit, welche der bisherigen Fesseln müde nach einer neuen Ordnung der Dinge hinstrebte. Von dieser Seite genommen ist Gottschalk kein störrischer, grübelnder Mönch, den Kasteiung und Gefangenschaft unschädlich macht; er ist vielmehr der Träger des revolutionären Prinzips, das auch in den unteren Schichten des fränkischen Klerus furchtbare Eroberungen gemacht hatte; er ist aber zugleich auch der Stützpunkt der äußeren Reichsfeinde, denen er zur Bemäntelung der Ländersucht und des Ehrgeizes dienen mußte.

Für ihn hatten nicht allein die Klöster, und zwar bei weitem die Mehrzahl derselben, sondern auch die Mitglieder der niederen Geistlichkeit Partei genommen, welche, indem sie sich

für den strengen Augustinismus erklärten, den ämtlich eingeführten Lehrbegriff zu untergraben trachteten. Wir können uns nicht zu der allzustrengen Ansicht bekennen, welche sich I. 255 ausgesprochen findet, und glauben, daß man den Gliedern des Klerus eine größere Freiheit und Selbstständigkeit einräumen könne, als dieß nach den Grundsätzen des militärischen Gehorsams möglich ist. Dafür aber müssen wir auch dem fränkischen Episcopate das Recht zugestehen, gegen Neuerungen in den Lehrsätzen und besonders gegen die Art, wie sie nach Geltung strebten, mit den Waffen des Wortes und der Schrift und selbst mit der Schärfe gesetzlicher Strafmittel einzuschreiten. Denn war einmal die Heiligkeit des Lehrbegriffes untergraben, so war zur Nichtachtung des kirchlichen Gesetzes und der kirchlichen Verfassung nur ein Schritt und der Stillstandpunkt der Bewegung jeder Berechnung entrückt.

Mit der Partei der Bewegung standen außerdem auch die sogenannten Chorbischöfe in inniger Verbindung. Sie, die die Mühen des Amtes zu tragen hatten, ohne die äußere Auszeichnung und die materiellen Bezüge, konnten bei Neuerungen für ihre ämtliche Unabhängigkeit und bessere Stellung nur gewinnen. Daß sie die Gottschalk'sche Ketzerei nach Kräften unterstützten, kann daher eben so wenig befremden, als die Schutzwehr, zu welcher das neustrische Episcopat gegen sie, als gegen gefährliche Feinde und Verschwörer, griff.

Das Ganze der Bewegung und die wesentlichen Unterscheidungszeichen derselben faßt der Hr. Verf. in folgende treffende Uebersicht zusammen (I. 261 f.): „Seit dem Ausbruche der fränkischen Bürgerkriege treten zwei kirchliche Parteien, eine aristokratische und eine plebejische hervor, welche beide auf den Sturz gewisser Anstalten hinarbeiteten, aber sich in Bezug auf den Umfang der geforderten Veränderungen gewaltig unterschieden. Die aristokratische Partei, aus deren Schooße das Gesetzbuch Pseudo-Isidors hervorgegangen ist, begehrte nur Abschaffung der Metropolitangewalt und Beschränkung königlicher Eingriffe in die Rechte der Kirchenhäupter; dagegen spannte sie alle Segel auf, um das Bisthum nicht bloß zu erhalten, sondern auch seine Befugnisse auszudehnen. Die andere Partei will dem ganzen Prunke der Hochkirche ein Ende machen und greift zu diesem Zwecke die Rechtgläubigkeit der Bischöfe wie der Metropoliten auf Tod und Leben an. Beide führte, trotz ihrer großen Verschiedenheit, gemeinschaftlicher Haß wider Hinkmar, den kühnen und entschlossenen Vertheidiger der carolingischen Kirchenverfassung, für den Augenblick zusammen, aber die Pseudo-Isidorianer unterließen darum nicht, den Chorbischöflichen mit Hinkmar einen tödtlichen

Streich zu versetzen, behielten sich dagegen vor, den Haß der geschlagenen Bundesgenossen wider den gemeinsamen Gegner später wieder auszubeuten,» u. s. w. Wir haben mit diesen Worten des Hrn. Verf.'s zugleich einen Beweis vorlegen wollen für die Tiefe seiner Auffassung, für die Schärfe seines Urtheiles und für seine große Sicherheit in der Entwicklung des inneren Zusammenhanges der Thatsachen. Hiemit ist jedoch der Weg seiner Untersuchungen auf dem kirchlichen Gebiete noch lange nicht zurückgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Art. IX. Das musikalische System der Griechen In seiner Urgestalt. Aus den Tonleitern des Alypius. Zum ersten Male entworfen von Dr. C. Fortlage, außerordentlicher Professor in Halle. Mit zwei Tabellen. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel, 1847. 4. 140 S.

Der Verfasser gibt in einem, seinem Werke vorangehenden Schreiben an den geheimen Regierungsrath Boeckh Bescheid von der Intention, die seiner Arbeit zum Grunde lag, von der Art, wie er sie durchzuführen beflissen war, und von den Verdiensten des Herrn Boeckh um den fraglichen Gegenstand.

Die darauf Bezug habenden Stellen sind: „Ihre treffliche Abhandlung de metris Pindari war es, die mich durch den glücklichen Griff, womit Sie des Alypius fünfzehn Tonleitern bereits auf eilf ältere zu reduciren wußten, ermunterte und ermuthigte, auf diesem Gebiete noch weiter vorzudringen.

„Ich ging an die Arbeit als reiner Abenteurer. Ich hatte kein Ziel, das mir vorschwebte und das ich gern erreichen wollte. Jedes, was ich entdecken würde, war mir in völlig gleichem Grade willkommen. Ich war recht eigentlich der Maler, welcher malt was es wird. Nur daran, daß hier noch etwas zu entdecken sei, zweifelte ich nicht. Denn die unerträgliche Räthselhaftigkeit dessen, was ich vor Augen sah, lockte mich mit unwiderstehlicher Gewalt, und ließ mir keine Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht.

„Ich warf mich Anfangs mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das Studium der antiken Musiker, auch der plutarchischen Abhandlung von der Musik, in der Hoffnung, von ihnen Anleitung zu einem tieferen Verständniß des alypischen Notensystems zu bekommen. Wie sehr täuschte mich diese Hoffnung! Ich fand bei Plutarch wilde und unzusammenhängende Phantasieen über eine erträumte längst vergangene musikalische Herrlichkeit, während die Theoretiker sich mit ihrer allerdings höchst

dankenswerthen Präciſion und mathematiſchen Deutlichkeit in dem engen, wohlbekannten Kreiſe herumdreheten. Dazu ſcheinen auch die letzteren bei all ihrer Deutlichkeit nicht einmal Wahrheit zu reden. Denn wenn ſie von einer urſprünglichen doriſchen Grundoctave, einer Erfindung des Terpander oder des Pythagoras, ſprachen, ſo ſcheiterte mir dieſe Tradition an der ſonnenklaren Erkenntniß, daß die in den Notenzeichen der Inſtrumentalſchrift zu Tage liegende Grundtonleiter nicht die doriſche, ſondern die hypolidiſche des alypiſchen Syſtems iſt. Und wenn ſie einſtimmig die Nachricht gaben, daß in den enharmoniſchen Tonleitern Viertelton-Intervalle vorgekommen ſeien, ſo ſcheiterte mir dieſe Tradition an der ſonnenklaren Erkenntniß, daß in den wirklichen enharmoniſchen Scalen der antiken Notenſchrift bei Alypius keine Vierteltöne, ſondern ſtatt deren vielmehr verſchiedene Schreibarten deſſelben Tons neben einander vorkommen. Von ſolchen blinden Leitern dermaßen in Stich gelaſſen, entſchloß ich mich, Niemanden anders zu trauen, als meinen eigenen Augen und den untrüglichen Regeln der Logik.

„Dieſes Vertrauen hat mich nicht getäuſcht und wird gewiß Niemanden jemals täuſchen. Welches Geheimniß könnte wohl dem energiſchen und alle Reſignation verſchmähenden Denker an der Hand der Erfahrung auf die Dauer Widerſtand leiſten? Das Geheimniß der enharmoniſchen Tonleitern hat es zum mindeſten nicht vermocht, wie ich im Folgenden zu beweiſen gedenke.

„Ihnen verdanke ich die Anleitung, in den Tonleitern des Alypius die Grundoctave des veränderlichen Syſtems zu erblicken, und dadurch ihre Benennungen erſt richtig zu verſtehen; Ihnen die Anleitung, den Wuſt der fünfzehn alypiſchen Tonleitern durch eine eben ſo einfache als ſchlagende Reflexion auf eine Zahl von eilf älteren und einfacheren zurückzuführen; Ihnen die Anleitung, die von Meibomius bereits entworfene Tafel der alypiſchen Tonleiter in verbeſſerter und überſichtlicherer Geſtalt herzuſtellen. Darum drängt es mich, Ihnen die Reſultate meiner Bemühungen zuzueignen: denn ich eigne Ihnen darin eine Frucht zu von dem, was Sie geſäet haben.“

Der Entwicklungsgang des Verfaſſers iſt folgender: Das Ohr der Griechen empfand die melodiſchen Verhältniſſe der Muſik eben ſo wie das unſrige, und beſaß bereits in der vorpythagoräiſchen Zeit das vollſtändige Syſtem aller möglichen Tonleitern, wie wir es beſitzen, nur mit dem Unterſchiede, daß das Syſtem der Alten das unſrige in Beziehung auf rationelle Anordnung der Tonleitern unter einander ſchon damals noch weit übertraf, ſo daß an unſerem Syſteme der Tonleitern die Alten, anſtatt an ihm etwas Neues in Beziehung auf Führung der Melodie

lernen zu können, nur ihre Verwunderung haben würden über die schiefe und einseitige Anordnung seiner Theile unter einander. Daß dieß sich so verhalte, kann fortan keinem Zweifel mehr unterliegen; denn es zeigt sich bei genauerer Untersuchung, daß das ursprüngliche sogenannte enharmonische System der antiken Notenschrift, von welchem sich beweisen läßt, daß es ein vorpythagoräisches Produkt ist, auf den vollständigen Reichthum der Tonleitern des ganzen Quintenzirkels berechnet war, und daß die enharmonischen Tonleiter der Alten in der Gestalt, wie sie uns Alypius aufbewahrt hat, nichts sind, als Reminiscenzen dieses ältesten Zustandes der antiken Notenschrift, welcher sich auch aus der näheren Untersuchung der gemeinen oder diatonischen Notenschrift ergibt, ohne daß man erst nöthig hat, zu seiner Bestätigung die enharmonischen Tonleitern zu Hülfe zu nehmen. Und so geht hier die Aufdeckung eines Mißverständnisses, das bisher allem wahren Verständniß der antiken Musik hemmend im Wege lag, mit der Aufdeckung eines Tonleitersystems voll Reichthum und überraschenden Scharfsinn Hand in Hand, eines bedingt das andere, eines führt das andere unausweichlich herbei.

Es gab im Alterthum zwei verschiedene Methoden, das vollständige System der Tonleitern hervorzubringen. Die eine dieser Methoden ging der andern an Alter voran. Die ältere Methode bestand darin, daß man an einem neunsaitigen Instrumente zuerst durch das Höherstimmen einer einzigen Saite um einen Halbton die ursprüngliche Tonleiter modifizirte oder färbte, und so bei zwei, drei und mehreren Saiten fortfuhr, bis sämmtliche Saiten sich im Zustande der Erhöhung um einen Halbton befanden. Die jüngere Methode bestand darin, daß man einer und derselben Grundtonleiter, gemäß der zwölf Halbton-Intervallen der Octave, zwölf verschiedene Lagen gab. Die letztere Art, das System der Tonleitern zu construiren, ist aus dem Zustande unserer Musik gewiß so geläufig, daß sie uns aus Gewohnheit als die einzig mögliche zu erscheinen pflegt. Um desto auffallender und lehrreicher ist die aus der Untersuchung der antiken Notenschrift sich ergebende Thatsache, daß der Menschengeist zur Erzeugung des vollständigen Systems der Tonleitern gar nicht erst des künstlichen Standpunkts der Umlegung oder Verschiebung einer einzigen durch alle Lagen der Octave bedurfte, sondern daß schon, ehe diese Erfindung gemacht wurde, das unbefangene musikalische Ohr, unterstützt von den Klängen eines kunstlosen Instruments, den ganzen Reichthum melodischer Fortschreitungen vollständig aus sich entwickelt hatte, welchen später die künstlichere Reflexion nur auf anderem Wege

reproduciren, keineswegs aber bereichern oder vervollständigen konnte.

Nicht gering ist die Belehrung anzuschlagen, welche in dieser aus dem Systeme der antiken Notenschrift sich ergebenden Thatsache enthalten liegt. Sie ist aber eine im Sinne des gegenwärtigen Musiksystems nicht ganz willkommene zu nennen. Das gegenwärtige Musiksystem kann nämlich seine Annahme von nur zwei Grundtonleitern, einer in Dur und einer in Moll, auf keine andere Weise rechtfertigen, als durch eine dem natürlichen Sinne widersprechende tiefe Zurücksetzung des melodischen Elements in der Musik gegen das harmonische. Weil es nur zwei volltönige Schlußaccorde gibt oder uns wenigstens zu geben scheint, einen in Dur, den andern in Moll, so zwängen wir darnach den ganzen Reichthum der von der Natur in's menschliche Ohr gelegten sieben Grundtonleitern in den kümmerlichen Raum von zweien zur Noth und gewaltsam ein. Anders verfuhren die in diesem Punkte viel unbefangeneren Griechen, entweder weil die Harmonie bei ihnen noch gar nicht ausgebildet war, oder weil sie sich durch das, was sie von der Harmonie nicht kannten, weniger als wir irre machen ließen. So lange nun das antike Tonleitersystem, wie bisher immer, nur als das abstrakte Produkt der Umlegung einer Molltonleiter in alle möglichen Stufen der Octave erschien, konnte es gegen die Einseitigkeiten der modernen Theorie noch kein erhebliches Bedenken erregen. Jetzt hingegen, wo es sich herausgestellt hat, daß dieses vollständige Tonleitersystem, ehe es durch die Theorie der Umlegung einer Molltonleiter für die Reflexion reproducirt wurde, schon aus dem Gehör auf unmittelbare Weise construirt sich vorfand, jetzt gewinnt die Sache eine völlig andere Gestalt. Denn sobald mit historischer Sicherheit feststeht, daß das System der sieben Tonleitern das natürliche, unmittelbare und wildgewachsene Produkt des noch durch keine moderne Harmonielehre irre gemachten musikalischen Gehörs ist, so zeigt sich hier gegen das moderne Zweitonleitersystem, welches aus dieser ganzen harmonischen und wohlgeordneten Fülle nach einer äußerlichen Rücksicht zwei Tonleitern, die lydische und die hypodorische, einseitig auf Kosten der übrigen hervorhebt, und dem Ohre ausschließlich einprägt, als beschränkt, engbrüstig und in unstatthaften Rücksichten befangen.

In dem Maße als man zeither geneigt war, der Musik der Alten einen hohen Grad von Vollkommenheit zu vindiciren, zeigte man auch immer die Neigung, ihnen den Gebrauch unserer harmonischen Hülfsmittel zuzutrauen, und mancher sonst vorsichtige und behutsame Interpret würde sich nicht mit so kühnem Ueber-

vertrauen auf die kärglichen und zweideutigen Concessionen des Gaudentius in dieser Beziehung als auf felsenfeste Stützen gestemmt haben, hätte er nicht gefürchtet, mit der Preisgebung der harmonischen Praxis auch sogleich alle Ansprüche der antiken Musik auf einen ausgebildeten und vollendeten Zustand in ihrer Art aufgeben zu müssen. Und andererseits war denen, welche nicht von Vorliebe fürs classische Alterthum durchdrungen waren, die Einsicht, welche sich einem unparteiischen Blick nicht leicht verhüllen kann, daß den alten Griechen eine Harmonie in unserem Sinne gänzlich fremd war. Grund genug, sich sofort mit vornehmer Miene von der antiken Musik verachtungsvoll hinwegzuwenden.

Ganz andere Maßstäbe der Beurtheilung treten ein, sobald mit Klarheit eingesehen wird, daß das antike System der sieben Tonleitern nicht, wie man bisher geglaubt hat, das Produkt der bloßen Umlegung einer unveränderlichen Molltonleiter, sondern die Erfindung des ihr möglichen, melodischen Tonveränderungen aus sich selbst entwickelnden musikalischen Gehörs war. Denn nun fordert die höchst auffallende Eingeschränktheit und Einseitigkeit, zu welcher wir in Beziehung auf das System der Tonleitern gegen das musikalische Gehör der Alten das unserige zurückgeschritten sehen, ihren zureichenden Grund, welcher auf die einfachste und natürlichste Art in dem Uebergewicht gefunden wird, welches in der neuen Musik das Element der Harmonie vor dem der Melodie behauptet. Wäre bei den Griechen das Element der Melodie oder des frei und unbefangen nach allen Richtungen sich ausbreitenden Tonleitersystems ebenfalls wie bei uns, von der Schwerfälligkeit der harmonischen Accordfolgen gedrückt gewesen, so würden ohne Zweifel schon damals bei gleichen Ursachen gleiche Wirkungen eingetreten seyn. Statt dessen blieb bei einem Mangel an Ausbildung des harmonischen Elements die antike Musik vor den einseitigen Uebergangsstufen bewahrt, auf deren einer wir uns eben gegenwärtig befinden, indem wir ein partielles Weitergeschrittenseyn auf dem Felde der Harmonik eben jetzt damit büßen, daß uns das Lydische und Hypodorische Element in dem System der Tonleitern die übrigen eben so wesentlichen Elemente und Charaktere in ihnen einseitig verdeckt und verbirgt. Die Alten besaßen hier unsere einseitig errungenen Vollkommenheiten noch nicht. Aber so wie auch in Beziehung auf andere Lebensaufgaben ihnen das glückliche Loos fiel, ein allgemein menschenheitliches Leben wie im schnell vorübereilenden Bilde vor dem Blicke des weltgeschichtlichen Beschauers vorüber zu führen, so auch zeigt der Organismus ihrer Musik getreu diesem ihrem allgemeinerem Charakter, ein System, das durch das Allum-

fangende, Allgemeine und Allseitige seiner Anlage nicht sowohl einem einzelnen Volke, als der ganzen Menschheit anzugehören scheint, indem es mit gerechter Hand die sämmtlichen Laufbahnen ausmißt, in denen die einzelnen Tonleitern als Abbildungen entgegengesetzter Seelenstimmungen und Temperamente sich bewegen, und sich zur großen Universalstimmung des Humanismus zusammenfügen, welchem in gleichschwebender Freiheit der Weg in alle Einseitigkeiten gleichmäßig offen steht. Höchst anschaulich und treffend hat das antike System diese seine Größe und Majestät darin gefühlt, und an den Tag gelegt, daß es die fundamentalen Gefühlswege der Musik, die Tonleitern, mit Völkernamen bezeichnete. Die in der antiken Musik das Primat besitzende Lydische Tonleiter und die in der modernen Musik das Primat besitzende Dorische Tonleiter bilden die reinen Extreme dieses psychischen Völkerlebens, während die Phrygische Tonleiter zwischen ihnen ein Feld der Ausgleichung und Versöhnung eröffnet.

Mit einem Wort: die Griechen besaßen schon von Pythagoras ein System des Quintenzirkels sämmtlicher Tonleiter, welches an Vollständigkeit dem unsrigen gleichkam, an Symmetrie der Anordnung das unsrige aber weit übertraf. Dieses allumfangende und die höchste symmetrische Schönheit entwickelnde System war nicht durch mathematische Berechnung, sondern durch das bloße Gehör mit Zuhülfenahme eines neunsaitigen Instruments construirt. Es liegt aber als vollendetes und unübertreffbares Muster musikalischer Architektonik für alle Zeiten da, und erweist sich namentlich auch für den gegenwärtigen Zustand der Musik reich an Belehrung.

Der Weg, auf welchem zur Hebung dieses Schatzes gelangt wurde, war ziemlich verschieden von der gewöhnlichen Art, diese Gegenstände zu behandeln. Diese gewöhnliche Art bestand darin, die Aussprüche und Anleitungen der antiken Theoretiker von Aristoxenus an auf einfache Weise nach der Methode kritischer Beurtheilung zu einem möglichst vollständigen System zu verknüpfen, wobei dann an den Stellen, wo man auf Ungereimtheiten stieß, wie bei der Lehre von den enharmonischen und chromatischen Tonleitern, die bloße Verwunderung übrig blieb. Wem hätte auch von vorn herein der Gedanke nahe liegen sollen, daß selbst des Aristoxenus, des Schülers von Aristoteles, mit behutsamster Kritik verstandene Worte sich hier als irreführend erweisen würden, weil Aristoxenus das, wovon er redete, selbst nicht mehr aus dem Grunde verstand? Die höhere Kritik hat in so unzähligen Fällen in Produkten, welche für älter gehalten wurden, jüngere Machwerke zu entdecken gehabt, daß eine Vermuthung des wirklichen hohen Alterthums vom ausgebildeten Musiksystem der

Griechen immer mehr in die Ferne rücken, und damit das Vertrauen in die Wahrheit der Mittheilungen, welche uns die antiken Theoretiker, namentlich Aristoxenus als der älteste unter ihnen, über die früheren Zustände der alten Musik machen, in eben dem Grade wachsen mußte. Denn die Ueberlieferung eines Produkts, das kürzlich erst erfunden wurde, ist natürlich immer zuverläßiger, als die eines solchen, dessen Erfindung sich in die Nebel einer fernen Vergangenheit verbirgt.

Zwar fehlte es schon immer nicht an Veranlassung zu vermuthen, daß die musikalischen Schriftsteller der Griechen über die früheren Zustände ihrer Musik selbst sehr desorientirt gewesen seien, weil in den Nachrichten über diesen Gegenstand sich die ärgsten Widersprüche häufen, indem z. B. Aristoxenus und der ihn abschreibende Plutarch fast in einem Athem hin behaupten, das enharmonische System sei älter, als das diatonische, und sodann wieder, das diatonische System sei das älteste im Menschengeschlecht gewesen. Dennoch hatten diese und ähnliche Widersprüche und Widersinnigkeiten noch nicht bei den Forschern diejenige heilsame Verzweiflung hervorgerufen, womit man einen mit Widersinn und Irrsinn geschwängerten Boden als zur wissenschaftlichen Forschung zunächst gänzlich untauglich verläßt, um sich auf dem schmalen Raume, welcher zur Erkundigung des aus dem höchsten Alterthum noch wirklich übrig Gebliebenen ganz allein übrig gelassen war, mit der eigensinnigsten Concentration aller Untersuchungskräfte einzig und allein anzubauen.

Dieser Schritt, welcher zunächst nöthig war, um zu irgend etwas zu kommen, bezeichnet genau das vom Verfasser im Gegenwärtigen beobachtete Verfahren. Der überaus schmale und wortkarge, aber auch überaus sichere, felsenfeste und unzweideutige Boden, auf welchem das im Bisherigen angegebene Resultat gewonnen wurde, sind die musikalischen Notenregister des Alypius, welche sich eben so sehr durch eine bewunderungswürdige innere Gesetzmäßigkeit und Consequenz auszeichnen, als die Manuscripte, aus denen sie geschöpft sind, sowohl durch Correctheit, als genaue Uebereinstimmung mit einander, nach dem Zeugnisse ihres Herausgebers Meibomius glänzen.

Die Notenregister des Alypius verzeichnen nach einander zuerst die 15 diatonischen und hernach die 15 chromatischen und enharmonischen Tonleitern der Alten. Die in ihnen gebrauchte und erklärte Notenschrift stimmt, ganz unerhebliche Abweichungen abgerechnet, vollkommen mit dem überein, was sich bei Gaudentius, Aristides, Quintilianus und den übrigen alten Theoretikern von antiker Notenschrift und ihrem Verständniß aufbewahrt findet. Nirgends findet hier der geringste Widerspruch,

nirgends die kleinste Abweichung von irgend einer Bedeutung Statt, sondern was in dieser Beziehung der eine Schriftsteller sagt, findet beständig in den Aussprüchen des andern seine vollkommenste Bestätigung. Dazu hat diese Sache auch eine doppelte Controle ihrer eigenen Richtigkeit in sich selbst. Denn erstlich hat sich Alypius nicht begnügt, einen jeden Ton des Systems neben seinem technischen Ausdruck im System der Musik mit seinem Notenzeichen zu versehen, sondern er hat auch die Gestalt dieses Notenzeichens jedesmal nebenbei in Worten beschrieben, welches ihm um so leichter wurde, als die sämmtlichen Notenzeichen der Griechen aus den Buchstaben ihres Alphabets bestanden, welche sie theils in einfacher, theils in verstümmelter oder verdrehter, theils in sonst modificirter Gestalt hierbei zur Anwendung brachten; und zweitens würde im ganzen Anblick des Systems, sobald man sich durch eine tabellarische Anordnung eine völlige Uebersicht desselben möglich gemacht hat, ein jedes von Alypius in der Schreibart begangene Versehen sich sogleich als eine Unordnung in der consequenten Anwendung der verschiedenen Alphabete bemerklich machen. Von einer solchen Unordnung ist aber auch nicht das kleinste Beispiel aufzuweisen, sondern Alles stimmt in vollendeter Consequenz mit einander überein. Und alle Gesetze, welche sich in der Anordnung dieses höchst complicirten und auf den ersten Anblick räthselhaften Ganzen ergeben, gelten ausnahmslos, so daß auch an den Oertern der größten Räthselhaftigkeiten wegen der ausnahmslosen Regularität, womit dieselben immer an ihren bestimmten Orten gesetzmäßig wiederkehren, sich der Gedanke, als sey solche räthselhafte Verwirrung durch Corruption entstanden, sogleich und zu allernächst als unstatthaft und unmöglich ausschließt. Ohne allen Zweifel ist eine solche bis aufs äußerste getriebene und haarscharfe innere Consequenz schon für sich allein ein eben so großer Beweis von der Integrität eines symmetrisch angeordneten Systems, als ein solcher aus der Uebereinstimmung von Manuscripten und Zeugnissen verschiedener Schriftsteller geführt werden kann, und da hier beides, der Beweis nach äußeren und der Beweis nach inneren Zeugnissen so glücklich zusammentrifft, so dürfen wir dreist darauf rechnen, daß wir hier einen von den wenigen historischen Anhaltspunkten unter den Füßen haben, auf welche absoluter und rücksichtsloser Verlaß ist.

Wir besitzen in den Registern des Alypius die antike Notenschrift in der Gestalt, wie sie später als 300 vor Christus im Gebrauch war. Denn der Umstand, daß er 15 Tonleiter statt der 13 des Aristorenus annimmt, leidet es nicht, ihm einen früheren Platz in der Geschichte anzuweisen. Indem wir uns aber in das System seiner Notenschrift eingewöhnen, eignen wir uns damit

nothwendig eben so wenig ein bloßes Produkt seiner Zeit an, als derjenige, welcher unsere Notenschrift erlernt, darin ein bloßes Produkt der unsrigen gewinnt; sondern der Erlerner einer Notenschrift lernt darin immer nothwendig denjenigen Zustand der Musik zugleich mit kennen, welcher zur Zeit der Erfindung der Notenschrift der herrschende war. So z. B. leuchtet zugleich aus der Art unserer gegenwärtigen Notenschrift auf einem Gitter von Linien, deren jede einen bloß relativen und nach Maßgabe des vorgesetzten Schlüssels veränderlichen Werth hat, vollkommen ein, daß der Erfinder dieser Schrift sich schon die verschiedenen Tonleitern als nur stufenförmige Erhöhungen und Erniedrigungen einer einzigen transponirbaren Grandtonleiter dachte, und also sogleich von einer Grunddarstellung ausging, welche dem Alterthum zur Zeit der Erfindung seiner Notenschrift noch ungeläufig war. Ganz nach derselben Weise gibt auch die Notenschrift der alten Griechen, sobald man sich genauer in sie hinein studirt, Eigenschaften zu erkennen, aus denen mit großer Klarheit hervorgeht, daß die musikalische Wissenschaft bei den Griechen in der Zeit, wo ihre Notenschrift erfunden wurde, sich in einem Zustande befand, welcher von dem, in welchem sie uns von den antiken Theoretikern überliefert wird, in mehreren Stücken bedeutend abweicht.

Der Weg, auf welchem man dahin gelangt, hinter den ersten oberflächlichen Anblick der Alypischen Tonregister ein älteres und ursprünglicheres musikalisches System zu entdecken und gleichsam wie aus einer palimpsesten Handschrift herauszulesen, ist zwar an sich selbst höchst einfach und leicht, wird aber dadurch relativ schwierig, daß sein Verständniß eine geläufige Einübung in den Gebrauch der antiken Notenschrift erfordert, welche nur durch eine eben so große Mühe erworben wird, als sie z. B. zur Erlernung unserer gegenwärtigen Notenschrift mit ihren sämmtlichen Schlüsseln und Vorzeichnungen in Anspruch genommen wird. Bei einer bloßen oberflächlichen Bekanntschaft mit der Gestalt und dem Umfange der antiken Notenschrift bleibt ihr Wesen fortwährend räthselhaft, und es erschließt sich uns erst dann, wenn wir anfangen, selbst in den Formen und Kategorien dieser Notenschrift zu denken, uns selbst mit geläufiger Praxis in die Verhältnisse ihres Tonleitersystems, das von dem unsrigen so sehr verschieden ist, einzuüben. Denn so wenig derjenige irgend eine musikalische Deduction in unserm Sinne verstehen würde, welche z. B., sobald von As-dur die Rede käme, das Bild dieser Tonleiter nicht sogleich in der Phantasie hätte, sondern erst in irgend einem Lehrbuch nachschlagen müßte, eben so wenig können Deductionen aus dem antiken Musiksystem demjenigen jemals ge-

läufig und verständlich werden, welcher immer erst im Lehrbuch nachsuchen muß, was Lydisch oder Mixolydisch, was Hypophrygisch u. s. w. sei. Vielmehr wird nur der im Stande seyn, den hieher schlagenden Deductionen zu folgen, welcher, sobald der Name von einer der sieben antiken Tonleitern ihm genannt wird, sich das Schema derselben mit völliger Geläufigkeit, und zwar in einer jeden von den zwölf Tonarten unseres gegenwärtigen Systems, zu reproduciren versteht.

Sobald diese Fertigkeit erworben, und zugleich eine genauere Bekanntschaft mit der Gestalt der antiken Notenzeichen gewonnen ist, ist man völlig gerüstet, eine Arbeit zu beginnen, deren reicher Lohn ein sicherer und klarer Blick in das tiefste musikalische Alterthum ist, vermöge einer Wiederherstellung des uralten enharmonischen Systems.

Der Anstoß zu dieser Wiederherstellung liegt in gewissen sonderbaren und räthselhaften Umständen, welche sich in der Anordnung des antiken Musiknotensystems nach Anleitung des Alypius ergeben. Diese Umstände sind von der Art, daß sie auch schon bisher von den Kennern dieser Sache als ein Anstoß und eine Art von Aergerniß empfunden wurden, welches man aber, weil man keine Auflösung desselben, und auch nicht einmal versuchsweise, bei der Hand hatte, lieber umging und verdeckte, als ans Tageslicht hervorzog. Es zeigt sich nämlich, sobald man die Alypischen Tonregister auf tabellarische Weise in ein zusammenhängendes Ganze ordnet, daß der Raum innerhalb einer Octave jedesmal von je 21 Musiknoten angefüllt wird, welche sich auf die 12 innerhalb der Octave liegenden Halbton-Intervalle nach einer consequent wiederkehrenden Ordnung vertheilen. Die antike Octave bestand gleich der unsrigen aus 12 Halbtönen, aber fünf unter diesen hatten doppelte, zwei hatten dreifache Zeichen, mit denen zu ihrer Benennung nach einer bestimmten Regel abgewechselt wurde. Natürlich wird sich Niemand des Verständnisses dieses Systems rühmen können, der sich über den Grund solcher sonderbaren Anordnung nur in vagen Muthmaßungen ergeht. Vielmehr ziemt es der Wissenschaft, dort, wo sich so Auffallendes und Räthelhaftes in der konsequentesten und pünktlichsten Durchführung dem Blicke zeigt, sich nicht eher unbestimmten und zufälligen Muthmaßungen hinzugeben, als bis sie auf analytischem Wege in die Konstruktion des räthselhaften Typus möglichst weit eingedrungen ist. Sobald sie aber dieß mit Ernst versucht, liegt auch alsbald der Schlüssel zum alten und ächten enharmonischen System der Alten in ihrer Hand. Dieser Schlüssel besteht aus zwei hypolydischen Tonleitern, deren eine um einen Halbton höher läuft als die andere, und welche beide ihre Bezeichnung

in einer so regelmäßigen Eintheilung des griechischen Alphabets finden, daß darüber hinaus nichts Einfacheres gedacht werden kann. Ohne durch eine genaue Analyse der antiken Notenschrift sich in den Besitz dieses Schlüssels gesetzt zu haben, ist es nicht möglich, in das Gesetz einzudringen, wornach die antike Octave mit ihren fünf einfachen, fünf doppelten und zwei dreifachen Tönen eingetheilt ist. Wer aber im Besitz dieses Schlüssels ist, der besitzt in ihm zugleich das System der Enharmonik; denn dieser Schlüssel ist in seiner Anwendung auf die beiden Alphabete, aus denen die antike Notenschrift besteht, dieses System der Enharmonik selbst, so daß Jeder, der nur die gemeine Kenntniß der antiken Tonleitern hat, es mit der größten Leichtigkeit daraus entwickeln kann.

Dieses alte und ächte System der Enharmonik enthält den ganzen Quintenzirkel sämmtlicher Tonleiter, entwickelt innerhalb des engen Raumes einer einzigen Octave. Diese Octave bildet die Grundlage der antiken Notenschrift, deren Anordnung nur von ihr aus verstanden werden kann. Sie ist das ursprüngliche veränderliche System (σύστημα μεταβολον) nach antiker Terminologie, von welchem das sogenannte unveränderliche System (σύστημα ἀμεταβολον), mit welchem die antiken Theoretiker immer sogleich ihre Darstellungen beginnen, und welches daher bisher fast nur allein bekannt war, ein späterer künstlicher Auswuchs ist, der sich nur durch Anwendung einer Vorstellungsweise bilden konnte, die mit dem ersten Entwurfe der Notenschrift und folglich mit dem ursprünglichen Zustande der griechischen Musik nicht mehr in völligem Einklange stand, und doch auch noch nicht ganz von ihm hinweg konnte. Hieraus fließt dann sogleich die überaus wichtige Einsicht, daß die Wissenschaft der antiken Theoretiker, welche sämmtlich schon auf dem Standpunkte des unveränderlichen Systems stehen, lange nicht bis in die ursprünglichen Zustände der griechischen Musik hinaufreicht.

Mit diesem Zeugnisse über die Incompetenz der sämmtlichen antiken Theoretiker in Betreff des ursprünglichen, bei ihnen schon in Künstelei ersäuften Musiksystems verbindet sich noch das zweite, daß sie die aus dem Alterthume aufbewahrten enharmonischen Tonleitern nicht mehr verstanden. Es zeigt sich nämlich, daß die von Alypius unter dem Namen der enharmonischen aufbewahrten Tonleiter die Tonleitern der wirklichen alten Enharmonik sind, nur in einer zum Behufe eines bestimmten Gebrauchs abgekürzten Gestalt, daß dieselben aber im Zusammenhange des Systems der alten Notenschrift, als deren integrirende Glieder sie sich ergeben, einen ganz anderen Sinn haben, als den, welcher ihnen von den antiken Theoretikern untergelegt wird.

Das ursprüngliche System der Enharmonik, auf welchem die Grundlage der Notenschrift beruht, lag demnach hinter dem Zeitalter des Aristoxenus in einer solchen Vergangenheit, daß dieses Zeitalter seine musikalische Theorie bereits auf einer Basis errichtete, welche im System der antiken Notenschrift nicht den Kern, sondern die Umkleidung bildet, und dabei für die noch aus dem alten Kern herausgeschnittenen enharmonischen Tonleitern schon ganz den Sinn und das Verständniß verloren hatte. Zu diesen negativen Zeugnissen für das Alterthum des enharmonischen Quintenzirkels gesellt sich noch ein positives Kennzeichen. Es geht nämlich aus der Anordnung der enharmonischen Notenschrift hervor, daß ihrem Erfinder der Unterschied zwischen einem ganzen Ton und einem Halbton noch nicht konnte zu irgend einer Deutlichkeit gekommen seyn, oder daß derselbe ganze Töne von Halbtönen noch nicht zu unterscheiden wußte. Ein solcher Zustand deutet auf eine Zeit, worin die pythagoräischen Versuche, Tonverhältnisse nach einem mathematischen Maße zu bestimmen, noch gänzlich unbekannt waren; denn wer es unternimmt, die Intervalle irgend einer Tonleiter nach der Methode der pythagoräischen Schule auf mathematische Art zu bestimmen, dem kann es unmöglich länger verborgen bleiben, daß das Intervall eines ganzen Tons in der Tonleiter eine doppelt so große musikalische Distanz in sich faßt, als das Intervall des Halbtons in derselben. Und sobald eine solche so überaus leicht mittheilbare Entdeckung einmal gemacht war, mußte dieselbe sich auch alsbald über den engen Raum der Schule hinüber in's Allgemeine ausbreiten. So gewiß aber dieses ist, eben so gewiß ist es, daß wir in dem Systeme des enharmonischen Quintenzirkels ein vorpythagoräisches Produkt, das Produkt einer vorpythagoräischen Zeit und einer vorpythagoräischen Anschauungsweise besitzen.

Auf diese Weise bilden die Fundamente der antiken Notenschrift gleichsam das Urgebirge, an welchem sich die Reformen einer späteren Zeit in der Reihenfolge ihres Alterthums als eben so viele Schichten und Flötze von neuer Anlagerung kund geben. Nach sorgfältiger Untersuchung und Ablösung der angeschwemmten Elemente erkennt der Verfasser drei Epochen der Entwicklung des musikalischen Systems im tiefen Alterthume, welche kurz und bündig auf folgende Weise symbolisirt werden können.

Erste Epoche. Man konstruirt einen Quintenzirkel von dreizehn Tonarten nach der Analogie der Umstimmung von Saiten eines neunsaitigen Instruments, und weil von diesen enneachordischen Tonleitern eine jede die Octave noch um einen Theil übertrifft, so läßt sich eine jede auf zweifache Art lesen und verstehen. Durch diese Zweideutigkeit des Verständnisses

einer jeden wird hervorgebracht, daß eine jede innerhalb zweier Octaven spielt, von denen die eine immer um einen Ton höher läuft als die andere, wodurch ein höchst zusammengesetztes Tonleiterspiel von einer wahrhaft wunderbaren Schönheit entspringt.

Zweite Epoche. Man entdeckt in dem veränderlichen Systeme der dreizehn enneachordischen Doppelscalen eine unveränderliche dorische Grundoctave, durch deren einfache Verschiebung oder Transponirung sie alle konstruirbar sind, und zwar so, daß zu ihrer Hervorbringung die Grundoctave sowohl nach oben als nach unten hin nicht weiter braucht transponirt oder verschoben zu werden, als um eine Quarte. Die Quarte, welche durch das Hinaufrücken der Grundoctave entspringt, bekommt den Namen eines Tetrachords der Hyperbolaici. Die Quarte, welche durch das Hinabrücken der Grundoctave entspringt, bekommt den Namen eines Tetrachord der Hypatoi. Die dreizehn enneachordischen Doppelscalen schrumpfen zu einem Systeme von eilf Tonleitern zusammen.

Dritte Epoche. Man gibt die Schönheit der alten enharmonischen Schreibart um einer oberflächlichen Symmetrie willen preis. Man ist beflissen, allen Theilen des Systems eine möglichste Vollständigkeit zu geben, und überall, wo eine Lücke zu seyn scheint, nach Analogie auszufüllen, wobei das Verständniß für den eigentlichen Kern des Systems mehr und mehr zu Grunde geht. Man nimmt zur Vervollständigung die entlassene zwölfte und dreizehnte Tonleiter wieder in das System auf. Endlich verunstaltet man dasselbe durch Hinzufügung einer vierzehnten und fünfzehnten Tonleiter.

Man sieht in diesen drei Epochen der Entwicklung der Musik bei den alten Griechen ein älteres und tieferes Musiksystem durch das Umsichgreifen eines oberflächlicheren allmälig erkranken und zu Grunde gehen. Das tiefere und ältere System konnte sich darum gegen das neuere nicht halten, weil in seiner Darstellung aus mathematischer Unkunde sich ein Fehler eingeschlichen hatte, den das neue System entdeckte und korrigirte.

Die Epochen dieser Entwicklung zeigen sich darin besonders interessant und auffallend, daß in ihnen ein ganz anderes Gesetz wissenschaftlicher Entfaltung zu beobachten ist, als das eines bloßen Fortschreitens. Vielmehr sehen wir durch das hier herrschende weit komplicirtere Gesetz noch unsere eigene Zeit selbst tief in die Verwicklungen eines großen musikalischen Prozesses versenkt, welcher zu den Zeiten der Ausbreitung des pythagoräischen Bewußtseyns einer Meßbarkeit der Töne seinen Anfang nahm, und durch unser gegenwärtiges musikalisches Bewußtseyn noch so wenig als beendigt angesehen werden kann, daß im

Gegentheil für die endliche Erlösung unseres Musiksystems aus der einseitigen und schiefen Stellung der Architektur seiner Tonleitern nichts Erwünschteres und Hülfreicheres kann gedacht werden, als die Wiederauffindung des ursprünglichen, aus dem reinen Gehör herauskonstruirten und noch durch keine schiefe Reflexion getrübten Tonleitersystems aus dem vorpythagoräischen Alterthume.

Den Alten konnte dies System neben seiner nie aufhörenden Praxis noch als eine Schule der Kritik dienen, worin sie sich durch eine Verbesserung der in seiner Darstellung begangenen Schnitzer allmälig in eine mathematische Auffassung der Tonverhältnisse hineingewöhnten. Wir hingegen finden uns zu ihm in einem geradezu entgegengesetzten Verhältnisse; denn während wir die Mathematik der Töne, in welcher die Alten mit allen ihren Bemühungen doch am Ende nur gestümpert haben, in einem hohen Maße der Ausbildung besitzen, haben wir dafür von der ästhetischen Grundsymmetrie des menschlichen Gehörs, in deren ungestörtem und altgeheiligtem Besitz jene waren, uns nach und nach entwöhnt. Und so erblicken wir auch wieder hier, wie in so vielen andern Gebieten: uns als Meister der Reflexion und der einseitigen Berechnung, jene als Meister der Anschauung und der stets das Ganze durchgreifenden Genialität.

Der Verfasser behandelt in den folgenden Kapiteln die Lösung seiner Aufgabe — Notenregister des Alypius — von der antiken Notenschrift überhaupt — von den Singzeichen — von den Instrumentalzeichen — vom dorischen Enneachord — von der Schlußscala — von den chromatischen und enharmonischen Scalen — von der Grundidee der antiken Notenschrift — von der Umwandlung des ursprünglichen Systems von neun Tönen in ein System von sechzehn — vom ältesten Tonsystem — von der diatonischen Schreibart — von den enharmonischen und chromatischen Tonleitern.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung des Ganzen zurück, so sehen wir ein altes, sinnreiches, aber noch nicht mathematisch gedachtes System von enneachordischen Leierstimmungen an dem erwachenden mathematischen Bewußtseyn der Entstehung sämmtlicher Tonleitern, durch das Verschieben einer einzigen unveränderlichen, erkranken, hinwelken, und zuletzt sich in den gänzlich todten Leichnam des chromatischen und enharmonischen Tongeschlechts umwandeln.

Im Ganzen war die den Sieg davontragende Vorstellung von der Entstehung sämmtlicher Tonarten durch die Verschiebung oder Umlegung einer einzigen unveränderlichen Tonleiter schon die Vorstellung unseres gegenwärtigen Musiksystems, nur mit

dem Unterſchiede, daß wir obendrein wieder einen bedeutenden neuen Schritt vorwärts gethan haben, indem wir den unveränderlichen Tonleitern nicht bloß eine einzige abnehmen, wie die Alten thaten, ſondern zwei, wovon jene noch nichts wußten; denn die unveränderliche Tonleiter der Alten war allein die hypodoriſche, welche wir unter dem Namen der Moll-Tonleiter ebenfalls beibehalten, ihr aber unter dem Namen der Duo-Tonleiter eine zweite unveränderliche hinzugefügt haben.

Daß die Alten ihrer unveränderlichen Tonleiter nur zwei Octaven gaben, anſtatt daß wir die beiden unveränderlichen ſo weit fortſetzen, als man noch Töne hören kann, iſt ebenfalls ein Unterſchied, obgleich von anderem Belange. Wichtiger iſt der, daß die ſiegende Vorſtellung im Alterthume der beſiegten noch immer in ſo weit unterthan blieb, daß die Namen der Tonarten ſich nicht nach der Höhe und Tiefe ihrer Lage, ſondern nach den Coloraturen richteten, welche dieſe Lage auf diejenige Octave machte, welche man noch von den alten enharmoniſchen Zeiten her für die Grundoctave hielt. Dieß hat eine überaus fremde Vorſtellungsart; denn es wäre ſo, als wenn wir z. B. den Raum zwiſchen c und c zum Maßſtab annähmen, wornach eine jede Tonart gemäß dem Eindrucke, den ſie bei ihrem Durchgange hervorbrächte, genannt wurde; z. B. in dieſem Falle As-Dur Doriſch, B-Dur Phrygiſch, C-Dur Lydiſch, G-Dur Hypolydiſch, Es-Dur Hypodoriſch, F-Dur Hypophrygiſch, Des-Dur Mixolydiſch. — Eine Zumuthung von dieſer Art würde uns ſehr unbequem erſcheinen. Sie hatte aber im Alterthum ihren Grund darin, daß die alte Vorſtellung von der neuen zwar überwunden, aber nicht aus dem Wege geſchafft wurde.

Erſt in der Muſik der Neuzeit ſind alle Einflüſſe der alten Enharmonik aus dem Wege geſchafft worden, und die Anſicht von der Entſtehung aller Scalen aus unveränderlichen hat dermaßen geſiegt, daß wir gar keine anderen Scalen mehr kennen, als unveränderliche, nämlich eine Moll-Scala und eine Dur-Scala, oder eine hypodoriſche und eine lydiſche. Hierin ſind wir durch Wegwerfung aller Enharmonik auch wieder plötzlich ſehr arm gegen das Alterthum geworden; denn dieſes kannte außer dieſen beiden noch viele andere Scalen, freilich nicht als unveränderliche, ſondern als veränderliche.

L—g.

Art. X. Gedichte von Karl Schimper. 1840—1846. Mannheim, Verlag von Heinrich Hoff, 1847. 8. 352 S.

Ref. gedachte dieſe Gedichtſammlung, deren Verfaſſer ein ſehr verdienſtvoller und bekannter Naturforſcher iſt, ausführlicher zu beſprechen, als er auf die gewaltſamen Angriffe ſtieß, die dieſer Mann in Verſen und Proſa gegen Schiller und Goethe, einiger anderer minder bedeutender Namen nicht zu gedenken, mit großer Zuverſicht, mit Ueberzeugung und daraus entſpringender edler Entrüſtung gerichtet hat. Daher faſſe ich mich über die Gedichte ſelbſt nur kurz, um Platz zur Beleuchtung ſeiner Schmähungen zu gewinnen. Wir finden in dieſer Sammlung (ſie iſt die zweite, die der Verf. herausgegeben) eine Anzahl gute Lieder; beſonders zeichnen ſich manche der Sonette durch Friſche und Lebendigkeit der Darſtellung aus, Schimper gibt ſich ohne Rückhalt wie er iſt, ſchafft ſich Luft für ſeine Gedanken, ſpringt kühn mit ihnen um, tyranniſirt ſogar die Sprache und bildet Wörter, wo ſie fehlen. Doch bedauert Ref., daß die Verſe, in welchen die Naturſchilderungen die Hauptrolle ſpielen, für denjenigen Leſer, der in den Reichthum der Naturwiſſenſchaft nicht tief eingeweiht iſt, eine gewiſſe Verſtändlichkeit vermiſſen laſſen. Abgeſehen davon, daß es überhaupt ein Fehler iſt, wenn ein Dichter von ſeinem Leſer gar zu viele Mühe und ſpezielle Einſicht fordert, hätte der Verf. die Einzelnheiten der Erſcheinungen im Bereich der Natur, zumal die von ihm neu entdeckten, noch deutlicher und plaſtiſcher vorführen ſollen. So trefflich es dem Verf. zu Statten kommt, daß er ein trefflicher Naturforſcher iſt, ſo nachtheilig wird es ihm, wie die Mehrzahl ſeiner Gedichte beweiſt, daß die Naturforſchung ſein Lebensberuf iſt, die Dichtkunſt bloß ſein Steckenpferd. Voran ſteht ihm die geheimnißvolle Natur, dann erſt kommt die geheimnißvolle Dichtkunſt; er führt die letztere, möchte ich ſagen, nicht auf die Natur zurück, ſondern er führt die Natur auf die Dichtkunſt zurück. Dieß hat dann etwas Fremdartiges und Ungehöriges im Gefolge, Stoff und Form haben ſich nicht vollkommen verbündet und verſchmolzen, es tritt etwas Geſuchtes heraus, was man affektirt nennen würde, wenn der Verf. nicht ein wirklicher Naturforſcher wäre. Bloß jene Gedichte, wo man empfindet, daß die Natur poetiſch zu ihm geſprochen hat, und wo er ſich von einer gewiſſen Nachahmung Rückert's frei hält, machen eine glückliche Wirkung.

Wie aber kommt es, daß ein talentvoller Mann, wofür Hr. Schimper anerkannt iſt, aus den freien Alpenhöhen auf ein Feld gelangt, wo er die Waffen gegen Schiller und Goethe, die Lieblinge der Nation, mit wahrhafter Erbitterung zieht?

Es hat wohl wenige Dichter gegeben, die jene beiden Heroen haßten; in unsern Tagen namentlich gibt es vielleicht Keinen mehr, der, bei der Herausgabe von Gedichten, ungünstig und mißgünstig über sie urtheilte. Wie Hr. Schimper gegen sie auftritt, findet gewiß Jedermann im höchsten Grad ungeziemend, vorausgesetzt, daß er keinen hinreichenden Grund zu solchem Auftreten hatte. Brächte ein unbekannter und namenloser Skribent dergleichen Dinge vor, würde Niemand darauf Rücksicht zu nehmen brauchen und ein jedes geachtetes Blatt könnte die Sache ignoriren; da Hr. Schimper jedoch als ein ehrenwerther Schriftsteller dasteht und außerdem auf gewichtvolle Autoritäten sich beruft, erscheinen seine Ausfälle wohl bedeutend genug, um in einer Allgemeinen Literaturzeitung untersucht und verdientermaßen gewürdigt zu werden. Was ist es, das er zunächst dem edlen Schiller vorwirft?

Er beschuldigt ihn, daß er die Grausamkeit liebe; daß er bisweilen, vom Zuge des Reimes und vom Phrasenwinde verführt, theils leere, theils wahrheitswidrige Sachen gedichtet habe, die ganz unerträglich seien; die Zukunft werde gewiß bei Schiller ganz gewaltig zu sichten haben. Und sie werde dieß nicht unterlassen; denn die Wahrheit habe für Gut und Schlecht dieselbe Unbestechlichkeit, und sei durch keine Mode und keine Tradition, weder durch Pietät noch durch Gehässigkeit, auf die Dauer zu verdrängen. Eine ganz richtige Ansicht, gegen die Schiller selbst, wenn er noch lebte, nichts einzuwenden haben würde; aber es fragt sich, ob der doppelte Vorwurf, der im Obigen ausgesprochen ist, ihn treffe und wie weit er ihn treffe. Daß es ihm hin und wieder passirt sei, etwas Leeres zu sagen, um die Strophe oder den Vers auszufüllen, wollen wir auf sich beruhen lassen; es hat noch keinen Dichter gegeben und schwerlich wird es jemals einen geben, der nicht zuweilen einmal, um mit Horaz zu reden, schlummere. Unser K. Schimper hält mitunter wohl auch sein Schläfchen und weidet seine Lämmer auf dürrem Grasboden. Es bliebe uns also die doppelte Rüge zu beleuchten übrig, die einer angeblichen Lust an der Grausamkeit und die einer zeitweiligen Wahrheitslosigkeit; und da die unnütze Grausamkeit auf einer gewissen unkünstlerischen Uebertreibung beruhen würde, so fielen beide Vorwürfe eigentlich in ihren Endspitzen zusammen. Doch wollen wir sie getrennt betrachten. Den ersteren Tadel stützt er zuvörderst auf eine Meinung von Goethe, der irgendwo sage: „Schiller bedurfte zu seinem Glanze der Folie der Grausamkeit.“ Unser Verf. bemerkt dazu, nicht sowohl die „Räuber,“ über die kein billiger lange diskutiren werde, als vielmehr gewisse Scenen mit den Brüdern

in der Braut von Messina und Anderes aus reiferer Zeit würden immer nur zu gut zeigen, wie wahr jenes Wort sei. Was entgegnen wir darauf? Goethe's Aeußerung war nicht so schlimm gemeint und muß von seinem Standpunkte aus beurtheilt werden; sie galt vornehmlich dem tragischen Pathos, dieß konnte Goethe nicht so glücklich erreichen wie Schiller, oder vielmehr er mochte es nicht in gleicher Stärke brauchen, weil es seiner Natur widerstand; wie er denn überhaupt die schrofferen Gegensätze nicht liebte, die Leidenschaften milderte, versöhnte und ausglich. Es fehlte daher wenig, daß Schiller den weimarischen Hofpoeten, wie einige heutige Kritiker ihn unwürdig tituliren, durch das Feuer seiner rhetorischen Darstellung und reichere Färbung im Tragischen ausstach; er gefiel in einigen Stücken besser als Goethe, wenigstens allgemeiner. Wir dürfen daraus weder dem Publikum noch dem Dichter einen Vorwurf machen; es war ganz natürlich, daß ersteres durch die schneidende Wahrheit, die in den gereifteren Produkten Schillers niemals bis in das Unschöne ausartet, lebhafter sich ergriffen fühlte, als durch die Milde Goethe's, der gleichsam sich und seine Helden mehr zu schonen pflegte. Schiller dagegen mochte eine ähnliche olympische Ruhe nicht erheucheln; er gab sich wie er war und wie sich auch Schimper gibt: hat er daran Unrecht gethan? Seine früheren Produkte, den Don Karlos eingeschlossen, sammt vielen lyrischen Gedichten der ersten und zweiten Epoche leiden allerdings an öfteren Ausbrüchen einer unausgegohrenen Natur, eines falschen Pathos und einer auf schnelle und entschiedene Wirkung ausgehenden Uebertreibung; wir wollen einigen Kunstrichtern nicht beistimmen, welche in seinen Jugendarbeiten eine ursprünglichere Kraft finden als in den späteren Leistungen, wo Schiller sich mehr zu Goethe hinneigte. Aber diese Mängel, welche immer Schiller'sche Mängel sind, kennt man sattsam; die Zukunft braucht hier nicht erst zu sichten.

Wie begründet nun der Verf. selbst jenes angebliche „Grausamkeitsbedürfniß» (mit dem Chamisso's „widrige, endlich denn auch in bloße Manier sich abstumpfende Manie, in dem unaufgelösetesten Schmerze sich zu baden, als eine ohnehin sehr vergängliche Unschädlichkeit» nicht verwechselt werden dürfe)? Er parodirt (S. 102 u. f.) das schöne Lied an die Freude, hauptsächlich die zwei Zeilen:

Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Diese seine Satyre über Schillers Gedicht nennt er einen „Weihegesang der Vampyre neben Tantalus;» denn die Schiller'sche Muse habe oft genug etwas Vampyrisches. Jener Stelle,

fährt er dann rückhaltlos fort, die „Schiller in seinem harlekinscheckigen Lied an die Freude seiner Nation gewissenlos zu singen gab," habe einmal Gerechtigkeit widerfahren müssen! „Abscheulicheres (ich bemerke ausdrücklich, daß dieß getreu Schimpers eigene Worte sind), als das schändliche Reimfüllsel dieser zwei Zeilen, Menschheitwidrigeres, Sündhafteres ist noch nie durch das Mittel der Sprache zum Vorschein gekommen, nie ein größerer Barbarismus zum Gemeingut gemacht worden! Schon der humane Jean Paul verlangte, daß, wenn doch (zum Frohsinn!) so an das Unglück erinnert werden sollte, wenigstens stehe:

Wer es nie gekonnt, der stehle
Weinend sich in diesen Bund!

„Aber wozu stehlen, wenn es wahr ist, daß die Freude die Herzen öffnet und uns nicht bloß großmüthig, sondern auch groß- und weichherzig macht? Sollte der, der das Wort nimmt für die Freude, in unfähigster Kleinheit und Verhärtung das nicht einmal ahnen; sollte die sonst schon ganz von selbst sich einstellende Wirkung des fröhlichen Liedes auch allen Theilnehmern von Grund aus zerstört, ja, sollten diese gewöhnt werden, in hellem Jubel ihre Schande zu singen? Den Vampyren sogar gibt schon die bloße Eintrachtslust immer Besseres. Warum fiel in der Stunde des Entwurfs oder in irgend einer späteren jenem hier alles heiligen Geistes baaren Freudenspieler nicht ein, gab ihm einmal Tact und Reim (nach eigenem Geständniß seine Muse vor allen Gedanken!), den Drang zu solchem Klang, dann doch edelsinnig zu setzen:

Wer's noch nie gekonnt, der fehle
Hier doch nicht, in unserm Bund!

Soll denn die Freude ausschließen, verwunden, blutdürstig machen, nicht heilen, ersetzen und wenigstens auf Augenblicke vergessen lassen, was Schicksal, Uebereilung und Schwäche Herbes über die Menschheit ausgießen? Wer ist davor sicher? Der hochmüthige höhnische Freudenmann gewiß? Wahrlich, die bloße Geselligkeit gibt selbst Blutsaugern etwas Reicheres ein, als" u. s. w. So weit Hr. Schimper.

Genug und übergenug, um manchem Leser, der diese halbwahren und beredten Ausfälle nicht alsbald zu widerlegen versteht, das herrliche Gedicht an die Freude zu verleiden. Stimmte doch auch Jean Paul, wie oben erwähnt ist, in dem Tadel jener zwei Zeilen mit dem Verf. überein.

Von J. Paul absehend, der in unfreundlichen Beziehungen zu Schiller und Goethe stand, so daß jene Aeußerung des trefflichen Mannes mehr wie ein Witzwort erscheint, den Scherzen

ähnlich, zu welchen sich späterhin A. W. von Schlegel hinreißen lassen; eben so von der auffälligen und jedenfalls unziemlichen Sprache absehend, deren Schimper sich bedient, wage ich ohne Umstände, die von letzterem vorgeschlagene kleine Abänderung, nach welcher diejenigen Menschen, die keine einzige Seele auf dem Erdenrund die ihrige nennen können, doch wenigstens im Bunde der Freude nicht fehlen, sondern willkommen seyn sollen, mit dürren Worten als abgeschmackt zu bezeichnen. Oder vielmehr, ich wage nichts dabei, weil es leicht seyn wird, nachzuweisen, daß die angebliche Verbesserung langweilig, gewöhnlich, fad und prosaisch ist, wo nicht widersinnig! Sollte der brave Schiller wirklich so geringen Edelmuth besessen haben? Sollte der deutschen Nation diese entsetzliche Verhärtung seit den zwei Menschenaltern, wo das Lied an die Freude besteht und gesungen wird, verborgen geblieben seyn, daß sie daran keinen Anstoß nahm, bis Schimper endlich sich genöthigt sieht, das Schweigen zu brechen und die häßliche Sache mit häßlichen Worten aufzudecken? Nicht doch, wird Schimper einwenden, hier in dem lieben München war man schon längst so gescheidt, durch die von Schiller vorgenommene Maske durchzuschauen und seine wahre Natur aus dem schnöden Liede herauszulesen. Und in der That scheint München sich schon seit geraumer Zeit im Stillen gegen den volksthümlichen Gesang des großen Dichters mit Hartnäckigkeit verschworen zu haben; denn wir finden in der kürzlich herausgekommenen Allgemeinen Aesthetik von Fr. Thiersch, daß dieser berühmte Gelehrte, obwohl milder und in anderer Weise als Schimper, das Lied an die Freude in Hinsicht des Styles angefochten hat, wovon weiter unten die Rede seyn wird. Das vernichtende Bündniß, woran die in jener Hauptstadt lebenden Freunde von J. Paul nicht die letzten Theilnehmer gewesen zu seyn scheinen, trat das Wort des Dichters zu derselben Zeit in den Staub, wo Leipzig durch sein alljährliches Schillerfest den Sänger der Freude verherrlichte, bekränzte und vergötterte, wo das Lied der Freude namentlich auf die Bewohner des benachbarten Gohlis, welches einst bekanntlich dasselbe entstehen sah, alljährlich segensreich und wie ein milder Thau niederträufelte. Ein sprechendes Zeichen für die geistige Einheit Deutschlands! Man sollte es kaum glauben, daß diese Nation sogar Anstand nimmt, unter der glänzenden Fahne, welche ihre größten Dichter aufgepflanzt haben, die Lappen ihrer sonstigen Zerrissenheit zu verbergen!

Indessen wollen wir damit Niemanden das Recht absprechen, gegen Schiller und Goethe zu reden und zu schreiben, das Schlechte und Fehlerhafte an ihren geistigen Erzeugnissen, durch

welche sie fort und fort wirken wie ewige Götter, zum Frommen und zur Warnung der Nachkommenschaft zu entschleiern. Es muß dieß um so mehr gestattet sein, als jene großen Geister eine solche Macht ausüben, daß sie mit dem Zauber ihres Talentes das Auge leicht zu täuschen und unächte Farben mit dem Glanze der Aechtheit zu umkleiden geeignet sein möchten. Oder sollten wir, wenn unter anderm obige Ausstellung an dem Lied der Freude richtig und wohlbegründet ist, etwa ruhig zusehen, daß die edle Genossenschaft von Gohlis durch jene Stelle zu blutdürstigen Rangen erzogen werde? daß man durch sie die Leipziger Jugend, die Jugend von Norddeutschland vergiften lasse? Würden die Buben nicht einmal, wenn sie groß gewachsen sind und die Schillerischen Flügel schlagen, den Münchner frommen, zartfühlenden und friedlich schlummernden Vettern über Nacht wie Vampyre das Blut aussaugen?

Aber wenn wir einem Jeden gegen die großen Nationaldichter freie Einrede gestatten, so muß sich auch ein Jeder, der sie falsch beurtheilt und auf ihrem prachtvollen Talar Schmutzflecke zu sehen glaubt, wo keine sind, seinerseits auf entschiedenen Widerspruch gefaßt machen. Wir sind den Manen großer Männer wie der Ehre des Volkes eine schonungslose Zurückweisung ungerechter Anklagen schuldig, damit sie stets so rein, wie bisher, vor uns stehen, und das Volk fernerhin durch sie geehrt werde. Prüfen wir demnach auch die Schimperschen Entdeckungen, deren Gewicht, wenn sie wahr sein sollten, auf Schiller lasten würde wie der Aetna auf dem Typhon. Wie aber, wenn Schiller mit jenen zwei Zeilen das Gegentheil im Sinne trug, wenn er etwas durchaus Sittliches beabsichtigte, etwas recht eigentlich Menschheitwürdiges aussprach? Und so ist es in Wahrheit. Referent und mit ihm unzählige Andere, bis auf die jüngste Jugend von Gohlis herab, haben den kecken Satz, dessen Wucht allerdings in die Seele einschneidet, aber nicht verletzt, stets so verstanden, daß Schiller damit dem Leser, Hörer und Sänger mitten im Freudenrausch einen sehr ernsten Wink gibt: der Mensch solle sich der Menschheit würdig beweisen, auf daß er sich freuen könne! Er ringe nach dem Guten und Schönen, suche Freunde und bezeige sich als Freund, liebe um wieder geliebt zu werden, damit er Freude und Frohsinn um sich her sehe und mit den Frohlichen fröhlich sein könne, aber nicht in den traurigen Fall komme, der Freude den Rücken zu kehren und aus ihrem Bunde freiwillig, heimlich und mit einer Thräne im Auge zu entweichen! Aber „Schicksal, Uebereilung und Schwäche," sagt Schimper, können einen armen Mitmenschen unglücklich machen. In wie weit unglücklich? daß er niemals auch nur ein einziges

Herz finde, das er sein nenne. Nun, ein solches Schicksal möchte ich denn doch sehen, ein solches ausgesuchtes Schicksal, das den Menschen von der Wiege bis zum Grabe dergestalt verfolge, höhne und peinige, daß er niemals und in keiner Epoche eines, wenn auch kurzen Lebens Gelegenheit finden sollte, sich liebend zu nähern und von Liebe begrüßt zu werden. Wir Deutsche leben ja in keiner Wüste, in keinem pensylvanischen Gefängnisse, in keiner Barbarei; ein solches gottheitswidriges Schicksal also müßte erst erfunden werden! Aber „Uebereilung und Schwäche?“ Blos ein Wahnsinniger könnte sich zeitlebens so weit verirren und solche fortwährende Schwäche beweisen, daß er niemals im Stande wäre, ein Herz auf seiner Laufbahn sein zu nennen, so weit der Mensch überhaupt einen Menschen sein nennen kann. Gerade erweichen will Schiller durch sein Wort die Herzen, daß sie der Liebe sich öffnen, dem Liebebedürftigen liebend entgegenschlagen und nicht mit Hartnäckigkeit, aus Egoismus und Blindheit sich abschließen, eben weil das Schicksal oft mit räthselhaften Ruthen züchtigt. Uebereilung und Schwäche aber möge sich vorsehen! Ist letztere Ermahnung, die unausgesprochen in des Dichters Worten liegt, etwa grausam und blutdürstig, nicht vielmehr tiefsittlich? Konnte Schiller die Strophe sinnreicher und treffender schließen, als indem er der Freude gleichsam eine begründete Ursache, einen edeln Halt gibt? Dieß geschieht dadurch, daß er in seine Worte die Folgerung gelegt hat: „Also bemüht euch darum, ihr Menschen!“

Näher ausgesprochen, würde freilich diese Ermahnung prosaisch geklungen haben, dem Lehrdichter und nicht dem Lyriker ziemend, bei letzterem fad und langweilig gewesen sein, wie die von Schimper vorgeschlagene Abänderung. Wie konnte dieser Mann im Ernste glauben, daß Schiller, ein solcher Dichter, nicht ebenfalls auf eine so gewöhnliche und dergestalt nahe liegende, gar zu menschliche Wendung gekommen seyn würde? Wenn er auch nur ein bloßer „Reimknecht“ gewesen wäre, mußte er einen derartigen Gedanken finden, der einerseits an die vorher gestellte dreifache Bedingung sich schief und ungehörig anschließt, andererseits überhaupt widersinnig erscheint. Denn da Schimper alle Menschen ohne Ausnahme zur Freude rufen will, so muß er zuletzt auch die Gotteslängner, die Mörder und Spitzbuben unter die Edeln, welche hier den Gesang der Freude anstimmen und anstimmen dürfen, mit grenzenloser Menschlichkeit einladen, damit seine Freude eine himmlische sei. Kann dieß ein Vernünftiger verlangen, wie bemitleidenswerth auch die Verbrecher sein mögen? Werden sie nicht den Bund der Freude und des Jubels stören, sie, die des Menschen Freude trüben und sein irdisches

Paradies verderben helfen? Schiller wünschte einen reinen und edeln Bund, wie die darauffolgenden Worte bezeugen:

Schließt den heil'gen Zirkel dichter!

daß er aber die gesammte Menschheit liebend umfaßte, beweist der köstliche Schlußsatz, den nur ein gottgeweihter Sänger so treffend aussprechen und an der rechten Stelle des Liedes anbringen konnte: „Seid umschlungen, Millionen!» Widerlegt dieser Satz nicht jede Behauptung von Grausamkeit? Referent erlaubt sich noch hinzuzufügen, daß ein Spötter oder Verdreher auch an einer andern Zeile der nämlichen Strophe, wo Schiller von dem Erringen eines „holden» Weibes, nicht bloß eines Weibes redet, Gelegenheit nehmen dürfte, seinen Spott und seine Verdrehung anzubringen und zwar mit demselben Rechte. Am Ende fordert Jemand, daß auch der, welcher ein böses Weib, eine Xantippe errungen haben sollte, im Bunde der Freude sich einstellen solle, und ein solcher Unglücklicher erst recht, damit er auf Augenblicke wenigstens die Zornruthe seines Schicksales vergesse. Und am Ende soll er auch die Xantippe mitbringen, weil auch diese nicht grausam und blutdürstig ausgewiesen werden dürfte von einem Sammelplatze, wo Alle ohne Ausnahme zu erscheinen würdig seyn sollen! Aber in diesem unglücklichen Falle, den der Gatte vielleicht aus Schwäche oder Uebereilung verschuldet hat, kann sich ja der arme, bemitleidenswerthe und jammervolle Ehegemahl nicht auf einen Augenblick erholen und den Becher der Lethe schlürfen.

Wir gehen zu dem zweiten Punkte über, der die Frage betrifft, ob die Erwähnung des Unglücks in einem Lied an die Freude, die Einmischung der Trauer, die Schiller sich erlaubt und für passend befunden hat, überhaupt statthaft gewesen sei. Vorzüglich wohl aus diesem Grunde wird das berühmte Gedicht von unserm Schimper „harlekinscheckig« titulirt. Allerdings ließe sich nun ein Gedicht denken (und man hat ja deren zu hunderten), wo die Gefühle der Freude rein gehalten sind und sonnenhell strahlen, frei von Gewitterschlägen und wie unter einem ewig blauen Himmel empfangen und geboren. Es fragt sich nur, ob ein solches Gedicht gleich poetisch sein werde; warum hat denn gerade das Schillerische in seiner angeblich bunten Narrenjacke die Nation so allgemein angesprochen, während andere Jubelgesänge zurückstehen, kalt gelassen haben oder längst vergessen sind?

Der Mensch ist zur Freude geboren, ein Satz, dessen Wahrheit nur ein Barbar abzuläugnen vemöchte. Die ganze Natur fordert zur Freude auf, wie die Tiefe der Menschenseele; alles

was der Mensch ersinnt, vornimmt und thut (der würdige Mann sowohl, müssen wir um Schimpers willen hinzufügen, als der unwürdige), hat den Endzweck der Freude. Dieß ist von der Vorsehung weislich so eingerichtet! warum? weil Niemand sonst leben möchte und das Leben lieb hätte. Selbst vom Jenseits erwarten wir, zum Ziel gelangt, nichts als Freude. Aber — nun stoßen wir auf ein Aber! Referent nimmt etwas Allbekanntes: weil es auf der Welt nichts Vollkommenes gibt, so kann es auch keine vollkommene Freude geben. Allerlei Geschicke, Gebrechen, Krankheiten und zuletzt der Tod stören den süßen Rausch: die Wandelbarkeit aller Dinge, die Furcht vor diesem Wandel und die Räthsel des Lebens, deren Lösung selbst dem Weisesten nicht gelingt, stürzen den schwachen Sterblichen jeden Augenblick aus den Himmeln, von welchen seine trostbedürftige Seele träumt, in sonnenlose Nacht zurück. Genug, Freude und Trauer gehen hienieden Hand in Hand, die letztere wuchert wie ein ungesäter wilder Schößling unter den Blumen der erstern und gedeiht wie der Dorn am Rosenstock. Was ist also natürlicher, als daß der natürlich fühlende Dichter die unabweisbare Allgegenwart des Schmerzes empfindet und nachmalt? Selbst mitten im Jubel, wenn nicht ein unbesonnener Taumel ihn umfängt, wird er einer bangen Wehmuth sich nicht entschlagen können, sobald er den Blick auf die Welt richtet, vorausgesetzt, daß er wahr empfindet. Ist dieß der Fall und will er seine Empfindungen wahr darstellen, so wird es ihm auch unmöglich seyn, das Gefühl der Trauer aus seiner Darstellung, selbst wenn sie die Freude selbst betrifft, zu verbannen. Die Einmischung der Trauer also wird poetisch seyn, weil sie natürlich, unabweisbar und auf die Wahrheit der Empfindung begründet ist; ein bloßer Jubel wäre etwas Halbes und deßwegen minder poetisch, weil ihm die Wahrheit fehlte, der „Grundstock höherer Gewährung," wie Schimper sich ausdrückt, die Folie der Schönheit, würde Referent sagen. Deßwegen gewann denn auch das Schillerische Gedicht den allgemeinsten Beifall der Nation, und wir brauchen es gegen den Vorwurf der Harlekinscheckigkeit, der ihm in dieser Beziehung gemacht würde, mit keiner Sylbe weiter zu vertheidigen.

Das Lied könnte jedoch noch in anderer Hinsicht harlekinscheckig genannt worden seyn, nämlich wegen eines schnellen Bilderwechsels, der hier und da, besonders in der ersten Strophe, in das Auge springt. Schimper gedenkt dessen nicht ausdrücklich; aus dem oben genannten Werk von Fr. Thiersch jedoch erfahren wir mit Bestimmtheit, daß jener bunte Gruß an die Freude dem letztern auffällig und tadelnswerth erscheint. Referent wundert sich, daß ein so großer Kenner der Lyrik, wie Thiersch, daran

Anstoß nehmen konnte, daß Schiller die Freude erst einen schönen Götterfunken nennt, dann eine Tochter aus Elysium, dann eine Himmlische, die ein Heiligthum besitzt, endlich ein Wesen mit Flügeln. Sogar daran nimmt er Anstoß, daß der Dichter von einem „schönen" Funken redet; als ob es auch, meint Thiersch, schlechte Funken gäbe. Dieß ist, nach meiner Ansicht, ein gesuchter Einwand; gibt es Funken, von welchen einer schöner als der andere ist, so wird man vorzugsweise einen Götterfunken schön nennen dürfen, abgesehen davon, daß hier, wie in hundert ähnlichen Fällen, das Beiwort mit seinem Hauptwort einen einzigen Begriff bildet. Außer Thiersch ist mir wenigstens kein Deutscher vorgekommen, der hieran sich gestoßen und an den Gegensatz eines häßlichen Funkens gedacht hätte. Was nun aber das Ueberspringen von einem Bild auf das andere betrifft, so hält dieß Referent für ganz und gar passend; der Dichter in seiner hellaufsprudelnden Begeisterung weiß nicht gleich, wie er die Freude am würdigsten begrüßen, nennen, schildern und umfassen soll; er sucht gleichsam nach Worten und Bildern, die ihm denn auch nicht ausbleiben, und drückt auf diese ungesucht-gesuchte Weise das Wesen der Freude just recht natürlich aus. Was Thiersch Ungleichheit der Empfindung, künstlerische Unbesonnenheit, Uebertreibung im Styl und falschen Geschmack nennen möchte, heiße ich dithyrambischen Schwung, der klar, der Sache angemessen und daher in Wort und Wendung schön ist. Es mag einmal Jemand das wogende Gefühl reiner und heiliger Freude treffender malen! Pindar wenigstens, von welchem Thiersch eine Stelle anführt, die des Bacchus Lust angemessener zeichnen soll, steht gegen Schiller, wie mich bedünkt, an Tiefe und Feuer der Gedanken wie an Wohllaut des Wortes sehr weit zurück. Uebrigens steigert ja Schiller auch die Begriffe kunstgemäß und naturgetreu; er mengt die Bilder nicht ungeordnet durch einander, aus dem bloßen Funken wird die Freude eine lebendige Tochter aus den glücklichsten Gefilden, endlich eine himmlische Göttin mit sanft rauschenden Flügeln.

Es mangelt uns an Raum, und nach diesen Proben braucht Ref. hoffentlich nicht den Dichter noch weiter gegen den Vorwurf der Wahrheitslosigkeit und gegen die Anfechtungen zu vertheidigen, welche Hr. Schimper sonst im Allgemeinen sich gestattet hat, indem er von „Monstrositäten in künstlerischer Hinsicht" fabelt, die Schiller für Gedichte gehalten und in die Welt geworfen habe. Daß nicht alle Werke gleichmäßig gelingen, weiß jeder vernünftige Mensch; daß Fortschritte nach Schiller möglich waren, haben bereits mehrere Dichter bewiesen; noch mehrere werden in künftigen Tagen ihre Meisterschaft darthun, ohne daß Schiller

deßwegen von seiner stolzen Höhe herabgestoßen wird. Hr. Schimper hätte seine Satyren sich ersparen und die Manen Schillers besser achten sollen; aber zum Unglück besitzt er jene moderne, sehr deutsche Eigenschaft, ohne Ueberlegung auf jede Schlechtigkeit, die ihm vorgaukelt, wie ein Soldat im Sturmschritt loszufahren.

So dürfen wir uns denn nicht wundern, daß er auch auf Goethe losfährt, nachdem er das Unglück oder Glück gehabt, eine Schwäche an dem König der deutschen Poeten zu entdecken. Diese mußte er doch mit Skorpionen züchtigen und Spießruthen laufen lassen! Warum? Weil sie in sein Hauptfach schlägt, nicht bloß sein Steckenpferd, die Dichtkunst, berührt. Goethe hat in der Naturforschung gesündigt!

Man sollte erwarten, unser Verf. hätte gerade deßwegen, weil er hier keinen strengen meinungsverschiedenen Fachgenossen zu bekämpfen hatte, sondern einen, nach des Verf.'s eigener Ansicht, auf der Oberfläche wirthschaftenden Dilettanten zu entkränzen gedachte, zur Milde und Gelassenheit sich bewogen fühlen müssen. Aber weit gefehlt; anstatt sich darüber zu freuen, einen großen Dichter anzutreffen, der sein ganzes Leben hindurch so vieles Interesse für die Natur festhielt, wie das Publikum sich freuen soll, den Naturforscher Schimper im Garten der Poesie hacken, roden und pflanzen zu sehen, ergreift der Mißvergnügte vielmehr eine unpoetische Gießkanne und läßt, einem aufgebrachten Waschweib ähnlich, ein Hagelwetter der gröbsten Schmähungen auf den Urheber der Farbenlehre und Metamorphose der Pflanzen niederregnen, niederfluthen, niederprasseln. Man glaube ja nicht, daß dem Verf. mit obigem Vergleiche zu viel geschieht. Wer gleichsam als gewonnenes Resultat über Goethe sagt, er habe zeitlebens eine „seltene Mischehe von Größe und Nullität» geführt, verdient mit bezeichneten Ausdrücken abgefertigt zu werden. Indessen wollen wir diese literarischen Injurien nicht wörtlich wiederholen; keineswegs um Goethe zu schonen, der viel verträgt und dem selbst vertausendfachte Schimper'sche Flüche kein Blättchen seines Lorbeerkranzes welk machen würden, sondern um dem Verf. dieser Gedichtsammlung keinen erschreckenden Spiegel vor aller Welt vorzuhalten. Was die Sache selbst betrifft, so ist hinlänglich bekannt, daß die heutigen Naturforscher die Bemühungen Goethe's auf diesem Felde belächeln, seine Ansichten verwerfen. Schimper war berechtigt, hierüber sein Urtheil abzugeben; hätte er dieß mit Verstand gethan, mit Entschiedenheit die Unhaltbarkeit, Untauglichkeit und Fruchtlosigkeit dessen nachgewiesen, was Goethe aus dem Reich der Natur entziffert zu haben glaubte, und die nachwirkende

Schädlichkeit seiner verunglückten Träume gründlich enthüllt, so dürfte Niemand mit dem Verf. rechten, Jedermann müßte es ihm Dank wissen. Ein solches Verfahren einzuhalten geziemt dem ruhigen und mit Heiterkeit forschenden deutschen Wissenschaftsmann; vor Allem geziemte es, gegen Goethe diese Heiterkeit des Urtheiles zu bewahren, aus Scheu vor dem Ausland, aus Achtung vor der eigenen Nation, aus Ehrfurcht und Dank für den Geber apollinischer Gaben, die ihres Gleichen suchen. Selbst literarische Satyren gegen große Männer sind erträglicher, weil sie die Uebertreibung spüren lassen; was aber männiglich und unter allen Umständen zurückgewiesen werden muß, ist (um mit Worten aus Schimper's Gebiet zu reden) jene gletscherartig gefrorene, granitmassive Grobheit der kaltblütigen Prosa sowohl gegen Lebende als besonders gegen Todte.

Einen Punkt nur erlaubt sich Ref. zu berühren. Schimper nennt den naturforschenden Dichter einen literarischen Dieb und behauptet, daß der würdige Batsch, weiland Professor der Botanik zu Jena, an welchem der Diebstahl begangen worden sei, mittlerweile um so schnöden Betrug sich zu Tode gehärmt habe. Gesetzt daß dieß wirklich der Fall war, wer trägt am Ende die Hauptschuld? Hat Schimper bei fraglicher Angelegenheit ein Recht, darüber zu eifern, daß Goethe durch niedrige, beständig und gewaltsam andrängende Schmeichelei, mit der alle Welt und selbst „Schiller gegen ihn wahren Luxus getrieben," verdorben worden sei? Hat er ein Recht, darüber zu klagen, daß „Goethe überzeugende Einrede nie erfuhr, da er sie in lebendiger Gegenwart nie duldete und folglich sie stets auf der Flucht wußte?" Wer trug sein Scherflein dazu bei und wer trägt die Schuld in Betreff jenes so spät aufgehellten Diebstahls? Niemand anders als Batsch selbst; warum schwieg er, warum erhob er sich, dermaßen gekränkt, nicht zu überzeugender Einrede? Als Professor zu Jena brauchte er nicht zu fürchten, daß ihn Goethe, wenn er auch der allmächtige Minister des kleinen Landes gewesen wäre, aus den Thoren jagte oder seines Amtes entsetzte, dafern die Klage des Bestohlenen, Gekränkten und angeblich obendrein Verhöhnten auf Wahrheit beruhte. Dergleichen Dinge lassen sich überzeugend darthun; Goethe würde (wer zweifelt daran?) sein Unrecht erkannt und gut gemacht haben. Daß Batsch dieß verabsäumt, absichtlich unterlassen, aus Bescheidenheit oder vielmehr aus Feigheit nicht gewagt hervorzutreten, entschuldigte Goethe zur Hälfte; die andere Hälfte mußte der Mantel der Liebe schonend verhüllen, vorausgesetzt übrigens, daß Schimper sein Versprechen hält und späterhin den ganzen Thatbestand triftig nachweist. In literarischen Dingen, die offen vor

der Welt daliegen, darf sich ein ehrlicher Mann stets seiner Haut wehren; etwas Anderes ist es, wenn Privatintriguen spielen, gegen die Niemand sich zu schützen weiß, oder die man bei Lebzeiten zu bekämpfen zu schwach ist, so daß der Verfolgte »vergessen und unbekannt verkümmern» muß. Dann tritt die richtende Nachwelt ein. Das aber war hier keineswegs der Fall, hier mußte Batsch der Nachwelt das Richteramt ersparen und sich selbst helfen; der Stand der Literatur erlaubte das auch im vorigen Jahrhundert.

So lange übrigens Schimper nicht bessere Beweise bringt, müssen wir offenbar annehmen, daß Goethe das betreffende Werk von Batsch benützt, die Fehler desselben einzusehen geglaubt und dem Verfasser aus Autoreitelkeit oder sonst einem Wahne, der ihm nicht gestört worden ist, das Empfangene und Angenommene schlecht gedankt habe. So geht es wenigstens häufig in der gelehrten Welt zu; sollte Goethe schlechterdings von allen menschlichen Schwächen frei gewesen seyn?

Aus obigen Beispielen erfahren die jetzt lebenden Dichter, daß sie im Vortheil stehen, wenn sie bei Lebzeiten angegriffen und gehöhnt werden; sie dürfen dann hoffen, nach dem Tode Ruhe zu finden und mit reinem Namen zu glänzen. Es kann Niemand schlimmer verfolgt werden, als hier Schiller und Goethe verfolgt wird; dafür aber genossen sie auch, als sie athmeten, eine beispiellose Hochschätzung. Der Rückschlag mußte, schon nach den deutschen Naturgesetzen, erfolgen. Nachdem Hr. Schimper zuerst, um Schiller niederzuschmettern, die gewaltige Autorität von Goethe zu Hülfe gerufen, wie wir gesehen haben, faßt er Goethe selbst am Schopf. Wir konnten nicht umhin, dem Verf. zu zeigen, daß seine gegen Schiller aufgethürmte Beweisführung zerplatzte wie jener Frosch, der sich mit aller Macht aufblies; zweitens sehen wir seine Schilderhebung gegen Goethe so beschaffen, daß er damit keine Ehre bei der deutschen Nation einlegt und seinen eigenen Charakter bloßstellt, während wir in den Augen des Auslandes nicht gewinnen, vor welchem der Verf. den Ruhm der deutschen wissenschaftlichen Naturforschung, durch „Ausweisung» Goethe's aus ihrem Bereiche, in helles Licht zu setzen vermeinte.

Uebrigens schließen wir mit einem Motto, das uns vor Schimpers Zorne schützen wird:

»Gut ist's, dem Feinde die Kraft zu nehmen,
Besser, ihn durch Verzeih'n beschämen.

Dresden. Johannes Minckwitz.

Art. XI. Dr. Franz Kugler's Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Großen. Zweite Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers umgearbeitet und vermehrt von Dr. Jakob Burkhardt. Zwei Bände. Berlin, Verlag von Dunker und Humblot, 1847.

Der erste Band dieses ausgezeichneten Werkes zerfällt in drei Bücher, deren erstes die Kunst des christlichen Alterthums, das zweite die Kunst des Mittelalters, das dritte die Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts behandelt.

Im ersten Abschnitte zeigt der Verfasser die Entwicklung der Kunst aus der Religion. Die griechische Kunst war aus dem Boden der religiösen Anschauung des Volkes erwachsen. Die Künstler hatten den Göttern Gestalt, ausgeprägten Charakter, wirkliches Daseyn gegeben. In dem Stammbilde des olympischen Zeus, welches Phidias geschaffen, war der Vater der Götter selbst in die Erscheinung getreten; wer starb, ohne ihn gesehen zu haben, war nicht selig zu preisen. Die Kunst der Griechen war eine Art priesterlicher Thätigkeit. Wie sie den Schleier des Geheimnisses lüftete, welches die Gottheit verbarg, so war es ihr Amt, zugleich auch den Erscheinungen des irdischen Daseyns eine höhere, religiöse Weihe zu ertheilen. Das Bildniß war kein gemeines, zufälliges Abbild der Natur; es gab dem Dargestellten das Gepräge der Heroen, es erhob ihn in ihren Kreis.

Die Römer hatten mit den griechischen Landen auch die gesammte griechische Kultur, auch die griechische Kunst erobert und sich dienstbar gemacht. Im Gefolge ihrer Legionen breiteten sie dieselbe über die damals bekannte Welt aus. Die kolossalen und prächtigen Werke, die sie für die Zwecke des öffentlichen und des Privatlebens aufführten, wurden mit griechischen Kunstgebilden oder mit künstlerischen Arbeiten, deren Erfindung doch von den Griechen herstammte, ausgeschmückt. Jedem Gegenstande des Lebens wurde sein besonderes künstlerisches Gepräge gegeben. Das, was aus der nationell griechischen Anschauungsweise hervorgegangen war, erhielt nunmehr, von seiner nächsten Heimat, von seinem nächsten Zwecke abgelöst, einen weiteren Inhalt: die griechische Form ward allgemeines Schönheitsgesetz, die griechischen Kunsttypen wurden das Material einer allgemeinen Bilderschrift. Jener unschuldsvolle Zauber, welcher über die Schöpfungen aus der selbstständigen großen Blüthenzeit der griechischen Kunst verbreitet ist, mußte bei diesen Wandlungen, bei diesem Umhertragen durch alle Welt freilich verloren gehen; aber die allgemeineren Grundsätze von Maß und Form, die allgemeineren Grundzüge der Gestaltung waren von den griechischen Meistern doch zu fest vorgezeichnet worden, als daß sie sofort hätten

verwischt werden können. Ueberall, in dem wildesten Luxus, in das roheste Verderbniß des Römerlebens hinein, war mit der griechischen Form wenigstens ein Theil des religiösen Sinnes der Griechen eingedrungen; überall sprangen dem Beschauer die Bezüge jener reichen Welt von göttlichen, heroischen, dämonischen Wesen in die Augen. Die Kunst war die mächtigste Trägerin des alten religiösen Glaubens.

Da trat das Christenthum in die Welt, die Wahrheit des einen Gottes und seines Heilandes zu verkünden, die Lüge des Heidenthums aufzudecken. Eine Erneuerung der Welt, geistig, von innen heraus, sollte angebahnt werden. Das Christenthum, das nur an den geistigen Menschen Anspruch machen wollte, hatte kein unmittelbares Bedürfniß, sich mit der Kunst zu verbrüdern, wie es die heidnischen Religionen gethan. Von der Kunst selbst aber, die es vorfand, deren ganzes Wesen und Seyn bedingt war durch die Religion des Heidenthums, mußte es sich scheu zurückziehen. Künstlerisch schaffen und sich im Gedankenkreise der Mythe bewegen war eins; wie hätte das Christenthum solches Thun seinen Anhängern gestatten, wie hätte es von da her eine Unterstützung für seine Sendung erwarten können! Und da man gar wohl erkannte, wie gewichtige Dienste, ja welchen Schutz die Kunst dem Heidenthume leistete, so entwickelte sich in dem Kampfe gegen letzteres auch bald ein heftiger Widerspruch gegen die Kunst. Die Künstler, als Verfertiger der Götterbilder, galten als Boten und Diener des Teufels; wer solches Gewerbe trieb, war unfähig, das reinigende Bad der Taufe zu empfangen, bevor er dem verabscheuungswürdigen Dienste nicht völlig entsagt; wer, getauft, dennoch das alte Gewerbe wieder aufnahm, ward aus der Gemeinde ausgestoßen.

Die feindliche Stellung gegen die Kunst in ihrer vorhandenen Erscheinung führte sogar zu einem Kampf gegen die künstlerische Anschauung überhaupt. Die alten Götter wirkten durch die erhabene Würde, durch den bezaubernden Reiz, den die Künstler in ihrer äußeren Gestalt ausgeprägt hatten; das Christenthum wollte nur geistig wirken, ohne alles Aeußere, welches den Sinn auf irgend welche Weise hätte befangen, welches den reinen Gedanken irgend wie hätte trüben können. Ueberdieß lag es in der Natur der Dinge, daß die hart verfolgte christliche Kirche des ersten Jahrhunderts in Christo das Vorbild alles Leidens und Duldens suchte, und so durfte der hohe Gründer der reinen Lehre auf Erden auch nicht erschienen seyn, den alten Göttern vergleichbar, schön, majestätisch, daß man mehr auf ihn gesehen, als auf sein beseligendes Wort gehört hätte. Seine Gestalt mußte klein gewesen seyn, niedrig, von häßlichem Aus-

sehen. So war er ja auch schon von den Propheten vorher verkündigt worden. „Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte;" — „weil seine Gestalt häßlicher ist, denn anderer Leute, und sein Aussehen, denn der Menschenkinder" Jesaias 53, 2; — 52, 14). In der That scheint dieß die vorherrschende Ansicht in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gewesen zu seyn, besonders als die Judenchristen den Heidenchristen noch das Gleichgewicht hielten. Wem konnte es gelüsten, ein Heilandsbild nach solcher Anschauungsweise, den alten Götterbildern gegenüber, aufzustellen!

Hiemit aber war der menschlichen Natur, war dem Bildungstriebe, der ihr von dem Schöpfer eingepflanzt ist, Gewalt angethan. Die Flucht vor der Kunst war nicht durch Mangel an künstlerischem Vermögen, sondern nur durch die äußeren Verhältnisse eingetreten. Als das Christenthum öffentliche Anerkennung erhielt, als es die herrschende Religion ward, ergab sich bald auch die Gelegenheit, die Kunst aus dem Dienste des Heidenthums zu lösen, sie für christliche Zwecke zu gewinnen, christliche Kunsttypen und Darstellungsweisen, im Gegensatze gegen die heidnischen, auszubilden.

Und ehe noch diese glänzendere Zeit gekommen war, schon in den Zeiten der Bedrückung und Mißachtung, hatte sich der natürliche Bildungstrieb nicht gänzlich verläugnen lassen. Leben und Sitte des Alterthums waren allzu eng mit künstlerischen Formen durchwachsen, als daß die der neuen Lehre Huldigenden sich ganz und gar davon hätten losmachen können. Fast alles Geräth des täglichen Lebens hatte seine ausgebildete Form, seine bildliche Verzierung, die ihm nicht bloß ein anmuthiges Gepräge, sondern zugleich auch eine sinnvolle Bedeutung gab. Wenn man sich mit allen Kräften sträubte, Gegenstände abergläubischer Verehrung, mochten sie auch in höchster Vollendung ausgeführt seyn, in das neue Leben hinüber zu führen, so war es doch nicht unbedingt nöthig, der äußeren unschuldigen Sitte in jeder Beziehung zu entsagen. Nun war allerdings jene Sinnbildnerei, die sich über die Gegenstände der letzteren erstreckte, größtentheils ebenfalls dem Mythenkreise entnommen. Adler und Blitz waren das Sinnbild der obersten Macht, weil sie dem Oberherrn der alten Götter zukamen; der Stab mit zwei Schlangen bezeichnete den Handel, weil Merkur diesen Stab trug; die Keule, das Sinnbild der Stärke, war ursprünglich das Attribut des Herkules; die Greifen, die man so oft in der antiken Ornamentik angewandt findet, waren Apollo heilig und erinnerten an die Geheimnisse seiner Sendung; das geheimnißvolle Symbol der Sphinx hielt die Kunde von der Oedypusmythe und allen Gräueln

derselben lebendig u. s. w. Diese Sinnbilder konnte man nicht beibehalten, ohne fort und fort an die Mythen, die man verabscheute, erinnert zu werden. Aber man konnte andere an ihre Stelle setzen, die keinen Bezug auf die Mythen hatten, die im Gegentheil die Hingabe an die neue Lehre bezeichneten. Die orientalische Weise der Lehre durch Gleichnisse, die sich in der heiligen Schrift so häufig findet, gab hierzu vielfache Veranlassung; man entnahm Sinnbilder unmittelbar aus diesen biblischen Gleichnissen, man erfand andere in demselben Sinne, man behielt gelegentlich auch antike Sinnbilder bei, die keinen unmittelbaren Bezug auf die Mythe hatten und zu einer christlichen Umbildung wohl geeignet waren. So entstand ein großer Kreis von Symbolen christlichen Inhalts, die den Gegenständen des täglichen Gebrauchs, auf denen man sie anbrachte, eine höhere Weihe gaben und zugleich ein Erkennungszeichen für die Glieder der neuen Lehre waren. Sie sind die ersten Versuche einer selbstständig künstlerischen Thätigkeit im Sinne des Christenthums — Erzeugnisse freier Uebereinkunft, nie priesterlich vorgeschriebene Hieroglyphen.

Zu diesen Symbolen gehören zunächst zwei einfache graphische Zeichen, die als solche freilich dem Begriffe der Kunstform fast noch gar nicht unterliegen: das Kreuz und das Monogramm des Namens Christi. Das Kreuz galt schon seit frühester Zeit als Zeichen der Erlösung. Das Monogramm wurde aus den beiden ersten Buchstaben des griechisch geschriebenen Namens Christi (X und P) zusammengesetzt.

Nach Vorüberführung und Würdigung der ältesten symbolischen Darstellungen geht der Verfasser zur unmittelbaren Darstellung Christi, seiner Bildnisse, der Katakomben, der Mosaiken und Miniaturen über.

Was den byzantinischen Styl betrifft, so sagt der Verfasser, daß sein Beginn später als gewöhnlich angenommen wird, etwa mit dem fünften Jahrhundert. Der Verfasser zeigt die Verbreitung des byzantinischen Styls und erklärt, daß und weßhalb gerade dieser Styl in seinem Zusammenhange mit der damaligen Kultur zu finden, der äußerlich mittheilbarste war, den die Kunstgeschichte der höher civilisirten Völker kennt. Er beginnt seine Untersuchungen mit dem Bilderstreit und endet mit den Betrachtungen des neugriechischen Styles in Italien.

Umfassend wird die Kunst des Mittelalters im zweiten Buche behandelt. Die Völkerwanderung und die Gründung germanischer Staaten auf dem Boden des ehemaligen Römerreiches hatte seit dem fünften Jahrhundert der Welt eine neue Gestalt gegeben. Je nachdem die unterworfene römische Bevölkerung noch zahlreich

oder nur in geringer Minderzahl vorhanden war, bildeten sich die verschiedenen Mischungen zu mehr römischen oder mehr germanischen Staaten; in ersteren trat der Sieger, wenn er dazu befähigt war, noch in das unmittelbare Erbe der alten Welt, auch in ihre Bildung und Kunst ein; in letzterer bedurfte es längerer Zeit und anderweitiger Einwirkungen, um zu einem neuen Kunstleben zu gelangen; denn eine eigene Kunstüberlieferung hatten die Germanen aus ihrem bisherigen Zustande nicht hinzugebracht, vielmehr nur eine Anlage, zu deren vollständiger Entwickelung noch eine Reihe von Jahrhunderten nöthig war. Rasch gewinnen ihre Staaten Organismus und Physiognomie; langsam nur entfaltet sich ihre Kunst, trotz massenhafter Ausübung, und ehe sie irgendwie sich von der letzten Einwirkung der Antike losmacht, sind schon große politische Perioden abgelaufen. Erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters tritt der germanische Geist mit jugendlicher Frische in einer Kunstübung hervor, welche sein volles Eigenthum ist.

Die Richtung aber, welche er jetzt einschlägt, ist eine längst vorbereitete und nothwendige. Die Kirche war es, welche in den einzelnen Staaten des Abendlandes das geistige Leben aufrecht gehalten, sie zu einem gemeinsamen Ganzen verbunden, durchgehende Interessen geschaffen hatte; an ihr hatte nicht minder die Kunst fortwährend ihren wichtigsten Anhalt gehabt. In ihrem Dienste geht nun auch die neue Kunst des Mittelalters wesentlich auf; die Darstellung kirchlicher Ideen ist beinahe ihr einziges Ziel.

Dieses Streben fand seinen höchsten Ausdruck bekanntlich in der Architektur des dreizehnten Jahrhunderts; dagegen werden wir finden, daß die Malerei eine Stufe unterhalb der Vollendung zurückblieb, so wunderbar auch einzelne ihrer Schöpfungen uns ergreifen mögen. Sie hat die freie, um ihrer selbst willen vorhandene Schönheit, welche eine sinnliche Vollendung voraussetzt, bis zum Ablauf des vierzehnten Jahrhunderts nicht erreicht, und konnte es nicht, so lange sie fast ausschließlich im Dienste der Kirche stand. Für den religiösen Zweck genügte auch die unentwickelte Form, sobald sie die höhere Idee ausdrückte; die bloße Andeutung konnte die Stelle einer sinnlich wahren Ausführung vertreten, besonders wo sie mit so hoher Schönheit im Einzelnen verbunden war, wie in manchen Werken des späteren Mittelalters. Erst während des fünfzehnten Jahrhunderts, im Zusammenhang mit andern großen Bewegungen auf dem Gebiete des Geistes, wird einerseits die treue Nachahmung der Natur, andererseits die freie Hervorbringung des Schönen der Zweck der Kunst, und nun erst konnten auch in der kirchlichen Malerei die

höchsten und vollendetsten Meisterwerke entstehen. Die Untersuchungen betreffen folgende Zeiträume: 1) die Nachwirkungen der antiken Kunst im Norden, 2) des byzantinischen Einflusses; 3) des romanischen und 4) des germanischen Styles.

Der zweite Abschnitt handelt von der Kunst des Mittelalters in Italien. Nach den Untersuchungen des romanischen Styles mit den Leistungen des eilften und dreizehnten Jahrhunderts, werden der germanische Styl, die Meister des vierzehnten Jahrhunderts und ihre Nachfolger behandelt.

Die italienische Malerei im eilften Jahrhundert war getheilt zwischen einem einheimischen, überaus verwilderten Styl und dem ebenfalls tief gesunkenen byzantinischen, welcher im Ganzen die Oberhand hatte. Aber seit dem Ende jenes Jahrhunderts begann für das politisch zerrissene und unterdrückte Land eine Epoche nationaler Erhebung, welche über kurz oder lang auch in der Kunst ein neues und eigenthümliches Leben höherer Art erwecken mußte. Die römische Kirche erhob sich aus langer, zum Theil selbstverschuldeter Erniedrigung zur Herrscherin des Abendlandes; sie schuf Rom von Neuem zum Mittelpunkt der Welt, und gab dem Volke der Halbinsel wieder ein nationales Selbstgefühl; zugleich erwachte in Ober- und Mittel-Italien ein selbstständiges, namentlich städtisches Daseyn, welches sich im Kampfe gegen die fremde Macht siegreich bewährte. Langsam, aber unverkennbar drang nun auch in der Kunst ein neuer, selbstständiger Styl durch, dessen Anfänge mit dem dreizehnten Jahrhundert eine bestimmtere Gestalt gewinnen. Der Hergang des Einzelnen bei dieser Entwickelung ist völlig dunkel; wir sehen nur so viel, daß je nach den lokalen Bedingungen hier früher, dort später, der byzantinische Styl mit dem alteinheimischen, longobardischen, zu einem neuen Ganzen sich verschmolz, so daß bald der eine, bald der andere Bestandtheil vorwiegend, immer aber von einer neuen Richtung ergriffen und gehoben erscheint. Der byzantinische Styl war damals in seinem Mutterlande selbst schon dergestalt vertrocknet und verkommen, daß ein ernstlicher Widerstand und Wetteifer gegen die Neuerung nicht mehr in seiner Macht lag, selbst wenn einzelne Maler es wollt.n. Stückweise und allmälig fällt er zusammen; Gesichtsbildung, Extremitäten, Faltenwurf, Haltung und Geberde erfahren eine allmälige, oft ziemlich ungleiche Umgestaltung. Auch hier ist die Benennung „romanischer Styl» nicht unpassend, in sofern auch in Italien erst jetzt eine Umbildung der antiken Tradition im Geiste des durch die Völkerwanderung umgewandelten Volksthums vor sich geht. Daß die Epoche des byzantinischen Styles bloß den Charakter

einer durch äußere Umstände herbeigeführten und aufrecht gehaltenen Zwischenherrschaft hat, beweist die italienische Sculptur, welche schon im eilften Jahrhundert bei aller Rohheit und Barbarei doch im Prinzip der deutsch-romanischen parallel steht. — Mochte auch die Eroberung von Constantinopel durch die Lateiner im Jahre 1204 noch eine Anzahl byzantinischer Kunstwerke und Künstler nach Italien werfen, so kam doch dieser Anstoß jetzt zu spät. Gleichzeitig mit denjenigen Werken, in welchen man den Einfluß dieser letzten Einwanderer zu erkennen glaubt, entstanden andere, welche bereits einen sehr beträchtlichen Fortschritt zeigen; und schon weit früher lassen sich wenigstens die ersten Keime einer rein abendländisch-italienischen Auffassungsweise verfolgen.

Im Ganzen stehen die italienischen Denkmäler des eilften und zwölften Jahrhunderts gegen die gleichzeitigen nordischen allerdings zurück, was bei der vorhergehenden Zerrüttung aller Verhältnisse in Italien und bei der verhältnißmäßigen Blüthe der Länder dießseits der Alpen auch gar nicht befremden darf. Doch thut man wohl Unrecht, aus Werken untergeordneter Gattung, namentlich aus einigen Handschriften, einen strengen durchschnittlichen Schluß zu ziehen. Handschriften können wohl die hohe Blüthe einer Kunstepoche absolut und unwidersprechlich beweisen helfen, nicht aber den Verfall, weil sich bei dieser so sehr von subjektiven Anlässen abhängigen Gattung nicht immer darthun läßt, daß dazu wirklich für ihre Zeit bedeutende künstlerische Kräfte in Anspruch genommen worden seien.

Was den germanischen Styl in Italien betrifft, so war es in den neu erwachten Kunstbestrebungen vorzüglich nur der Gegenstand, charakteristisch zu erfassen, anschaulich darzustellen und so weit es möglich zu beleben, der als Hauptaufgabe galt. Der Geist des schaffenden Künstlers war dem Gegenstande noch fast gänzlich hingegeben, und wenn wir ihn verschiedentlich — in jenen leidenschaftsvollen Darstellungen — durchschimmern sahen, so war dieß im Wesentlichen doch mehr durch jene eigenthümliche Spannung, in die ihn äußere Umstände versetzt hatten, bewirkt, als durch das innere Bedürfniß, sich selber in dem dargestellten Gegenstande auszusprechen.

Es scheint im ersten Augenblicke, als ob eine solche Scheidung des Gegenstandes und der besonderen Auffassungsweise nicht zulässig seyn dürfe; es scheint, daß hiedurch ein Zwiespalt hervorgerufen wird, welcher die harmonische Ruhe des Kunstwerkes zerstört. Dieß ist in der That der Fall, aber der Zwiespalt entsteht nur, um eine neue, höhere Vereinigung herbeizuführen.

Diese Scheidung und Vereinigung ist auf's Innigste im Wesen des Christenthums begründet. Das Christenthum erkennt in der Welt und in ihren Erscheinungen keine selbstständige Gültigkeit an: die Welt stellt es als losgerissen von dem göttlichen Geiste dar; aber, dieses Zustandes bewußt, habe sie zugleich das ewige Streben, zu ihm zurückzukehren. Der Künstler sollte diesen versöhnenden Bezug des Irdischen, Vorübergehenden auf das Geistige und Ewige aussprechen.

Schon in den ersten Kunstübungen der Christen war ein solcher Gegensatz herausgetreten, aber wir haben zugleich bemerkt, in wie äußerlicher Beziehung derselbe dort noch ausgesprochen war. In der weiteren Entwickelung einer eigentlich christlichen Kunst reichen eine mehr oder weniger willkürliche Symbolik nicht mehr aus: die Darstellung selbst sollte Symbolik und Inhalt zugleich werden.

Hiebei nun kam es vor allen Dingen darauf an, daß der schaffende Künstler in seiner besonderen Individualität bestimmter hervortrete. Nur in dem inneren Bewußtseyn konnte dieser Bezug der körperlichen Erscheinung auf den ewigen Geist klar werden; nur wo die besondere Darstellung das Ergebniß einer selbstständigen Auffassungsweise war, konnte der geistige Inhalt mit Freiheit ausgesprochen werden.

So war das Ziel, welches die Vollendung der Kunst bezeichnen sollte, wiederum weit hinausgerückt, und erst nach mannigfachen Entwicklungsmomenten zu erreichen. So war es zunächst nöthig, daß eine subjektive Richtung in vollkommener Einseitigkeit sich geltend mache, daß zuerst die Scheidung scharf ausgesprochen werde, ehe man zu einer Vereinigung der Gegenstände hinarbeiten konnte. Diese neu beginnende subjektive Richtung erscheint nun gepaart mit einem Styl der Darstellung, dessen geistige Richtung und Gesetzmäßigkeit mit derjenigen der nordischen Malerei wesentlich übereinstimmt, und der somit ebenfalls als ein germanischer zu bezeichnen ist. Einzelne Spuren weisen selbst darauf hin, daß der Norden (wo dieser Styl um ein halbes Jahrhundert früher sich ausbildete) einen gewissen Einfluß auf das Emporkommen desselben in Italien ausgeübt habe: namentlich läßt sich dieß in der italienischen Sculptur voraussetzen, welche sich die germanische Bildungsweise etwas früher aneignete als die Malerei; auch darf man, wie schon bemerkt, die Herrschaft eines französischen Fürstenhauses in Neapel damit in Verbindung bringen. Im Großen und Ganzen aber ist diese Metamorphose als eine einheimische zu betrachten, welche von ähnlichen geistigen Grundlagen ausging wie im Norden, und deßhalb auch ein analoges Resultat hatte. Es ist auch hier eine Vollen-

dung und ein Schlußstein des rein mittelalterlichen Kunstlebens, und somit des germanischen Geistes in der Geschichte überhaupt. Diejenigen wesentlichen Bezüge, in welchen der italienisch-germanische Styl mit dem nordisch-germanischen zusammenstimmt, sind deßhalb auch weniger äußerlicher und materieller als geistiger Art; sie liegen in einer gesetzmäßigen, auf das Allgemeine gehenden, vom Zufälligen absehenden, vorherrschend statuarisch feierlichen Formenbildung, in einer prinzipiell einfachen, auf das Wesentliche gerichteten Anschauungsweise, in der diesem Zeitalter eigenen Gefühlsrichtung. In einzelnen Fällen könnte daher Giotto mit Wilhelm von Köln ganz nahe zusammentreffen. Um so weiter gehen aber diese Schulen in anderen Beziehungen aus einander, wie schon oben angedeutet wurde. Die weitere Schilderung wird zu zeigen haben, wie sich hier die Stimmungswelt der nordischen Kunst gegenüber eine Welt der That entwickelte, welche zugleich das Gebiet der Stimmung mit umfaßte, und Conceptionen der wunderbarsten Größe und Fülle hervorbrachte. Als äußeres Moment ist nicht zu übersehen, daß die italienisch germanische Architektur sich viel eher als die deutsche großen Wandgemälden bequem erwies. Auf dieser Gattung aber ruht hier geradezu das Gewicht der Schule.

Wir betrachten nunmehr die zunächst folgende Periode der neueren Kunst, in welcher die neue, subjektive Auffassungsweise vorherrschte. Toskana, derjenige Landstrich Italiens, dem schon die größten Namen der vorigen Periode angehört hatten, behauptet auch jetzt den vornehmsten Platz in der Entwicklung dieser neuen Kunstperiode.

Zwei Hauptrichtungen oder Schulen lassen sich hier unterscheiden; der Mittelpunkt der einen ist Florenz, der andere Siena. Der Unterschied zwischen beiden Richtungen beruht vornämlich darin, daß bei den Florentinern und bei den Künstlern, welche ihnen folgten, eine eigenthümliche Regsamkeit und Rüstigkeit des Geistes sichtbar wird, daß sie mit lebendig bewußtem Sinn auf das Leben in seinen mannigfach wechselnden Erscheinungen eingehen und das Verhältniß des Irdischen zum Geistigen, des sinnlichen Daseyns zum Uebermenschlichen, dem Gebiet ahnungsvoller Sehnsucht Angehörenden in reichen dichterischen und allegorischen Darstellungen aussprechen; — während die Sieneser mehr eine tiefe Innerlichkeit des Gefühls offenbaren, die nicht jenes Reichthums der Gestalten bedarf, die im Gegentheil (so weit es das Gesetz des germanischen Styles erlaubt) mehr an den überlieferten Gebilden festhält, aber diese mit liebevoller Wärme durchdringt und verklärt. Bei jenen ist es somit das Gedankenreiche der Composition und das Streben

nach Charakteristik, bei diesen die seelenvolle Anmuth der einzelnen Gestalten, was als vorzüglich bedeutend in ihren Werken erscheint.

Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß das bisher Gesagte in seiner vollkommenen Entschiedenheit nur in einzelnen Fällen zur Erscheinung kommen konnte, daß dasselbe mannigfach durch äußere Verhältnisse modificirt werden und daß namentlich auch ein gegenseitiger Einfluß der beiden letztgenannten Richtungen auf einander Statt finden mußte.

Das von der Kunst des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts handelnde Buch zerfällt, wie die früheren Bücher in zwei Abschnitte. Der erste bespricht die Meister des fünfzehnten — der zweite die des sechzehnten Jahrhunderts in Italien.

Als die Zustände des Mittelalters sich aufzulösen begannen, als durch große Krisen die Bande gelockert wurden, womit die Kirche alles geistige Daseyn umfaßt hatte, da machte sich auch die Kunst im Norden wie im Süden von den Zwecken innerlich los, welchen sie bisher gedient hatte, und gab sich dem ihr innewohnenden Streben nach freier Wahrheit und Schönheit hin. Es ist derjenige Uebergang, welchen man mit dem oft mißverstandenen Ausdruck bezeichnet hat, daß die Kunst sich selbst Zweck geworden sey. Zwar bleibt sie äußerlich fortwährend im Dienste der Kirche, sie fährt fort, Wände und Altäre zu schmücken; allein sie schafft bald keine einzige Figur mehr in ausschließlich religiösem Interesse, und es entstehen Werke, welche nur noch durch den Gegenstand mit der kirchlichen Bestimmung zusammenhängen, sonst aber das Ergebniß eines wesentlich unabhängigen Kunstlebens sind.

Ehe aber die Malerei das Geheimniß der höchsten Schönheit und Freiheit aufschließen konnte, mußte sie tief untertauchen in die Wirklichkeit der äußeren Dinge. Die allgemeine Idealität der Form, welche im vierzehnten Jahrhundert die Typen des germanischen Styles belegt hatte, reichte dazu nicht aus; um zu einem höhern, für alle Zukunft gültigen Idealismus zu gelangen, wie ihn die Griechen entwickelt hatten, bedurfte es noch eines Läuterungsbades in der unmittelbaren Natur; auch den Werken des Phidias war einst eine Epoche von mehr naturalistischer Art vorangegangen. Die Malerei des XV. Jahrhunderts ist eine wesentlich realistische gewesen und hat in dieser Richtung alle Höhen und Tiefen versucht. Wunderähnlich steigt dann am Ende des Jahrhunderts die gleichsam neugeborne Kunst empor, um nach kurzer, aber gewaltiger Blüthe wieder in Aeußerlichkeit zu entarten.

Den durchgreifenden und bezeichnenden Unterschied jedoch, welcher die nordische Kunst von der italienischen jetzt erst ganz

entschieden trennte, dürfen wir schon hier nicht gänzlich übergehen. Während die Italiener bei allem Naturalismus doch immer eine gewisse höhere Abrundung des Ganzen im Auge behalten, ihre Auffassung des Lebens gleichmäßig durchführen und das rein Zufällige mit feinem Sinne zu vermeiden wissen, verfällt die nordische Kunst, seit ihrer Umgestaltung durch die flandrische Schule in eine große Ungleichartigkeit der Behandlung. Es mag einer künftigen, umfassenden Geschichtforschung vorbehalten seyn, diese Unterschiede der Deutung des Geisteslebens jener Zeit mit mir zu benutzen, und die Anknüpfungspunkte in der Literatur und in der Geschichte der betreffenden Völker genauer nachzuweisen; hier ist uns nur vergönnt, die Phänomene als solche zu erwähnen. Das Kunstbedürfniß, der Drang nach Form und Gestaltung war damals im Norden so groß und vielseitig wie in Italien, sonst wäre nicht jedes Geräth des täglichen Lebens bis auf Stuhllehnen und Thürbeschläge künstlerisch gestaltet worden. Aber in allen höhern Gattungen macht sich vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an ein eigenwilliger, phantastischer Zug geltend, welcher das Eine hervorhebt und ausbildet, das Andere liegen läßt und vernachläßigt, welcher das Zufällige als wesentlich, das Wesentliche als zufällig behandelt. Große, tiefpoetische Intentionen lassen wohl hin und wieder erkennen, daß es die Kunst eines überaus geistvollen, selbständigen Volkes ist, welche zu uns spricht, aber kein einziges dieser Werke macht einen harmonischen Eindruck, weil der Grad der Durchbildung in den einzelnen Theilen ein zu verschiedener ist. Bei einer oft erstaunlich feinen und scharfen Durchführung aller Details fehlt es an dem Sinn für die Grundlagen aller Körperdarstellung; Köpfe, bei welchen der Maler vor lauter Streben nach dem Unmittelbaren und Wirklichen oft geradezu ins Portrait verfallen ist, sitzen auf Körpern, denen aller innere Organismus und alle Lebensfähigkeit abzugehen scheint. Eine unheilbare Willkür, welche allmählig die Gestalt eines conventionellen Herkommens annimmt, macht oft die schönsten Conceptionen ungenießbar, so wundersam auch der Ausdruck und die Wahrheit mancher Köpfe, der Humor und die Poesie mancher einzelnen Züge, die Pracht der Farbe und die Naivetät der Darstellung den Beschauer ergreifen mag. Einzelne Künstler, wie Memling und Martin Schön, haben auf diese Weise innerhalb den Schranken ihres Schultypus die geistige Gewalt eines großen Talentes entwickelt, später eroberte Holbein's dämonische Kraft dem Realismus neue Gebiete; aber nur der einzige Albrecht Dürer hat nach einem Leben voller Kämpfe und Mühen, in seinem letzten Werke jene höhere Vollendung erreicht, welche auf der Ver-

einigung eines großen Gedankens mit der ihm angemessenen großen Form beruht. Als er dieses Werk schuf, hatte jedoch schon diejenige Bewegung des nördlichen Europas begonnen, welche die Geister auf neue weltgeschichtliche Bahnen lenken und in der Folge auch der Kunst neue Richtungen vorzeichnen sollte.

In der ersten Periode der neuerwachten Kunst, um das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte man die heiligen, aus früher Vorwelt überlieferten Gegenstände mit lebendigem Sinne darzustellen und in demselben Geiste weiter zu bilden gestrebt; in der zweiten germanischen Periode war der Geist und das Gemüth des Künstlers in freier, selbstschöpferischer Thätigkeit herausgetreten, und seiner eigenen Kräfte seines eigenen Rechtes bewußt geworden; noch ein Element war zur Vollendung der Kunst erforderlich — das Studium, die freie, naturgemäße Durchbildung der Form. Die Gewinnung dieses Elementes bildet die dritte Periode, welche mit dem fünfzehnten Jahrhundert beginnt und bis zum Anfange des sechzehnten währt. Was hiefür in den beiden ersten Perioden geschehen war, hatte sich im Wesentlichen noch in engeren Gränzen gehalten, nur in allgemeinen Bezügen war Naturnachahmung, und eine naive Auffassung charakteristischer Momente mit Glück erstrebt worden; das freie Bewußtseyn über die Gesetze der Form und deren Erscheinung, die Verfolgung derselben bis in ihre einzelsten Besonderheiten war noch durch die Bande vorherrschend typischer Darstellungsweisen zurückgehalten worden. Die dritte Periode bezeichnet die Befreiung der Kunst in ihren äußeren Verhältnissen wie in der vorigen die Befreiung ihres inneren Lebens vor sich gegangen war. Auch jene sollte es, indem sie ihre an sich einseitige Richtung mit Consequenz verfolgte, zu eigenthümlich großartigen Resultaten bringen.

Wie durch Vorüberführung die toskanischen und oberitalienischen Schulen, wie die von Umbrien und Neapel, schildert und würdigt der Verfasser die Meister derselben und ihre Werke.

Was in den verschiedenen bisher betrachteten Perioden der neueren Malerei in einzelnen einseitigen Richtungen auseinander getreten war, was sich stufenweise, eins mit Ausschließung des andern, entwickelt und die verschiedenen Bedingnisse einer vollkommensten Kunstübung zum lebendigen Bewußtseyn gebracht hatte, vereinigte sich nach dem Ablaufe der letzten Periode, um den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, und schuf somit einen der seltensten Höhenpunkte menschlicher Bildung, eine Zeit der lautersten Offenbarungen jener göttlichen Kraft, deren der Mensch theilhaftig geworden ist. In edelster Form, mit tiefsinnigster Auffassung sehen wir die würdigsten Gegenstände in den Meisterwerken dieser neuen Periode dargestellt, wie es die Folgezeit bis

jetzt noch nicht wieder erreicht hat. Und merkwürdig! es war nur ein kurzer Zeitraum, in welchem die Kunst sich auf dieser Stufe einer höchsten Vollendung hielt: ich möchte sagen, kaum über ein Vierteljahrhundert lang. Aber die großen Werke dieser Periode sind von ewiger Gültigkeit, von unvergänglichem Werthe; sie tragen die Farben ihrer Zeit und sind doch für alle Zeit geschaffen und erwecken die Begeisterung der spätesten Nachkommen eben so, wie sie den Stolz und die Bewunderung der Mitwelt ausmachten. Denn das wahrhaft Schöne ist nicht abhängig von den äußeren Formen seiner Erscheinung: Raphaels Sixtinische Madonna und Phidias rossebändigender Heros, Leonardos Abendmahl und Skopas Gruppe der Niobiden verlangen nicht katholische Italiener und nicht heidnische Griechen, um im innersten Gemüthe verstanden zu werden und den erhabensten Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen.

Und überraschend ist es für den ersten Augenblick, daß in den Werken jener glücklichsten Zeit der neueren Kunst nicht eine einzelne hervorragende Erscheinung wiederum als der bedeutsamste Mittelpunkt, auf den die übrigen wie die Radien des Kreises hindeuten, dasteht, nicht eine höchste Vollendung als das Ziel, als der Schlußstein dieses wundersamen Baues betrachtet werden kann; daß im Gegentheil mannigfache Individuen, Kunstwerke mannigfach verschiedener Art vor unseren Augen erscheinen, von denen wir eines dem andern an höchstem Werthe gleichschätzen müssen — daß selbst minder begabte Künstler einzelnes höchst Vollendete geschaffen haben — ja daß sogar aus Werken, an denen die Kritik diesen und jenen äußeren Mangel herausstellen kann, doch derselbe Hauch jener göttlichen Schönheit athmet, daß sie doch dem Geiste des Beschauers eine tiefere Befriedigung gewähren, als dieselbe früher und später gefunden wird. Aber das ist eben das Wesen der wahrhaften Schönheit, daß sie nicht an diese oder jene bestimmte Norm gebunden ist; daß sie das Leben in seiner ganzen Ausdehnung durchdringt und von dem Auserwählten frei, nach seiner besonderen Eigenthümlichkeit, aufgefaßt und in frei geschaffener Form dargestellt werden kann. Sie ist wie der Sonnenstrahl, den das Prisma in verschiedene Farben bricht, deren jede gleich stark vom Lichte gesättigt ist.

Die Zeitgeschichte, mit welcher die wunderbare Blüthe der Kunst parallel geht, berechtigt beim ersten Anblick auf keine Weise zu so hohen Erwartungen; es war eine Zeit politischer Trennung und Zerfallenheit für Italien, es war die Epoche der Liguen, d. h. der bodenlosesten Experimentalpolitik, welche es je gegeben hat; damals setzte sich die Fremdherrschaft über Italien auf

immer fest. Allein das Höchste in der Kunst ist vom äußeren Staatenleben nicht unmittelbar abhängig; neben den Eroberern und Politikern, welche damals seine Schicksale verwirrten, besaß Italien Fürsten wie Papst Julius II., Magistrate wie Pietro Soderini, welche von der ewigen Bedeutung der Kunst ein lebendiges Gefühl hatten; es besaß reiche Corporationen, welche durch sichere Bestellungen dem ganzen künstlerischen Daseyn feste Regel und Gestalt gaben; endlich ein Volk, in welchem der Sinn für alles Große und Schöne wach geworden war, und welches sich damals noch als die erste Nation der Welt fühlte.

Die Bildungszustände des Südens im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in ihrer Eigenschaft als Grundlage der Kunst genauer zu prüfen, würde uns allzuweit in die geschichtlichen Fragen hineinführen, aber einige Bemerkungen dürfen nicht übergangen werden. Man betrachtet das damalige Italien gewöhnlich als einen Pfuhl der Sittenlosigkeit, allein man läßt die unendliche Frische und Spannkraft des Volkes außer Berechnung, diese unzerstörbare Jugendlichkeit, welche den oberen Kreisen des Daseyns immer neue Kräfte, neue sittliche Antriebe zuführte. Mochte die Sitte hie und da in der tiefsten Verderbniß begriffen seyn, so blühte dafür die Gesittung im vollkommensten Sinne des Wortes. Es bildete sich — nicht etwa bloß ein geselliges Uebereinkommen, sondern ein echtes Gefühl für Schönheit und Würde des Lebens aus, welches seit den guten Zeiten der alten Welt zu schlummern geschienen hatte, und sich nun in der Literatur und Poesie wie in der Gesellschaft, in der künstlerischen Behandlung aller Umgebungen des Lebens, wie in der freien Urbanität des Umganges mit Nothwendigkeit ausprägte. Aus den Ueberresten des Alterthums und den Bedingungen der Neuzeit schuf die Architektur einen Styl, welchem wohl der innere Organismus fehlen mag, wie allem Abgeleiteten und Gemischten, z. B. der italienischen Sprache, der aber eine neue Schönheit der Formen und einen edlen Rythmus der Verhältnisse entwickelte. Auch für Skulptur und Malerei war jetzt die Zeit gekommen, sich in völliger Freiheit und Größe zu entwickeln. Die Jahrhunderte der kirchlich-politischen Kämpfe waren für Italien vorüber; sie hatten eine gewisse Indifferenz zurückgelassen, und selbst die Kirche verlangte jetzt von der Kunst nicht mehr das Erbauliche als solches, sondern vor Allem die schöne, lebendige Form, welche schon an sich als ein Symbol alles Höchsten und Unvergänglichen galt; überdieß hatte die profane Kunst durch Aufgaben aller Art einen gewaltigen Aufschwung erhalten. Wie in der ganzen italienischen Bildung war hier die Begeisterung für das Alterthum von größter Wichtigkeit; Poesie und

bildende Kunst bereicherten sich durch Gegenstände und Vorbilder von unbestrittener, normaler Geltung. Bewundernswürdig ist aber vor Allem die Freiheit und Selbstständigkeit, womit sie sich dieselben aneigneten. Von mühseligem Nachzeichnen findet sich keine Spur, weil man dessen nicht bedurfte, denn alles Einzelne der Formbildung besaß man schon als eigene Errungenschaft; das Zeitalter Raphaels lernte nicht erst von der Antike, sondern es fühlte sich auf wundersame Weise von ihrem Geiste berührt, und nahm von ihr nicht das Zufällige und Nationale, sondern das Dauernde und Ewige an. Und nun gelang es auch ihm selbst, Dauerndes und Ewiges hervorzubringen.

Es kommt nun die Würdigung von Leonardo da Vinci, Michael Angelo Buonarotti und ihrer Nachfolger, Raphaels, seiner Schüler und Nachfolger an die Reihe. Meisterhaft sind die Beschreibungen der Werke der genannten Künstler.

Von vielem Interesse ist das, was der Verfasser über die Schüler und Nachfolger Raphaels sagt. Sie sind vielleicht nie so genau und richtig gewürdigt worden. Der bedeutendste unter ihnen ist Giulio Pippi, genannt Giulio Romano (geboren etwa 1492, gestorben 1546). Giulio war ein Künstler von rüstigem, lebendig bewegtem, keckem Geiste, begabt mit einer Leichtigkeit der Hand, welche den kühnen und rastlosen Bildern seiner Phantasie überall Leben und Daseyn zu geben wußte. So lange er unter Raphael arbeitete, ahmte er nicht nur dessen Behandlungsweise bis zur Täuschung nach, sondern auch seine Erfindungen tragen wesentlich ein raphaelisches Gepräge, indem er, so viel es seiner Individualität möglich war, selbst auf das Gemüthliche, Bezugreiche seines Meisters einging. Doch war es unter den durch Raphael eröffneten Bahnen besonders das Gebiet der Antike, dem er sich nicht nur in der Wahl seiner Gegenstände am liebsten zuwandte, sondern dessen Formen und Darstellungsweise er sich auch vorzugsweise zu eigen machte. Aber ihm fehlte außer der Tiefe auch die Grazie und die Keuschheit seines Meisters; als des Letzteren Tod den Zügel von ihm genommen hatte, begann nach und nach der eigene ungestüme Drang zu erwachen, und nachdem er sich später aus dem schützenden Bereiche Roms, wo der klassische Genius ihm mahnend gegenüber stand, befreit hatte, zeigte er sich bald in einer Wildheit, selbst Rohheit, die nur noch in den allgemeinsten Bezügen der äußeren Form den Schüler Raphaels erkennen läßt.

Seiner Theilnahme an den Werken Raphaels ist im Vorigen vielfach gedacht worden. Etwa in dieselbe Zeit, in welcher er den Saal des Constantin im Vatican nach Raphaels Zeichnungen ausführte, gehören einige zu Rom befindliche Freskomalereien

mythischen Inhalts, die von seiner Hand herrühren: die Gemälde, mit denen er die von ihm erbaute Villa Lante ausschmückte; Scenen der römischen Geschichte, die sich auf den Janiculus beziehen, in kleinen, zum Theil derb humoristischen Bildern; sodann ein großer Fries in einem der oberen Säle der Farnesina (den man ihm wenigstens mit größter Wahrscheinlichkeit zuschreibt); beides tüchtige und gediegene Werke, wenn auch sie bereits mehr durch Kraft und Leben, als durch Anmuth und Zartheit ausgezeichnet. Auch einzelne heitere Malereien welche noch in der Villa Madama erhalten sind, gehören hieher. — Bedeutender indeß ist ein Altargemälde, welches Giulio unmittelbar nach Raphaels Tode für S. Stefano zu Genua (woselbst es sich noch befindet) ausführte. Es ist das Martyrthum des heil. Stephan. Der Heilige erscheint in der Mitte des Bildes und weit vorausgestellt, jugendlich, schön, siegend über das äußere Leiden, hell durch ein nur über ihn hereinbrechendes himmlisches Licht beleuchtet; ihm näher sitzt der Befehlshaber; die weiter in den Grund gesetzten römischen Soldaten werfen aus einiger Entfernung, zielen und folgen dem Wurfe mit dem Blicke, wodurch diese Handlung Thätigkeit und Wahrheit erhält, ohne doch als das Hauptmoment zu erscheinen, welches in der Figur des Heiligen und in deren vortrefflichem Ausdrucke enthalten und ausgesprochen ist. — An dies Bild reiht sich in gleicher Vortrefflichkeit und jedenfalls auch aus der ersten Zeit von Giulio's Selbstständigkeit eine heilige Familie in der Dresdner Gallerie, wo die Mutter das Kind, um es zu waschen, in der Wanne stehend hält und der kleine Johannes das Wasser scherzend hineingießt. Es ist ein Bild voll kecker Lust, schön gezeichnet und tüchtig gemalt. Man hat die Composition dem Raphael zuschreiben wollen; sie ist aber, trotz ihrer Vortrefflichkeit, dem milderen Sinne dieses Meisters nicht entsprechend. — Auch das prachtvolle Bild des Hochaltars in S. Maria dell' Anima zu Rom, Madonna auf dem Throne mit Heiligen und Engeln, umgeben von reicher Architektur, gehört in diese bessere Zeit. Dasselbe ist ursprünglich für die augsburgische Familie der Fugger gemalt.

Vier Jahre nach Raphael's Tode ward Giulio nach Mantua berufen, in welcher Stadt er als Architekt und als Maler eine ungemeine Thätigkeit entwickelte. Er führte hier eine Menge von Palästen und Kirchen auf, leitete deren reiche Dekorationen (im Style von Raphaels Logen) und schmückte sie mit großen Freskomalereien. Auch er versammelte zu diesem Zwecke eine große Anzahl von Schülern um sich, welche Theil an der Ausführung seiner Werke haben. Zu seinen ersten Arbeiten gehören vornehmlich, wie es scheint, die Malereien in dem älteren herzoglichen

Pallaste in der Stadt, die leider mannigfach in späteren Kriegsstürmen gelitten haben. Sehr schöne Werke findet man hier in einem Zimmer des Untergeschosses, dem Uffizio della scalcheria (Haushofmeisterei), wo er in den Lünetten des Zimmers die Jagd der Diana mit höchst anmuthigen und wahrhaft schönen Figuren darstellte. Auch in diesen gewahrt man noch einen Nachklang von Raphael's reizvoller Naivetät. Einen oberen größeren Saal des Pallastes füllte Giulio mit Fresken aus der Geschichte des trojanischen Krieges, die schon bedeutend gegen die oben genannten Arbeiten zurückstehen, und in denen Nüchternheit des Geistes und Manier des Ausdrucks bereits vorherrschen. — Noch weiter entfernte sich Giulio von dem Adel seines hohen Meisters in den zahlreichen Wandgemälden, mit welchen er den von ihm erbauten Pallast del T (außerhalb Mantua gelegen) ausschmückte. Besonders sind hier zwei Zimmer durch die Fülle der Malereien ausgezeichnet. In dem einen stellte er den Sturz der Giganten dar, worin man ihn sehr unpassender Weise mit dem Michel-Angelo verglichen hat. Das Zimmer hat eine backofenartige Form, so daß alle scharfen Ecken und Winkel durch sanftere Uebergänge vermittelt sind. An der gewölbten Decke blickt man empor in den Tempel der Götter, welche umher am Rande der Decke versammelt sind. In den Pendentifs sind Windgötter dargestellt; an den Wänden die unter Felsen und Architekturen zerschmetterten Riesen, die freilich ungeschlacht groß, aber ohne wirkliche Kraft gemalt sind. Das andere Zimmer stellt Geschichten der Psyche und andere Liebesgeschichten der Götter dar; hier sieht man, neben wenigen anmuthigen Gruppen, eine fast vollkommene Gleichgültigkeit gegen schöne edle Form und reine Farbe (was nicht allein die Schuld der ausführenden Schülerhände seyn kann) und eine Gemeinheit der Auffassung, die in einzelnen Darstellungen (das Bild der Olympia!) in der That nicht weiter getrieben werden kann.

Von Staffeleibildern Giulio's ist nicht Vieles vorhanden. Außer den oben erwähnten Bildern seiner früheren Zeit sind vornehmlich einige schöne große Bilder mythischen Inhalts in der Gallerie Manfrini zu Venedig zu erwähnen, die zwar in der Gesammtauffassung wiederum etwas Nüchternes, im Einzelnen aber vielfach anmuthige Züge enthalten. — In der Sakristei von S. Peter zu Rom findet sich eine Madonna, Halbfigur, mit den beiden Kindern, welche zu seinen früheren, sorgfältigeren Werken gehört. Schon manirirter ist die Geißelung Christi in der Sakristei von S. Prassede in Rom, eine Gruppe von drei fast nackten Gestalten in ziegelrothem Fleischton. — Im Louvre ist Giulio durch mehrere sehr bezeichnende Werke repräsentirt:

eine tüchtig gemalte Maria mit den beiden Kindern; das höchst energische Porträt des Künstlers; eine treffliche Darstellung des Triumphes des Vespasian und Titus; endlich eine große, figurenreiche Beschneidung Christi, in welcher die entschlossene Praxis des Künstlers bereits in arge Manier übergeht. — Zwei Madonnen, nach einem etwas robusten Modell, mit muthwillig ausschreitendem Christusknaben, in der Gallerie Borgheſe zu Rom; eine ähnliche im Pallaste Colonna; alle drei wohl aus früherer Zeit. — Mehrere, zumeist nicht sonderlich bedeutende Bilder befinden sich in verschiedenen Sammlungen Englands; ein wichtiges bei Lord Northwick in London: die Erziehung Jupiters unter Nymphen und Corybanten; eine geistvolle, kühn poetisch aufgefaßte Scene in reicher Uferlandschaft, von fleißiger Ausführung und kraftvoller Färbung.

Die zahlreichen Schüler, welche Giulio in Mantua bildete, fuhren in der unerfreulichen Weise des Meisters fort, die sie im Einzelnen übertrieben, zuweilen indeß auch durch Einfachheit und Naturwahrheit milderten.

Ein zweiter Schüler Raphaels war der Florentiner Pierino Buonaccorsi, genannt Perino del Vaga (1500 — 1547). Von diesem Künstler kommen verschiedentlich Madonnen und andere Gegenstände in den Gemäldesammlungen vor, welche sich mit größerem oder geringerem Glück dem Raphael'schen Styl annähern, ohne jedoch dessen Tiefe und Schönheit erreichen zu können, während dem Maler allerdings eine bedeutende Leichtigkeit und Produktionsgabe zu Gebote stand. Die schnelle Verwilderung des Styles ist hier noch auffallender als bei Giulio Romano. — Außer den schon erwähnten Werken führte Perino unter Raphaels Aufsicht, oder wie es scheint, wenigstens nach dessen Zeichnungen, die Bilder der Planetengottheiten im großen Saale des Appartamento Borgia (im Vatican) aus. Nach der Plünderung Roms ging er nach Genua und führte dort die Decorationen des Pallastes Doria in ähnlicher Weise, wie Giulio Romano die der mantuanischen Paläste durch, indem er denselben ebenfalls auf's Reichste mit Ornamenten, Stuccaturen und Frescomalereien aus der antiken Mythe und Geschichte ausschmückte. In späterer Zeit kehrte Perino nach Rom zurück und eröffnete dort eine große Werkstatt, aus der aber nur Handwerksmäßiges hervorging. Ein zierliches kleines Bild, der Wettgesang der Musen und Pieriden auf dem Parnaß, befindet sich im Louvre; eine Geburt Christi mit vier Heiligen, vom Jahre 1534, ehemals in der Gallerie Fesch zu Rom, zeigt neben leichter, kräftiger Behandlung eine beträchtliche innere Leere und Schwäche; ein Porträt des Cardinals Polus in der Sammlung des Grafen

Spencer zu Althorp gehört dagegen, wie in dieser Schule die Bildnisse fast durchgängig, zu den vorzüglichern Leistungen. — Unter den zahlreichen Schülern, die Perino in Genua bildete, werden Lazzaro und Pantaleo Calvi rühmlich erwähnt.

Gianfrancesco Penni, genannt il Fattore, der Schwager des Perino, war nächst Giulio der vertrauteste Schüler Raphaels. Gemälde dieses Meisters findet man nicht häufig, indem er schon früh, acht Jahre nach Raphael, starb. Das Museum von Neapel, woselbst er sich die letzte Zeit seines Lebens aufhielt, besitzt deren einige, welche einen schlichten, aber wenig tiefen Meister der römischen Schule erkennen lassen. — Die untere Hälfte jener Krönung Maria, für Monte-Luce, welche er nach Raphaels Tode ausgeführt haben soll, ist mehr als mittelmäßig; es sind seelenlose Züge, hastige Geberden und kalte, unreine Farben. — Eine Charitas und eine Spes, hübsche, aber innerlich bedeutungslose Bilder, sind aus dem Pallaste Borghese nach England gegangen. — In Neapel hinterließ Penni einen Schüler, Lionardo, genannt il Pistoja, ebenfalls ein Toskaner von Geburt. Dieser Künstler scheint in seiner frühern Zeit durch den Einfluß der Werke des Leonardo da Vinci eine eigenthümliche Richtung empfangen zu haben, welche sich nachmals mit der römischen Weise verband. Eine Madonna mit dem Kinde, die sich von ihm im Berliner Museum befindet, ein nicht ganz verwerfliches Bild, gibt hiefür ein Beispiel.

Einer der ausgezeichnetsten unter Raphaels Schülern ist der wenig bekannte Andrea Sabbatini von Salerno (Andrea di Salerno starb 1543), der in der älteren Schule von Neapel (der der Donzelli, des Silvestro de Buoni ꝛc.) seine erste Bildung empfangen und sich darauf einige Zeit zu Rom bei Raphael aufgehalten hatte. Familienverhältnisse riefen ihn von dort sehr bald (im Jahre 1513) nach Neapel zurück, und ungern entließ der Meister ein so bedeutendes Talent. Es scheint, als ob die kürzere Zeit seines Aufenthalts in Rom den Andrea vor der Verflachung geschützt habe, der fast alle übrigen Schüler Raphaels unterlegen sind; wenigstens tritt die mehr auf äußeren Schein berechnete Manier der römischen Schule erst in späteren Werken des Andrea hervor, als mannigfach andere Einwirkungen von Rom aus (Penni ist schon genannt) der neapolitanischen Kunst eine andere Richtung gaben. Außerhalb kommen die Werke des Andrea fast nirgend vor. Das borbonische Museum hingegen, so wie die Kirchen von Neapel enthalten deren eine bedeutende Anzahl; ein großes Altarbild im Dom von Salerno wird ihm ebenfalls zugeschrieben. — Seine früheren Arbeiten tragen noch ganz den Stempel der älteren neapolitanischen Schule; in einigen

andern ist der Künstler dem Raphael, wie dieser in den Arbeiten seiner florentinischen Jugendperiode erscheint, auffallend verwandt. Zu diesen gehören namentlich zwei vorzüglich schöne kleine Gemälde im Museum von Neapel, mit Geschichten des heiligen Placidus. Sodann finden sich mehrere Werke von trefflicher Vollendung, welche das Gepräge eines edlen, milden Sinnes tragen, und sich durch schöne Linien der Zeichnung und eine zwar leichte, aber warme Farbe auszeichnen. Das bedeutendste dieser Art ist eine Anbetung der Könige, ebenfalls in der Gallerie des Museums von Neapel. Die Werke einer späteren Zeit zeigen, wie gesagt, schon eine flachere Manier, aber auch sie enthalten noch mannigfach edlere Details, namentlich in den Köpfen. Diesen Werken seiner letzten Zeit entsprechen die Arbeiten seiner Schüler und Nachfolger, unter denen sich Francesco Santafede und dessen Sohn Fabrizio vortheilhaft auszeichnen. Von beiden sieht man ebenfalls in Neapel viele, zum Theil nicht unbedeutende Werke. Aehnlich auch verhält sich Gianbernardo Lama, ein Zeitgenosse des Andrea, der gleich diesem aus der älteren Schule Neapels hervorgegangen war. Diese letztgenannten Maler, deren Styl man hauptsächlich in der Gallerie der Studj verfolgen kann, haben bei mannigfach manierirter, aber sorgfältiger Ausführung eine innere stille Einfalt und anspruchlose Schönheit bewahrt, welche um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wohl befremden mag.

Noch ein dritter Schüler Raphaels hat, neben Penni und Andrea di Salerno, bedeutenden Einfluß auf die Kunstübung Neapels ausgeübt. Dieß ist der Lombarde Polidoro Caldara (Polidoro da Caravaggio), der ursprünglich Handlanger bei den Maurerarbeiten im Vatican war und erst spät ein hervorstechendes Talent für die Malerei entwickelte. Er soll in Gemeinschaft mit einem andern Künstler, dem Maturino aus Florenz, die Außenseite vieler Paläste Roms mit allo sgraffitto ausgeführten Malereien geschmückt haben. Es sind meist Friese mit Gegenständen aus der alten Mythe und Geschichte; das Wenige, was sich davon erhalten hat, so wie die vorhandenen Abbildungen und Entwürfe (z. B. eine schöne braun getuschte Frieszeichnung mit der Geschichte der Niobe im Pallast Corsini) lassen eine sehr entschiedene Aneignung des spätern raphaelischen Styles erkennen; mit großartiger Freiheit ist das Studium der antiken Bildwerke hier auf die malerische Darstellung angewandt; die Manier, welcher die Schule Raphaels unterlag, tritt hier vor einer noch frischen Kraft zurück. Auch in den wenigen Staffeleibildern Polidoro's aus dieser Zeit, z. B. einer Scene aus dem Mythus der Psyche, im Louvre, ist noch ein schöner Nachklang raphaelischen Adels zu

erkennen. Einen ganz andern Styl zeigen die spätern in Neapel und Messina ausgeführten Werke Polidoro's. Der manierirte Idealismus seiner römischen Mitschüler weicht hier schon einem effektvollen und bisweilen überaus grellen und widrigen Naturalismus, in welchem wir wohl die ursprüngliche, bisher durch edle Vorbilder zurückgedrängte Richtung des Künstlers zu erkennen haben. Aber auch in dieser Darstellung der gemeinen Natur offenbart er Kraft, Leben und Leidenschaft; es ist das erste Anklingen jenes Tones, welcher später der Grundton der neapolitanischen Schule wurde. Das Hauptbild, die in Messina gemalte Kreuztragung Christi, befindet sich jetzt nebst einer Anzahl kleinerer Bilder aus der heiligen Geschichte, in den Studj zu Neapel; es ist eine höchst lebendige und trotz der durchaus unedlen Formen ergreifende Composition, von düsterer, brauner Färbung, wie die meisten späteren Werke Polidoro's. Aus der letzten Zeit desselben stammt eine ganz ähnlich behandelte Anbetung der Hirten im Besitz des Herrn Dr. Carové zu Frankfurt a. M., mit dem Porträt des Malers.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt
für
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Nro. CXXIV.

Rechenſchaft über meine handſchriftlichen Studien auf meiner wiſſenſchaftlichen Reiſe von 1840 bis 1844.

Von Profeſſor Dr. Tiſchendorf zu Leipzig.

Arbeiten über die alte lateiniſche Ueberſetzung des neuen Teſtaments.

II. Die Bobbienſer Evangelienfragmente zu Turin.

(Fortſetzung.)

Fol. XXXII. verso

ecce traditur filius hominis in ma
v. 42. nu [1]) peccatorum surgite eamus·
v. 43. et cum adhuc loqueretur· ve
nit judas cariotes [2]) unus de duo
decim et cum eo turba magna cu
gladiis et fustibus· a pontificib·
v. 44. et scribis et senioribus· dedit au
tem is qui eum tradebat signum·
dicens quem osculatus fuero
ipse est hunc alligate et adducite
v. 45. et accessit et dixit illi rabbi et os
v. 46. culatus est illum· illi autem·
inicierunt illi manus et alligave
v. 47. runt illum et unus de adsistentib·

* * *

v. 42. ecce Filius hominis tradetur in manus peccatorum. Surgite,
v. 43. eamus: ecce qui me tradet, prope est. Et, adhuc eo loquente, venit Judas Iscariotes, unus de duodecim, et cum eo turba multa, cum gladiis et lignis, a summis sacerdotibus et
v. 44. scribis et senioribus. Dederat autem traditor ejus signum eis, dicens: Quemcumque osculatus fuero, ipse
v. 45. est, tenete eum, et ducite caute. Et cum venisset, statim accedens ad eum ait: Ave Rabbi: et osculatus
v. 46. est eum. At illi manus injecerunt in eum, et tenuerunt
v. 47. eum. Unus autem quidam de circumstantibus

---

1) Von ** iſt manus corrigirt

2) Gewiß iſt ſo abzutheilen Judas Cariotes, nicht (wie Fleck hat) Juda Scariotes. Mit Cariotes iſt zu vergleichen a Carioth (Codex Cantabrig. a Caryoto), wie z. B. Joh. XIII, 2 das Evang. Palatin. und der Cambridger Codex leſen.

Fol. XXXIII. recto

rapuit gladium et percussit ser
vum sacerdotis· et abstulit illi au
v. 48. riculam respondit autem et di
xit· illis hs quasi ad latronem ve
nistis· cum gladiis et fustibus oc
v. 49. cupare me quotidie vobiscum
fui in templo docens· et non deti
nuistis me set ut inpleantur
v. 50. scripturae et reliquerunt illum
v. 51. omnes· et fugerunt· juvencu
lus autem· quidam sequebatur
illum circumamictus pallam et
v. 52. detinuerunt illum ille autem
v. 53. relicta palla fugit nudus et ad

* * *

educens gladium, percussit servum summi sacerdotis:
v. 48. et amputavit illi auriculam. Et respondens Jesus ait illis: Tam-
quam ad latronem existis cum gladiis et lignis compre-
v. 49. hendere me? Quotidie eram apud vos in templo docens, et non
me tenuistis. Sed ut impleantur Scripturae.
v. 50. Tunc discipuli ejus relinquentes eum omnes fugerunt.
v. 51. Adolescens autem quidam sequebatur eum amictus sindone
v. 52. super nudo: et tenuerunt eum. At ille rejecta sindone,
v 53. nudus profugit ab eis. Et ad

Fol XXXIII verso

duxerunt· hs ad pontificem et
v 54. ferebas· et seniores· et petrus
et de longinquo sequebatur il
lum usq· in praetorium pontifi
cis et fuit simul sedens· com munis
tris calfactans se ad ignem·
v. 55 pontifices autem et sotum [1]) con
cilium quaerebant adversus hs
testimonia facta [2]) ut eum· neca
v. 56 rent et non inveniebant multi
autem· falsum testimoni m di
cebant adversus illum· et no
erant paria testimonia· et alii· [3])
v 57 s rgentes· commentiebantur·

* * *

duxerunt Jesum ad summum sacerdotem: et convenerunt
v 54 omnes sacerdotes et scribae et seniores. Petrus autem a longe
secutus est eum, usque intro in atrium summi sacerdotis: et se-
debat cum ministris ad ignem, et calefa-

---

[1]) Die zweite Hand hat totum corrigirt.

[2]) Von dritter Hand iſt falsa hergeſtellt.

[3]) alii ſteht im Mſ., nicht avi, wie Fleck angibt.

v 55 ciebat se Summi vero sacerdotes et omne concilium querebant
adversus Jesum testimonium, ut eum morti
v. 56 traderent. nec inveniebant. Multi enim testimonium falsum di-
cebant adversus eum: et convenientia testimonia
v 57. non erant. Et quidam surgentes falsum testimonium ferebant
adversus eum,

Fol. XXXIV. recto

v. 58 et dicebant hic dictisxit [1]) ego de
struam templum siut [2]) manu fac
tum et rostriduum [3]) aliud excita
v 59. bo non [4]) manu factum et nec sic
fuit testimonium eorum par·
v 60 et at surrexit pontifex in medio
et interrogabat hs [5]) nihil respo-
distis [6]) de his que adversum te dicunt
v 61. ille autem tacebat iterum· ergo
pontifex dicit illi tu es filius be
v. 62. nedicti hs autem respondit [7])
dixit ego sum et videbitis filiu-
hominis sedentem a dextra vir
tutis et venientem cum nubib

* * *

v 58. dicentes: Quoniam nos audivimus eum dicentem: Ego dissol-
vam templum hoc manufactum, et per triduum aliud
v. 59. non manu factum aedificabo Et non erat conveniens testi-
v. 60. monium illorum Et exsurgens summus sacerdos in medium in-
terrogavit Jesum, dicens: Non respondes quidquam ad ea,
v 61. quae tibi objiciuntur ab his? Ille autem tacebat, et nihil re-
spondit. Rursum summus sacerdos interrogabat eum, et dixit ei:
Tu es Christus Filius Dei benedicti?
v. 62. Jesus autem dixit illi: Ego sum: et videbitis Filium hominis
sedentem a dextris virtutis Dei, et venientem cum nubibus

Fol. XXXIV. verso

v. 63 caeli· pontifex autem consci
dit vestimenta sua· et dixit quid at
v 64. huc opus est vobis testibus· audis
tis blasfemationem quid vobis vi
detur· omnes autem damna
verunt illum esse reum mortis·
v. 65 et coeperunt quidam conspue

---

1) So hat ſich offenbar die erſte Hand ſelbſt corrigirt.

2) siut iſt wahrſcheinlich aus istut (wie der Codex ſtatt istud zu ſchreiben pflegt) verſtümmelt.

3) Dieſe Entſtellung hat das Mſ; Fl. gibt an: post triduum.

4) non hat Fleck überſehen.

5) Hier fügt die dritte Hand ein: et ait.

6) tis iſt ausradirt, jedoch ohne Correctur der vorhergehenden Sylbe.

7) Die zweite Hand lieſt respondens Fl. referirt die Correcur als Text.

re illum· et velantes faciem ejus [1])
clarificabant eum et dicebant illi
ex famulis profet re nobis et ala
v 66 pis eum percutiebant et cum esset
regnus [2]) in praetorio deorsum ve
nit una ex ancillis pontificis ad il
v 67. lum et cum videret petrum calfa

* * *

v. 63 caeli Summus autem sacerdos scindens vestimenta sua ait:
v. 64. Quid adhuc desideramus testes? Audistis blasphemiam: quid vobis videtur? Qui omnes condemnaverunt eum esse reum mortis.
v 65. Et coeperunt quidam conspuere eum, et velare faciem ejus, et colaphis eum caedere, et dicere ei: Prophetiza: et ministri
v. 66 alapis eum caedebant Et cum esset Petrus in atrio deorsum,
v. 67. venit una ex ancillis summi sacerdotis: Et cum vidisset Petrum cale

Fol. XXXV. recto

cientem se intuita eum dixit et
tu cum hs[u] illo nazorene fuisti
v. 68 ille autem negavit dicens nes
cio quid editis et exivit in exteri
orem· atri locum [3]) et gallus canta
v. 69. vit iterum cum videret illum
illa ancilla coepit dicere circumsta
v. 70. tibus quia hic ex illis est ille aute
iterum negabit et post pusillum i
terum· qui stabant dicunt petro ve
ro ex illis· es nam et galilaeus es·
v. 71. ille autem coepit devitare [4]) se et
jurare quia non novi hominem
v. 72. istum et continuo secundo·

* * *

facientem se, aspiciens illum, ait: Et tu cum Jesu Nazareno
v. 68. eras. At ille negavit, dicens: Neque scio, neque novi quid dicas. Et exiit foras ante atrium, et gallus cantavit.
v. 69. Rursus autem cum vidisset illum ancilla, coepit dicere circum-
v. 70. stantibus: Quia hic ex illis est. At ille iterum negavit. Et post pusillum rursus qui astabant, dicebant Petro: Vere
v. 71· ex illis es: nam et Galilaeus es. Ille autem coepit anathematizare, et jurare: Quia nescio hominem istum,
v 72. quem dicitis. Et statim

Fol. XXXV. verso

gallus cantavit remoratus est
autem petrus verbum quod dixit

---

[1]) Für ejus hat Fl. Ihesus abdrucken laſſen.

[2]) regnus iſt ausradirt und darüber von dritter Hand petrus geſchrieben.

[3]) Dafür ſteht bei Fleck: »atriocum (= atriorum).«

[4]) Ueber i ſteht o, vielleicht ſchon von *; alſo: devotare.

illi hs quia priusquam gallus bis
cantasset ter me negabis· et coe
XV, 1. pit plorare et continuo è [1]) mane
consilium fecerunt· pontifices
cum senioribus· et scribis et to
to consilio et alligaverunt hsⁿ
et adduxerunt in praetorium
v. 2. et tradiderunt pilato et inter
rogavit illum· pilatus dicens. tu
es rex judaeorum ille autem
v. 3. respondens dixit· tu dicis· et
accusabant illum pontifices·

* * *

gallus iterum cantavit. Et recordatus est Petrus verbi, quod dixerat ei Jesus: Priusquam gallus cantet bis ter me
XV, 1. negabis. Et coepit flere. Et confestim mane consilium facientes summi sacerdotes, cum senioribus et scribis et universo concilio, vincientes Jesum duxerunt, et
v. 2. tradiderunt Pilato. Et interrogavit eum Pilatus: Tu es Rex Judaeorum? At ille respondens ait illi: Tu dicis.
v. 3. Et accusabant eum summi sacerdotes

Fol. XXXVI. recto

v. 4. multa· pilatus autem interro
gabat illum iterum dicens tu no
respondes nihil vide quanta te [2])
v. 5. accusant· hs autem postea [3]) ni
hil· respondit ita ut miraretur
v. 6. pilatus· singulis autem diebus·
festis consueverat remittere il
lis unum reum· quem posttula
v. 7. rent fuit autem qui vocabatur
barabbas in carcare· cum sediti
onis qui in seditione fecerant
v. 8. homicidium et tota turba roga
bat illum quot faciebat in singu
lis diebus festis ut dimitteret unu

* * *

v. 4. in multis. Pilatus autem rursum interrogavit eum dicens:
v. 5. Non respondes quidquam? vide in quantis te accusant. Jesus autem amplius nihil respondit, ita ut miraretur Pilatus.
v. 6. Per diem autem festum solebat dimittere illis unum
v. 7. ex vinctis, quemcumque petissent. Erat autem qui dicebatur Barabbas, qui cum seditiosis erat vinctus,
v. 8. qui in seditione fecerat homicidium. Et cum ascendisset turba, coepit rogare, sicut semper faciebat illis.

---

1) So: e, durch den Punkt darüber improbirt- Fleck gibt an: et.

2) Für te, was ** hergestellt hat, war ursprünglich se, wie es scheint.

3) So hat das Mſ, nicht postea, wie Fl. angibt. Eben so im sechsten Verse posttularent, nicht postularent.

Fol. XXXVI. verso

v. 9. custodiam pilatus autem res
pondit et dicit illis· nuptis remit
v. 10. tam vobis regem judaeorum sci
ebat enim quia per injuriam tra
v. 11. debant· eum· principes· sacer
dotes autem et scribae persuase
runt populo ut magis agerent ba
v. 12. rabban dimitte nobis· pilatus
autem respondit· et dixit illis· quid
ergo vultis· faciam regi· judaeoru
v. 13. illi autem iterum· atclamaver· [1])
v. 14. cruci eum fige pilatus [2]) autem·
dixit illis· quit enim mali fecit· il
li autem magis adclamabant cruci

* * *

v. 9. Pilatus autem respondit eis et dixit: Vultis dimittam vobis
v. 10. regem Judaeorum? Sciebat enim quod per invidiam tra-
v. 11. didissent eum summi sacerdotes. Pontifices autem concitaverunt turbam, ut magis Barabbam dimitteret
v. 12. eis: Pilatus autem iterum respondens ait illis: Quid
v. 13. ergo vultis faciam regi Judaeorum? At illi iterum
v. 14. clamaverunt: Crucifige eum. Pilatus vero dicebat illis: Quid enim mali fecit? At illi magis clamabant: Cruci.

Fol. XXXVII. recto

v. 15. eum fige pilatus autem dimisit il
lis barabban· hs^{m} flagellis caesu
v. 16. tradidit figendum cruci milites
autem abduxerunt eum· in prae
torium et continuo gentes tam
v. 17. cohortes· et vestierunt [3]) eum pur
purea et superponunt ei ornan
v. 18. tes coram· onam· ex ponis [4]) et salu
tabant eum· have rex judaeorum
v. 19. et percutiebant eum harundine
v. 20. in caput et cum inrisus in eum.
expoliaverunt eum purpuria· [5])
et vestierunt eum vestimenta
ejus· et abduxerunt eum· ad figēdu

* * *

---

1) atclamaverunt mit der angegebenen Abkürzung heißt es, nicht, wie Fleck angibt, atclamabant.

2) Den ganzen vierzehnten Vers hat Fl. überſehen; er notirt: »14. (omiss.)«

3) er ſind punktirt, wodurch vestiunt aus vestierunt wird.

4) Corrigirt iſt sponis; das o für i blieb unberührt. Vorher coram onam, was den Punkten gemäß coronam (eigentlich freilich cor.onam) zu leſen iſt.

5) Daraus iſt corrigirt purpurea, wohl von zweiter Hand.

v. 15. fige eum. Pilatus autem volens populo satisfacere, dimisit illis
Barabbam, et tradidit Jesum flagellis caesum, ut cruci-
v. 16. figeretur. Milites autem duxerunt eum in atrium praetorii,
v. 17. et convocant totam cohortem, Et induunt eum purpura, et
v. 18. imponunt ei plectentes spineam coronam. Et coeperunt
v. 19. salutare eum: Ave rex Judaeorum. Et percutiebant caput ejus
arundine: et conspuebant eum, et ponentes
v. 20. genua adorabant eum. Et postquam illuserunt ei, exuerunt
illum purpura, et induerunt eum vestimentis suis: et educunt il-
lum ut crucifigerent eum.

Fol. XXXVII. verso

v. 21. et adprachendunt transeunte⁻
quendam cyrinaeum· cui fuit no
men simon venientem de villa
sua· fuit autem nomen alexan
dri et rufi et faciunt [1]) eum cru
v. 22. cem bajulare et ferunt illam in
culgotham locum qui est inter
v. 23. praetatus· galvariae [2]) locus· et da
bant illi bibere vinum· murra
et [3]) commixtum· et non accipit
v. 24. et cruci eum fixerunt· et dimi
v. 25. serunt vestimenta ejus· mit
tentes sortem fuit autem hora
tertia· et custodiebant illum·

* * *

v. 21. Et angariaverunt praetereuntem quempiam, Simonem Cyrenaeum,
venientem de villa, patrem Alexandri et
v. 22. Rufi, ut tolleret crucem ejus. Et perducunt illum in Golgotha
locum, quod est interpretatum Calvariae locus.
v. 23. Et dabant ei bibere myrrhatum vinum: et non accepit.
v. 24. Et crucifigentes eum, diviserunt vestimenta ejus, mit-
v 25. tentes sortem super eis, quis quid tolleret. Erat autem hora
tertia: et crucifixerunt eum.

Fol. XXXVIII. recto

v. 26. fuit autem superscriptio causae
v. 27. ejus· rex judaeorum et cum eo cru
ci·xerunt duo latrones unun [4])
unum a dextra et unum a sinis
v. 29. tra et praetereuntes blasfemant [5])
eum· et moventes capta [6]) dicebant

---

[1]) In faciunt steht ciunt auf einer Rasur. Wie es scheint, heißt es vorher factione. Die Correctur ist von zweiter Hand, die auch cem baju in der folgenden Zeile hergestellt hat.

[2]) Für g gibt Fleck c an.

[3]) et ist ausradirt. Fleck hat es übergangen.

[4]) Das überflüssige unun ist ausradirt.

[5]) blasfemant nicht blasfemiant (Fleck) hat der Codex.

[6]) Corrigirt ist von **, wenn nicht schon von *. capita.

hic est qui solvet templum et ae
v. 30. dificat triduo salva te ipsum des
v. 31. cendens de cruci· et sacerdotes
cum scribis inridebant eum di
centes· qui alios salvasti salva te
v. 32. ipsum xps *) rex isdraehel· descendat
nunc de cruci et credimus illi et
illi qui cum eo fixi erant latrones.

* * *

v. 26. Et erat titulus causae ejus inscriptus: Rex Judaeorum,
v. 27. Et cum eo crucifigunt duos latrones:
v. 28. unum a dextris, et alium a sinistris ejus. Et impleta est Scriptura, quae dicit: Et cum iniquis reputatus est.
v. 29. Et praetereuntes blasphemabant eum, moventes capita sua, et dicentes: Vah qui destruis templum Dei, et in
v. 30. tribus diebus reaedificas: Salvum fac temetipsum
v. 31. descendens de cruce. Similiter et summi sacerdotes illudentes, ad alterutrum cum scribis dicebant: Alios salvos fecit, seipsum non potest salvum facere.
v. 32. Christus rex Israel descendat nunc de cruce, ut videamus e credamus. Et qui cum eo crucifixi erant,

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Es liegt keine Veranlassung vor, die Abbreviatur durch Christo (Fled) aufzulösen.

Register

des

hundert ein und zwanzigsten bis hundert vier und zwanzigsten Bandes.

A.

Aalim el-Melik en-Naßrani, der Dichter, CXXIV. 104.
Abraham a Sancta Clara, der Schriftsteller, CXXII. 190.
Abulgasi histoire généalogique des Tatars, CXXII. 222.
Acuña, der Dichter, CXXII. 80.
Adam, Abt von Perigny, CXXIV. 40.
Adam's sieben Söhne, CXXIV. 25.
Addisson's Reise in Palästina, CXXII. 212.
Admetus, König, CXXIII. 5.
Aeatides, der Dichter, CXXIV. 15.
Aegyptens sieben Plagen, CXXIII. 18. — Dessen Eintheilung nach Herodot, CXXIV 4. — Dessen sieben Merkwürdigkeiten in sieben Städten, CXXIV. 99 — Das Vorkommen des Siebners in der Geschichte Aegyptens, CXXIV. 100. — Die sieben Blumen Aegyptens, CXXIV. 101.
Aegypter, der, Siebenzahl in ihrer Religion, CXXIV. 61.
Aequinoctium, CXXIII. A. B. 39.
Aeschylos, der Dichter, CXXIII. 218. — CXXIV. 145.
Aesopos, CXXII. 21.
Agamemnon, CXXIV. 34.
Agatharchides, CXXII. 38.
Agathon, der Tragiker, CXXII. 18.
Aichelberg, die Grafen von, CXXI. 75.
Aiini Ekberri, das, CXXIII. 45.
Ainder, der Gott, CXXIV. 57.
Alanova, CXXIII. A. B. 39.
Albergotti, General, CXXIII. 112.
Alboin, der Langobardenkönig, CXXII. A. B. 50. — CXXIII. A. B. 31 — 38.
Albrecht VI., Herzog von Oesterreich, CXXIII. A. B. 2.
Albrich, Johann Kronstädter Arzt und Rathsherr, CXXIV. 111.
Alcágar, der Dichter, CXXII. 80.
Alcibiades, CXXIII. 35.
Aldana, der Dichter, CXXII. 80.
Aleman, Mateo, Picaro Guzman de Alfarache, CXXII. 103
Alexander des Großen Fabelgeschichte, CXXII. 24. — Das Mährchen von dessen Geburt, CXXIII. 204.
Alexandri genialium dierum Liber V., CXXIV 22.
Alfieri, der Dichter, CXXIV. 126.
Algiers Grab der sieben Deys, CXXIV. 22.
Alkyon, des Riesen, sieben Töchter, CXXIV. 27.
Allegri da Correggio, der Maler, CXXIV. 145.
Almagro, Diego de, CXXIII. 163.
Alpswinde, Tochter Alboin's, CXXIII. A. B. 32.
Althamer's Commentar zum Tacitus, CXXII. 207.
Altringer, General, CXXII. A. B. 32, 37.
Altväter, die hohe Lebendauer derselben, CXXIII. 253.
Alvarado, Pedro de, der Geschichtschreiber, CXXII. 79
Alypius, des, Tonleiter, CXXIV. 260, 261 — Dessen Notenregister, CXXIV. 266, 267.
Ama Tesu Don Gami, der japanische Gott, CXXIV. 59
Amadis de Gaula, CXXII. 79.
Amalafried, Heerführer der Gothen, CXXIII. A. B 30.
Ammianus Marcellinus, CXXII. 211.
Amos, der Prophet, CXXIII. 24
Amschaspanden, die sieben, CXXIV. 3.
Anastasius, Kaiser, CXXII. A. B. 43, 48.
Anaximenes, der Geschichtschreiber, CXXII. 14
Angelsachsen, die, deren Eintheilung in sieben Stämme, CXXIV. 7.
Antiklides von Athen, der Geschichtschreiber. CXXII. 15, 20.
Antonio, Nic., Bibl. hisp. nova, CXXII. 91.
Aordus, Befehlshaber der Heruler, CXXIII. A. B 27.
Apeles, CXXIV. 15.
Aphrodisiaca, die Geschichte der, CXXIII. 249.
Apis, des Stieres, Geburtstagsfeier zu Memphis, CXXIII. 14, 34.
Apokalypsis, von den Sieben der, CXXIII 52 — Die sieben Engel der Apokalypsis, CXXIV. 2.
Apollodorus, CXXII. 38.
Apollonius, der Dichter, CXXIV. 15.
Apollonius von Tyana, der Magiker, CXXIV. 81.
Apuleius, CXXIV. 38.
Aquae, der heutige Baden in Nieder-Oesterreich, CXXIII. A. B. 39.
Aquileja, CXXII. A. B. 51.
Araber, der, Einfluß auf europäische Civilisation, CXXII. 151. — Genealogische Ansicht der Araber, CXXIV. 8.

Araber, deren siebenmaliger Umgang um die Kaaba, CXXIV. 16 — Deren Siebenzahl, CXXIV. 22. — Deren sieben Mundarten, CXXIV. 44. — Die sieben Arten arabischer Schrift, CXXIV. 45.
Arafat, der Berg, CXXII, 215.
Aratius, Kriegsoberster, CXXIII A B. 29.
Aratus, der Dichter, CXXIV. 15.
Archangelsk, in Rußland, CXXIII 6.
Ardarich, der Gepiden-Fürst, CXXII. A. B 38.
Argensola, der Dichter, CXXII. 80.
Arguijo, der Dichter, CXXII. 80
Arihau, Buenaventura Carlos, Biblioteca de autores españoles, CXXII. 76.
Aristides, Aelius, der Redner, CXXII. 8
Aristobulus, CXXII. 19.
Aristophanes, CXXIII. 89. — Dessen Lysistrata, CXXIV. 225.
Aristoteles, der Gelehrte, CXXIV. 15.
Arlechino, die italienische Charaktermaske, CXXIII. 229.
Arnobius, CXXII. 199.
Arnulf, Kaiser, CXXIII. A. B. 40.
Arrabo, CXXIII. A. B 39
Arriani, Anabasis et Indica, CXXII. 1
Arriaza, der Dichter, CXXII. 80.
Artaxerxes, des Königs, sieben Schönheiten, CXXIV. 29.
Artemidorus, CXXII. 38.
Aschmole, Elias, in South Lambeth, CXXIII. 262.
Asiago's Kunstwerke, CXXI. A. B 37.
Asmodi, der Dämon, CXXIV. 3.
Aspara's, die sieben, CXXIV. 55.
Assassinen, die, CXXIV. 78, 79.
Astalli, Kardinal, päpstlicher Legat in Ferrara, CXXI. 38.
Atlantiden, die sieben, CXXIV. 27.
Attila, CXXIII A. B. 34.
Attis, CXXIV. 12.
Audoin, König der Langobarden, CXXII. A. B. 48. — CXXIII. A. B. 37.
Auersperg, die Grafen von, CXXIV. A. B. 38.
Auersperg, Graf Franz Karl, Feldmarschall-Lieutenant, CXXI. 35.
Auersperg, Graf, kaiserlicher Gesandter in Turin, CXXIII. 132.
Ausonius, CXXIV. 28, 64.
Austrigosa, Tochter des Gepiden-Königs, CXXII. A. B. 46.
Avignon's Siebensachen, CXXII, 221.
Ayala, Pero Lopez de: El Rimado de Palacio, CXXII. 78.
Ayrer, Jakob, der Dichter, CXXIII. 226.
Azeglio, der Dichter, CXXIV 124.

B.

Babels Brunnen, CXXII. 212.
Bach's, Friedrich, Gedichte, CXXI. 153.
Bedia Calavena in der Pretura Tregnago, CXXI A. B. 41.
Bäckström, Swänska Folkböcker, CXXII. 95.
Bäton, CXXII 19.
Bailly, der Gelehrte, CXXII. 191.
Balboa, CXXIII. 161.
Balch's sieben Feuertempel, CXXII. 218.
Banduri, Antiquitates Const., CXXII. 218.
Banffi's, Gregor, über die Zusammenkunft Zápolya's mit Sultan Sulejman, CXXIV. 114.
Barco-Centener, Martin del, der Dichter, CXXII. 79.
Barth: Die Kabiren in Deutschland, CXXIV. 1.
Barthold, F. W., Professor in Greifswalde, dessen Geschichte des deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolphs ab, CXXII. A. B. 11, 20.
Basile's Pentamerone, CXXII. 95.
Bastiard, der Schauspieler, CXXIII. 228, 229.
Báthori Gábor, CXXIV. 115.
Batthyány, Graf Adam, CXXI. 34.
Batthyanyi, Elisabeth von, CXXIII. A. B. 12.
Bauten, in welchen die Siebenzahl vorherrscht, CXXII. 221.
Beck's Weltgeschichte, CXXIV. 7.
Beczicska, Abt zu Lilienfeld, CXXII. A. B. 27.
Bedreddin es-sehebi, CXXIV 104.
Behramghur's sieben Geliebte, CXXIV. 29.
Bek's Welt- und Völkergeschichte, CXXII. 207.
Bekjar, des Richters, Grab, CXXIV. 101.
Bello, der amerikanische Dichter CXXII. 80.
Ben Temim Midhmena, der Dichter, CXXIV. 104.
Benatek, die Herrschaft, CXXII. A. B. 30.
Benedictiner-Mannsklöster in Wirtemberg, CXXI. 90.
Beni Koreidha, die, CXXIV 98.
Benigni, der Geschichtsforscher, CXXIV. 112
Berchtoldsdorf, die Veste, CXXIII. A. B. 9.
Berg, die Grafen von, CXXI. 75.
Berge, die sieben, CXXII. 203.
Berger de Xivrey: Notices et Extraits de Manusc., CXXIII. 192.
Bergmann, Joseph: Historische Untersuchungen über die heutigen sogenannten Cimbern in den Sette-Comuni, CXXI. A. B. 17 — Ueber Jakob Zeyßnecker, K. Ferdinand I. Hofmaler, CXXII. A. B. 1. — Dessen Uebersicht der k. k. Ambraser-Sammlung, CXXII A. B. 4. — Dessen genealogische Notizen über die Ritter und Freiherren

von Seiſeneck, CXXII. A B. 6. — Deſſen Abhandlung: Ueber den Reichsgrafen Peter von Holzapfel, genannt Melander, heſſen-caſſel'ſchen General-Lieutenant, dann kaiſ. Feldmarſchall, und deſſen Münzrecht, CXXII. A. B 11. — Des waffenberühmten Johann von Werth Freiherrndiplom und Wapen, CXXII. A. B. 20. — Deſſen Klaus Dietrich, genannt Sperreuter, ſchwediſcher, dann kaiſerlicher General, CXXII. A. B. 30 — Ueber die Grafen von St. Georgen und Pöſing in Ungarn und Oeſterreich, und deren Münzrecht, CXXIII. A. B. 1 — Die Freiherrn und ſeit 1716 Grafen von Pöſing zum Stein in Kärnthen und Oeſterreich, CXXIII A. B. 15.

Bergmann's nomadiſche Streifereien unter den Kalmuken, CXXIV. 53.

Beroaldo: Armonia universale, CXXIV 49.

Bernhard, Abt von Clairvaux, CXXI. 55.

Bethlen, W., Historia de rebus Transsylvanicis, CXXIV. 112.

Bhaghavata Purana, CXXIV. 54.

Bhawani, die Gemahlin Shiwa's, CXXIV. 54.

Bianca Capello, Quadro Drammatico di G. Sabbatini, CXXIV. 123, 127.

Bias von Pryene, der Weiſe, CXXIV 14.

Bibel, zur, naturhiſtoriſche, anthropologiſche und mediziniſche Fragmente von J. B. Friedreich, CXXIII. 248.

Biblioteca de autores españoles por D. Buenventura CarlosAribau, CXXII. 76.

Bidpai, CXXII. 93

Bildende Kunſt der Chineſen, CXXI. 149.

Billing's Reiſe, CXXII. 207, 208.

Bion, der griechiſche Dichter, CXXIV. 214.

Bir Berhud, Birmoaathale, CXXII 212.

Birgili's mohammedaniſcher Pfad, CXXIV. 41, 42.

Birmanen, die, deren Götter, CXXIV. 52.

Birnbaumer-Wald, der, CXXIII. A. B. 40

Birthälmer Superintendential-Archiv, das, CXXIV. 113

Biruquette, die Landſchaft, CXXIII. 164.

Biſinger's Statiſtik, CXXIV. 10

Biſürdſchi mühr, der Weſir Nuſchirwan's des Gerechten, CXXIV. 18

Blumen, die ſieben, Aegyptens, CXXIV. 101.

Bobbienſer Evangelienfragmente, die, zu Turin, CXXI. A B 50. — CXXIII. A. B. 40. — CXIV, A. B. 1.

Boccaccio, Decamerone, CXXII. 91.

Boeckh, der Gelehrte, CXXIII. 76 — CXXIV. 269.

Boegner, J., das Erdbeben und ſeine Erſcheinungen, CXXI. 223.

Böhl von Faber, der Gelehrte, CXXII 77.

Bohlen, das alte Indien, CXXII. 221.

Bonomo, Joſeph, der cimbriſche Dichter, CXXI. A B. 25.

Bordan, Thomas, deſſen Virtus coronata, CXXIV. 115.

Borrak, das Fabelthier, CXXIII. 53.

Borrow: Bible in Spain, CXXII. 121, 208.

Bors, János, Kronikája, CXXIV. 113.

Borſos, Thomas, Leben, CXXIV. 114. — Itinerarium ad Fulgidam Portam Ottomannicam Tomae Porsos, CXXIV. 115

Boscan, der Dichter, CXXII. 80.

Boſton, die Stadt, CXXI. 211.

Botta, Carlo, Storia d' Italia, CXXIV. 127.

Bouterwek's Geſchichte der ſpaniſchen Nationalliteratur, CXXII. 76

Bozyn, das Gebiet, CXXIII. A B. 1.

Bradford, William, Gouverneur von Neu-Plymouth, CXXI. 198.

Brahma, der Gott, CXXIII. 217. — Brahma's Ei, CXXIV. 54.

Brahmanen, die Religion der, CXXIV. 53.

Bretfeld-Chlumzanski's, des Freiherrn, Münzſammlung, CXXIII. A. B. 5.

Breuner, Graf, General-Kriegscommiſſär, CXXIII. 115.

Bruckenthal'ſche Bibliothek, die, in Hermannſtadt, CXXIV. 114.

Brulliot: Dictionnaire des Monogrammes, CXXII. A. B. 1.

Brummbach, Balthaſar, Schauſpiel-Director, CXXIII. 232.

Brunnen, die ſieben, CXXII. 212.

Bucellini, Graf, Hofkanzler, CXXIII. 110.

Buckland, John, der Seefahrer, CXXIII 261.

Budda, der Religionsſtifter, CXXIV. 11.

Budha's, die Religion, deren Siebenzahl, CXXIV. 52.

Bumaßer, der Eroberer der ſieben Himmel und Erden, CXXIV. 55.

Buonarotti, Michael Angelo, der Künſtler, CXXIV. 302.

Burgau, die Markgrafen von, CXXI. 75.

Bürger's Lenore, CXXIII. 139.

Burhani Katii, CXXII. 215, 216. — CXXIII. 40, 41, 42, 43, 47, 49, 50, 51 — CXXIV. 45, 46.

Burneys, Carl, der Gelehrte, CXXIV. 208.

Burrough, der Seefahrer, CXXIII. 261.

Busbeque, Auger Gislen, der Gelehrte, CXXIV. 45.

Butte: Grundlinien der Arithmetik des menſchlichen Lebens, CXXII. 192. — CXXIV. 87.

Buttmann, der Gelehrte, CXXII. 18.
Byzanz's sieben berühmteste Kaiserinnen, CXXIV. 29.
Byzantiner, der, Siebenzahl, CXXIV. 22
Byzantinischer Styl in der Malerei, CXXIV. 291, 293.

C.

Cabot, der Seefahrer, CXXIII. 261.
Cadahalso, der Dichter, CXXII. 80
Cäsar, Julius, Commentare des gallischen Krieges, CXXIV. 48.
Cäsar, Gesch. d. Steiermark, CXXIV 25.
Calderon, Obras dramàticas, CXXII. 80. — CXXIII. 188.
Calderoni's italienische Schauspielergesellschaft, CXXIII. 232
Calw, die Grafen von, CXXI. 75.
Cancionero de Baena, CXXII 78
Canova's Kunstwerke, CXXI 38.
Canter, der Gelehrte, CXXIII 54.
Cantù, der Dichter, CXXIV. 124.
Cappel in Kärnthen, CXXIII. A. B. 18.
Caprara, Feldmarschall Graf von, CXXI. 34.
Carl der Große, der Kaiser, CXXIV. 247.
Carl der Kahle, Kaiser, CXXIV. 249.
Carlowitz, der Friede von, CXXI. 37.
Carneval, der römische, CXXII. 256.
Carnunt, CXXIII. A. B. 37.
Carolinger, Geschichte der, von A. Fr. Gfrörer, CXXIV. 243.
Carrer, Luigi, der Balladendichter, CXXIV. 124.
Carretto, Marchese di, kais. General, CXXII. A. B. 34.
Casale, die Eroberung von, CXXI. 31.
Cassano, die Schlacht von, CXXIII. 131.
Cassiodor, CXXII. 223.
Castellanos, der Dichter, CXXII. 79.
Castelli's Heptaglotton, CXXIV. 44.
Castro, Rodr. de, Bibliot. esp., CXXII. 93.
Catinat, Marschall, CXXI. 34, 38.
Catull, der Dichter, CXXIV. 212.
Cavalcanti, der Gelehrte, CXXIV. 47.
Censorinus, CXXIII. 3.
Cepedes, der Dichter, CXXII. 80.
Cercourt: Histoire des Maures Mudjares, CXXIV. 25.
Cerro, in der Pretura Verona, CXXI. A. B. 41.
Cervantes, Saavedra, Miguel de, Obras, CXXII. 79.
Cetina, Gutierre de, der Dichter, CXXII. 80.
Cetium, das alte, CXXIII A. B. 37.
Chadische, die erste Gemahlin des Mohammed, CXXIV. 98.
Chafu-buleku-bische, das chinesische Werk, CXXI 141.
Chaldäer, die, die Siebenzahl in ihrer Religion, CXXIV. 59.
Chamuny-Thal, das, CXXII. 203.
Charidschet, der Rechtsgelehrte. CXXIV. 17.
Chawrnak, der Pallast, CXXII. 217.
Cheringhams Pagode, die, CXXII. 221.
Chiari, das Treffen von, CXXI. 38.
Chilon von Lacedämon, der Weise, CXXIV 14.
China's Kulturgeschichte, CXXI. 136 ff. — Die Naturwissenschaft der Chinesen. CXXI. 138. — Geschichtswerke derselben, CXXI 139. — Poesie der Chinesen, CXXI. 142. — Chinesische Romane und Dramen, CXXI. 143. — Die Kunst in China, CXXI. 147. — Die sieben Klassen der Chinesen, CXXIV. 6. — Die chinesische Gottheit Fo, CXXIV. 59.
Chlodswinde, Tochter Clotars des Frankenkönigs, CXXIII. A. B. 32.
Chmel, J., der Gelehrte, CXXI. 27. — Dessen Regesten, CXXIII. A. B. 11.
Chosrew Perwis's sieben Schätze, CXXIII. 46.
Christ, Joh. Friedr, Auslegung der Monogrammatum, CXXII. A. B. 1.
Christen, der, Siebenzahl in ihrer Religion, CXXIV 68.
Christenthum, über das, CXXII. 150.
Christi Namens-Monogramm, CXXIV. 291.
Chronica civitatis Schaesburgensis, CXXIV. 113.
Chunimund, König der Gepiden, CXXIII A. B. 32, 33.
Churfürsten, die sieben, der Deutschen, CXXIV. 25.
Cibdareal, der Dichter, CXXII. 78.
Cicero, Epist. famil., CXXII 17 — Dessen sieben Tugenden als Bedingniß eines glückseligen Lebens, CXXIV 40. — Dessen sieben Theile der Rede, CXXIV 47. — Dessen: Von den Pflichten, CXXIV. 156, 177.
Cilli, der Stadt, Vicedomhaus, CXXIII. A. B. 20.
Cimbern, über die, in den Sette-Comuni, CXXI. A. B. 17. — Der älteste cimbrische Katechismus, CXXI A. B. 17. — Cimbrische Gedichte, CXXI. A. B 18, 22, 25. — Cimbrische Sprichwörter, CXXI. A. B. 30 — — Joh. Costa's Collectanea cimbrica, CXXI. A. B. 31. — Cimbrische Volkslieder, CXXI. A. B. 32. — Volkscharakter, CXXI A. B. 39 — Volksgebräuche, CXXI. A. B 40.
Cintio, Giraldo, dessen Novellen, CXXII. 91.
Circus, des, Siebenzahl, CXXII. 223.
Cisterzienserklöster, die, in Wirtemberg, CXXI 90
Claff, der Langobardenfürst, CXXII. A. B. 42.

Clarus, Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter, CXXII. 93.
Clemens IV., Papst, CXXI. 68.
Clotar, der Frankenkönig, CXXIII. A. B. 31.
Cobarrubias, Jerónimo: La enamorada Elisea, CXXII. 112.
Codex Krausio-Kelpianus, CXXIV. 113.
Colebrooke, on the religious ceremonies of the Hindus, CXXIV 56.
Collin, Heinrich von, dessen Bianca della Porta, CXXIV. 127
Coloma, Carlos, der Geschichtschreiber, CXXII. 79.
Colon, D. Fernando, Geschichtschreiber Indiens, CXXII. 79.
Colonisations-Geschichte von Neu-England, von Talvj, CXXI. 198.
Columbus, CXXII 126, 143, 152.
Comestor, Petrus: Historia scholastica, CXXIV. 25.
Commercy, Prinz, CXXI. 33.
Comödianten, die englischen, CXXIII. 223
Comuni, die Sette-, CXXI. A. B. 17—41. — Die dreizehn Comuni im veronesischen Gebirge, deren Namen, Lage und Bevölkerung, CXXI. A. B 41.
Concilien, die ökumenischen, CXXIV. 34.
Confucius, dessen Schiking, CXXI. 142. — Dessen Schriften, CXXI. 146. — CXXIV. 11.
Conquista de la Nueva Castilla, Poema eroico, CXXI. 94.
Constantinopels sieben Minister des kaiserlichen Pallastes, CXXIV. 22.
Constanzer-Friede, der, von 1183 CXXI. 59.
Contreras, Jérónimo: Selva de aventuras, CXXII. 110.
Cordilleren, die, CXXIII. 162.
Correspondenz, militärische, des Prinzen Eugen von Savoyen, CXXIII. 105.
Cortes, Heran, der Geschichtschreiber, CXXII. 79.
Cortés de Tolosa, Juan, Lazarillo de Manzanares, CXXII. 103.
Cortez, Hernando, Eroberer Mexiko's, CXXIII. 161, 178.
Corvinus, Matthias, CXXIII. A. B. 3.
Costa, Johann, der gelehrte Cimbrer, CXXI. A. B. 21. — Dessen Collectanea cimbrica, CXXI. A. B. 31.
Coxe, William, der Geschichtschreiber, CXXI. 27.
Cramer: Anecdota Oxoniensia, CXXIII. 103.
Creuzer's Symbolik und Mythologie, CXXIII. 8. — CXXIV. 61, 62, 63.
Cruz, S. Juan de la, der Dichter, CXXII. 80.
Cuba, die Insel, CXXIII. 170.
Cueva, Juan de la, der Dichter, CXXII. 80.
Cuspiniani Diarium, CXXIII. A. B. 13.
Cuzco, das Thal, CXXII, 129.
Cuzco, die Stadt, CXXIII. 183.
Cyropaedia, die, CXXIV. 9.
Cyrus, CXXIV. 34.

D.

Dabetol eredh, das Fabelthier, CXXIII. 54.
Dabischlim, der Weise Indiens, CXXIV. 18
Dämonen, der, Siebenzahl, CXXIV. 3.
Daint, des, sieben Söhne, CXXIV. 20, 55.
Darfur, des Sultans von, sieben Dolmetsche, CXXIV. 24
Darius, König, CXXIII. 212.
Daunou, P. C F.: Cours d'études historiques, CXXII. 1.
Davia, Marchese, Generaladjutant, CXXI. 44
David's Psalmen, CXXIII. 217.
Delos, die Insel, CXXIV. 64.
Demruschi, der Dämon, CXXIV. 3.
Dencitsch, der hunnische Prinz, CXXII. A. B. 39.
Denis, Bücherkunde, CXXIV. 44.
Denner, der Schauspieler, CXXIII. 229.
Descarte, der Philosoph, CXXIV 46.
Deutschen, der alten, Siebenzahl in ihrer Religion XXXIV. 25, 64.
Devrient, Eduard, Geschichte der Schauspielkunst, CXXIII. 215
Diakonen, die sieben, welche die Jünger Christi wählten, CXXIV. 19.
Diaz, Hernando: Libro de los honestos amores de Peregrino y de Jinebra, CXXII. 107.
Diemer's herausgegebenes Loblied auf den heiligen Geist, CXXIII. 3 — Dessen deutsche Gedichte des eilften und zwölften Jahrhunderts, CXXIII 31.
Dietrichsteiu, Philipp Sigmund Graf von, kaiserl. Oberststallmeister, CXXIII. 111.
Dindorfii, Lud., Diodori Siculi bibliothecae historiae quae supersunt, CXXII. 1. — CXXIII. 55. 65. 66. 73. 75.
Dino, Philipps von Macedonien Zeitgenosse, CXXII. 4.
Dio Cassius Historia romana, CXXII. 5, 199.
Diodori Siculi bibliothecae historiae quae supersunt, CXXII. 1, 33, 35, 37, 38, 39 — CXXIV. 28
Diognetus, CXXII. 19.
Dionysos, der Dienst des, CXXIII. 218.
Diti, die Gemahlin des Muni Kasyapa, CXXIV. 54.
Donaama, Bedeutung dieses Wortes, CXXIII. 17.
Donnerstag, der, ein Glückstag, CXXIII. 12.

Dorotheus über Alexander, CXXII. 20.
Dorfeus, der Pickelhäring, CXXIII. 228.
Drama, das, dessen Ursprung, CXXIII. 216. — Indische Dramen, CXXIII. 217 — Das antike Drama, CXXIII. 217. — Das Drama der Griechen, CXXIII. 218 — Kirchliche Dramen, CXXIII. 221. — Schuldramen, CXXIII. 222. — Chinesische Dramen, CXXI. 143.
Dräxler = Manfred's Gedichte, CXXI. 153.
Drusen, die, die sieben Grade ihrer Geheimlehre, CXXIV. 23, 78
Dryden, der brittische Lyriker, CXXIV. 90.
Dschaiotischmat, des Königs, sieben Söhne, CXXIV. 56.
Dschemschid's berühmter Becher, CXXII. 209.
Dschihannuma, CXXII. 217
Dschuselk, die Gottheit der Mongolen, CXXIV. 53.
Dübner, Pr., der Gelehrte, CXXII 11. — Dessen Arriani Anabasis et Indica, CXXII. 1.
Dubois, Abbé, der Gelehrte, CXXIV. 53.
Dück, Joseph, Geschichte des Kronstädter Gymnasiums, CXXIV. 120.
Dudaim, Deutung dieses Wortes, CXXIII. 250
Dudley, Thomas: Bericht über die Hauptansiedelung in Massachusetts, CXXI. 200.
Duolii hist. ordinis Equit. Teuton., CXXIII. A. B. 16
Dukes rabbinische Blumenlese, CXXIII. 51.
Dürer, Albrecht, der Künstler, CXXIV. 298.
Dwina-Land, das, CXXIII. 266.

E.

Ebir-Rebii's Grab, CXXIV 101.
Ebubekr, der Rechtsgelehrte, CXXIV. 17.
Ebubekr Ahmed Ben Ali, der Kanzelredner von Bagdad, CXXIV. 18.
Ebubekr el-Mosenî's Grab, CXXIV 101
Ebu Hafß el-Mathuui, CXXIV. 105.
Ebul Chair el-Eftha's Grab, CXXIV. 101.
Ebul Hasan's el-Deineweri's Grab, CXXIV. 101.
Echeverria, der Dichter, CXXII. 80.
Egger, A. E., Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste, CXXII. 1.
Ehrenbenennungen, die sieben, der Araber, CXXIV. 23.
Eichbügel, Carl Gottlieb Freiherr von, kaiserl. Hofkammerrath, CXXIII. 112.
Eichhorn, Ambros, der Gelehrte, CXXIII. A. B. 16. — CXXIV. 255.
Eichhorn's Einleitung in das alte Testament und Geschichte der Literatur, CXXIV. 16.
Eisenmengers entdecktes Judenthum, CXXIV. 3.
Ekbatana, das alte, CXXII. 215.
Elennund, König der Gepiden, CXXII. A. B. 51. — CXXIII. A. B 31.
Elephant, dessen Eintheilung in sieben Klassen, CXXIII. 36.
Elias, CXXIV. 68
Ellak, Attila's ältester Sohn, CXXII. A. B. 38.
Ellerbach, das Geschlecht, CXXIII. A. B. 3.
Elmsley, der Gelehrte, CXXIII 55
Emineddin Dschowan, der Dichter, CXXIV. 103.
Emmedzur, der hunnische Fürst, CXXII. A B. 39.
Engel, J. Chr., Geschichte des alten Pannoniens, CXXII. A. B. 38. — Dessen Geschichte des ungarischen Reiches, CXXIV. 111.
Englands Seehandel um 1618, CXXIII. 261.
Enharmonik, der, System, CXXIV. 270, 271.
Ephorus, CXXII. 38, 41.
Ercilla: Araucana, CXXII 79, 80.
Erdbeben, das, und seine Erscheinungen, von J. Boegner, CXXI 223.
Erdélyország' történeti tára, CXXIV. 106.
Erden, die sieben, CXXII. 203.
Erdgürtel, die sieben, CXXII. 204. — Die sieben Eintheilungen der Erde, CXXII. 205.
Erich, Herzog von Friaul, CXXIII. A. B. 40.
Erschenz, der Dämon, CXXIV. 3.
Esireddin Ebu Hajan, der Scheich, CXXIV. 101.
Espinel, der Dichter, CXXII. 80.
Esquiros, Alphons, Paris, oder die Wissenschaften, öffentlichen Anstalten und die Sitten im neunzehnten Jahrhundert, CXXI. 236.
Eubolides aus Milet, CXXIV. 44.
Euclides von Athen, CXXIV. 15.
Eugen von Savoyen, des Prinzen, militärische Correspondenz, CXXI. 25. — Aus seinem Leben, CXXI. 28. — CXXIII. 105.
Eugyp's Leben des h. Severin, CXXII. A. B. 41. — CXXIII. A. B. 37.
Euphrat, der, CXXII. 210.
Euripidis Fabulae, Fragmenta, Phoenissae, CXXIII. 54 — CXXIV. 15

F.

Fabelthiere, die siebenköpfigen, CXXIII. 37.
Fahnen, die sieben, CXXIII. 45.
Falkenstein, das Schloß, bei Obervellach in Oberkärnthen, CXXIII. 8

Digitized by Google

Farneſe, Prinz, Herzog von Parma, CXXI. 40.
Faſtnachtſpiele, die, CXXIII. 224.
Faßlol-chitab, das perſiſche myſtiſche Werk, CXXIV. 40
Feder, Oberbibliothekar in Darmſtadt, CXXII 1
Feleth, der Rügenkönig, CXXII. A. B. 40.
Felicitas, die heilige, CXXIV. 27.
Feraid, das Werk, CXXIV. 40.
Feraiſch, das, der Araber, CXXIII. 11.
Ferhengi Schuuri, CXXIII. 40, 42, 43.
Feßler's Geſchichte Ungarns, CXXIII. A. B. 5.
Feuer, die ſieben, der alten Perſer, CXXIV. 60.
Feuertempel, die ſieben, zu Balch, CXXII. 218.
Fichte, der Philoſoph, CXXIV. 46.
Ficker's, Franz, Aeſthetik, CXXIV. 142.
Figueroa der Dichter, CXXII. 80.
Fix, Theobaldus, Euripidis fabulae, CXXIII. 54.
Fleck, der Gelehrte, CXXIII. A. B. 42, 43. 45, 46. — CXXIV. A. B. 1, 2, 3, 5, 7, 8.
Fleury in der Grafſchaft Namur, CXXII. A. B. 23.
Flitſcherboden, der, CXXI. A. B. 46.
Flores, Juan de, Historia de Grisel y Mirabella, CXXII. 107.
Florenz's Malerſchule, CXXIV. 296
Flügel's Hadſchi Chalfa, CXXIV. 96, 97.
Flüſſe, welche mit der Siebenzahl zuſammenhängen, CXXII 209. — Die ſiebenmündigen Flüſſe, CXXII. 210.
Fo, der Gott der Chineſen, CXXIV. 59.
Fontanet, die Schlacht bei, CXXIV 249.
Forner, der Dichter, CXXII. 80.
Fortlage, Dr., das muſikaliſche Syſtem. CXXIV. 260.
Fortunatempel, der, zu Rom, CXXIV. 64
Fozza, die Höhen um, CXXI. A. B. 36.
Francisci, Erasmi, eröffnetes Luſthaus, CXXIV. 61.
Frank's aſtronomiſche Grundrechnung der bibliſchen Geſchichte, CXXIII. 9
Frankfurt, die Schlacht bei, 1246, CXXI. 77.
Freher orig. Palat., CXXII. 216.
Freheri rerum Germau. Scriptores, CXXIII. A. B. 10.
Freiburg im Breisgau, CXXI. 86.
Freſen, Freiherr von, kaiſ. Oberſt, CXXIII. 122.
Freydall's Turnierbuch, CXXIII. A. B. 19.
Friaul, das Herzogthum, CXXIII. A. B. 38.
Friedreich, J. B., zur Bibel, naturhiſtoriſche, anthropologiſche und mediziniſche Fragmente, CXXIII. 288.
Friedrich II. von Hohenſtaufen, Herzog, CXXI. 53, 63, 64, 65.
Friedrich IV., der Schwabenherzog, CXXI. 58.
Friedrich Auguſt II., Kurfürſt von Sachſen, CXXI. 34.
Frieſach in Salzburg, CXXIII. A. B. 16.
Frohnkämpfe, die ſieben, CXXIV 98.
Fronauer, Konrad, genannt Gamaret, CXXIII. A. B. 8.
Fuchs, Marcus, der Gelehrte, CXXIV. 111.
Fugger's Ehrenſpiegel, CXXIII. A. B. 7.
Fürſtens, Paul, erneuertes Wappenbuch, CXXIII. A. B. 21.
Füßli's Künſtlerlexicon, CXXII. A. B. 1.

G.

Gáál, L., Vizsgálódás az erdélyi kenézségekröl, CXXIV. 123
Gail, Andreas, Kanzler des Churfürſten von Trier, CXXIV. 28.
Galenus. ſieben Tugenden des Staatsmannes, CXXIV. 40.
Gálfi, Johann, deſſen Selbſtbiographie, CXXIV. 115.
Galway, Lord, CXXI. 32.
Ganges, der. CXXII. 210.
Gara, Ladislaus von, Palatin, CXXIII. A. B 3.
Garcilaſo, der Dichter, CXXII. 80.
Gärten, die ſieben, CXXII. 222.
Garudha, der Adler, CXXIV. 55
Gay, der engliſche Dichter, CXXIV. 90.
Gayangos: History of the Mohammedan dynasties in Spain, CXXIII. 6.
Geelius, Jacobus: Euripidis Phoenissae, CXXIII. 54.
Geibel's, Emanuel, Gedichte, CXXI. 153.
Geier: Alexandri M. rerum Scriptores, CXXII. 5
Geiſter, die ſieben himmliſchen, CXXIV. 2.
Gemahlinnen, die ſieben, der Sultane, CXXIV. 28.
Geneſis, die, CXXII. 194. — CXXIII. 11.
Genua's Siebenſachen, CXXII. 221.
Georgen, St., über die Grafen von, CXXIII A. B 1
Gepiden, die, CXXII. A. B. 48.
Gerard's allgemeine Geſchichte der Pflanzen, CXXIII. 263.
Gerätben, die Siebenzahl in, CXXIII. 50
Geroczkiſche Waiſenſtiftung, die, CXXIII. A. B. 12.
Gervinus, Geſchichte der poet. Nationalliteratur der Deutſchen, CXXIII. 192
Geſchlechtsregiſter, über die, CXXIII 256, 257.
Geuſau's Geſchichte der Stiftungen in Wien, CXXIII. A. B. 14.

Gfrörer, A. Fr., Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger, CXXIV. 243.
Gibbon, der Geschichtsforscher, CXXIV. 9.
Giotto, der Maler, CXXIV. 296.
Gmunden im Salzkammergut, CXXIII. A. B. 22.
Goar, der Gothe, CXXIII. A. B. 29.
Godoy, Diego de, der Geschichtschreiber, CXXII 79
Goeß, Graf, des Kaisers Gesandter in Haag, CXXI. 44.
Goethe's Briefe, CXXI. 2, 231. — Goethe's Briefe an Klopstock, CXXI 235. 236. — Goethe's König von Thule, CXIII. 139, 143
Görres, J., der Gelehrte, CXXII. 23
Götzenbilder, die sieben, der Araber, CXXIV. 71.
Goldoni, der dramatische Dichter, CXXIV. 126.
Gomarra, Hist. gen. de las Indias, CXXI. 105. — CXXII 79.
Gomdan, der Pallast, CXXII. 217.
Góngora, der Dichter, CXXII. 80.
Gonzalez, Conde Feran, der Dichter, CXXII. 78, 80.
Gorges, Sir Ferd., Brief Narration of the original Undertakings and the advancement of the Plantations, CXXI. 200.
Gottes sieben Eigenschaften, CXXIV. 72.
Gotthardsberg, der, CXXII. 203.
Gottschalk, der Mönch, CXXIV. 256.
Graal, der, CXXIV. 81.
Graffius siebenbürgischer Ruin, CXXIV. 116.
Granada, Fr. Luis de, Obras escogidas, CXXII. 79.
Graswein, Wolfgang, oberster Kammersekretär, CXXIII. A. B. 21.
Gräffe, Lehrbuch der Literärgeschichte, CXXII. 95 — CXXIV. 49.
Gravenegker, die, CXXIII. A. B. 4.
Green, der Dichter, CXXIII. 223
Griechen, der, Siebenzahl in ihrer Religion, CXXIV. 61. — Musikalisches System der Griechen, CXXIV. 260
Griechenlands sieben Weisen, CXXIV. 14.
Grillparzer, der Dichter, CXXIV. 126
Grimm's, Jakob, deutsche Mythologie, CXXIV. 64
Gschwind, Feldmarschall-Lieutenant, CXXI 32.
Gülscheni moarif, das, CXXIV. 17.
Gunesch, Andreas, der Geschichtsforscher, CXXIV. 112.
Gurnitz, das Schloß, CXXIII A. B. 17.
Guswald, König der Franken, CXXII. A. B. 46.
Guzman, Heran Perez de, der Dichter, CXXII. 78.
Gyuricovics, Georg v., der ungarische Geschichtsforscher, CXXIV. 115.

H.

Hadrian, Kaiser, CXXII. 8.
Hadschi Chalfa, CXXIV 98, 99.
Hahn's jüngerer Titurel, CXXIV. 81.
Haken's Geschichte der Kreuzzüge, CXXIV. 33
Hakim biemrillah, Religionsstifter der Drusen, CXXIV. 17, 78.
Halmann, Anton, der Künstler, CXXII. 253.
Hamel, Dr. J., Tradescant der Aeltere 1618 in Rußland, CXXIII. 260.
Haner. Scriptores rerum Hungaricarum et Transsilvanicarum, CXXIV. 108.
Hanna's Lobgesang, CXXIV. 26.
Hansa, die, CXXIII 261.
Hanswurst, der, CXXIII. 229.
Hardecke, die, CXXIII. A. B. 10.
Hareme, die morgenländischen, deren Siebenzahl, CXXIV. 28.
Harrach, Graf von, kais. Minister, CXXIII. 109.
Harsdörfer, der Dichter, CXXIII. 230.
Hasan, der Sultan, CXXIV. 98.
Haßfru, die Meerfrau, CXXIV. 65.
Hatzlerin, Clara, sieben Tugenden der Frau Venus, CXXIV. 39 = Deren Liederbuch, CXXIV. 69, 91.
Häufler, Joseph, der Geschichtsforscher, CXXIII. A. B. 15.
Hebbel, Friedrich, neue Gedichte, CXXII. 166.
Hebräer, der, Siebenzahl in ihrer Religion, CXXIV. 21, 66.
Heeren. de fontibus Vitarum Plutarchi, CXXII 27, 30.
Heft der Heft, die Toilette der persischen Frauen, CXXIII. 49.
Heftchuan im Schahname, CXXIV. 33.
Heftpeiger, die, der persischen Dichtkunst, CXXIV. 29.
Hegel, der Philosoph, CXXIV. 46.
Hegesias, der Rhetor, CXXII. 15. 20.
Heiligen, die sieben, der Inder, CXXIV. 11.
Heimfels, das Schloß, CXXI. A. B. 43.
Heinrich V., Kaiser, CXXI. 51.
Heinrich L. von Bayern, genannt der Stolze, CXXI. 55.
Heinrich der Löwe, Herzog, CXXI. 71.
Heister, Graf Sigbert, Feldzeugmeister, CXXI. 35.
Heldentugenden, die sieben personifizirten, CXXIV. 39.
Helfensteiner, die, CXXI 75.
Heliaden, die sieben, CXXIV. 1.
Heller, J., militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen, CXXI 25. — CXXIII. 105.
Henke's Archiv der Religionswissenschaft, CXXIII. 9.
Heptastadion, der Damm, CXXII. 222. — Der Pallast, CXXII, 217.
Heptazonium, das, Roms, CXXII 219

Digitized by Google

Herakles, die sieben, CXXIV. 1.
Herbert's trojanischer Krieg, CXXIV. 92.
Herder's Briefe, CXXI. 231
Hermanfried, König der Thüringer, CXXIII. A. B. 30.
Hermann, Godof: De quibusdam locis Euripidis Troadum Dissertatio, CXXIII 54.
Hermann von Constanz, Bischof, CXXI. 57.
Hermannstadt, das rothe Büchel der Stadt, CXXIV. 120.
Hernak, Attila's jüngerer Sohn, CXXII. A. B. 38.
Herodotus, von Wilh. Dinndorf und Carl Müller, CXXII. 2, 223. — CXXIV. 4, 5, 20, 30.
Herrera, der Dichter, CXXII. 80.
Heruler, die, CXXII A. B. 39.
Herwegh, Georg, CXXII. 256.
Heyse, Theodor, der Literat, CXXII 257
Hildechis, ein langobardischer Prinz, CXXII. A. B. 47, 50.
Hilverding, der Schauspieldirector, CXXIII. 232.
Himalaya, der, CXXII. 145.
Hinkmar von Rheims, Erzbischof, CXXIV. 256.
Hinterholz, die Familie, CXXII. A. B. 7.
Hippokrates, CXXIII. 3 — Der Name von sieben Aerzten, CXXIV. 28
Hiram-Salomonischen Fahrten, die, nach Ophir und Supara, CXXII. 147.
Hirsvogel, Augustin, der Künstler, CXXII. A B. 1, 2, 3.
Hispaniola, die Insel, CXXIII 161
Hochstädt, die Schlacht bei, CXXI 47.
Hochzeitsdauer verschiedener Völker, CXXIV. 38
Hodschle's, Ibn Ebi, Zuckerbüchse, CXXII. 192.
Hohenberg, die Grafen von, CXXI. 75
Hohenlohe, die Herren v., CXXI. 79.
Höllen, die sieben, CXXII 205.
Holzapfel, Peter, über diesen Reichsgrafen und dessen Münzrecht, von Jos. Bergmann, CXXII. A. B. 11.
Holzmann, Adolph, indische Sagen, CXXIII. 187.
Homer, der Dichter, CXXIII. 73. — CXXIV. 145, 164, 193.
Honter: Reformatio Ecclesiae Coronensis ac totius Barcensis provinciae, CXXIV. 120.
Höpfner's Briefe, CXXI. 231.
Horaz, der Dichter, CXXIV. 145.
Horen, die, Zeitschrift, CXXI. 8
Hormayr's, Baron, Taschenbuch für vaterländische Geschichte, CXXII. A. B. 20.
Horras, die sieben, des Propheten Mohammed, CXXIV. 98.
Huett, Albrecht, Erinnerungen aus seinem eigenen Tagebuche, CXXIV. 114.
Humboldt, Alexander von, dessen Kosmos, CXXI. 112. — CXXII. 136. — CXXIII. 259.
Humboldt, Wilhelm von, Briefe an eine Freundin, CXXIV. 229.
Huscheng, der persische König, CXXIV. 18.
Huschengs, das persische Feuer, CXXIV. 60.
Hussein Köprili, Großwesir, CXXI. 37.

J.

Jachus, CXXIV. 12.
Jacobs, Friedr., Beiträge zur älteren Literatur, CXXIII. 197.
Jacobson, Wilhelm, der Gelehrte, CXXIV 208.
Jakobiten, die, CXXIV. 70.
Japans Kulturgeschichte, CXXI. 136.
Japaner, die Religion der, CXXIV. 59
Japhet's sieben Söhne, CXXIV. 25
Java's Bild- und Bauwerke, CXXI. 137.
Ibner-Rumi, der Dichter, CXXIV. 102.
Hbnol-Motef, der Dichter, CXXIV. 102, 105.
Ideler, Kunde der arabischen Sternennamen, CXXII. 202.
Jedi-Gurgan, CXXII. 223.
Jehuol, der oberste Fürst des Feuers, CXXIV. 2.
Jena's Siebensachen, CXXII. 221.
Jeremias, CXXIV. 14.
Jerez, Francisco de, der Geschichtschreiber, CXXII. 79
Jerusalems heiliges Grab, CXXIV. 70
Jesus Christus, CXXIV. 11. — Die Siebenzahl im Leben des Herrn Jesus Christus, CXXIV. 18, 19
Jethro's, die Tochter, CXXIV. 99.
Iglesias, der Dichter, CXXII. 80.
Ildegisel, der Langobarde, CXXII A. B. 50, 51 — CXXIII. A. B. 27, 28, 29
Iloten, die sieben, CXXIV. 29
Imame, die sieben, der Araber, CXXIV. 17
Immermann, der Dichter, CXXIV. 126
Indiens Kulturzustand, CXXI. 137. — Dessen Heermusik, CXXIII. 45. — Dessen Sagen, von Adolph Holzmann, CXXIII 187. — Dessen Dramen, CXXIII. 217.
Indier, die, deren siebenfache Eintheilung, CXXIV. 5.
Indra, die Gottheit, CXXIV. 55.
Indus, der, CXXII. 210.
Inguschen, der, sieben Stämme, CXXIV. 6.
Inkas, über den Ursprung der, CXXII. 131, 132.
Innocenz III., Papst, CXXI. 61.
Innocenz XII., Papst, CXXIII. 111.

Inseln, die sieben, CXXII. 213.
Insignien, von den sieben, CXXIII. 45.
Job's sieben Söhne, CXXIV. 26
Johannes Offenbarung, CXXIII. 52. — CXXIV. 19.
Johnson's, Edward, Geschichte von Neu-England, CXXI. 200.
Johnson's Gedicht über die Eitelkeit menschlicher Wünsche, CXXIV. 90.
Jornandes de rebus Geticis, CXXII A. B. 39.
José, el poema de, CXXII. 78.
Jovellanos, der Dichter, CXXII. 80
Iriarte, der Dichter, CXXII. 80.
Isaak's Geburt, CXXIV. 14.
Isidor von Sevilla, Erzbischof, CXXIV. 254.
Iskardo, im Reiche Ledagh, der Vermählungsgebrauch daselbst, CXXIV. 28.
Islams ketzerische Secten, CXXIV. 8 Die sieben Gebote des Islam, CXXIV. 72.
Isokrates, CXXII. 41.
Isolani, Joh Ludw. Hektor Graf von, CXXII A B. 31.
Ister, der, CXXII. 210.
Isthvánffi, Nic., Hist. Hungar., CXXIII, A. B 13. — Werk über Ungarn, CXXIV. 112
Italiener, der, Siebenzahl, CXXIV. 24.
Italienische Malerei, die, im Mittelalter, CXXIV. 293.
Juan Manuel, Infant Don, der Dichter, CXXII. 78.
Julius von Braunschweig, Herzog, dessen Fastnachtspiele, CXXIII. 224.
Jungfrauen, die sieben, CXXIV. 27
Justin, Kaiser CXXII. A. B. 48. — CXXIII. A. B. 33.
Justinian, Kaiser, CXXII. A. B. 48.
Jusuf's Brunnen, CXXII. 212.
Juvenal, CXXII. 195. Sat., CXXII 210. — CXXIII. 18.

K.

Kabiren, die, CXXIV. 62
Kadin, die, der Sultane, CXXIV. 28
Kairo's Siebenzahl. CXXIV. 100. — Dessen sieben Quartiere, sieben Gräber ꝛc., CXXIV. 101.
Kalenberg, der, bei Wien, CXXIII. A. B. 37
Kallimachus, CXXIV. 223.
Kallisthenes, der Geschichtschreiber, CXXII. 14
Kalmuken, der, Begräbnißfeier, CXXIV. 53.
Kalmyken, die, CXXII. 233.
Kameels, des, siebenfache Eintheilung nach dem Alter, CXXIII. 35.
Kamus, CXXIV. 73, 74, 75
Kandler, Wilhelm, der Künstler, CXXII. 253
Kandschabasch, eine Art Gondel, CXXIII. 50
Kang-ti, Kaiser von China, CXXI. 139.
Kant's Kritik der reinen Vernunft, CXXI 7. — CXXIV. 46, 142. — Dessen Abhandlung über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, CXXIV. 185.
Kaprinai, Steph, Hungaria diplomatica, CXXIII. A. B. 5.
Kara Mustafa, der Wesir, CXXI. 28.
Karamsin, der Geschichtsforscher, CXXIV. 64
Karios, der Gelehrte CXXIV. 15.
Karl V., Kaiser, CXXIII. 176.
Karl I., Markgraf von Baden-Baden, CXXIII. A. B. 1.
Karl II., König von Spanien, CXXI. 38
Karl von Lothringen, Herzog, CXXI. 28.
Karlsruher Siebensachen, CXXII. 221.
Kasim, der Rechtsgelehrte, CXXIV. 17.
Kasrol Losus, der Pallast, CXXII. 217.
Kaßr Schirin, der Pallast, CXXII. 217.
Katechismus, der älteste cimbrische, CXXI. A. B. 17.
Kaunitz, Graf Dominik Andreas von, der Reichsvicekanzler, CXXIII. 111.
Keller: Gesta Romanorum, CXXIV. 15, 16, 92
Kelten, die, CXXIII. A. B. 37.
Kemény, G. Joseph deutsche Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens, CXXIV. 106.
Kepler's, Johann, acht ungedruckte Briefe, herausgegeben von Joh. Krausler, CXXI. A. B. 1.
Kinder, die sieben, Mohammed's, CXXIV. 98.
Kingsborough, Lord, CXXII. 127.
Kirchberg, die Grafen von, CXXI. 75.
Kircher, die von ihm angegebenen sieben Welten, CXXIV. 86.
Kircher's Oedipus, CXXIV. 40
Klaproth's Reise in den Kaukasus, CXXIV. 6.
Klemm, Gustav, allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, CXXI. 136 — Dessen freundschaftliche Briefe, CXXII. 225.
Kleobulos von Lindos, der Weise, CXXIV. 14.
Kleuker's Magicon, CXXIV. 79.
Klitarchus, der Geschichtschreiber, CXXII. 4, 15.
Klopstock's Brief an Goethe, CXXI. 234 — Dessen Messiade, CXXIV. 186, 193.
Knesen, über die ehemaligen, der Walachen in Siebenbürgen, CXXIV. 123.
Knuphis, die heilige Schlange der Gnostiker, CXXIV 68.
Koch, der Tyroler-Künstler, CXXII. 248.
Koch, Mathias, chronologische Geschichte Oesterreichs, CXXIII. 46. — CXXIV. 36

Köhne's Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde, CXXIII. A. B. 5.
Konrad III., K., CXXI. 56.
Konradin von Hohenstaufen, CXXI 67, 68.
Korabinsky's geographisch-historisches Lexicon von Ungarn, CXXIII A. B. 15.
Koran, der, CXXII 203. — Die Siebenzahl in demselben, CXXIV. 72.
Koransleser, die sieben, CXXIV 17
Körmend, der Ort, CXXIII. A. B 6.
Körner's Briefwechsel mit Schiller, CXXI. 1. — CXXII. 48. — CXXIII 134.
Rosegarten: Ali Ispahanensis liber cantilenarum, CXXIV. 50.
Kosmokraten, die sieben, der Aegypter, CXXIV. 61.
Kosmos, von Alexander Humboldt, CXXI. 112. — CXXII 136.
Kotzebue's Theater, CXXIII 158.
Kralikoi verh, der Berg, CXXIII A. B. 38
Kranos, der Gelehrte, CXXIV 15.
Kraus, Georg, siebenbürgische Chronik, CXXIV. 113.
Krausler, Johann, acht ungedruckte Briefe von Joh. Kepler, CXXI. A. B. 1
Krebs, Rudolph, der Gelehrte, CXXII. 42
Krehl, Dr. Ludolph, der Orientalist, CXXIV. 82.
Krems, die älteste Slavencolonie Oesterreichs, CXXII. A. B. 47.
Kreta's Labyrinth, CXXII. 219
Krieg, der siebenjahrige, CXXIV. 32.
Krieger, Jos., das Naturgrundgesetz der Einheit und Harmonie als allgemeines Prinzip wissenschaftlicher Systeme, CXXII. 182. — CXXIII. 1. — CXXIV. 1.
Krippenspiele, die, in Wien, CXXIII. 232.
Krischna, der Gott, CXXIII. 217. — CXXIV. 54.
Krusemann, der Künstler, CXXII 253.
Kugler's Geschichte der Malerei, CXXIV. 288.
Kuhn, A., dessen und W. Schwarz norddeutsche Sagen, CXXIII. 237.
Kulturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm, CXXI. 136.
Kumpf, Dr., kärnthnerische Zeitschrift, CXXIII. A. B 16.
Künste, die sieben freien und die sieben unfreien, CXXIV. 49.
Kurz, A., Nachlese auf dem Felde der ungarischen und siebenbürgischen Geschichte, CXXIV. 110, 116.
Kyrbos, der Gelehrte, CXXIV, 15

L.

Lactantius, CXXII 224.
Lama, das Lastthier der neuen Welt, CXXIII. 177
La-Martine, der Dichter, CXXIV. 86.
Lamberg, Graf Leopold Mathias, Oberstjägermeister, CXXIII. 111.
Lamech's sieben und siebzig Söhne, CXXIV. 25.
Lamm, das, die Siebenzahl in demselben, CXXIII. 36.
Landbau, die sieben Fächer des, CXXIV. 45.
Ländertheilung, die, in Sieben, CXXII. 206.
Landschaftsmalerei, über, CXXII. 145.
Langobarden, die, in Oesterreich, von Dr. Franz Joh. Richter, CXXII. A. B. 37 — CXXIII. A. B. 27.
Lara, die sieben Infantinnen von, CXXIV. 27
Läusen, von, gefressene sieben berühmte Männer, CXXIV. 30.
Laurentius, der Gelehrte, CXXIV. 15.
Lautensack, Hans Sebald, der Künstler, CXXII. A. B. 1, 6.
Lebensdauer, Beispiele langer, CXXIII 259
Lehmann, der Künstler, CXXII. 253:
Leibnitz, der Philosoph, CXXIV. 46.
Leinigen, Graf, General der Cavallerie, CXXIII 117.
Leon, Luis de, der Dichter, CXXII. 80.
Leopold I., Kaiser, CXXI. 28.
Lessing's Nathan der Weise, CXXIV. 92.
Ligne, Prince de, Vie du Prince Eugène, CXXI. 26.
Lima's Erdbeben im Jahre 1746, CXXI. 226, 229.
Lindenbergii, Petri, de Numerorum praecipuorum tam in sacris, quam in ethnicis scriptis nobilitate misterio et eminentia, CXXII. 183.
Lissabon's Erdbeben im Jahre 1755, CXXI. 230.
Li-thaipa, der chinesische Dichter, CXXI. 143.
Livius, CXXII. 222.
Locke, der Philosoph, CXXIV. 46.
Lokman, der Weise der Araber, CXXIV. 18, 46
Londons seven dials, CXXII. 221.
Longaticum, das heutige Longatez, CXXIII. A. B. 40.
Longin, der Präfect, CXXIII. A. B. 35.
Loon, van, Histoire métallique des Pays-Bas, CXXII A. B. 21.
Lorenzo di Medici's, die sieben Freuden der Liebe, CXXIV. 48.
Lothar, Kaiser, CXXIV. 247, 248.
Lothar von Sachsen, Herzog, CXXI. 54.
Löwenstein, die Grafen von, CXXI. 75.
Lucanus, CXXII. 210.
Lucas der Evangelist, CXXIV. 18, 19.
Lucian, CXXIV. 45.
Ludwig XIV., König von Frankreich, CXXI. 29

Ludwig der Fromme, CXXIV. 247.
Ludwig von Baden, CXXI. 35.
Lukas, der Evangelist, CXXIII. 25.
Lupinus, Christian, der Gelehrte, CXXIV. 111.
Luque, Hernando de, spanischer Geistlicher in Panama, CXXIII. 163.
Luther, Martin, CXXI. 232.
Lutsch, Joh., dessen Diarium, CXXIV. 116.
Luzan, der Dichter, CXXII. 80.
Lycophron, XXXIV. 15.
Lysipp, der Künstler, CXXIV. 145.

M.

Maabed, der arabische Sänger, CXXIV. 50.
Maas, Titus, der Comödiant, CXXIII. 234.
Macedonier, der, Feldzüge unter Alexander dem Großen, CXXII. 148.
Macrobius, CXXII. 199. — CXXIII. 2. — CXXIV. 87.
Maffei, der Dichter, CXXIV. 126.
Mahabalipuran's sieben Pagoden, CXXII. 218.
Mahabarat, das, CXXIII. 43.
Mährenberg, das Schloß, CXXIII. A. B. 20, 34.
Mai, Angelo, CXXII. 21.
Makabir, das arabische, CXXIV. 65.
Makamat, die sieben, der Ssofis, CXXIV. 84.
Makkabäer, die sieben, CXXIV. 26.
Makrisi, Geschichte der Assassinen, CXXIV. 23.
Malerei, Geschichte der, von Dr Franz Kugler und Dr. Burkhardt, CXXIV. 288
Mama Oello Huaco, die peruanische Gottheit, CXXII. 130.
Mamertinus, Bischof, CXXII. A B. 47.
Manco Capac, CXXII. 130, 131.
Mandragora, Atropa, CXXIII. 251, 252.
Mansfeld, Graf von, CXXIII. 110
Manzoni, der Dichter, CXXIV. 124.
Marano in Friaul, CXXIII. A. B. 34.
Marburg in Steiermark, CXXIII A. B. 34.
Marburg, eine mährische Colonie, CXXIII. A. B. 39.
Marcellus, der Consul, CXXIV. 34.
Maria Christierna, Gemahlin des siebenbürgischen Fürsten Sigismund Báthori, CXXIV 119.
Mariana, Juan de, Historia de España, CXXII. 79.
Marienkäferchen, das mythische, CXXIV. 65.
Marius, der Consul, CXXIV. 34.
Markland, der Gelehrte, CXXIII. 55
Markus, der Evangelist, CXXIII. 52 — CXXIV. 19.
Marlborough, CXXI. 27.
Marlowe, der Dichter, CXXIII. 223.
Marradas, Don Balthasar, CXXII. A. B. 37.
Marsham: Chronicus Canon Aegyptiacus, Ebraicus, Graecus, CXXII. 186.
Martianus de nuptiis Philologiae, CXXIV. 2.
Martinelli, Luca, der Maler, CXXI. A. B. 37.
Martinitz, Graf Georg Adam von, kais. Botschafter in Rom, CXXIII. 111.
Mascardi, der Gelehrte, CXXIV. 47.
Maskenwesen, das, der altrömischen Comödie, CXXIII. 227.
Massa, Simon, der Kronstädter evangelische Pfarrer, CXXIV. 111.
Massachusett, über, CXXI. 207.
Mathias, des Königs, Bündniß mit Gabriel Bathori 1610, CXXIV. 119
Matthisson, der Dichter, CXXIV. 93.
Matthäus, der Evangelist, CXXIII. 52. — CXXIV 19.
Matwei's-Land, CXXIII. 270.
Maugi, Philipp, ein Liebling K. Ferdinands I., CXXIII. A. B. 20
Mauvillon, Histoire du Prince François Eugène de Savoye, CXXI. 26.
Maximilian Emanuel, Churfürst von Bayern, CXXI. 34.
Mediascher Landtag, der, von 1588, CXXIV. 116
Medrano, Julio Iñiguez de Medrano: Silva curiosa, CXXIII. 119.
Medschalisi Sinaniie, das Werk, CXXIV. 77.
Meere, die sieben, CXXII. 208.
Megabysos, der persische Feldherr, CXXIV. 30
Megiser, Hier., Annal. Carinthiae, CXXIII. A. B. 16.
Meibomius, chron. Brunsvic., CXXII. 216. — CXXIV. 51.
Meidani proverbia, CXXIV. 9
Meineke, der Gelehrte, CXXII. 17.
Meinhold, Wilh., dessen Sidonia von Bork, CXXIV. 194.
Meister, die sieben weisen, CXXIV. 15.
Melander und dessen Münzrecht, CXXII. A. B. 11.
Melendez Valdés, der Dichter, CXXII. 80.
Melik en-Naßir, Sultan der Mamluken Bahariten, CXXIV. 96, 97.
Melo, Francesco Manuel de, der Geschichtschreiber, CXXII 79.
Mena, Juan de, El labyrintho, CXXIV. 48.
Menander, CXXIII. 32, 33.
Menächmus von Sicyon, CXXII. 15.
Mendoza, Don Diego Hurtado de, der Dichter, CXXII. 79, 80, 99.
Menschen, des, sieben Alter, CXXIII. 1.
Menschenrassen, über, CXXII. 229 ff.
Menu's sieben göttliche und wirksame Prinzipe, CXXIV. 40
Menzel's, Wolfgang, Geschichte der Deutschen, CXXIV. 7.
Meran in Tirol, CXXIII A. B. 34.
Merk'sche Briefsammlung, die, CXXI. 231.

Meshcat, CXXIV. 74, 75.
Metalle, die sieben, CXXIII. 43
Meyer, Karl, der Künstler, CXXII. 253.
Miquel, San, die Stadt, CXXIII. 181, 182.
Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen, CXXI. 25. — CXXIII. 105.
Milton, Paradise lost, CXXIV. 185. 193.
Mindszenthi's ungarisches Tagebuch, CXXIV. 114.
Mineralreichs, des, Siebenzahlen, CXXIII. 43.
Mirandola's Fall, CXXIII. 128.
Mithras-Mysterien, die, CXXIV 81
Mithridates, CXXIV. 34
Moaallakat, die, CXXIV. 16
Modena, Gustav, der italienische Mime, CXXIV. 126
Mogemir, der Winden-Woiwode, CXXIII. A. B. 40.
Mohammed, CXXIV. 11.
Molina, Tirso de, Obras dramaticas, CXXII. 80.
Molino, Alessandro, venezianischer Proveditore in Brescia, CXXI. 39
Möller, Gabriel, Prinzipal der weimarischen Hofkomödianten, CXXIII. 230.
Monate, der, Siebenzahl, CXXIII 9.
Moncada, Francisco de, der Geschichtschreiber, CXXII. 79.
Montecuccoli, Fürst, CXXI. 35.
Montemayor, Jorge de, der Dichter, CXXII. 80.
Montenegro, der spanische Seefahrer, CXXIII. 167.
Montfort, die Grafen, CXXI. 76.
Monti, der Dichter, CXXIV. 126.
Moorcroft, Travels, CXXIV. 28.
Moore, Pantheon, CXXIV. 54
Moratin, Obras, CXXII. 80.
Moschus, der griechische Dichter, CXXIV. 211, 216, 217.
Moses, CXXIV. 11, 67.
Moslimen, der, sieben heilige Nächte, CXXIII. 20. — Siebenzahl in ihrer Religion, CXXIV. 71.
Mouradjea d'Ohsson: Tableau de l'Empire Ottoman, CXXIV. 72.
Mufi, der, sieben Stämme, CXXIV. 6.
Müller, Carl, der Gelehrte, CXXII. 1. — Scriptores rer. Alexandri, CXXII. 4, 6, 13, 16, 17, 21, 22, 43. — Pseudo-Callisthenes, CXXIII 192.
Mundarten, die sieben, der Araber, CXXIV. 44.
Muni, der Weise, CXXIII. 217.
Münzrecht, das, des Grafen zu Holzapfel, CXXII. A. B. 16 — Das der Grafen von St. Georgen und Pösing, CXXIII. A. B. 1.
Muris, Johann de, dessen Musiksystem, CXXIV. 51.
Musgrave, der Gelehrte, CXXIII. 55.
Musik, die, der Chinesen, CXXI. 148.
Musikalisches System, das, der Griechen, von Dr. Fortlage, CXXIV. 260.

N.

Nächte, die sieben heiligen, der Moslimen, CXXIV. 76.
Nadorp, Fried., der Künstler, CXXII. 253.
Naffzerin, Anna Maria, Schauspieler-Prinzipalin, CXXIII. 232.
Nanos, der Berg, CXXIII. A. B. 38.
Narren, die sieben, im Volkstheater, CXXIV 16.
Narses, der Feldherr, CXXIII. A. B. 32, 35.
Naschab, der Brunnen in Chorasan, CXXII. 212.
Naßir Hasan, Sultan, CXXIV. 96.
Naßireddin, der Sultan, CXXIV. 97.
Naturgrundgesetz, das, der Einheit und Harmonie, als allgemeines Prinzip wissenschaftlicher Systeme, von Jos Krieger, CXXII. 182. — CXXIII. 1. — CXXIV. 1.
Naturreiche, der, Siebenzahlen, CXXIII 25.
Naupertus (Oberlaibach), CXXIII. A. B 40.
Navarrete, Don Mart. Fernandez de, Coleccion de los Viages y Descubrimientos, CXXII. 126.
Nectanebus, der Zauberer, CXXII. 22. — CXXIII. 197. — Nectanebos, König von Aegypten, nicht Philippos von Makedonien, ist Vater des Alexandros, CXXIII 201
Nerudes, der Gelehrte, CXXIV. 15.
Neu-Englands Colonisationsgeschichte von Talvj, CXXI 198.
Neugeboren, Carl, der Schriftsteller, CXXIV. 110.
Neuplatoniker, die, CXXII. 186.
Newarisch, der Dämon, CXXIV. 3.
New-Englands Memorial, CXXI. 199.
Neytberg, das Geschlecht, CXXIII. A. B. 12, 13.
Nicander, der Dichter, CXXIV. 15.
Niccolini, Giov. Batt., der Tragiker, CXXIV. 126.
Nicetas, CXXII. 208.
Nicocrates von Cypern, der Gelehrte, CXXIV. 15.
Nicolai's Reisebeschreibung, CXXIV. 10. — Dessen Geschichte eines dicken Mannes, CXXIV. 30
Nicolaus I., Papst, CXXIV. 246.
Nicolaus Damascenus, CXXII. 27
Niebuhr's Reisebeschreibung, CXXIV. 5
Nikanor, CXXII. 20.
Nikobule, über Alexander, CXXII. 20.
Nikomachos, CXXII. 186.
Nilthal, das, CXXII. 147.
Nimrod, CXXIV. 67.
Niobe's sieben Töchter, CXXIV. 27.

Digitized by Google

Nokaba, die dreihundert, CXXIV 98.
Nonnos, der Dichter, CXXIV. 50.
Nooman Ben Monsir, Herrscher von Hira, CXXIV. 9.
Norddeutsche Sagen, Mährchen und Gebräuche, von A. Kuhn und W Schwarz, CXXIII. 237.
Nork's biblische Mythologie, CXXIII. 16.
Norwegens Siebenschwester-Gebirg, CXXII 204.
Nöschsegen, der, CXXIV. 66
Nota, Albert, der Dichter, CXXIV. 126.
Notenschrift, die antike, XXXIV. 271.
Noviodunum, CXXIII. A. B. 40.
Numa Pompilius, CXXIV. 31.
Nürnberg siebenmal sieben Sachen, CXXII. 221.
Nyerup: Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge, CXXII 96.

O.

Obeidallah, der Rechtsgelehrte, CXXIV. 17.
Odalik, die, des Sultans, CXXIV. 28
Odoaker, CXXII. A. B. 37, 41.
Oehlenschläger, der dänische Dichter, CXXIV. 126.
Offenbarung St. Joannis, CXXXIII. 52, 53.
Ojeda, Alonzo de, der Dichter, CXXII. 80. — CXXIII. 161.
Oltardus, Johann, der Gelehrte, CXXIV. 111.
Olympias, Königin von Makedonien, CXXIII. 202
Omid, der Wesir des Chosroes Perwis, CXXIV. 18.
Ongaro, Francesco dall', Il Fornaretto, dramma storico, CXXIV. 123.
Orestes, des, Grab, CXXII. 223.
Orion's Anthologonomikon, CXXIII. 103.
Orpheus, CXXIV. 11
Orwet, der Rechtsgelehrte, CXXIV. 17.
Osiris, die Gottheit, CXXIV. 12, 61.
Ossi, der, sieben Stämme, CXXIV. 6
Ossian, CXXII. 143.
Ostermeyer, Hieronymus, Chronik von Ungarn und Siebenbürgen, CXXIV. 113.
Otgar von Mainz, der Metropolite, CXXIV. 255.
Ovidius Hypermenestra Lynceo, CXXII 211. — CXXIII 8
Oxford, die Tradescant'sche Sammlung daselbst, CXXIII. 263.

P.

Padus, der Fluß, CXXII 210.
Pagoden, die sieben, von Mahabalipuran, CXXII. 218
Palffy, Feldmarschall Graf von, CXXI 31.
Palin de l'étude des hiéroglyphes. CXXIV. 61.
Pallas Reisebeschreibung, CXXIV. 53.
Palläste, die sieben berühmtesten der Morgenländer, CXXII. 217.
Panama, CXXIII. 162.
Pan-ku, der chinesische Schriftsteller, CXXI. 141.
Pantarbas, der Stein, CXXIII. 44.
Paolino's, Fra, Reisen, CXXIV. 57.
Paradiese, die sieben, CXXII. 205.
Pardo, der Dichter, CXXII. 80.
Parella, Feldzeugmeister, CXXI. 32.
Paris, oder die Wissenschaften, öffentlichen Anstalten und die Sitten im neunzehnten Jahrhundert, von Alphons Esquiros, CXXI. 236. — Siebensachen daselbst, CXXII 221.
Parkinson, der Herbarist, CXXIII. 263
Patrañuelo, el, CXXII. 114, 115.
Paul Diacon, Geschichte der Langobarden, CXXII. A. B. 37. — CXXIII. A. B. 27, 34, 36.
Paulus Sendschreiben, CXXIV. 19.
Pedrarias, der spanische Befehlshaber, CXXIII. 161.
Pedro, Diego de San, dessen Romane, CXXII. 96.
Pellicer, J. A., Ensayo de una Bibliot. de traductores, CXXII. 93.
Pellico, Silvio, der Dichter, CXXIV. 126.
Pelops, der Gelehrte, CXXIV. 15.
Pelopidas Tod, CXXIV. 33.
Peloponnesos, die Bewohner des, deren sieben Stämme, CXXIV. 7.
Penni, Gianfrancesco, der Maler, CXXIV. 306.
Perez, Fray Andreas: Picara Justina! CXXII 103.
Periander von Korinth, der Weise CXXIV. 14.
Perino del Vaga, der Künstler, CXXIV. 305.
Persenbeug, die Herrschaft, CXXIII. A. B. 22
Perser, die, deren Siebeneintheilung, CXXIV. 5. — Die Siebenzahl in ihrer Religion, CXXIV. 60.
Persiens Siebenmänner, CXXIV. 20.
Peru, Geschichte der Eroberung von, von William Prescott, CXXII. 126. — Der Ursprung peruanischer Bildung, CXXII. 129. — Gottheiten, CXXII. 130. — Ursprung ihrer Inkas, CXXII. 131. — Die Regierung von Peru, CXXII. 135. — CXXIII. 160. — Francesco Pizarro in Peru, CXXIII. 160 — 187.
Petovium, CXXIII. A. B 39.
Pezii, Hier., Script. Rer. Austr., CXXIII. A. B 10.
Pferde, die Siebenzahl im, CXXIII. 35
Pflanzenreichs, des, Siebenzahlen, CXXIII. 39.
Pherekydes, der Philosoph, CXXIV. 15.
Phidias, der griechische Künstler, CXXIV. 144, 288.

Digitized by Google

Philemuth, Befehlshaber der Heruler, CXXII. A. B. 52.
Philipp von Anjou, Herzog, CXXI. 38.
Philipp von Schwaben, Herzog CX XI. 60.
Philippos, König von Makedonien, CXXIII. 201.
Philippus, des heiligen, sieben Schwestern, CXXIV. 27.
Philiscus, der Dichter, CXXIV. 15.
Philo, der gelehrte Jude, CXXIV. 66, 67.
Philonis Judaei Opera, CXXII. 186 — CXXIII. 1.
Philosophen, die sieben, von Athen, CXXIV. 15
Photius, CXXII. 6, 7.
Pickelhering, der, CXXIII. 223.
Pindar, der Dichter, CXXIV. 145, 284.
Pinkafeld, der Ott, CXXIII. A. B. 5.
Pippi, Giulio, der Maler, CXXIV 302. 303, 304
Pisa's sieben älteste Familien, CXXIV. 10.
Pisistratos, der Tyrann, CXXIV. 15
Pittakos von Mitylene, der Weise CXXIV. 14.
Pius IX., CXXII. 248. — Charakterschilderung desselben, CXXII. 259.
Pizarro, Francesco, in Peru, CXXIII. 160—187.
Planeten, die, CXXIII. 43.
Plankenstein, das Schloß, CXXIII A. B. 19.
Plautus, CXXIII. 27. — Amphytruo, CXXIV. 159.
Plinius, CXXII. 208, 209. — Hist. natur, CXXIV. 159.
Plutarch, CXXII. 3, 9, 14. — CXXIII. 8. — Dessen Leben Alexanders, CXXIII. 197. — CXXIV. 28. — Eigenschaften Gottes, CXXIV. 40, 62.
Poesie, mittelalterliche, in Wirtemberg, CXXI 91.
Polidoro da Caravaggio, der Maler, CXXIV. 307.
Polier, Mythologie des Indous, CXXIII 43. — CXXIV. 54, 55.
Pöllau, Markt im Gratzerkreise, CXXIII A. B. 12, 13
Polo, Gil, der Dichter, CXXII. 80
St. Pölten, die Herrschaft, CXXIII. A. B. 22.
Polykletus von Lariſſa, CXXII. 19.
Polykrates von Samos, der Gelehrte, CXXIV. 15.
Polykritus von Mende, CXXII. 19
Pomponius Mela, CXXII 214
Ponte, Johann Bapt. de, der Maler, CXXI A. B. 37.
Pope's Dunciade, CXXIV. 90.
Porſon, der Gelehrte, CXXIII. 55. — CXXIV 228.
Port-Royal's Gründung, CXXI. 201.
Pösing, über die Grafen von, CXXIII. A B 1.
Pottschach, Pfarrdorf im V. U. W. W., CXXIII. A. B. 21.
Prämonstratenser-Stifte, die, in Wirtemberg, CXXI. 91.
Praetorium Latobicorum, das heutige Ratschach, CXXIII. A. B. 40.
Prandau'sche Bibliothek, die, in Wien, CXXIV. 111.
Prariteles, der griechische Künstler, CXXIV. 144.
Prescott, William. Geschichte der Eroberung von Peru, CXXII. 126. — CXXIII. 160.
Presinger, die, CXXIII. A. B. 16, 17.
Priester, die sieben, bei gewissen Feierlichkeiten, CXXIV. 13.
Primisser's Ambraser-Sammlung, CXXII. A. B. 4.
Procopius, de bello Gothic., CXXIII. A. B. 27, 29, 30.
Propertius, der Dichter, CXXII. 219. — CXXIII. 18.
Propheten, die sieben großen, CXXIV. 11.
Prösing zum Stein in Kärnthen und Oesterreich, die Grafen, CXXIII. A. B. 15.
Prothon, die Amazone, CXXIV. 33.
Protogenes, der Maler, CXXIII 8.
Prudentius, Bischof von Troyes, CXXIV. 256.
Pseudo-Callisthenes, ed Carolus Müller, CXXII. 20, 21, 22. — CXXIII. 192.
Ptolomäos Philadelphos, CXXIV. 16.
Pulci, Luca, Ciriffo Calvaneo, CXXIV. 48.
Pulgar, Fernando del, der Dichter, CXXII. 78.
Pütter's Grundriß der deutschen Staatsverfassung, CXXIII. 136.
Pyramiden, die, deren Eintheilung, CXXIV. 101.
Pythagoras, CXXIV. 63.
Pytho, der Drache, CXXIV. 61.

Q.

Quaden, die, CXXIII. A. B. 39.
Quatzalcoatl, der, CXXII. 130.
Quebeks Gründung, CXXI. 201.
Quellen, die sieben, CXXII. 213.
Question de amor, CXXII. 97.
Quevedo de Villegas, D. Franc., Obras escogidas, CXXII. 80.
Quinctilian, CXXIV. 47.

R.

Rabutin, General Graf, CXXI. 34. 35.
Racine, der Dichter, CXXIII. 149
Rahl, Karl, der Maler in Rom, CXXII. 254. — Gedicht von Rahl's Manfred, CXXII. 263.

Kaiser's Guntia, CXXIII. A. B. 3.
Ramajana, das epische indische Gedicht, CXXIV. 54.
Ranigunda, Tochter des Königs der Thüringer, CXXII. A. B. 46.
Raphael, der Engel, CXXIV. 2
Raphael, der Maler, CXXIV. 145, 157, 302, 303.
Ratramnus, der Mönch von Corbie, CXXIV. 256.
Rau, der Gelehrte, CXXIII. 256, 257
Raumer's Geschichte der Hohenstaufen, CXXII 208 — CXXIV. 29
Recht, das römische, CXXIV. 34
Rechtshandlungen, die Siebenzahl in, CXXIV. 34.
Reichskleinodien, die sieben, der römischen Kaiser, CXXIII. 46.
Reichsstädte, die schwäbischen. CXXI. 86
Reil's Donauländchen, CXXIII. A. B. 21.
Reimar von Zweter, der Dichter, CXXIV. 65.
Reinhold, der Gelehrte, CXXI. 7.
Reinoso, Alonso Nuñez de, Historia de los amores de Clareo y Florisea, y de los trabajos de Isea, CXXII. 107.
Religionen, der, Siebenzahl, CXXIV 51.
Rembrandt, der Maler, CXXIV. 145.
Remondinische Buchdruckerei, die, CXXI. A. B. 34.
Resia, das Thal und die Resianer in Friaul, CXXI. A. B. 46
Reuß, Eduard, schematische Zergliederung der johannäischen Apokalypse, CXXIII. 53.
Rhea, die sieben Söhne derselben, CXXIV. 27.
Richenza, die Kaiserin, CXXI. 55.
Richter, Dr. Franz Johann, die Langobarden in Oesterreich, CXXII A. B 37. — CXXIII. A. B 27.
Richter, Jean Paul Friedrich, der Schriftsteller, CXXIV. 278.
Riedler's österr. Archiv, CXXIII. A. B. 13.
Riepel, die Schauspielermaske, CXXIII, 229.
Riepenhausen, der Künstler in Rom, CXXII. 248, 250.
Rigevit, der Kriegsgott der Insel Rügen, CXXIV. 64.
Rigiavit, der Gothe, dessen sieben Gemahlinnen, CXXIV. 29.
Rioja, der Dichter, CXXII. 80.
Rios, Pedro de los, Statthalter von Panama, CXXIII. 174.
Rischi, die sieben, CXXIV. 11.
Ristulf, der Langobarde, CXXII. A B. 47.
Ristori's italienische Schauspielergesellschaft, CXXIII. 232.
Ritters Erdkunde, CXXIV. 242
Ritterschaft, der, sieben Tugenden, CXXIV. 39.
Robertson, der Gelehrte, CXXII. 129.
Robin, der Pflanzengärtner, CXXIII. 266.
Rodelinde, Tochter Hermanfrieds, Königs der Thüringer, CXXII. A. B. 50.
Rodulf, König der Heruler, CXXII. A. B. 43, 44
Rohden, Franz von, der Künstler, CXXII. 253
Rohrer, Versuch über die deutschen Bewohner der österreichischen Monarchie, CXXII. 208
Rom, Erinnerungen an, und den Kirchenstaat von Heinrich Stieglitz, CXXII. 247. — Die Siebenhügelstadt, CXXII. 215.
Romancero español, CXXII. 78.
Romanenliteratur, die, der Chinesen, CXXI. 143.
Romanische Styl, der, in der Kunst. CXXIV. 293.
Römer, der, siebnerlei Kronen zur Belohnung der Tapferkeit, CXXIII. 46. — Deren sieben Könige, CXXIV. 21. — Eintheilung ihrer Gottheiten in sieben Klassen, CXXIV. 62. — Siebenzahl in ihrer Religion, CXXIV. 63.
Römerstraßen, die, CXXII. 149.
Ronchi, das Altarblatt in dessen Dorfkirchlein, CXXI. A. B. 38.
Roni's sieben Eigenschaften einer guten Frau, CXXIV. 40.
Roo, Gerard de, der Geschichtsforscher, CXXIII A. B. 5.
Rorbach, das Geschlecht, CXXIII. A. B. 9
Rosamunde, die Tochter Cunimunds, CXXIII. A B. 34.
Roscoe, the Spanish Novelists, CXXII. 93
Rosenbühel, der, bei Laibach, CXXIII. A. B. 34.
Rosenthal, das, in Kärnthen, CXXIII. A. B. 34.
Rosini, sulle del' Guicciardini, CXXIV. 16
Rostock's Siebensachen, CXXII. 221
Rotenburg an der Tauber, die Grafen, CXXI. 76.
Rotteck's allgemeine Weltgeschichte, CXXIV. 7.
Rovere, der Dichter, CXXIV. 126.
Royau, hist. du bas empire, CXXII. 208
Rozgony, Nicolaus, der Feldherr, CXXIII. A. B. 4.
Rückert, der Dichter, CXXIV. 275.
Rudolph I. von Habsburg, Kaiser, CXXI. 75.
Rumtrude, die Tochter Tatos, Fürsten der Langobarden, CXXII. A. B. 44
Rugiland, das, CXXII. A. B. 38. — CXXIII. A. B. 36, 37.
Ruinae Pannonicae Christiani Schesaei, CXXIV. 112.
Ruiz, Juan, Poesias, CXXII. 93.
Russen, die, CXXII. A. B. 42.

Digitized by Google

Rußland, Tradescant daselbst 1618, CXXIII. 260.
Rynwick, der Friedenscongreß zu, CXXIII. 111.

S.

Saaid, der Rechtsgelehrte, CXXIV. 17.
Saavedra y Fajardo, D. Diego de, Obras, CXXII. 79.
Sabaria, CXXIII. A. B. 39.
Sabbath, der, CXXIII. 22.
Sabbatini, Andrea, der Maler, CXXIV. 206.
Sabbatini, Giov., Bianca Capello, CXXIV. 123
Sacontala, CXXIII. 188.
Sachs, Hans, der Meistersänger, CXXIII. 226.
Sachsen, die, deren sieben Heeresschilde, CXXIV. 7
Sachsenfeld in Steiermark, CXXIII. A. B. 34.
Sachti's, die sieben, CXXIV. 55.
Safir el-Haddad, der Dichter, CXXIV 101.
Sagen, indische, von Adolph Holzmann, CXXIII 187.
Sagen, norddeutsche, von Kuhn und Schwarz, CXXIII. 237.
Saghfaghan, der Dämon, CXXIV 3.
Sagittarius: de numero septenario, CXXII 183.
Sainte-Croix, Baron von, der Gelehrte, CXXII. 15.
Sakuntala, CXXIII. 217.
Salamonen, die sieben, der Araber, CXXIV. 22.
Salmasius, CXXIII. 4.
Salomons Tempelfest, CXXIII. 14.
Samaniego, der Dichter, CXXII. 80
Samenhofer, Schauspieler-Prinzipal, CXXIII. 232.
Samson, CXXIV. 14
Sanaca, ein Sohn Brahma's, CXXIV. 57.
Sandil, der Kriegsfürst, CXXIII. A. B. 29.
Santa Cruz, CXXIII. 172.
Santo, Rabi Don, der Dichter, CXXII. 78
Sappada, die deutsche Gemeinde in der Pretura Tolmezzo in Friaul, CXXI A. B 42 — Das Hochthal, CXXI A. B. 42, 43, 44. — Die Sappadiner, CXXI. A. B. 44. — Ihre Kleidung, Wohnungen, Mundart. CXXI. A. B 45.
Sara's, der Tochter Raquel's, siebenmalige Verlobung, CXXIV 28.
Sarmiento, Memorias para la hist. de la poesia y poetas esp, CXXII 93
Sartori, J. v., Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, CXXI. 27.
Sauris in der Pretura Tolmezzo in Friaul, CXXI. A. B. 42, 45.
Scajario, Antonio, der Maler, CXXI. A. B. 38.
Scaliger, der Gelehrte, CXXII. 17. — CXXIII. 54. — CXXIV. 44.
Scarabantia, CXXIII. A B. 39.
Schack, Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur in Spanien, CXXII 98.
Schafarik, Bibliothekar, dessen slavische Alterthümer, CXXII. A. B. 42.
Schah-Nameh, das, CXXII. 23.
Schäsburger Chronik, die von Göbel und Wachsmann, CXXIV 113.
Schätzen, von den sieben, CXXIII. 47.
Schaumburg, das niederhessische Schloß, CXXII. A. B 19.
Schauspielkunst, Geschichte der deutschen, von Eduard Devrient, CXXIII. 215. — Schauspielkunst bei den Griechen, CXXIII. 218. — Entwicklung der Schauspielkunst aus den Mysterien, CXXIII. 222. — Schauspielerstand in Deutschland, CXXIII. 225. — Ursachen des Verfalles der mittelalterlichen Schauspielkunst, CXXIII. 235.
Schelling, der Philosoph, CXXIV., 46.
Schemseddin Mohammed el-aafif aus Tetmedan, der Dichter, CXXIV. 103.
Schihabeddin Mesud, der Dichter, CXXIV. 105.
Schiking, der, des Confucius, CXXI. 142
Schiller's Briefwechsel mit Körner, CXXI 1. — CXXII 48. — CXXIII. 138. — Dessen Jungfrau von Orleans, CXXIV. 92. — Ueber Schiller, CXXIV. 275 - 284.
Schillina, Hans, der Comödiant, CXXIII. 225.
Schimper's, Karl, Gedichte, CXXIV. 275.
Schinderlinge, die, CXXIII. A. B. 10.
Schintl, Bernhard, königlicher Vorschneider, CXXIII. A. B. 21.
Schiwa, die Gottheit, CXXIV. 54.
Schlager's Wiener Skizzen, CXXIII. A. B. 3
Schlegel, Friedrich von, CXXIII. 187.
Schlick, Graf, Kapitän der Trabanten-Leibgarde, CXXI. 37.
Schlösser, die sieben, CXXII. 215.
Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk, CXXIV. 84.
Schmelzel, Wolfgang, der Dichter, CXXIII 223.
Schmidt's Geschichte der Deutschen, CXXIII 136.
Schmutz, histor. topogr. Lexicon von Steiermark, CXXIII. A. B. 12.
Scholten, dänischer General-Lieutenant, CXXIII. 117
Schönemann, Joseph, der Künstler, CXXII. 253
Schönleben's Jahrbücher Krains, CXXIII. A. B. 38.

Schöppen, die sieben, Carl des Grossen, CXXIV. 25.
Schott. adagia Graecorum, CXXIII. 30.
Schrader, Julius, der Künstler, CXXII 253
Schreiber, die sieben, der hebräischen Bibel, CXXIV. 16.
Schu-King, der, CXXI 139.
Schuller, Carl, der Schriftsteller, CXXIV. 110 — Dessen Archiv für Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart, CXXIV. 115.
Schwab, Gustav, der Dichter, CXXI. 3. — Disputatio de Livio et Timagene historiarum Scriptoribus, CXXII. 31.
Schwaben, die sieben, CXXIV. 30.
Schwandtner, der Gelehrte, CXXIV. 111.
Schwartz, W. und A Kuhn: Norddeutsche Sagen, Mährchen und Gebräuche, CXXIII. 237.
Scio's Schauspieler- und Tänzertruppe, CXXIII. 270.
Sclavinnen, die sieben, des Propheten, CXXIV. 98.
Scott, Walther, der Dichter, CXXIV. 91.
Scriptores rerum Transsilvanicarum, CXXIV. 112.
Sebiaat, die, Hamadani's, CXXIV. 95.
Sebua, Bedeutung dieses Namens, CXXIII. 15.
Secundus, Joannes, der Dichter, CXXIV. 38.
Sede, das persische Fest, CXXIV. 60.
Sedin, der Pallast, CXXII. 217.
Seen, die sieben, CXXII 211.
Sehlan, der Dämon, CXXIV. 3
Seidler, der Gelehrte, CXXIII. 55
Seiseneggeer, Jakob, K. Ferdinands I. Hofmaler, CXXII. A. B. 1. — Genealogische Notizen über die Ritter und Freiherren von Seiseneck, von Jos. Bergmann, CXXII A. B. 6.
Seitz, Maximilian, der Künstler, CXXIV 253
Seivert's Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten CXXIV. 108.
Seldeni de Diis Syris syntagmata, CXXIII. 48.
Selim I. sieben Kriege, CXXIV. 33.
Semendun, der Dämon, CXXIV. 3
Semsem, der Brunnen zu Mekka, CXXII. 212.
Sendosti, der Imam, CXXIV. 78.
Seneca's Medea, CXXII. 149, 224.
Sephiroth, die sieben, CXXIV. 67.
Sepid, der Dämon, CXXIV. 3.
Septemviri, die, der Römer, CXXIV. 21.
Septimontium, das Fest, im alten Rom, CXXII. 219. — CXXIV. 63.
Seraphim, Valentini, Vita, CXXIV. 115.
Serdusht, der Verfasser des Sendaweста, CXXIV. 18.
Serriten, die, CXXIV. 69.
Sette-Comuni, die Cimbern daselbst, CXXI. A. B. 17, 33. — Wanderung in die Sette-Comuni, CXXI. A. B. 34. — Kunstwerke daselbst, CXXI. A. B. 37.
Settis, die indischen, CXXIV, 57.
Severin, der heilige, CXXII. A. B. 40.
Shakespeare, CXXIII. 9, 188, 223. — Stellen aus demselben, wo die Siebenzahl vorkommt, CXXIV. 88, 89.
Sibyllen, die, CXXIV. 28.
Sidonia von Bork, Roman von Wilh. Meinhold, CXXIV. 194.
Siebenaugen, die, CXXIII. 38.
Siebenbürgische Geschichtswerke, CXXIV. 106. — Die siebenbürgischen Landtagsabschiede, CXXIV. 117 — Staatsschriften und Urkunden, CXXIV. 119.
Sieben-Grafen-Schlacht, die, CXXIV. 33.
Siebenschläfer, die, CXXIV. 12.
Siebenzahl, über die, CXXII. 182, 185. — Die sieben Himmel, CXXII. 196. — Die sieben Planeten, CXXII. 198. — Die sieben Erden und sieben Berge, CXXII. 203. — Die sieben Erdgürtel, CXXII. 204 — Die sieben Eintheilungen der Erde, die sieben Höllen und Paradiese, CXXII. 205. — Die Ländertheilung in Sieben, CXXII. 206. — Die sieben Meere, CXXII 208 — Die Flüsse, welche mit der Siebenzahl zusammenhängen, CXXII. 209. — Die siebenmündigen Flüsse, CXXII 210. — Die sieben Seen, CXXII 211. — Die sieben Brunnen, CXXII 212 — Die sieben Quellen, CXXII. 213. — Die sieben Inseln, CXXII. 213. — Die sieben Städte, CXXII. 214 — Städte auf sieben Bergen; die sieben Schlösser, CXXII 215. — Sieben Thore, CXXII. 216. — Sieben Palläste, CXXII. 217 — Sieben Tempel, Kirchen, Pagoden, CXXII 218 — Kammern und Säulen, Siebensachen in verschiedenen Städten, CXXII. 219. — Die sieben Weltwunder, die sieben Joche, CXXII. 222. — Das Grab, Rennbahn, CXXII. 223. — Die sieben Alter der Menschen, CXXIII. 1. — Die Siebenzahl der Jahre, CXXIII. 4. — Die Siebenzahl der Monate, CXXIII 9. — Die Siebenzahl der Wochen, CXXIII 11. — Die Siebenzahl der Tage, CXXIII. 20 — Die Siebenzahl der Tageszeiten, CXXIII. 21. — Der Sabbath, CXXIII. 22. — Die Siebenzahl im Menschen, CXXIII. 25, 27 — 33. — Die der Thiere, CXXIII. 34 — Im Pflanzenreiche, CXXIII 39. — Im Mineralreiche, CXXIII. 43. — Von den sieben Insignien. CXXIII. 45. — Von den sieben Schätzen, CXXIII. 46. — Waffen, CXXIII. 48. — Stoffen, Kleidern, Toilette der Frauen, CXXIII. 49. — Geräthen, CXXIII. 50. — Speisen, CXXIII. 51. — Von der Sieben

der Apokalypsis, CXXIII. 52. — Der Götter, CXXIV. 1. — Genien, CXXIV. 2. — Der Dämonen, CXXIV 3. — Der Aegypter, CXXIV. 4. — Der Inder, Perser, CXXIV. 5. — Der Chinesen, Osseten, Inguschen, Muki. Türken, Tataren. CXXIV. 6 — Der Ungarn. Usen, Angelsachsen, Sachsen, der Bewohner des Peloponnesos, CXXIV 7. Der Heiligen, Propheten und Priester, CXXIV 11. — Der Weisen, Richter, Gelehrten und Dichter, CXXIV 14 — Der Herrscher, Heerführer, Minister, CXXIV. 20. — Der Frauen, CXXIV 27. — Die Siebenzahl der Handlungen und Eigenschaften, CXXIV. 31. Der Handlungen des Krieges, CXXIV 32. — Des Friedens, CXXIV. 33 — Des Rechtes, CXXIV. 34 — Die Siebenzahl der Religionen, CXXIV. 51. — Bei den Budha's, CXXIV. 84. — Bei den Brahmanen, CXXIV. 53. — Bei den Japanern, Chinesen, Chaldäern CXXIV 59 — Bei den Persern. CXXIV. 60. — Bei den Aegyptern, Griechen CXXIV. 61. — Bei den Römern, CXXIV, 63. — Bei den Slaven, alten Deutschen, CXXIV. 64. — Bei den Hebräern. CXXIV. 66. — Bei den Christen, CXXIV. 68. — Bei den Moslimen, CXXIV. 71 — Die Siebenzahl im Koran, CXXIV. 72. — In den Ueberlieferungen, CXXIV. 74. — Im Gebete, CXXIV. 75. — In der Wallfahrt, CXXIV. 77. — In der Lehre der Ismaili und Drusen, CXXIV. 78. — Magisches und Mystisches in der Siebenzahl, CXXIV. 79. — Stellen neuerer Dichter, welche die Siebenzahl vorführen, CXXIV. 88.

Sieber's Reise nach der Insel Creta, CXXIII 40 — CXXIV. 77.

Siena's Malerschule, CXXIV. 296.

Sigurd, CXXIV. 65.

Silius Italicus, CXXIII. 18.

Siloe, der Quell, CXXII. 213.

Silvestre de Sacy. Exposé de la religion des Druzes, CXXIV. 23.

Simigianus, Ambros, ungarisch-siebenbürgische Geschichte, CXXIV. 112.

Sinapii: Schlesische Curiositäten, CXXII A. B. 30.

Sinduald, König der Brenten, CXXIII. A. B. 33.

Sinemar, der persische Baumeister, CXXII 217.

Siscia, CXXIV. A. B. 40.

Sismondi, Histoire des républiques italiennes, CXXIV. 9.

Sisygambis, die persische Königin, CXXIV. 27.

Sita, die Gemahlin Ramtschends, CXXIV 54.

Sitta, die Geliebte Krischnas, CXXIV. 32.

Slaven, die, CXXIII. A. B. 37.

Smith's, John, erster Besuch in Neu-England, CXXI. 208.

Smith, J. T., Antiquities of London and its Environs, CXXIII. 269.

Sobiesky, Johann, der Polenkönig, CXXI. 28.

Soisson, die Synode, 853, zu, CXXIV. 257.

Sojuti's Chalifengeschichte, CXXIV. 3, 38.

Solar, General, CXXIII. 107

Solis, Antonio de, der Geschichtschreiber, CXXII. 79.

Solon von Salamis, der Weise, CXXIV 14.

Sonneck, die Herrschaft in Kärnthen, CXXIII. A. B. 15

Sophismen, die sieben, CXXIV. 44.

Sophokles, der Dichter, CXXIV. 34, 223

Sophronia, die heilige, CXXIV. 27.

South Lambeth's Garten, CXXIII. 269.

Spee, J., der Dichter, CXXIV. 197.

Speisen, die Siebenzahl in, CXXIII. 51.

Spencer's Fairy Queen, CXXIV. 90.

Spenzer, Johann, Führer einer englischen Comödianten-Bande, CXXIII. 224.

Sperreuter (Klaus Dietrich), schwedischer, dann kais. General, von Jos. Bergmann, CXXII. A B. 30, 33, 34.

Spielhansel, das Mährchen vom, CXXIV. 65

Sprachen, die sieben, welche von den Völkern zwischen den Scythen und Argippäern gesprochen wurden, CXXIV. 44

Sprecher de Bernegg: Conquista de la Nueva Castilla, CXXI. 94.

Sse-ma-tsien, der chinesische Schriftsteller, CXXI. 140.

Städte, die sieben, CXXII. 214 — Städte auf sieben Bergen, CXXII. 215.

Stälin, Christoph Friedrich, wirtembergische Geschichte, CXXI. 48.

Stamm's, Theodor, Gedichte, CXXI. 153.

Starhemberg, Graf Guido, General, CXXI 36 — CXXIII. 107, 108.

Starhemberg, Rüdiger Graf von, Hofkriegsrathspräsident, CXXI. 34.

Statius, des, Thebais, CXXIV. 9, 219.

Stegreiffspieler, die italienischen, CXXIII. 228.

Steinbuchel, Alterthumskunde, CXXII. 8.

Steine, der, Siebenzahl, CXXIII. 43.

Stieglitz, Heinrich, Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung, CXXII 247.

Stillfried-Rattonitz, die Freiherren von, CXXI. 78.

Strabo, CXXII. 15. — CXXIV. 48.

Stranitzky, Schauspieler und Schauspieldirector, CXXIII 232, 233

Strein von Schwarzenau, Christoph, CXXIII. A. B. 12

Sturz, Fragmente vorherodotischer Sagenschreiber, CXXII. 3.

Stnrum, Graf, Feldmarschall, CXXIII. 107.
Suidas, CXXIII. 30. — Dessen sieben Sibyllen, CXXIV 28
Sukkerdan, das, des Ibn Chodschle, CXXIV 95, 96.
Suleiman, der Rechtsgelehrte, CXXIV. 17.
Sulnun, des Mystikers, Grab, CXXIV. 101.
Surtaban, der, CXXIV. 52.
Swift, der englische Satyriker, CXXIV. 90.
Sykes, W. H., Notes on the religious, moral and political state of India, before the Mahomedan invasion, CXXIV. 52, 82.
Sylbanos, der Gelehrte, CXXIV. 15.
Symmachus, Papst, CXXII. A. B 47.
Symphoros, der heilige, dessen sieben Söhne, CXXIV. 27.
Symposions, des, vollständige Zahl, CXXIV. 38.
Szekler, CXXIV. 109.

T.

Tageszeiten, der, Siebenzahl, CXXIII 21.
Talismane, die sieben, der vorislamitischen Salomone, CXXIII. 47.
Talvj, Geschichte der Colonisation von Neu-England, CXXI 198.
Taschköprisade's Encyclopädie, CXXIV. 72.
Tassoni, Secchia rapita, CXXIII. 2.
Tataren, der, sieben Stämme, CXXIV. 6.
Tato, der Langobardenfürst, CXXII A. B. 42.
Teck, die Herzoge von, CXXIII. A. B 5.
Telaafri, der Dichter, CXXIV. 101.
Terpander, Erfinder der Lyra, CXXIV. 51.
Teutsch, G. T., der Schriftsteller, CXXIV 110.
Thaberi, der Vater der arabischen Geschichte, CXXIII 14 — CXXIV. 20
Thaif, die Schlacht von, CXXIV. 98
Thak Meschkwa, der Palast, CXXII. 217.
Thales von Milet, der Weise, CXXIV, 14
Thalia, die Zeitschrift, CXXI. 8
Tharihatol-Mohammedijet, CXXIV 41.
Thebais, die, des Statius, CXXIV 9.
Thebe's sieben Thore und Heerführer, CXXIV 21.
Theocritus, Codicum manuscriptorum ope recensuit et emendavit Chr. Wordsworth, CXXIV. 206.
Theodor von Lorch, Erzbischof, CXXII. A. B. 47.
Theodorich, König der Ostgothen, CXXII. A. B. 48.
Theophanes von Mytilene, CXXII. 25, 27.
Thesmophorien, die, CXXIV. 81.
Theudebert, König der Franken, CXXII. A. B. 46
Thierreich, dessen Siebenzahlen, CXXIII 34.
Thomas von Acquin, CXXII. 186.
Thore, die sieben, CXXII. 216
Thorismund, König der Gepiden, CXXII. A. B. 51
Thrasybulus Tod, CXXIV. 33.
Thukydides, Beiträge zur Erklärung desselben von Franz Wolfgang Ullrich, CXXII. 2
Thurisend, der Gepiden-König, CXXII. A. B. 51.
Tiber, die, CXXII. 210.
Timagenes, der Geschichtschreiber, CXXII. 31
Timoneda, Juan de, erster Novellenschreiber der Spanier, CXXII 91, 113.
Timur's siebenfache Eintheilung seines Heeres, CXXIV. 10.
Tischendorf, Dr, Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840–1844, CXXI A. B 50. — CXXIII. A. B 40 — CXXIV. A. B 1.
Titaniden, die, CXXIV. 27.
Titian, der Maler, CXXIV. 145.
Titurel, der, Ausgabe von Hahn, CXXIII 21. — CXXIV. 70
Toaste, die Siebenzahl der, CXXIV. 38.
Todsünden die, des Ritters, CXXIV. 39.
Toilette der Frauen, die, die Siebenzahl in derselben, CXXIII. 49.
Tököli's Einfall in Burzenland, CXXIV. 116
Tonmaßes, des, siebnerlei Zeiten, CXXIV 51.
Torre, Francesco de la, der Dichter, CXXII 80.
Totila, der Gothe, CXXIII A. B. 32.
Tradescant der Aeltere 1618 in Rußland, von Dr. J. Hamel, CXXIII. 260.
Trausch, Jos., Chronicon Fuchsio Lupino Oltardinum, CXXIV. 106.
Tribuswinkel, die Herrschaft bei Baden, CXXIII. A. B 26.
Tschou-schou-ki-nien, die, CXXI. 139.
Tübingen, die Pfalzgrafen von, CXXI. 76
Tu-fu, der chinesische Dichter, CXXI. 143.
Tumbeg, der Ort, CXXIII. 173.
Turan, der Brunnen in, CXXII. 213.
Turin, die Bobbienser Evangelienfragmente daselbst, CXXI. A. B. 50. — CXXIII. A B. 40. — CXXIV. A. B. 1.
Turisend, der Gepiden-König, CXXIII. A. B. 27, 30.
Turismod, Sohn des Gepiden-Königs Turisend, CXXIII. A. B. 27.
Türken, der, Eintheilung in sieben Völkerschaften, CXXIV. 6.

Tyrannen, die sieben, Roms, CXXIV. 21.

U.

Ueberlieferung, in der, die Siebenzahl, CXXIV. 74.
Ujlak, Nicolaus von, Woiwode von Siebenbürgen, CXXIII. A. B. 3.
Ulfrich, Wolfgang, Beiträge zur Erklärung des Thukydides, CXXII. 2.
Ultzindur, der hunnische Fürst, CXXII A B 39.
Ungarn, der, sieben Stämme, CXXIV. 7.
Urach, die Grafen von, CXXI. 76.
Uranos, des, sieben Töchter, CXXIV. 27.
Urban IV, Papst, CXXI. 67.
Urslingen, die freien Herren von, CXXI. 79, 80
Urwasi, CXXIII. 217.
Usen, die, CXXIV 7.
Ustrigothus, der Gepiden-Fürst, CXXIII. A. B. 31.
Uturguren, die, CXXIII. A. B. 29.

V.

Waihingen, die Grafen von, CXXI. 75.
Valbuena, der Dichter, CXXII. 80
Valckenaer, der Gelehrte, CXXIII 55 — CXXIV. 217, 219
Valerii Flacci Argon., CXXII. 211.
Valerius Maximus, CXXIII 5
Varela der Dichter, CXXII. 80.
Vasco de Gama, der Seefahrer, CXXIII. 261.
Vaudemont, Carl Thomas, General, CXXI. 46
Vega, Lope de, Obras, CXXII. 79, 80
Veldegg, Heinrich von, der Dichter, CXXIV 91.
Vellaw, ein District im Gelderlande, CXXII. A. B 23.
Vendome, der General, CXXI 44. — CXXIII 113.
Verda, Joh. Bapt., Kanzler, CXXII. A. B. 37.
Verdüner Vertrag, der, CXXIV. 255.
Veronesisches Gebirge, die zu demselben gehörigen dreizehn Comuni, deren Namen, Lage und Bevölkerung, CXXI. A. B. 41.
Velthen, Anna Katharina, Schauspieler-Prinzipalin, CXIII 228.
Vicesimum, das heutige Rakersburg, CXXIII A B. 39.
Villegas, der Dichter, CXXII 80.
Villegas, Antonio de, Historia del Abencerraje y la hermosa Jarifa, CXXII 125.
Villena, Marques de, der Dichter, CXXII. 78.
Villeroy, Marschall, CXXI. 41, 42.
Villgratner-Thal, das, CXXI. A. B. 43.
Vinci, Leonardo da, der Maler, CXXIV. 302.
Virgil, der Dichter, CXXIV. 64. 151. 180, 186, 192. 211. 215
Virués, der Dichter. CXXII 80
Visconti, Marquis, Feldmarschall-Lieutenant, CXXIII. 129
Vishnu Purana, the, by Wilson, CXXIV. 2. 54.
Vitaltanus, CXXII. A. B. 52.
Volta'sche Säule, die, CXXII. 155.
Vossius: De Historicis graecis, CXXII. 2

W.

Wacho, König, CXXII. A. B. 46.
Waffen, die sieben, der Araber, CXXIII. 48.
Wagner, Carol., Diplomatarium Comitatus Sarosiensis, CXXIII. A. B 6.
Wagner, Dr. Carl, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merk, CXXI 231.
Wagner, Fr. Guil., Fragmenta Euripidis, CXXIII. 54.
Wagram, der Ort, in Oesterreich, CXXII. A B. 6.
Waida, Johann, des Bürgermeisters von Hermannstadt, Jahresrechnung für 1593, CXXIV. 120.
Walters ohne Habe Tod vor Nicäa, CXXIV. 33.
Walthar, der Langobarde, CXXII. A. B. 50.
Warnfried, Paul, CXXII A. B. 41.
Wartburg, die, der Wettkampf der sieben Sänger auf derselben. CXXIV 50.
Waßaf's persische Geschichte, CXXII. 192
Weber's Werke, CXXIV. 29, 30.
Weiblichen Wesen, der, sieben Klassen in der Mythologie, CXXIV. 29.
Weißenburger Landtag, der, von 1625, CXXIV. 116
Weißpriacher, Andr., Rath, CXXIII. A. B. 11.
Welf VI., Herzog, CXXI 56.
Welfschen Güter, die, CXXI 71.
Weltwunder, die sieben, CXXII 222.
Wengs Schlacht bei Nördlingen 1634, CXXII. A. B. 30.
Wenilo von Sens, Erzbischof, CXXIV. 256.
Werner, Zacharias, der Dichter, CXXIV 93.
Werth, Johann, dessen Freiherrndiplom und Wapen, CXXI. A. B. 20.
Westenrieder: Glossarium germanico-latinum, CXXIV. 87.
Westermann, der Gelehrte, CXXII. 4.
Wiblingen, das Kloster, CXXI. 76.
Wieland, der Dichter, CXXI 9. — CXXIII 138. — Dessen Schah Lolo, CXXIV. 93
Wiens Siebensachen, CXXII. 221. — Pflege der Schauspielkunst daselbst, CXXIII. 231. — Wien zur Zeit der Langobarden, CXXIII. A. B. 36, 37.

Digitized by Google

Wilhelm III., König von England, CXXI. 32.
Wilhelm von Köln, der Künstler, CXXIV. 296.
Wilson: The Vishnu Purána, CXXIII. 27 – On the religious festivals of the Hindus, CXXIV. 58.
Winden, die, CXXIII. A. B. 37.
Winslow's, Edward, Schriften, CXXI. 199.
Wintrop's, John, Geschichte von Neu-England, CXXI. 199.
Wirtembergische Geschichte von Christoph Friedrich Stälin, CXXI. 48.
Wischnu's Verkörperung, CXXIV 54
Wissenschaften, die sieben Klassen der, CXXIV 44.
Wißgrill, Schauplatz des österreichischen Adels, CXXIII. A. B. 1, 2, 7, 8, 23.
Wiswaskarma, der himmlische Baumeister, CXXIV. 57.
Wochen, der, Siebenzahl, CXXIII. 11.
Woldenberg: Tractatus novus philologico-juridicus de numeris utriusque juris et canonici et civilis, CXXII. 183 — CXXIV. 19. — Dessen Septemvirale judicium, CXXIV 21.
Wordsworth, Christophorus: Theocritus, CXXIV. 206.
Wren, Christopher, CXXIII. 263.
Wurffbain: De numero septenario, CXXII. 183. — Sieben geistige und sieben leibliche Werke der Barmherzigkeit, CXXIV 34, 41. — Sieben Töchter des Hochmuths, CXXIV 42
Wurmbrand, Graf Wilh. v., dessen Collectan. genealogico-histor., CXXII. A. B. 32. — CXXIII. A. B. 15.
Württemberg, die Grafen, CXXI. 77.

X.

Xenophon's Hellenika. CXXII. 3, 8, 9, 10, 11. — CXXIV 48
Xorullo, der Vulkan, CXXI. 230.

Y.

Young, Alex., Chronicles of the first planters of the Colony of Massachusetts from 1628 to 1636, CXXI. 200.

Z.

Zabanis, des Joh., Expedition 1692 — 1693, CXXIV 116.
Zähringer, die, CXXI. 73.
Zapolya's, Johann, Ansprüche auf Mähren, CXXIV. 119
Zara's sieben Emporungen, CXXIV. 33.
Zárate, Augustin de, der Geschichtschreiber, CXXII 79.
Zárate, der Dichter, CXXII. 80.
Zenta, die Schlacht bei, CXXI. 36.
Zeyßnecker, Jakob, K. Ferdinand I. Hofmaler, von Jos. Bergmann, CXXII. A. B. 1
Ziege, derselben Siebenzahl, CXXIII. 36.
Ziegler, Johann, der Geschichtsforscher, CXXIV. 112.
Zierotin, Rittmeister Baron von, CXXI 42.
Zirknizersee, der, CXXII. 212
Zollern, die Grafen von, CXXI. 78.
Zonarae Annales, CXXIV. 27.
Zoroaster, CXXIV. 11.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

753310 Z1007 J3
Jahrbücher der literatur. v.123-124
ADM. BLDG.

753310

Z1007
J3
v.123-124

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google